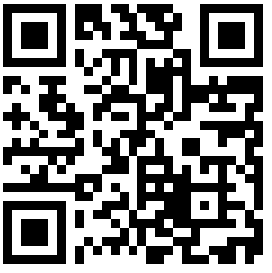
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
090.5
ZE
n. s.
v.112

REMOTE STORAGE

BOOKSTACKS OFFICE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The pages which are missing were removed because they were advertisements.

ZEITSCHRIFT

FÜR

BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN (E.V.)
DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER (E.V.)
UND DER WIENER BIBLIOPHILENGESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN
VON
GEORG WITKOWSKI

ELFTER JAHRGANG
ZWEITE HÄLFTE

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG
1920

Digitized by Google

Digitized by Google

090.5
ZE
n.s.
v.11[2]

Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

Seite

Fritz Behrend: Der Gott und den Menschen wohlgefällige Christliche Kaufmann . . 242
Eduard Berend: Ein ungedruckter Brief Rahels an Jean Paul 279
Georg Buchwald: Christian Friedrich Köhlitz und der Leipziger Kupferstich des 18. Jahrhunderts. Mit elf Bildern 223
— — Magnus Hund der Ältere von Magdeburg (gest. 1519) 275
Otto Clemen: Die Titelbordüre mit dem Parisurteil 162
Werner Deetjen: Spenden aus der Weimarer Landesbibliothek. VIII. Eine literarisch-philosophische Satire 159
Otto Erich Deutsch: Goethe und Vinzenz Raimund Grüner. Mit einem unbekannten Goethebriefe 190
Walter Gräff: Die Gründung der Engelmannschen Steindruckerei in Mülhausen i. E. Mit einer Beilage 271
Adolf Hauffen: Ein wertvolles Exemplar von Sebastian Francks Sprichwörtersammlung 254
Siegmund Hirsch: Ein unbekanntes Jugendgedicht von Novalis 193
Heinrich Klenz: Gelehrten-Kuriositäten. VII. Mäßige und unmäßige Gelehrte . . 263. 285
M. A. v. Lütgendorff: Ein Beispiel der Bücherzensur aus der guten alten Zeit. Mit einer Beilage 259
Curt Michaelis: Bibliographische Miszellen 217
Maximilian Müller-Jabusch: Die Veröffentlichungen zu den Friedensverhandlungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Buches als Mittel im politischen Kampf 226
Max Ostrop: Das künstlerische Verlagszeichen der Gegenwart. Mit 132 Bildern und 1 Tafel 147
Paul Schubring: Vespasiano da Bisticci 183
Manuel Schnitzer: Kästners Freundin. Zu seinem 200. Geburtstag (27. September 1919) 165
Erik-Ernst Schwabach: Zurück zum Buch 283
Friedrich Seebaß: Neues von und über Grabbe 178
— — Unbekannte Brentano-Literatur 236
Charlotte Steinbrucker: Goethe als Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste. Mit zwei ungedruckten Briefen Goethes 164
Th. Stettner: Das Münchner Künstlerfest von 1840 (Eugen Neureuther und Gottfried Keller.) Mit zwei Beilagen und zwei Bildern 171
Georg Stuhlfauth: Neue Beiträge zum Schrifttum des Hans Sachs und insbesondere zum Holzschnittwerk Hans Sachsischer Einzeldrucke. Mit sechs Bildern 195
Artur Tulla: Kleine Bausteine zur Bibliographie des Wiener Schauspiels im 18. Jahrhundert. III. 249
Wilhelm Waetzold: Ein Bildnis Wackenroders. Mit einer Beilage 209
Georg Witkowski: Das künstlerische Buch der Gegenwart. VII. Die Drucke der Wahlverwandten 187
— — VIII. Die Avalun-Drucke 260
— — IX. Die Orplid-Bücher 284
Fedor von Zobeltitz: Rara et Curiosa VI—XIII 210

474066

Digitized by Google

II. Beiblatt.

Spalte

Gesellschaft der Bibliophilen 385

Briefe.

Spalte

Amsterdamer Brief von *M. D. Henkel* . . . . . 433—436
Pariser Brief von *Otto Grautoff* . . . . . 385—390, 436—441, 529—534
Römischer Brief von *Ewald Rappaport* . . . . . 289—292
Wiener Brief von *Eduard Castle* . . . . . 337—344, 441—446

Von den Auktionen.

Spalte

Versteigerung im Dorotheum in Wien 446

Neue Bücher und Bilder.

Spalte

Aeschylos: Die Perser, in neuer Bearbeitung von Gertrud Küster 534
Alt-Berliner Humor um 1830, hrsg. von Otto Pniower 453
Amelangs Taschen-Bibliothek für Bücherliebhaber . 292
Robert F. Arnold: Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. 2. Aufl. 535
Svante Arrhenius: Der Lebenslauf der Planeten . 453
„Aus Natur und Geisteswelt“ 351
Julius Bab: Die deutsche Revolutionslyrik . . . 535
— Der Wille zum Drama 351, 454
Hermann Bahr: Tagebücher 2 (1918) 352
Charles Baudelaire: Über Delacroix 541
Julius Maria Becker: Gedichte. — Das letzte Gericht 346
C. F. W. Behl: Der neue Tag 345
Hans Benzmann: Ausgewählte Gedichte 536
Martin Beradt: Die Verfolgten 536
Berliner Dichterbuch 344
Hans Bethges „Lieder des Orients“ und *Schillers* Abhandlung „Über das Erhabene“ (Drucke von Gebr. Klingspor) 353
Ludwig Biro: Das Haus Molitor 353
Hedwig Bleuler-Waser: Die Dichterschwestern Regula Keller und Betsy Meyer 448
Hans Blüher: Gesammelte Aufsätze 455
Waldemar Bonsels: Norby. — Don Juan . . . 390
Hans Heinrich Borcherdt: Augustus Buchner und seine Bedeutung für die Literatur des siebzehnten Jahrhunderts 537
Karl Borinski: Die Weltwiedergeburtsidee in den neueren Zeiten 457
Jakob Boßhart: Durch Schmerzen empor . . . 354
Katarina Botsky: Der Traum 391
Hans Brandenburg: Das Theater und das neue Deutschland 538
Paul Brandt: Sehen und Erkennen 292
Richard Braungart: Neue deutsche Exlibris. 2. Folge 538
Klemens Brentano: Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia (München, Georg W. Dietrich) . 539
Carl Bröger: Der Held im Schatten 462

Spalte

Robert Budzinski: Geister- und Gespensterbuch . 463
— Glockenblume 463
Margarete von Bülow: Aus der Chronik derer von Riffelshausen. — Novellen einer Frühvollendeten 539
Jacob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien. 12. Aufl. 293
Paul Burg: Der goldene Schlüssel 463
Fritz Burger: Cézanne und Hodler 354
Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande des Freiherrn von Münchhausen (Phœbus-Verlag) 540
Paul Burkhardt: Die Landschaften in C. Spittelers „Olympischem Frühling“ 448
Ernst Cassirer: Heinrich v. Kleist und die Kantische Philosophie 464
Houston Stewart Chamberlain: Goethe 2. Aufl. . 294
— Lebenswege meines Denkens 293
Casimir von Chłędowski: Der Hof von Ferrara. — Rom. Die Menschen des Barock. — Das Italien des Rokoko 355
Maurus Carnot: Roswitha 449
Curt Corrinth: Auferstehung 356
Catalogus van Folklore in de koninklijke Bibliotheek (Haag). I. Deel. Europa 464
M. Dauthendey (†), Das Schönste von 466
Oskar Dähnhardt (†), Schwänke aus aller Welt . 466
Theodor Däubler: Der sternhelle Weg. — Der neue Standpunkt 540
Paula Dehmel: Das liebe Nest. Gesammelte Kindergedichte 466
Eugène Delacroix: Fragmente einer Selbstbiographie 541
Gustav Doré: Aus Revolutionstagen 467
Anton Dörfler: Deutsche Geschichten aus drei Welten 295
F. M. Dostojewski: Die Brüder Karamasoff (Insel-Verlag) 542
— Der Spieler und kleinere Erzählungen . . . 468
Josefa Dürck-Kaulbach: Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus 356

Digitized by Google

Spalte

Albrecht Dürer: Die Offenbarung St. Johannis. — Die große Passion. — Die kleine Passion. — Das Marienleben (Amsler & Ruthardt) . . . 542
Albert Ehrenstein: Bericht aus einem Tollhaus . 543
— Den ermordeten Brüdern 346
Walther Eidlitz: Der goldene Wind. — Der junge Gina 347
Benno Elkan: Polnische Nachtstücke 392
Paul Ernst: Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus 356
Erzähler, Altösterreichische 544
Herbert Eulenberg: Mein Leben für die Bühne . 296
Robert Faesi: Rainer Maria Rilke 297
Alfred Frankhauser: Peter der Tor und seine Liebe, erzählt nach seinen Tagebüchern 468
Claude Farrère: Kulturmenschen 544
Heinrich Federer: Eine Nacht in den Abruzzen — Der Fürchtemacher — Gebt mir meine Wildnis wieder — In Franzens Poetenstube — Patria — Tarcisius — Das Wunder in Holzschuhen . . 449
Fichtes Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Bergmann 468
Johannes Fischart: Das alte und das neue System 470
Hans W. Fischer: Der Motor 470
Hans Franck: Freie Knechte 298
— Das Pentagramm der Liebe 357
Felix Wilfried Freitag: Tragödien im Tann . . 470
Adolf Frey: Erinnerungen an Gottfried Keller . 299
A. M. Frey: Kastan und die Dirnen 359
Axel Frhr. v. Freytag-Loringhoven: Geschichte der russischen Revolution. Erster Teil 359
Friedrich von Gagern: Die Wundmale 392
Gedicht, Das neuste. 20 Hefte 471
Gesangbuch für die evangelische Kirche der Kantone Glarus, Graubünden, St. Gallen und Thurgau . 300
Karl Gjellerup: „Seit ich zuerst sie sah" . . . 545
C. Fr. Glasenapp (†): Siegfried Wagner und seine Kunst 484
Max Glaß: Masken der Freiheit 359
Goethe-Kalender 1920 546
Goethe: Das Märchen (München, Georg W. Dietrich) 546
— Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten (Kleukens-Presse) 545
Nikolaus Gogol: Der Mantel. Mit Lithographien von Walter Gramatté 471
Iwan Goll: Die Unterwelt 348
Göttingen, Aus dem alten 360
Paul Gottschalk: Die Buchkunst Gutenbergs und Schöffers 300
Ferdinand Gregori: Der Schauspieler 547
Stefan Großmann: Die Partei 547
— Der Vorleser der Kaiserin 302
Matthias Grünewalds Isenheimer Altar. Hrsg. von Max J. Friedländer 360
Emil Hadina: Suchende Liebe 548
Carl Hagemann: Spiele der Völker 548
Oskar Hagen: Matthias Grünewald 471
Ida Gräfin Hahn-Hahn: Faustine 549
Walter Hasenclever: Die Menschen 302

Spalte

F. Hastelberg: Eine Lessingreliquie aus Gleims Freundschaftstempel 304
Hauses Sonnenschein, Des, die schönsten Kinderbilder 541
Hermann Hefele: Das Gesetz der Form 549
Karl Helfferich: Die Vorgeschichte des Weltkriegs 393
Adolf Henselt-Brevier. Herausgegeben von Didi Loe 472
Georg Hermann: Randbemerkungen (1914—17) . 360
Max Herrmann: Verbannung 349
Max Hochdorf: Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers 395
E. T. A. Hoffmann: Prinzessin Brambilla 472
William Hogarth: Von Stufe zu Stufe 552
Walter Huber: Gottfried Keller und die Frauen . 450
Ricarda Huch: Erzählungen 473
— Gedichte 473
— Der Sinn der Heiligen Schrift 304
Hans von Hülsen: Den alten Göttern zu . . . 396
Humoristische Plaudereien aus dem alten Göttingen von Schorse Szültenbüger. 2. Teil: Vergangene Zeiten, von Ernst Honig 397
Otto Immisch: Das Nachleben der Antike . . . 473
Insel-Bücherei 306
Edgar Istel: Nicolo Paganini 361
Jens Peter Jacobsen: Briefe 553
Hundert Jahre A. Marcus und E. Webers Verlag, 1818—1918 552
Heinrich Eduard Jakob: Beaumarchais und Sonnenfels 307
Hanns Johst: Rolandsruf 474
André Jolles: Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne 474
Franz Kaibel: Hochverrat 397
— Die Sands und die Kotzebues 361
Georg Kaiser: Von Morgens bis Mitternachts . . 398
J. Kastan: Berlin wie es war 554
Gottfried Keller: Gesammelte Werke. Jubiläums-Ausgabe 555
— Sieben Legenden. Faksimiledruck der Handschrift 475
— Sieben Legenden. Mit Lithographien von Fritzi Löw 476
Walter Keller: Die schönsten Novellen der italienischen Renaissance 555
Graf Hermann Keyserling: Das Reisetagebuch eines Philosophen 399
Gustav Kirstein: Das Leben Adolph Menzels . . 563
Theodor Klaiber: Gottfried Keller und die Schwaben 476
Kleinstadtgeschichten, Deutsche. Herausgegeben von Otto Zoff 477
Ludwig Knapp: Gedichte 345
Jakob Kneip: Der lebendige Gott. — Nyland. Vierteljahrsschrift des Bundes für schöpferische Arbeit. Heft 2, 1918/19 308
Richard Knies: Die Herlishöfer und ihr Pfarrer . 404
Alexander Koch: Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur. Band Schlafzimmer. Neue Folge . . 477
Hertha Koenig: Blumen 404
Reinhard Koester: Der Gang des Gottlosen . . 556
Oskar Kokoschka: Vier Dramen: Orpheus und Eurydike. Der brennende Dornbusch. Mörder, Hoffnung der Frauen. Hiob 361

Digitized by Google

	Spalte
Albert Köster: Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms	363
Rudolf Krauß: Klassisches Schauspielbuch	558
— Modernes Schauspielbuch	309
Friede H. Kraze: Die von Brock	405
Rudolf Jeremias Kreutz: Die große Phrase. Erster Band	450
Kunst, Junge. Monographien über Künstler der Gegenwart	558
Isolde Kurz: Traumland	558
Carl Lange: Strom aus der Tiefe	345
Fritz Lange: Josef Lanner und Joh. Strauß	477
Albert Leitzmann: Wilhelm von Humboldt	406
Jakob Michael Reinhold Lenz: Drei Lustspiele nach dem Plautus, bearb. von W. von Scholz	310
Paul Leppin: Hüter der Freude	559
Alfred Lichtenstein: Gedichte und Geschichten	478
Friedrich Lienhard: Westmark	478
Ernst Lissauer: Die ewigen Pfingsten	349
Literarischer Ratgeber des Dürerbundes	310
C. A. Loosli: Ferdinand Hodler	479
Aug. L. Mayer: Expressionistische Miniaturen des deutschen Mittelalters	407
Michelangelo: Fresken in der Sixtinischen Kapelle (München, Bruckmann)	311
Walter von Molo: Luise	560
Christian Morgenstern (†): Der Gingganz	479
Richard Müller-Freienfels: Persönlichkeit und Weltanschauung	366
Paul Neuburger: Weimars Vermächtnis	312
Carl Neumann: Aus der Werkstatt Rembrandts	368
— Jakob Burckhardt, Deutschland und die Schweiz	407
Lauritz Nielsen: Dansk Bibliografi 1442—1550	562
Charlotte Niese, Vom Kavalier und seiner Nichte	480
Paul Nikolaus: Tänzerinnen	408
Wouter Nijhoff: Nederlandsche Bibliographie van 1500 tot 1540	312
A. de Nora: Madonnen	480
Max Nußberger: Conrad Ferdinand Meyer	451
Offenbarung des Johannes, Die. Mit Zeichnungen von Erich Waske	554
Karl Ernst Osthaus: Grundzüge der Stilentwicklung	312
Fritz von Ostini: Tat und Schuld	481
Alfons Paquet: Im kommunistischen Rußland	408
Clara Paust: Die kleine Clauß	313
Eckart Peterich: Manfred	481
J. Petersen: Das deutsche Nationaltheater	481
Johann Pilz: Miniaturen	482
Alfred Polgar: Kleine Zeit	482
Felix Poppenberg (†): Menschlichkeiten	483
Paul Pretzsch: Die Kunst Siegfried Wagners	484
W. Preyer: Zur Psychologie des Schreibens	485
Max Pulver: Zwischenspiele. Polyphem. — Narzissos	485
Reclams Universal-Bibliothek	313
Hans J. Rehfisch: Heimkehr	486
E. A. Rheinhardt: Tiefer als Liebe	347
Julius Rodenberg: Aus seinen Tagebüchern	409
Romain Rolland: Das Leben Michelangelos	409
Hermann Rollett: Republikanisches Liederbuch	486

	Spalte
Heinrich Theodor Rötscher: Die Kunst der dramatischen Darstellung	410
Dr. Chr. Ruepprecht: Allgemeine syst. Organisation von Volksbibliotheken	486
Albrecht Schaeffer: Elli oder Sieben Treppen	487
Rudolf Schiestl: Fröhliche Jugend	313
Schillers Werke, herausg. von L. Bellermann. 2. Aufl.	488
D. Carl Schmitt-Dorotic: Politische Romantik	489
Wilhelm von Scholz: Die Beichte	490
Karl Schönherr: Narrenspiel des Lebens	314
Bruno Schönlank: Blutjunge Welt	344
Arthur Schopenhauer: Aphorismen zur Lebensweisheit	314
Horst Schöttler: Plaudereien mit einer schönen Frau	314
Schröders Zeichnungen zu Zachariäs Renommisten	490
Ernst Schürch: Aus der Neuen Welt	451
Schweizerische Bibliothek. Band 6—15	451
Fritz Schwimbeck: Zeichnungen zu Meyrink, „Das Grüne Gesicht" und „Der Golem"	315
Charles Sealsfield: Österreich, wie es ist oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents	491
Emanuel von Seidl (†): Mein Stadt- und Landhaus	492
Sende-Schreiben über Bücher-Auctiones	492
Shakespeare: Troilus und Kressida, bearb. von W. von Scholz	315
Herbert Silberer: Der Traum	493
Hermann Sinsheimer: Peter Wildangers Sohn	410
Richard Skowronnek: Der weiße Adler	493
Theodor Storm: Werke (Bibliographisches Institut)	365
— Sämtliche Werke (Hesse & Becker)	365
— Sämtliche Werke (Insel-Verlag)	364
— Sämtliche Werke (Ullstein & Co.)	366
— Drei Märchen. Mit Federzeichnungen von R. von Hoerschelmann	495
— Das Schönste von	466
Hans Steiger: Der fröhliche Tote	493
Leonhard Stein: Der Flötenbläser	316
Alexander Freiherr von Sternberg: Braune Märchen	494
— Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit	317
Carl Sternheim: Chronik von des 20. Jahrh. Beginn	494
— Vier Novellen	494
Emil Strauß: Der Spiegel	317
Georg Stuhlfauth: Das Heilandkind	318
Wolfram Suchier: Augustus Drachstedt	495
Clemens Taesler: Zwischen den Toren der Ewigkeit	344
Albert Talhoff: Nicht weiter, o Herr!	496
Otto Freiherr von Taube: Russische Märchen	496
Hans Arthur Thies: Die Gnadenwahl	497
Hans Thoma: Im Winter des Lebens	497
Ludwig Thoma: Erinnerungen	498
Regina Ullmann: Gedichte	350
Ullstein-Bücher	499
Hellmuth Unger: Die Kentaurin. — Blocksberg. — Der große Fries	318
Fritz von Unruh: Vor der Entscheidung	500
Paul Verlaine: Frauen. Umdichtung von Curt Moreck	501
Wilhelm Vershofen: Tyll Eulenspiegel	500
Verville. Der Weg zum Erfolge. Deutsch von Mario Spiro	501

Digitized by Google

	Spalte
Jeanne von Vietinghoff: Die Weisheit des Guten	412
Friedrich Theodor Vischer: Auch Einer (Insel-Verlag)	502
Friedrich Vogt und *Max Koch*: Geschichte der Deutschen Literatur. 4. Aufl. Bd. 1 und 2	503
Vom Altertum zur Gegenwart	503
Oskar Walzel: Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod	504
Robert Walser: Gedichte	319
Wilhelm Weigand: Die Löffelstelze	504
Alexander von Weilen (†): Das Theater (Wiens) 1529—1740	506
Albert Welti: Gemälde und Radierungen	319
Franz Werfel: Der Gerichtstag	507
Adolf Winds: Der Schauspieler in seiner Entwicklung vom Mysterien- zum Kammerspiel	508
Karl Woermann: Geschichte der Kunst. 2. Auflage. Band 4	510
William Wolfensberger: Legenden	452
— Weltliche Andachten	452
Franz Wolff: Der Tanz ums Drama	511
Ernst Zahn: Lotte Eßlingers Wille und Weg	511
Stefan Zweig: Legende eines Lebens	513

Kleine Mitteilungen.

	Spalte
Buch oder Mappe?	370
Bücherpreise	565
Eine Beschwerde Leonhard Thurneissers bei der Universität Rostock	516
Ein schöpferischer Bücherverehrer	413
Eine zeitgenössische Chodowiecki-Kritik	515
Goethe und der Student. Ein Nachtrag zu Goethes Gesprächen	412
„Goldmacherei und Lotterie“	319
Der Leipziger Bibliophilen-Abend	513

Kataloge.

Spalte 372, 517, 569

Anzeigen.

Spalte 320, 373, 414, 518, 570

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF

Digitized by Google

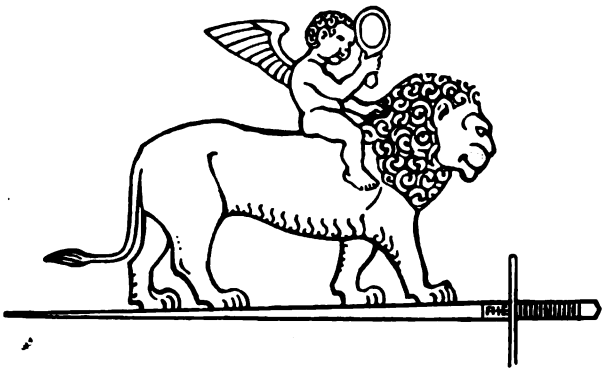
1

2

3

4

5



11

12

13

20

21

25

26

27

28

Nr. 1 und 8 zeichnete E. R. Weiß; Nr. 2—5 J. V. Cissarz; Nr. 6 Heinrich Vogeler; Nr. 7 Otto Hupp; Nr. 9 Pa

Digitized by Google

6

7

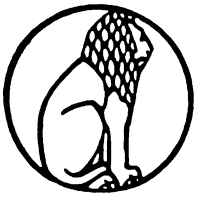
8

9

10

14

15



16

17

18

19

22

23

24

29

30

31

32

istein; Nr. 10 A. Gramatyka; Nr. 11—24 F. H. Ehmcke; Nr. 25—31 Ernst Schneider; Nr. 32 Frl. Elisab. Weber

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Das künstlerische Verlagszeichen der Gegenwart.

Von

Dr. Max Ostrop in Münster.

Mit 132 Bildern und 1 Tafel.

Das Verlagszeichen ist alt. Da in den frühesten Zeiten der neuen Buchdruckerkunst die Verleger und Drucker ein und dieselben Personen waren, so kann man die alten Marken der Drucker als die ersten Verlagszeichen ansprechen. Diese Zeichen zeigen, ihrem Ursprung aus Haus- und Hofmarken, aus Stadt- oder Familienwappen entsprechend, zu denen noch die mannigfachsten freien Gebilde aus verschiedenen allegorischen und symbolischen Emblemen hinzukommen, die auch häufig auf Haus-, Straßen- und Familiennamen anspielen, eine außerordentlich reiche und mannigfaltige, aber auch schöne und geschmackvolle Gestaltung und Ausführung, die uns, da sie meistens in Verbindung mit der Titelillustration in den Händen der ersten Künstler jener Zeit lag — unter denen uns die Namen eines Dürer und Holbein begegnen —, von einer ersten Blütezeit des künstlerischen Verlagszeichens sprechen läßt. Diese sehr verschieden und abwechslungsreich gebildeten, namentlich in figürlichen Darstellungen oft ausgezeichneten Signete der Verleger und Drucker erhalten sich in allen erdenklichen Abänderungen und Spielarten bis weit in das 17. Jahrhundert hinein, bis dann vor allem im 18. Jahrhundert ein rascher Verfall eintritt, der von dem ehemaligen Reichtum in der Hauptsache nur mehr noch das verschlungene Monogramm als Signet übrigläßt, das in frühester Zeit als selbständige Bildung nur wenig aufgetreten war. Auch im 19. Jahrhundert konnte von einem künstlerisch durchgebildeten Verlegerzeichen nicht die Rede sein.

Erst als gegen Ende des 19. Jahrhunderts, zuerst von englischem Beispiel beeinflußt, das Buchgewerbe einen neuen starken Aufschwung nahm, da wurde wieder dieses feine, unscheinbare Zeichen auf dem Titel der Aufmerksamkeit und Pflege für wert erachtet. Erst von dieser Zeit an, wo die ersten Bahnbrecher der neuen Buchkunst anfingen, Zeichnungen für diese Signete zu schaffen, die ihnen gerade durch ihre festgesetzten Grenzen eine schwierige, aber auch reizvolle Aufgabe boten, rechnet das moderne künstlerische Verlagszeichen. Aus einer rechtlichen Schutzmarke wurde es jetzt für den Verlag ein Gegenstand vornehmer, künstlerischer Reklame, für den Zeichner ein Anlaß zu künstlerischer Betätigung. Die Entwicklung der neuen Buchkunst von den ersten oft noch unsicheren und vielfach verfehlten Anfängen an läßt sich an diesem kleinen, aber doch so außerordentlich wandlungsfähigen graphischen Objekt gut erkennen.

Bild 1

Bild 5

Bild 2

Künstler wie Otto Eckmann, Josef Sattler, Melchior Lechter u. a. sind demnach auch die Ersten gewesen, die uns wieder Verlegerzeichen in künstlerischer Ausführung geschaffen haben. So rühren von *Otto Eckmann*, dem Schöpfer des bekannten, uns jetzt in seiner ornamentalen Linienrhythmik schon so eigenartig anmutenden Zeichens der Woche mit der „7", einige der bestgelungenen Verlagszeichen jener Zeit her, die uns auch heute noch —

Digitized by Google

Bild 3

Bild 4

oft freilich mit manchen Einschränkungen — gefallen können, wie z. B. das für den Verlag J. F. Schreiber, München (Bild 1), während das Signet für den Verlag G. Bondi, Berlin, als weniger gut bezeichnet werden muß. Bei dem Zeichen für den S. Fischer Verlag, Berlin (Bild 2), war die Anknüpfung an den Familiennamen das gegebene Motiv der Zeichnung. Auch der Verlag F. Bruckmann, München, besitzt ein an einen älteren Holzschnitt (Bild 3) anknüpfendes, großzügiger gehaltenes Zeichen von ihm (Bild 4). Das Signet, das für diesen Verlag von *B. Rysselberghe* gezeichnet ist, verrät mit seinem Linienornament ganz deutlich und bezeichnend den sogenannten Jugendstil jener Zeit (Bild 5).

Blild 6

Bild 7

Bild 8

Digitized by Google

Die Zeichen, die *Josef Sattler* entworfen hat — für Schuster & Loeffler, Berlin (Bild 6), G. Grote, Berlin (Bild 7 u. 8), A. Stargardt, Berlin, — entsprechen weit weniger den bestimmten Anforderungen, die ein Verlegerzeichen stellt. Er ist in die Fehler verfallen, die der Künstler gerade bei diesem anspruchslosen, nur geringen Umfang einnehmenden Zeichen vermeiden muß; er gibt große, inhaltsreiche, vielfigurige Kompositionen, die zuviel Detail aufweisen, zu sehr ins Einzelne gehen und deshalb unübersichtlich, kaum erkennbar sind; seine Verlagszeichen wirken nur, wenn sie in großem Format gegeben werden, was aber dem praktischen Gebrauch zuwiderläuft. Eine Ausnahme macht vielleicht ein Signet für G. Grote (Bild 7), bei dem er sich auf das Monogramm beschränkt hat, das aber an einer störenden Unklarheit leidet.

Auch *Melchior Lechter* ist in seinem Zeichen für den Deutschherren-Verlag, Königsberg, das jetzt nicht mehr in Gebrauch ist, noch in diesen Fehler der Unübersichtlichkeit infolge der allzu reichen Zeichnung verfallen, während er in jüngerer Zeit für Georg Bondi, Berlin, ein ausgezeichnetes Monogrammsignet gezeichnet hat (Bild 9). Ferner rühren noch von ihm drei Zeichen der „Blätter für die Kunst" her, zum Teil ganz in seiner unverkennbaren Formengebung (Bild 10).

Bild 9

Ein anderer Altmeister des neuen deutschen Buchgewerbes, *Hermann Bek-gran*, hat für den C. H. Beckschen Verlag, München, das alte Buchhändleremblem, den Greifen, neu umgeformt (Bild 11); er ist dabei aber noch zu kleinlich, noch zu sehr in den Einzelheiten hängen geblieben, so daß das Zeichen wohl in großer Wiedergabe, aber nicht mehr in der anzuwendenden Größe gut wirkt.

Bild 10

Der Verlag F. Fontane, Berlin, besitzt zwei Signete, die für diese Anfänge der neuen Buchkunst bezeichnend sind: das von *Martini*, eines der ältesten, 1891 gezeichnet in dem stillosen, verwilderten Ungeschmack jener Zeit (Bild 12), dem gegenüber das von *Otto Seeck* (1896) schon, namentlich in der Komposition, einen großen Fortschritt bedeutet (Bild 13).

Peter Behrens, von dem ja auch das bekannte A E G-Zeichen stammt, hat in dem ebenfalls allbekannten Signet für den Inselverlag, Leipzig (Bild 14), das Beispiel eines der besten Verlagszeichen gegeben, ein klares und einfaches, alles Überflüssige vermeidendes, sich dem Auge leicht einprägendes Zeichen, nur auf ein einziges figürliches Motiv beschränkt, das in vorbildlicher Weise gestaltet ist. Eine Variante dieses Schiffes hat später noch *Eric Gill* gezeichnet (Bild 15), *Marcus Behmer* hat es in Verbindung mit der Titelillustration reicher ausgeführt.

Auch *Georg Barlösius*, gleichfalls einer der Führer der Buchgewerbekunst, hat auf dem Gebiete des Verlegerzeichens gearbeitet und so für den Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, ein Zeichen geschaffen (Bild 16), das seine etwas archaisierende Eigenart nicht verkennen läßt. Für ein Verlagszeichen aber ist es zu anspruchsvoll; er gibt auch noch zuviel, der Verlag verwendet denn auch jetzt in richtiger Erkenntnis dessen meistens nur mehr das obere Detail des Entwurfes. Ferner hat Barlösius für Eug. Salzer, Heilbronn, das Zeichen gleichfalls mit einem Sämann entworfen.

Die Verlagszeichen von *Alois Kolb*, für Klinkhardt & Biermann, Leipzig (Bild 17), K. R. Langewiesche, Königstein (Bild 18 u. 19) — den prächtigen Schmied mußte er infolge des

Bild 11

Bild 12

Bild 13

Digitized by Google

Bild 14

Bild 16

Bild 15

Widerspruches einer Tee-Engros-Firma leider wieder umändern —, verkennen auch noch den Charakter des Signets, sie sind rein graphisch gedacht, in größerem Maßstabe gezeichnet, und in der Zurückführung auf ihre gebräuchliche Größe verlieren sie fast alle Feinheiten. Dieser formale Nachteil wird auch durch den gedanklichen Inhalt nicht aufgehoben. Ein älteres, etwas an dieser Kleinlichkeit leidendes Verlegerzeichen besitzt auch Carl Reißner, Dresden, das von *Max Brösel* entworfen ist (Bild 20).

Th. Th. Heine hat den Bulldoggenkopf des Simplicissimus in geschickter Weise auch in ein Signet für diesen Verlag umgewandelt. Von ihm stammt gleichfalls eine schöne Version des A. Langenschen Signets mit der Wage (Bild 21) und ein ausgezeichnetes, klares Zeichen für den H. v. Weber-Verlag, München (Bild 22), das, rein geometrisch gedacht, sich fast nur auf die Initialen beschränkt.

Eine hübsche Abwandlung eines solchen Initialensignetes gibt *F. O. Cissarz* in dem Zeichen für Ad. Bonz & Cie., Stuttgart (Bild 23), in dem er, ohne irgendwie steif oder unschön zu werden, die Buchstaben in die einzelnen Kreisviertel eingeschrieben hat und so eine äußerst gefällige Wirkung hervorruft. Auch an dem Zeichen für die Verlagsanstalt Al. Koch, Darmstadt (Bild 24), das auf eine Anregung des Hofrats Alexander Koch von mehreren Künstlern ausgestaltet wurde, ist Cissarz beteiligt, der auch den schönen Kopf in dem Zeichen für den Kunstwart gezeichnet hat. In der langen Reihe der künstlerischen Gestaltungen, die das Signet des Verlages Eugen Diederichs, Jena, der bekannte Löwe, gefunden hat, der, wie

Bild 18 (ursprüngliche Fassung)

Bild 17

Bild 20

Bild 19 (abgeänderte Fassung)

Digitized by Google

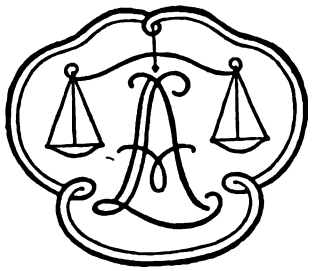


Bild 21

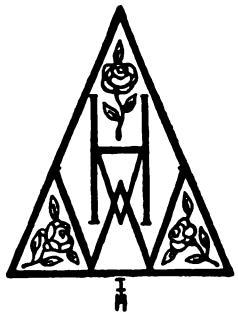


Bild 22

Bild 26

noch die ersten Bildungen zeigen (s. Taf.), ursprünglich auf Donatellos Florentiner „Marzocco" zurückgeht, hat Cissarz vier Zeichnungen geliefert, indem er dem Löwen zuerst jene stilisierte, seitwärts gesehene Ausführung gab, die später von den anderen Künstlern übernommen wurde. So verlieh ihm *Heinrich Vogeler* eine etwas merkwürdig frisierte Haarmähne (s. Taf.). Die zarte, feine Linienführung Vogelers zeigt wie dieses Zeichen auch das, ganz den Vogelerschen Typus tragende für den Verlag Herm. A. Wiechmann (Bild 25), nicht gerade ein besonders glückliches Verlegerzeichen.

Wie ein altes, durch die Tradition übernommenes Verlagssignet in schöner Weise dem modernen Empfinden und den heutigen Ansprüchen entsprechend umgewandelt werden kann, zeigt der Greif des Velhagen & Klasingschen Verlages (Bild 26), dem *Heinrich Wieynk* ein neuzeitliches Aussehen gegeben hat, das sich vorteilhaft abhebt von den anderen Greifen der Verlage Westermann, Cotta, Rütten & Loening. Vortrefflich ist auch Wieynks in seiner hübschen Kursiv gezeichnetes Monogrammsignet für Julius Bard, Berlin (Bild 27).

Ebenso wie Wieynk hat auch *Rudolf Koch* aus seinen Frakturbuchstaben ein aus den Initialen bestehendes Verlagszeichen für Fritz Heyder, Zehlendorf, geschaffen (Bild 28), das in seiner geschlossenen Komposition, seiner kräftigen Formengebung und der Klarheit der Anordnung der Buchstaben ein ausgezeichnet gelungenes Monogramm-Verlagszeichen darstellt. Für denselben Verlag gestaltete noch *Lucie Heyder* den Kopf des Ritters aus Dürers Holzschnitt „Ritter, Tod und Teufel" zu einem bildkräftigen Zeichen um, das aber in seiner starken Aufdringlichkeit nicht überall am Platze sein wird (Bild 29).

Der Gelbe Verlag, Dachau bei München, hat sich sein Verlagszeichen aus einem mittelalterlichen Innungsbuch geholt, Rud. Koch hat die entsprechenden Initialen eingesetzt, und so ist ein recht originelles, ornamental wirksames Signet entstanden (Bild 30). In ähnlicher Weise hat, von einem gegebenen Vorbilde, einem Originalbilde des Hans Sachs ausgehend, der Münchener Maler *Hans Stubenrauch* für den Hans Sachs-Verlag, München, ein in seiner etwas altertümelnd gehaltenen Fassung recht glückliches Verlagszeichen geschaffen (Bild 31).

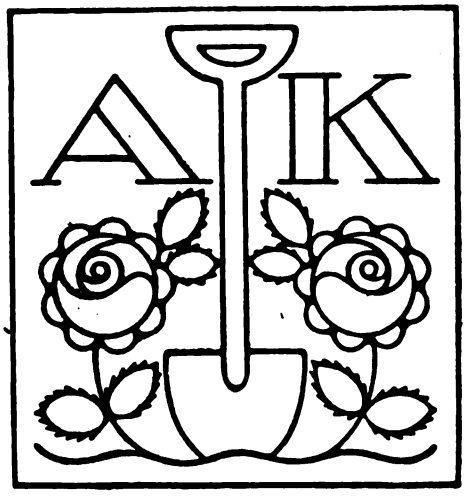


Bild 24

Bild 25

Bild 23

Bild 27

Digitized by Google

Bild 28

Der Medailleur *Maximilian Dasio* hat sich ebenfalls auf diesem Gebiete betätigt. Der Verlag Wilh. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen, verdankt ihm ein dem gedanklichen Inhalt und der Form nach vollendetes Zeichen (Bild 32), das später von Frau *Dora Brandenburg-Polster* noch etwas kräftiger ausgeführt wurde (Bild 33). Für Egon Fleischel & Co., Berlin, hat *Karl Schnebel* das Verlagszeichen mit den vier Kornähren entworfen (Bild 34), das im Zusammenhang mit dem jeweiligen Titel oder Umschlag unter der Hand verschiedener Künstler, wie z. B. Ehmke, einen dementsprechend leicht geänderten Ausdruck angenommen hat.

Bild 30

Auch von dem Plakatkünstler *Lucian Bernhard* rühren verschiedene Verlegerzeichen her, so für Meyer & Jessen, Berlin (Bild 35), Axel Junker, Berlin, die Deutsche Bibliothek, Berlin (Bild 36), die seine Art nicht verleugnen. Weise Beschränkung in den Mitteln, klare, einprägsame Zeichnung, feste, geschlossene Formengebung schaffen Signete, die sich weniger auf dem Titelblatt, auf dem sie zu schwer, aufdringlich wirken, als vor allem auf den Umschlägen der Bücher gut ausnehmen, die so in der Schaufensterauslage sofort als Erzeugnisse dieses oder jenes gleichen Verlages ins Auge fallen.

Bild 31

Bild 29

Bernhards Münchener Antipode, *Ludwig Hohlwein*, hat für den Bergstadt-Verlag, Breslau, ein etwas ungewöhnliches, recht kräftiges Zeichen entworfen (Bild 37), das sein Hervorgehen aus einem Plakat nicht verleugnen kann, aber trotz des kleinen Umfanges die Übersichtlichkeit und Klarheit nicht verloren hat.

Bild 32

Der Leipziger Graphiker *Georg Belwe* hat eine Reihe von Signeten geschaffen, unter denen sich aber nur wenige Verlagssignete befinden; bei diesen hat er sich fast nur auf das Monogramm beschränkt: einfach und anspruchslos, wie die für den Verlag Quelle & Meyer, Leipzig (Bild 38 u. 39) — für den auch *Paul Hartmann* gearbeitet hat (Bild 40 u. 41) —, hübscher und eigenartiger für die Verlagsanstalt Wilhelm Diebener, Leipzig (Bild 42). Ebenfalls für Leipziger Verlage, wie den Xenien-Verlag (Bild 43), Voigtländers Verlag, hat *Erich Gruner* knapp und klar gehaltene Monogrammsignete gezeichnet, die durchaus den Markencharakter innehalten. Ein nicht einfaches Schriftsignet für die Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Berlin, in das sämtliche Initialen hineingebracht werden mußten, hat *Bernhard Lorenz* mit Glück zu bewältigen gewußt (Bild 44); daneben gibt es noch ein weniger gutes figürliches Zeichen von ihm für denselben Verlag.

Bild 33

Bild 34

Bild 35

Bild 37

Bild 36

Digitized by Google

Bild 41

Bild 38

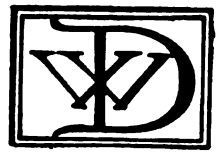


Bild 42

Bild 40

Bild 39

Einer der tätigsten und vielseitigsten Schöpfer von künstlerischen Signeten ist *F. H. Ehmke*. Ehmke geht über das einfache Monogramm hinaus, ein ornamentales oder figürliches Motiv tritt meistens hinzu, doch bleibt das Zeichen außerordentlich klar und einfach, beschränkt sich auf wenige starke Linien, wie z. B. seine Umzeichnung der Langenschen Wage (Bild 45) oder die beiden Signete für den Furche-Verlag (Bild 46 u. 47). Sehr hübsch sind die verschiedenen Fassungen, die er dem Zeichen für den Delphin-Verlag gegeben hat, in dem der zum Ornament stilisierte Delphin in oft abweichender Verwendung auftritt (Bild 48—53). Auch für Reclams Universalbibliothek hat er ein neues, den modernen Anforderungen angepaßtes Zeichen geschaffen (Bild 54). Namentlich aber hat Ehmke viel für den Eugen Diederichs-Verlag gearbeitet, dessen Signet er eine stets neue, wechselnde, meist im Rahmen des Titels dem Charakter des Buches entsprechende Ausführung zu verleihen wußte, bis er schließlich den Löwen auf die denkbar einfachste Formel gebracht und ihm, in einen Kreis eingezeichnet,

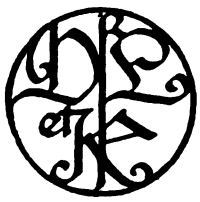


Bild 44

Bild 45

Bild 43

Bild 46

Bild 47

die heute gebräuchlichste Gestalt gegeben hat (s. Taf.). Verschiedene dieser Zeichen, namentlich die jüngsten für die Sammlung der Märchen der Weltliteratur, müssen aber im Zusammenhang mit den Titeln gesehen werden, da sie als eins mit diesen gezeichnet wurden und in ihrem Stil auf das Land hindeuten, dessen Märchen der Band enthält.

Gleichfalls sehr fruchtbar auf dem Felde des Signets ist der Münchener Graphiker *Paul Renner*, der in seinen Verlegerzeichen das Monogramm bevorzugt und den Initialen eine sehr gefällige, schmuckhafte Ausgestaltung zu geben weiß, wie dies namentlich die Signete für R. Piper & Co., München, zeigen (Bild 55—57). Sehr ansprechend, graziös ist auch sein Zeichen für den Verlag G. Grote (Bild 58 u. 59). Vor allem ist aber sein Verlagszeichen für C. H. Beck zu nennen (Bild 60), ein Monogrammsignet, das sich durch seinen eleganten Schwung, seine entzückende Linienführung vor vielen anderen auszeichnet. Auch für die Münchener Verlage F. Bruckmann (Bild 61) und Georg Müller (Bild 62) hat er gearbeitet. — Für G. Grote hat *Elk Falus* ein dem Rennerschen in der Form ähnliches Zeichen entworfen (Bild 63); auch *Hugo Steiner-Prag* war für diesen Verlag tätig (Bild 64

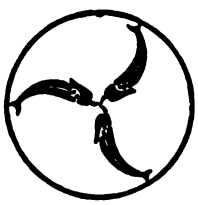


Bild 52

Bild 54

Bild 53

Bild 48

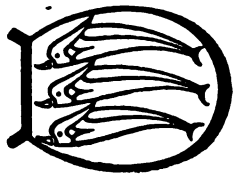


Bild 50

Bild 51

Bild 49

Digitized by Google

Bild 55

Bild 56

Bild 57

Bild 60

bis 66). Und für R. Piper hat neben Renner *Carl Soffel* ein Verlegerzeichen geschaffen (Bild 69), das man aber nicht gerade als besonders zweckentsprechend ansehen kann, da diesem merkwürdigen Zeichen jede Beziehung zu dem Verlage, dem es gehört, fehlt.

Von hervorragender Eigenart sind die Verlagszeichen, die *Emil Preetorius* gezeichnet hat, dieser geist- und phantasievolle Künstler, der sich nie mit den bloßen Initialen begnügt, sondern immer ein ornamentales oder bildliches, sinnvolles Symbol findet, das er in außerordentlich geschickter Weise dem Zweck entsprechend umzuwandeln und wiederzugeben versteht, so daß Signete entstehen, die in ihrem Reichtum, ihren stets originellen Erfindungen, ihren immer neuen Vorwürfen einzig dastehen, und die namentlich den Charakter eines solchen Zeichens in ihrer einfachen und klaren, auf alles Wesentliche beschränkten Gestaltung knapp und sicher treffen. Er ist sehr viel für den Verlag Kurt Wolff, Leipzig, tätig gewesen (Bild 70—74), unter dessen Signeten namentlich die schönen für den Neuen Geist-Verlag und den Neuen Pan hervorzuheben sind, die geradezu als Muster von Verlagszeichen gelten können. Auch von den beiden Zeichen für den Rolandverlag, Pasing bei München (Bild 75 u. 76), ist vor allem das erste in seiner Schlichtheit, mit der sich eine formvollendete Wiedergabe paart, eine seiner glücklichsten Schöpfungen. Ältere Verlegerzeichen von Preetorius besitzen der Wunderhorn- und der Dreililien-Verlag in München, der Verlag Jos. Singer, Straßburg.

Bild 58

Bild 63

Bild 59

Bild 61

Neben Preetorius steht als einer der Hauptschöpfer des modernen künstlerischen Verlagszeichens *Walter Tiemann*, auch er reich und vielgestaltig, und, wenn man so sagen darf, vornehmer als Preetorius, sich noch mehr auf das Notwendigste beschränkend. Seine wandlungsfähige Formengebung lernt man namentlich in den vielen Versionen kennen, die er dem Langenschen Verlagszeichen, der Wage mit dem Monogramm, zu geben gewußt hat (Bild 77—84), das er unter steter Beibehaltung der nun einmal gegebenen Komposition doch auf die mannigfaltigste Weise variiert hat, ein rechtes Beispiel für den Reichtum seiner künstlerischen Phantasie. — Die älteste Fassung dieses Zeichens stammt von *Ignatius Taschner* (Bild 85). — Ganz außerordentlich originell, witzig ist Tiemanns famoser Zwiebelfisch für Hans von Weber (Bild 86 u. 87). Andere schöne Verlegerzeichen von ihm besitzen Gustav Kiepenheuer, Weimar (Bild 88 u. 89), der Hyperion-Verlag (Bild 90), F. Bruckmann mehrere,

Bild 62

Bild 64

Bild 65

Bild 66

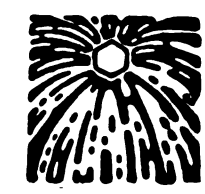


Bild 69

Digitized by Google

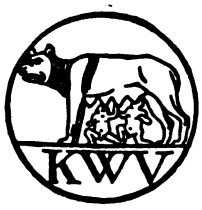


Bild 70

Bild 71

Bild 72

Bild 73

stark voneinander abweichende (Bild 93—95), von denen sich namentlich das jüngste durch seinen klaren, durchsichtigen Aufbau auszeichnet, ferner noch B. G. Teubner, sowie E. Poeschel und Jul. Zeitler in Leipzig.

Einer der fruchtbarsten Signetzeichner ist der Berliner Buchkünstler *E. R. Weiß*, und seine Signete sind fast durchweg für die Buchausstattung bestimmt. E. R. Weiß aber beschränkt sich im Gegensatz zu Preetorius und Tiemann

Bild 74

in seinen Verlagszeichen mit wenigen Ausnahmen — wie z. B. für den Tempel-Verlag (Bild 96), wo ja Initialen fehlen — auf die Buchstaben; er ist der Meister des Monogrammsignets, das er beherrscht in allen seinen Spielarten und Abwechslungen von dem schlichten Nebeneinandersetzen der einfach gehaltenen Buchstaben, wie bei Julius Bard (Bild 97) und Georg Müller (Bild 98), bis zum reichsten und krausesten Ineinanderziehen und Verschnörkeln der Buchstaben, wie z. B. in den Zeichen des Verlages der Weißen Blätter (Bild 99 u. 100). Seine ganze Abwechslungsfähigkeit in der Gestaltung des Monogramms geben die vielen Verlagszeichen für den S. Fischer Verlag, Berlin, kund (Bild 101—104), die man Variationen über das Thema S F V nennen könnte, und von denen die Bilder nur eine kleine Auslese bringen. Ferner sind noch von ihm u. a. die Initialzeichen für die Verlage Reimar Hobbing, Berlin (Bild 105), Klinkhardt & Biermann (Bild 106) und Rütten & Loening, Frankfurt, zu nennen. Auch für den Inselverlag hat er eine Variante seines Schiffes geschaffen (Bild 107), das aber nur für die Bibliothek der Romane gebraucht wird. Aus der Frühzeit des Künstlers rühren noch die beiden Zeichen für Eugen Diederichs her, die den Löwen Donatellos zuerst

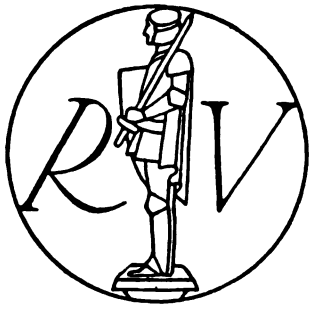


Bild 75

Bild 76

Bild 80

Bild 79

Bild 77

Bild 82

Bild 81

Digitized by Google

Bild 78

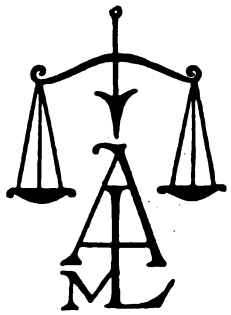


Bild 83

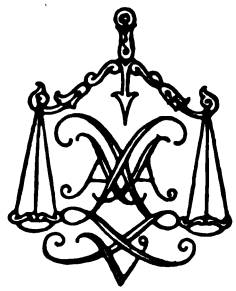


Bild 84

Bild 85

noch ganz realistisch wiedergegeben (s. Taf.). — Das Monogrammsignet, in der Art, wie es vornehmlich E. R. Weiß gepflegt hat, wird in neuerer Zeit von den Künstlern für Verlegerzeichen bevorzugt; die bildliche, figürliche Darstellung, die z. B. noch *Hermann Haas* in dem ganz modern aufgefaßten Baumhauer für den Verlag Ernst Reinhardt, München (Bild 108), oder *Richard Lotter* für Gebr. Paetel, Berlin (Bild 109), gebraucht hat, tritt immer mehr zurück. Die Künstler haben es verstanden, ihm eine stets neue Möglichkeit der Gestaltung, der geschmackvollen Ausführung zu verleihen. Aus der überreichen Menge solcher Verlagszeichen können hier nur einige wenige Beispiele angeführt werden. So besitzt der Verlag J. Engelhorns Nachfolger, Stuttgart — der sich sein altes Zeichen mit dem auf den Namen bezüglichen Horn blasenden Engel auch in ein modernes Gewand hat kleiden lassen (Bild 110) —, eine Reihe hübscher, mannigfach variierender Monogrammsignete, die von *Karl Sigrist* (Bild 111 u. 112), *Paul Lang* (Bild 113 u. 114) und von *Walter Thamm* entworfen sind. Dieser letzte junge Kemptener Künstler ist namentlich für den Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart, tätig gewesen und hat hierfür in einer Reihe von Zeichen aus den drei S sehr gute ornamentale Wirkungen herausgeholt (Bild 115—120). Auch *Maria Juts* hat, wenigstens in zwei Zeichen, diese drei gleichen Buch-

Bild 86

Bild 87

Bild 88

Bild 94

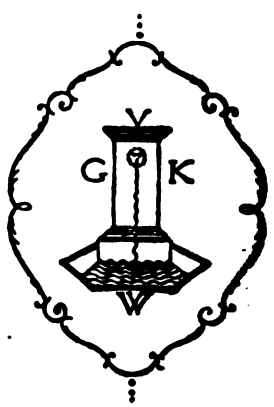


Bild 89

Bild 93

Bild 90

Digitized by Google

Bild 97

Bild 95

Bild 102

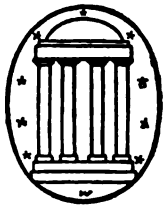


Bild 96

Bild 100

Bild 99

Bild 98

Bild 101

Bild 103

Bild 104

Bild 107

Bild 106

Bild 105

Bild 109

Bild 108

Bild 112

Bild 110

Bild 111

Bild 113

Bild 114

Digitized by Google

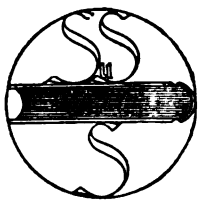


Bild 115

Bild 116

Bild 117

Bild 118

Bild 119

Bild 120

Bild 121

Bild 122

Bild 123

staben geschickt zu vereinigen verstanden (Bild 121—123). Recht gefällig ist das Buchstabenzeichen, das *Peter Schnorr* nach Angaben des Verlegers Wilhelm Meyer-Ilschen, Stuttgart, gezeichnet hat (Bild 125), während das Zeichen *John Höxters* für Wilhelm Borngräber, Berlin (Bild 126), an einer störenden Unübersichtlichkeit leidet, die nicht leicht die drei Initialen erkennen läßt. Ein ganz selbständig dastehendes, ungewöhnliches Monogrammsignet, das in seiner letztmöglichen Einfachheit äußerst vornehm wirkt, hat *Momme Nissen* für den Verlag Alfred Janssen, Hamburg, geschaffen (Bild 127); leider wird es nicht mehr gebraucht. Von ganz hervorragender, kräftiger Wirkung, vor allem in größerem Formate ist das prächtige

Bild 126

Bild 125

Bild 127

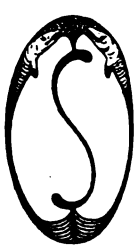


Bild 130

Monogrammzeichen, das der Züricher Verlag Rascher & Co. dem Maler *Baumberger* verdankt (Bild 128), während sich das Zeichen *de Pralteres* durch seine Originalität auszeichnet (Bild 129). Gleichfalls über ein recht eigen- und einzigartiges, schlagkräftiges Signet, das bereits wieder über das bloße Monogramm hinausgeht, verfügt der Salm-Verlag, Köln (Bild 130), eine außerordentlich glückliche und gelungene Schöpfung des jungen Kölner Künstlers *Eduard Horst*. Den Schluß möge *Emil Pirchan*, der Schöpfer des Zeichens der „Brücke", bilden mit seinem so schlichten und doch „so geistreich gedachten und in den wendenden Linien so glücklich geführten" Signet für den Verlag „Die Wende" (Bild 131 u. 132).

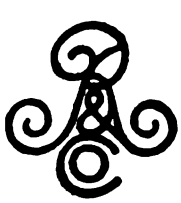


Bild 128

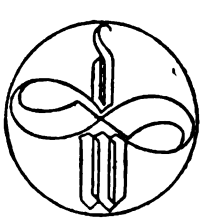


Bild 131

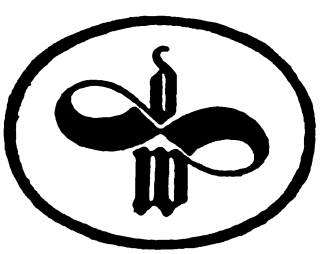


Bild 132

Bild 129

Digitized by Google

Diese wenigen Beispiele mögen für viele genügen; sie zeigen jedenfalls, daß der Stand der künstlerischen Leistung auf diesem kleinen, aber recht schwierige Anforderungen stellenden graphischen Gebiete durchschnittlich ein sehr hoher ist, der sich zu Meisterstücken steigert bei den Werken unserer ersten zeitgenössischen Buchkünstler, während man verhältnismäßig wenige Stücke finden wird, die man als verfehlt bezeichnen muß. Das allzu starke Vorherrschen des Monogramm-Verlagszeichens in jüngster Zeit ist weniger zu begrüßen. So hübsche Sachen darin geleistet sein mögen, tritt doch die Fähigkeit zurück, in dieses Zeichen mehr, eine tiefere geistreiche Bedeutung, sei es auf den Besitzer, sei es auf die Art des Verlages, hineinzulegen.

Bei dieser neuen Blüte des Verlegerzeichens ist es nicht mit dem regen Eifer des Künstlers allein getan. Vor allem müssen die Verleger diesem Zeichen ihre Förderung angedeihen lassen; und da ist es nun sehr erfreulich, feststellen zu können, daß allenthalben die alten Verlage ihre durch die Tradition übernommenen Signete dem neuen Geschmack entsprechend umändern, oder sich auch neue daneben zeichnen lassen, und die erst jüngst entstandenen es sich sofort angelegen sein lassen, mit einem geschmackvollen, künstlerisch hochstehenden Verlagszeichen aufzutreten. Sie handeln dabei aus eigenem wohlverstandenen Interesse, da gerade dieses unaufdringliche, überall leicht anzubringende Zeichen stets als gutes und geschmackvolles Reklamemittel dienen kann. So sind denn dem Zusammenarbeiten von Künstler und Verlag die schönen Ergebnisse zu verdanken, die wir jetzt vor uns sehen.

Es ist bedauerlich, daß bei diesen geringfügigen Zeichen, in denen doch meistens ein recht großes Können steckt, der Künstler selbst fast ganz zurücktritt, da es ihm nur sehr selten möglich ist, bei einem Signet, wo jeder kleine Strich und Punkt kostbar ist, sein Monogramm anzubringen; so ist der Name des Schöpfers nur den wenigen bekannt, die seine Eigenart und Linienführung schon gut kennen. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, den Schöpfern unserer künstlerischen Verlagszeichen zu verdienter Anerkennung zu verhelfen und die Wertschätzung der kleinen Kunstwerke, die man fast täglich vor Augen sieht, ohne sie näher zu beachten, zu steigern. Denn an ihnen bewährt sich das Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Spenden aus der Weimarer Landesbibliothek.

Von

deren Direktor Professor Dr. Werner Deetjen.

VIII. Eine literarisch-philosophische Satire.

Unsere Bibliothek besitzt ein sonst nirgends nachweisbares Bändchen, betitelt: Der / Engel Gabriel / und die / Gebrüder Schlegel / nebst / einem Durchfluge Gabriels / von / Jena über Halle und Wittenberg nach / Berlin. / Gabrielopolis, / 1799. [Sign. Dd, 4: 227 [19].] Ich brachte in Erfahrung, daß es den zweiten Teil bildet zu einem andern, im Besitz der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen, das den Titel trägt: Die / Erscheinungen / des / Engels Gabriel. / Oder: / der Engel Gabriel / und / Johann Gottlieb Fichte. / Erster Theil. / Im siebenten Jahr der Fichte'schen / Offenbarungen. [Sign.: Hist. Philos. 2713.][1]

Der erste Teil beginnt nach Widmung, Vorbericht und Einleitung mit dem ersten Akt, der in einer Oktobernacht des Jahres 1791 an den Ufern der Ostsee spielt. Thema: „Der Engel Gabriel offenbart sich dem Candidaten des heil. Predigtamts Johann Gottlieb Fichte, und giebt ihm die Kritik aller Offenbarung ein." Der Verfasser nimmt hier spöttisch die ganze Vergangenheit Fichtes durch und glossiert im besonderen boshaft seine ersten Beziehungen zu Kant, die Entstehung seines wissenschaftlichen Rufes und das Zustandekommen seiner Ehe. Der zweite Akt führt uns an die Ufer des Züricher Sees. Sein Thema lautet: „Der Engel Gabriel offenbart sich Johann Gottlieb Fichte, dem Gelehrten, giebt ihm die Beyträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution; Ersten Teils ein, und macht ihn zum — Professor in Jena." Nach der Darstellung des Verfassers erscheint Fichte als ein ganz unselbständiger Kopf, den Ruf der weimarischen Regierung nach Jena 1794 habe er nur dem Versprechen zu verdanken, die von demokratisch-

1 Holzmann und Bohatta führen beide Bücher an, geben aber die Titel ungenau nach ihren Quellen wieder, haben sie also schwerlich in der Hand gehabt.

Digitized by Google

republikanischem Geist durchwehte Schrift über die französische Revolution nicht fortzusetzen. Der Schauplatz des dritten Aktes ist Jena, Gegenstand der Satire die gegen Fichte erhobene Anklage wegen Atheismus und die in dieser Angelegenheit von Fichte an den weimarischen Minister von Voigt gerichteten Briefe.

Der zweite (unserer Bibliothek gehörige) Teil setzt nach einer Einleitung mit einem Abschnitt ein, betitelt: „Der Engel Gabriel und die Gebrüder August Wilhelm und Friedrich Schlegel in Jena und Berlin. In Fragmenten." Der Verfasser geißelt in einer „Vorerinnerung" die Ruhmredigkeit der beiden Romantiker und ihre Beziehungen zu Fichte und persifiert dann in vier „Fragmenten", der in der älteren Romantik so beliebten Form, 1. die klassisch-philologischen Studien der Schlegels, die Gründung des Athenäums und Friedrichs Vorbereitungen zu einer Geschichte der Griechen und Römer („Die Griechen und Römer. Historische und kritische Versuche über das klassische Alterthum von Friedrich Schlegel. Erster [einziger] Band. Neustrelitz, 1797.") 2. Wilhelms Verhältnis zu seinem Lehrmeister Gottfried August Bürger einerseits und zu Schiller andererseits. (Es wird dem älteren Schlegel verblümt der Vorwurf gemacht, an Bürger, da er dessen „Partei" verließ und mit seinem „Erzfeinde" Schiller „gemeinsame Sache" machte, undankbar behandelt zu haben. Rücksichtsloses Strebertum sei der Grund seines Verhaltens.) 3. Die Anschauung der Schlegels über die „großen Tendenzen des Jahrhunderts" mit einem obszönen Seitenhieb auf Friedrichs „Lucinde". 4. Ihre Beziehungen zu Goethe und Schiller, als deren „Waffenträger" und „Parasiten" die Schlegels verspottet werden; Wilhelms Mitarbeit an den Horen, Friedrichs Fragment über Goethe in Reichardts „Deutschland" (1796, 2. St., S. 258—61), beider Brüder Rezensionen in der Allgemeinen Literaturzeitung, besonders Wilhelms Kritik von „Hermann und Dorothea", „welche — mirabile dictu — länger ist, als das Buch selbst". Es folgen unter dem Titel „Schluß-Seufzer" 25 bittere Epigramme gegen die Brüder, betreffend ihr Verhältnis zur Philosophie, im besonderen zur Ästhetik, zum Griechentum, zu Shakespeare, Dante, zur Allgemeinen Literaturzeitung, zum Athenäum, zu Wieland, „Concurs der Creditoren" (vgl. Athenäum II, S. 340), zu Voltaire, sowie zu Friedrichs Lucinde und ihrem Anwalt Schleiermacher. Der zweite Hauptteil trägt die Überschrift: „Durchflüge des Engels Gabriel durch einen Theil von Teutschland, in den Jahren 1796 bis 1799. In verschiedenen Poststationen." Das Thema der Satire ist zunächst der Xenienstreit des Jahres 1796, und es fehlt hier nicht an scharfen Spitzen gegen Goethe und Schiller. Im folgenden eine Probe:

„Sogleich bey Erscheinung der quästionirten Xenien entstand ein großer Streit über die Aechtheit und Authentie derselben. Da viele Gelehrte die Sache nicht a posteriori, auf dem Wege der Erfahrung, ausmachen konnten, so entschieden sie a priori, nach reinen Vernunftbegriffen, *gegen* die Aechtheit. „Es ist nicht möglich, so sagten sie, daß Männer von der Größe, Würde und Erhabenheit, und von dem feinen ästhetischen und moralischen Zartgefühl, wie *Friedrich Schiller* und *Wolfgang von Göthe* sind, diese Xenien, den Auswurf der gehässigsten Gallsucht, geschrieben haben können. Sie würden aufhören, das zu seyn, was sie sind und bisher waren, wenn sie sich zu einem solchen Schritte hätten erniedrigen können."

Andere glaubten: *Göthe* habe an diesem schändlichen Produkte gar keinen, und *Schiller* nur, in der Qualität eines *Herausgebers*, einen sehr entfernten Antheil; dagegen sey es höchst wahrscheinlich, daß die Gebrüder *Schlegel* an diesem Pantheon gezimmert hätten. Woher jene Kritiker diese Vermuthung haben, läßt sich nicht bestimmt angeben; aber daß sie es vermutheten, ist eben so gewiß, als daß sie vollkommen falsch geschlossen hatten, wie wir sogleich sehen werden.

Vater *Wieland* kann blos aus Scherz die Conjektur aufgestellt haben, daß die genannten Männer etwa einmal, blos zum Scherz und vielleicht beim Glas Wein, etwas von der Art hingeworfen haben möchten, welches denn ein male sedulus von Abschreiber und Dichterling aufgeschnappt, und suo more, d. h. auf eine ganz erbärmliche Weise, zu Xenien verarbeitet habe. Dieser elende Sudler soll, nach einer nicht ganz zuverlässigen Sage, niemand anders als der berüchtigte Operateur (oder Opern-Emendator, oder Opern-Schneider) *Vulpius*[1] in Weimar gewesen seyn. — Allein die ganze Wieland'sche Hypothese beruht auf einer falschen Voraussetzung, darauf nämlich: es sey moralisch und ästhetisch unmöglich, daß Göthe und Schiller die Xenienschreiber seyn könnten.

Im Vorbeygehen: Wir können uns nicht genug darüber verwundern, wie ein *Wieland* zu einer solchen unhaltbaren Hypothese verleitet werden konnte, da ihm doch die „*Götter, Helden und Wieland*"[2] unmöglich aus dem Gedächtnisse gekommen seyn konnten. Doch, wie gesagt, wir halten die ganze Behauptung für weiter nichts, als für einen Spaß."

1 Christian August Vulpius (1762—1827), Goethes Schwager.
2 Goethes Jugendfarce gegen Wieland (1773).

Digitized by Google

Alsdann läßt der Verfasser den Engel Gabriel in Halle Aufenhalt nehmen und kommt bei dieser Gelegenheit auf die dortigen Gelehrten zu sprechen, neben anderen auf den Philosophen Sigismund Beck, den Philologen Friedrich August Wolf und vor allem — unter höhnischer Bezugnahme auf die Xenien — auf Ludwig Heinrich Jacob, den Goethe und Schiller dort bald als den „Hallischen Kutscher", bald als den „Hallischen Ochsen" bezeichnet hatten.

Gabriels Absteigequartier in Wittenberg gibt Anlaß, auch den in der alten Lutherstadt lebenden Gelehrten eine satirische Betrachtung zu widmen. In derselben Weise verfährt der Verfasser, nachdem er den Erzengel nach Berlin geführt hat, mit den dortigen Vertretern der Wissenschaft. Zu den Prügeljungen des Pamphletisten gehören unter anderen die Aufklärer Johann Erich Biester, der Herausgeber der „Berlinischen Monatsschrift" und Friedrich Nicolai, sowie die Herausgeber des „Berlinischen Archivs der Zeit und ihres Geschmackes", J. L. W. Meyer, Rambach und Ignaz Feßler. Auch die Freimaurer und Herrenhuter, sowie der Kreis Friedrich Wilhelms II. werden in die Satire hineingezogen. Das führt den Verfasser zur Politik, und er macht Friedrich von Gentz, den Herausgeber des „Politischen Journals", zur Zielscheibe seines Spotts. Im Zusammenhang mit der Politik wird dann die Judenfrage behandelt, und zwar ausgehend von dem „Sendschreiben einiger Hausväter jüdischer Religion an den Probst Teller". (Mit den „gewissen Leuten", die den in dieser Schrift gemachten Vorschlag „mit Wichtigkeit und Ernst" erörtern, ist Schleiermacher gemeint, der im Juli 1799 in seinen Briefen bei Gelegenheit der theologisch-politischen Aufgabe und des Sendschreibens jüdischer Hausväter eindringlich, wenn auch ablehnend zu der Angelegenheit Stellung genommen hatte.) Weitere Pfeile gelten dem Historiker Woltmann und seiner Freundschaft mit Friedrich Schlegel sowie Ludwig Tieck.

Den Beschluß bildet ein „Summarisches Verzeichnis einiger Gabrielismen", (Unter „Gabrielismen" versteht der Verfasser hauptsächlich alles, „was von der gewöhnlichen Denkart und von dem gewöhnlichen Redegebrauche abweicht".) Als Nr. 1 wird angeführt der „transzendentale Gesichts- und Standpunkt", wie ihn Fichte in dem von ihm und Niethammer herausgegebenen „Journal einer Gesellschaft teutscher Gelehrten" 1798. I. St. S. 6 ff. ausspricht, als Nr. 2 „Das Pocken-Noth-Geschrey", d. h. die Fehden, die sich für und wider die Lehren Joh. Christ. Wilhelm Junkers in Halle entspannen. Einem andern Mediziner, dem Erlanger Professor Gottfr. Christ. Reich, und seiner „antifebristischen Universalmedizin" ist Nr. 3 gewidmet. (Die Ankündigung seines neuen Heilmittels wird als marktschreierisch gegeißelt). Nr. 4 endlich befaßt sich mit Schellings Schrift „Von der Weltseele" (1798) und mit der „Körperseele" dieses schwäbischen Philosophen, dessen geistige Frühreife ironisiert wird.

Als Verfasser des Ganzen gilt Johann Christian Wilhelm Augusti, geb. 1772, gest. 1841, seit 1799 Privatdozent der Philosophie an der Universität zu Jena. 1800 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie, 1803 zum ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen, 1807 zum ordentlichen Honorarprofessor in der theologischen Fakultät ernannt. 1812—1819 wirkte er als ordentlicher Professor der Theologie in Breslau, 1819—1841 in derselben Stellung in Bonn. Augusti soll eine große Gewandtheit im Disputieren besessen haben. Es wurde ihm dadurch möglich, in einer wissenschaftlichen Disputation seinen Gegner Friedrich Schlegel, dem er von der philosophischen Fakultät zum Opponenten bestellt war, zu besiegen. Caroline Schlegel, die Augusti einen „miserabeln Tänzer und stattlichen Theologen" nennt, berichtet[1], er habe sich Friedrich gegenüber „sehr impertinent" betragen und ihn spaßhaft behandeln wollen, indem er ihm zuletzt sogar Äußerungen aus der „Lucinde" vorhielt, „worauf ihm Friedrich trocken erwiderte, er wäre ein Narr". „Nun gab das Aufruhr, Winkelmann[2] und seine Parthey scharrten für Friedrich, die Kümmeltürken für Augusti; Ulrich[3] schrie: seit 30 Jahren habe ein solch scandalum die philosophische Bühne nicht entweihet. Friedrich antwortete, seit 30 Jahren habe man auch niemand so ungerecht behandelt." Die Folge war, „daß darauf eine ganz lütje Minorität dem Friedrich eine Musik gebracht und eine breite Majorität dem Augusti".

1 Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. Leipzig. 1913. II. S. 85 f., 177.

2 August Winckelmann, Mediziner (1780—1806).

3 Joh. Aug. Heinr. Ulrich, Professor der Philosophie (1746—1813).

Digitized by Google

Die Titelbordüre mit dem Parisurteil.

Von

Professor Dr. Otto Clemen in Zwickau i. S.

Der Wittenberger Drucker Joseph Klug, der zuerst in der Cranach-Döringschen Presse tätig gewesen ist, Ende 1523 sich selbständig gemacht und bis in das Jahr 1552 hinein gedruckt hat[1], hat 1524—1540 eine Titelbordüre verwandt, die oben Simson, den jungen Löwen zerreißend (Richt. 14, 6), als Hauptgegenstand aber das Urteil des Paris darstellt.[2] Die Szene spielt auf einer Waldwiese, durch die ein Bach fließt, über den ein Brückchen führt. Der Bach kommt her von einem großen Brunnen links (vom Beschauer), hinter dem Kopf, Hals und ein Teil des Rückens von einem Pferde zu sehen ist, das an einen Baum angebunden zu sein scheint. Vor dem Brunnen im Vordergrunde schläft Paris, barhäuptig, im Brustpanzer, auf einem großen, viereckigen Stein sitzend, den Kopf in die linke Hand gestützt, die rechte Hand auf dem rechten Oberschenkel. Zu ihm beugt sich Merkur, bärtig, mit einem breitkrämpigen Hute, in ritterlicher Kleidung, und berührt mit einem glatten, kurzen Stabe, den er in der Rechten hält, Paris' linken Oberarm; in der linken Hand trägt er den Erisapfel, der aber nicht wie ein natürlicher Apfel, sondern wie eine verzierte Büchse geformt ist. Vor Paris stehen hintereinander die drei Göttinnen, entkleidet; die mittlere kehrt dem Beschauer den Rücken zu. Rechts oben über den Bäumen schießt aus einer Wolke ein kniender Amor einen Pfeil herab.

Schuchardt[3] läßt diese Bordüre von *Lukas Cranach* gezeichnet sein. Er bringt sie in Zusammenhang mit einem Holzschnitt, der mit den Buchstaben L C und der Jahreszahl 1508 signiert ist, und mit den Gemälden des Künstlers, die dasselbe Thema variieren, — zuletzt ist zu diesen das aus der Sammlung des schlesischen Freiherrn Konrad von Falkenhausen hinzugekommen.[4] Die Gemälde dürfen wir beiseite lassen, da sie wohl sämtlich erst *nach* 1524 entstanden sind. Bleibt nur der Holzschnitt von 1508 zum Vergleiche übrig.[5] Zweifellos ähneln sich beide Darstellungen. Andererseits weichen sie aber doch auch erheblich voneinander ab. Auch auf dem Holzschnitt von 1508 *schläft* Paris und wird von Merkur mit einem ebensolchen *Stab geweckt*. Aber Paris *liegt unter* demselben Baume, an dem das Pferd angebunden ist. Und Merkur setzt ihm den Stab auf die *Brust* und hält die erste Göttin an der Hand. Ferner ist zwar auch hier Paris nicht antik, sondern als mittelalterlicher Ritter gekleidet; aber er hat den mit Federn geschmückten Helm neben sich liegen. Und Merkur ist zwar auch hier nicht der jugendliche Götterbote mit Flügelhut, Flügelschuhen und Schlangenstab, sondern „gleicht mehr einem alten Zauberer"; aber sein phantastischer Kopfputz ist doch ganz anders als der breitkrämpige Hut dort, und der Apfel liegt hier, wie ein natürlicher Apfel gebildet, am *Boden*, und daneben steht ein Hund. Weiter stehen zwar auch auf dem Holzschnitt von 1508 die drei Göttinnen *nackt* vor dem schlafenden Paris, aber die zweite wendet sich ganz dem Beschauer *zu*, während die *dritte* sich abkehrt. Endlich fehlt der pfeilschießende Amor.[6] So werden wir die Ähnlichkeiten zwischen unserer Titeleinfassung und dem Cranachschen Holzschnitt von 1508 so erklären müssen, daß beide auf eine gemeinsame literarische

1 Vgl. über ihn *Joh. Luther*, Der Wittenberger Buchdruck in seinem Übergang zur Reformationspresse, in: Lutherstudien zur 4. Jahrhundertfeier der Reformation, veröffentlicht von den Mitarbeitern der Weimarer Lutherausgabe, Weimar 1917, S. 280 f.

2 Reproduziert bei *Joh. Luther*, Die Titeleinfassungen der Reformationszeit, 2. Lieferung, Leipzig 1910, Tafel Nr. 44, beschrieben bei *Alfred Götze*, Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit,. Straßburg i. E. 1905, S. 113 f., Nr. 167.

3 Lukas Cranach des Ältern Leben und Werke 2, Leipzig 1851, S. 292, Nr. 140. — Die Meinung Schuchardts, daß auf den betreffenden Cranachschen Holzschnitten und Gemälden nicht das Parisurteil, sondern Ritter Albonack, seine drei Töchter dem König Alfred von Mercia vorstellend, dargestellt sei, ist ganz unbegründet. Dieses Thema ist der Literatur und Kunst jener Zeit völlig fremd und hätte ganz anders behandelt werden müssen. Dagegen ist die Geschichte vom Urteil des Paris, wie oben noch erwähnt werden wird, der Zeit vertraut, und stimmen die betreffenden Holzschnitte und Gemälde durchaus mit den literarischen Quellen überein.

4 Vgl. *Richard Förster*, Neue Cranachs in Schlesien, in: Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Zeitschrift des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer Bd. 7, H. 3, S. 267 ff.

5 Vgl. *Schuchardt* S. 273 ff., Nr. 118.

6 Er ist auf unserer Bordüre nicht neu, begegnet vielmehr schon, wie *Förster* S. 271 nachweist, auf einem der von Sebastian Brant gezeichneten Holzschnitte zum Virgil, Straßburg, Joh. Grüninger, 1502, und auf einem Holzschnitt von Albrecht Altdorfer von 1511.

Digitized by Google

Quelle zurückgehen. Diese ist zweifellos der mittelalterliche Roman des Guido de Columna: Historia destructionis Troiae, der, im Jahre 1287 entstanden, verschiedentlich übersetzt und weit verbreitet worden ist und die ganze spätmittelalterliche Tradition beherrscht.[1] Ich wiederhole hier daraus nur den Anfang der Erzählung des Paris von seinem Erlebnis und sperre dabei zwei Stellen, an denen zutage tritt, daß Cranach sich noch enger als der unbekannte Zeichner unserer Bordüre an den Roman angeschlossen hat: „Fessus descendi ab equo et ipsum in ramo cuiusdam arboris mihi propinque cum habenis freni sui studui colligare. deinde stravi me solo ... Nec mora me letheus sopor invasit ... Soporatus igitur tam graviter vidi in ipso somno meo mirabilem visionem, quod deus scilicet mercurius tres deas in suo comitatu ducebat, venerem scilicet, palladem et iunonem ..."

Unsere Bordüre und die ihr verwandten Darstellungen des Parisurteils — erwähnt sei hier nur noch als unsere Gruppe eröffnend und beschließend der Kupferstich des „Meisters mit den Bandrollen" von 1467 (oder etwas später)[2] und eine von Melchior Sachse in Erfurt 1542—1544 benutzte Titeleinfassung[3] — stehen inmitten einer langen, langen Entwicklungsreihe, in der das uralte Motiv literarisch und künstlerisch immer wieder behandelt worden ist.[4] Vor etwa 3000 Jahren ist die Geschichte zum ersten Male erzählt worden. Während sie in der Ilias im letzten Buche nur nebenbei erwähnt wird, wurde die Szene eingehend geschildert in einem nach der Ilias gedichteten Epos „Kyprien", das die Vorgeschichte des Trojanischen Krieges und seinen Verlauf bis dahin, wo die Ilias einsetzt, besang. Alle späteren Schilderungen gehen auf dieses (nur im Auszug erhaltene) Epos zurück, wenn auch in der Dichtung wie in der Bildkunst einige Züge weiter ausgeführt, andere hinzugefügt wurden. Die am meisten in die Augen springende Umwandlung des Stoffes besteht darin, daß ursprünglich — so auf den alten Vasenbildern — die Göttinnen nicht entkleidet waren. Erst Properz und Ovid in den Heroiden haben nach dem Vorbild alexandrinischer Dichter die Entkleidung der Göttinnen beschrieben. Da ist es nun merkwürdig, daß auf einem von unserer Bordüre räumlich gar nicht und zeitlich nur wenig entfernten Holzschnitt die Göttinnen noch völlig bekleidet und reichgeschmückt auftreten. Er findet sich zuerst 1504 in einem von Hermann Trebellius in Wittenberg hergestellten Drucke[5] und sodann Fol. A ij[a] des Druckes Historia Daretes Phrygij || de Excidio Troie. ||, der 1513 die Presse des ersten ständigen Wittenberger Druckers Joh. Rhau-Grunenberg[6] verließ. Auch die übrigen Holzschnitte dieses Druckwerkchens sind sehr interessant. Der Titelholzschnitt stellt wohl Kurfürst Friedrich den Weisen, zum Turnier reitend, dar. Die weiteren im Texte sich findenden Holzschnitte führen uns griechische und trojanische Helden in mittelalterlicher Tracht vor Augen: Hektor (zu Pferde), Achilles, Priamus, Agamemnon, Anchises, Menelaus, Äneas, Ulysses, Polydorus. Die meisten dieser Holzschnitte sind wohl gar nicht zu dem Zwecke hergestellt worden, des Dares Historia de excidio Troiae — übrigens die Grundlage zu dem obenerwähnten Roman des Guido de Columna — zu illustrieren. Ursprünglich waren diese „Porträts" vielmehr wohl Spielkarten. Von besonders drastischer Wirkung ist der alte, kahlköpfige Anchises, der, die Hände mit den Daumen in den Gürtel eingehakt, die Beine gespreizt, nachdenklich vor uns steht, eine Brille auf der Nase balanciert und soeben noch in einem jetzt links neben ihm auf einem Tische liegenden Buche studiert hat. Grunenberg hat den Holzschnitt später noch einmal verwandt, um einen wucherischen Juden darzustellen. Da liest man neben der linken Schulter des ehemaligen Anchises: „betzall, odder gib tzinß"![7]

1 *Förster* S. 269.

2 Vgl. die bei *Förster* S. 267 Anm. 2 angeführte Literatur.

3 *Luther*, Tafel Nr. 80. Die Bordüre zeigt oben in einer Reihe von links nach rechts die Brustbilder des Judas Makkabäus, David, Josua und Johannes des Täufers, in der linken Seitenleiste Mucius Scävola, die rechte Hand ins Feuer haltend, in der rechten Seitenleiste Herakles, den Riesen Antäus in der Luft erstickend, unten links Thisbe, Pyramus bejammernd, der sich erstochen hat, rechts das Parisurteil. Hier erinnert die Darstellung an den kleinen Dürerschen Kupferstich.

4 Vgl. *Ludwig Weniger*, Das Urteil des Paris, in: Sokrates, Zeitschrift für das Gymnasialwesen, N. F. 7. Jahrg. (1919), S. 1 ff.

5 Vgl. *G. Bauch*, Zentralblatt für Bibliothekswesen 12 (1895), S. 394 ff.

6 Vgl. über ihn *Joh. Luther* in: Lutherstudien S. 262 ff.

7 *A. v. Dommer*, Lutherdrucke auf der Hamburger Stadtbibliothek, Leipzig 1888, S. 218, Nr. 11. — Den unter Nr. 12 beschriebenen Juden von einem Grunenbergschen Drucke von 1520 hat *Bauch* (Zentralblatt 14, 432) schon 1496 und 1497 bei Grüninger in Straßburg gefunden. Vgl. *P. Kristeller*, Die Straßburger Bücher-Illustration im 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts, Leipzig 1888, S. 88; in Terenzausgabe auch in Zwickau.

Digitized by Google

Goethe als Ehrenmitglied der Berliner Akademie der Künste.

Mit zwei ungedruckten Briefen Goethes.

Von

Dr. phil. Charlotte Steinbrucker in Berlin.

Die Akademie der Künste in Berlin geriet durch einen Brand im Jahre 1743, der ihre Räumlichkeiten und Kunstschätze fast ganz vernichtete, in einen Zustand der Erschlaffung und führte dieses Scheindasein infolge der Unfähigkeit ihrer Mitglieder und der Gleichgültigkeit Friedrichs des Großen jahrzehntelang weiter, bis sie sich am Ende seiner Regierung, zum großen Teil durch die rastlosen Bemühungen Daniel Chodowieckis, unter dem Kuratorium des Freiherrn von Heinitz zu neuer Blüte emporschwang. Um ihren Einfluß nach außen hin zu vergrößern, begann sie gleichzeitig, bedeutende in- und ausländische Künstler und Gelehrte zu Ehrenmitgliedern zu ernennen, darunter neben Wieland, Bertuch, Gleim, Pfeffel, Herder und dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar 1789 Goethe, der in dem handschriftlichen Schema zu seiner Lebensgeschichte[1] vom Jahre 1809 unterm 10. Februar notiert: „Mitglied der Berliner Akademie der Künste".

Goethe war bereits zu verschiedenen der berühmtesten Mitgliedern der Berliner Kunstakademie in Beziehungen getreten. Johann Wilhelm Meil hatte 1775 für die Ausgabe seiner bei Himburg erschienenen Schriften und 1787 für die Göschensche Ausgabe seiner Werke mehrere Titelvignetten radiert. Johann Christoph Frisch hatte er auf seiner Berliner Reise 1778 kennen gelernt, und Chodowiecki, der sein Bildnis nach einer Zeichnung von Georg Melchior Kraus für den 29. Band von Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek gestochen und dem wehmutsvollen Bekenntnis Werthers durch seine zu Herzen sprechenden Blätter noch zahlreichere Anhängerschaft geworben hatte, verehrte er dermaßen, daß er am 11. September 1776 über ihn an die Karschin schreibt: „Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre oder ein Schnitzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines lebhaften Daseins gestempelt hat", und er versäumte nicht, ihn während seines Aufenthalts in Berlin zweimal, „das letztemahl mit dem Herzoge" zu besuchen. Karl Philipp Moritz, der 1789 zum Professor der Altertumskunde an der Berliner Kunstakademie ernannt wurde, war ihm in Rom der „liebste Gesellschafter" gewesen; weil „aus ihren Unterhaltungen" die Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen „hervorgegangen" war, nahm Goethe einen Teil daraus in den Text der italienischen Reise auf. Ebenso hatte er in Rom mit dem Landschaftsmaler Hackert und dem Bildhauer Alexander Trippel, die Ehrenmitglieder der Berliner Kunstakademie waren, verkehrt. Friedrich Rehberg, der 1787 zum Professor der Historienmalerei an der Berliner Kunstakademie ernannt war, verdankte ihm „aufklärende und entscheidende Ratschläge".[2] Es ist somit erklärlich, daß Goethe seine Ernennung zum Ehrenmitglied der Berliner Kunstakademie besonders erfreute, was aus der Art und Weise hervorgeht, wie er dem Senat der Akademie und ihrem Kurator, dem Freiherrn von Heinitz, in den beiden folgenden, noch nicht veröffentlichten Briefen[3] für seine Ernennung seinen Dank ausspricht:

„Wohlgebohrne

Insonders hochgeehrteste Herren,

Für die anhaltenden Bemühungen, welche ich seit mehreren Jahren auf die Künste gewendet, ist es mir eine schmeichelhafte Belohnung, daß die Königl. Akademie mich zu ihrem Ehrenmitglied hat ernennen wollen. Zugleich sehe ich dadurch meine Verbindungen mit Männern, denen es Ernst um die Ausbreitung der Kunst ist, erweitert und die angenehmste Hofnung sowohl für mich als für die Sache eröffnet.

Meinem aufrichtigen Dancke füge ich die Versicherung hinzu: daß ich eifrig wünsche, zu dem rühmlichen Entzweck, welchen sich die Akademie vorgesteckt, nach meinen wenigen Kräften mitwürcken zu können.

Der ich mich mit vollkommner Hochachtung unterzeichne

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener

Weimar d. 27. Febr. 1789. J. W. v. Goethe.

1 Vgl. Weimarer Ausgabe, I. Abt. Bd. 26, S. 359.

2 Vgl. Zur Nachgeschichte der italienischen Reise, Schriften der Goethegesellschaft, Bd. 5, S. 63.

3 Diese beiden Briefe befinden sich im Geh. Staatsarchiv in Berlin, Rep. 76, Abt. III Nr. 169.

Digitized by Google

Hochwohlgebohrner Freyherr,
Besonders hochzuverehrender Herr,

Ew. Exzel. gnädigen Gesinnungen verdancke ich es vorzüglich, daß die königliche Akademie der Künste auch mich zu einem Ehrenmitgliede ernennt, ich verfehle nicht meinen schuldigsten Danck dafür abzustatten.

Der Einfluß den Ew. Exzel. auf dieses schöne Institut haben wird die Schwierigkeiten überwinden, mit welchen jedes Unternehmen dieser Art zu kämpfen hat.

Ich würde es mir zur angenehmsten Pflicht rechnen, wenn ich nach meinen wenigen Kräften mir einiges zu Beförderung so rühmlicher Absichten beytragen könnte.

Der ich mich mit vollkommener, empfundener Verehrung unterzeichne

Ew. Exzel.

ganz gehorsamster Diener

Weimar d. 2. März 1789. J. W. v. Goethe.

Das große Interesse, das Goethe somit der Akademie der Künste bezeugte, fand Widerhall. Exzellenz von Heinitz antwortete ihm folgendermaßen:

An H. Geheimen Rath von *Goethe*
in *Weimar.*[1]

Die Königl. Akademie der Künste hält es für ihre Pflicht Ew. Hochwohlg. für Ihre gütigen Anerbietungen, mit ihr gemeinschaftlich zur Ausbreitung des guten Geschmacks an den schönen Künsten wirken zu wollen, das Vergnügen zu erkennen zu geben, daß eine solche Erbietung ihr nothwendig machen muß. Sie findet sich dadurch in der Ueberzeugung bestärkt, daß die Aufnahme Ew. Hochwohlgeb. ihr ebenso sehr zur Ehre als der Kunst selbsten zum höchsten Vortheil gereichen müße. Die thätige Theilnahme Ew. Hochwohlgebohren zu diesem Zwecke wird uns diese Absicht zugleich erleichtern, und ermuntern unter so guter Begleitung die Fortschritte zu wagen, welche unser Vermögen uns zuläßt.

Berlin, den 16. Märtz 1789.

Im Nahmen der Königl. Pr. *Academie* der Künste
u. mechan. Wissenschaften
[Exzellenz von Heinitz]

Kästners Freundin.

Zu seinem 200. Geburtstag (27. September 1919).

Von

Manuel Schnitzer in Berlin.

Am 27. September 1719 wurde Abraham Gotthelf Kästner zu Leipzig als der Sohn eines „nützlichen Rechtsgelehrten" geboren und nachmals berühmt als Professor der Mathematik und Physik der Universität Göttingen und als der witzigste Spötter im deutschen Schrifttum seiner Zeit. Ein Liebhaber guter alter Schriften darf an dem Gedenktag wieder in Abraham Gotthelfs „Gesammelten poetischen und prosaischen schönwissenschaftlichen Werken" schmökern, die 1841 zu Berlin bei Theod. Christ. Friedr. Enslin neu herausgegeben worden sind.

Da kann er nun mitten unter den Stachelversen von lustigster, aber auch bitterer, ja grausamer Bosheit solche finden, die zärtlich zu streicheln scheinen; und wenn er sie zusammenstellt, ergeben Epigramme, immer noch voll Schalkheit, einen artigen Liebesroman, den einige in dem Buche und andernorts abgedruckte Briefe auf das netteste vervollständigen.

Und so wird es einem, der kein grüblerischer Forscher ist, am Ende erlaubt sein, einen großen Mann hier als liebenden alten Herrn auf seine Weise zu feiern.

●

Im Sommer des Jahres 1772 reiste der Professor der Mathematik und Physik an der Georgia Augusta Abraham Gotthelf Kästner, damals schon berühmt in der europäischen Gelehrtenwelt, nach Kassel und ward daselbst, eine Woche lang, im Hause des ausgezeichneten Arztes und Historikers der Medizin *Ernst Gottfried Baldinger* (1738—1804) des liebwertesten Umgangs froh.

1 Von diesem Brief besitzt das Geh. Staatsarchiv in Berlin nur den Entwurf in Rep. 76, Abt. III Nr. 169.

Digitized by Google

Als er den Gastfreund und die Seinen verließ, um nach Göttingen zurückzukehren, schrieb er in sein Taschenbuch zu den hundert Einfällen, die darin verzeichnet waren, diese Reime:

Dem Freunde nur von sieben Tagen
Hast du bethränt die Blicke nachgeschickt;
Es lasse Der, der einst dein Herz beglückt,
Dich nie um seinen Abschied klagen!

„An Amalchen" stand über den vier Zeilen, die nichts von der Art des gefürchteten Spötters zeigen. Lediglich ein Bildchen geben sie, rasch entworfen und festgehalten zur Erinnerung an ein freundliches Erlebnis.

Deutlich ist zu erkennen, wie der Dreiundfünfzigjährige, sonst eher gewohnt, weiche Stimmungen von sich zu scheuchen, als ihnen nachzugehen, die Tränen eines jungen Mädchens als seltsam und rührend empfand und eines mehr als flüchtigen Dankes wert. So sprach er in hübscher Wendung den artigen Wunsch aus für die Zukunft des holden Wesens, das ihm so liebreich begegnet war, und mag, die feinen Lippen kräuselnd, wie ein rechter Schalk gelächelt haben, da er — lange Zeit hernach — das Epigramm in eine neue (die dritte) Ausgabe seiner „Vermischten Schriften" aufnahm und zu dem Namen im Titel die Fußnote setzte: *„Amalchen ... ihres Alters vier Jahre."*

Als es dann gedruckt erschien, 1782, durfte Amalchen sich freuen, so ehrenvoll in die deutsche Literatur gekommen zu sein, eine Zeugin dafür, daß doch nicht alle Welt den schrecklichen Abraham Gotthelf Kästner haßte und mied, von dem ein wohlwollender Zeitgenosse sagt: „Wehe dem Armen, der den Unwillen dieses furchtbaren Lachers reizt; seine Pfeile sind klein, aber spitz und in Galle getaucht, sie schneiden und haften im Herzen"; den ein anderer mit einem „bösen Wetter" vergleicht, „gut, die Leute zu kuranzen"; ein dritter aber, jener berühmte Leibarzt des Königs von England in Hannover: Johann Georg Ritter von Zimmermann, mit dem er in scharfer Fehde lag (1779/80), in offenem Briefe so ansprach: „Man bedauert höchstens jenes witzige Scheusal, von dem im deutschen Museum (der Zeitschrift) gesagt ist: es würde seinen Vater ermorden, wenn es eine satyrische Grabschrift auf ihn wüßte; sein grüngelber Genius nähre sich von der Ehre des Nächsten, und seine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquillen wie eine Schar von Raben an guten Namen nagen." Über den — um noch ein Beispiel von vielen anzuführen — ein vierter, dem er wohl einen Hieb versetzt hatte, sich äußert: Kästner „haue jeden in die Pfanne, der ihm begegne, und wolle lieber den besten, wackersten Freund verlieren, als einen einzigen Einfall unterdrücken" — ein Vorwurf, der manchem Spötter vor und vielen nach ihm gemacht worden ist, oft mit dem Hinzufügen: sie seien eher vom Witze besessen, als daß sie ihn besäßen ...

Amalchen aber war inzwischen zu einer sehr klugen, munteren, wohl auch etwas schnippischen Mademoiselle *Amalie Baldinger* herangewachsen, die — neben ihrer Mutter, der sie nachgeraten war (während die ältere Schwester Friederike mehr nach dem Vater geschlagen zu sein scheint) — sich des in solcher Weise angefeindeten Dichters und Professors allerliebste Herzensfreundin nennen durfte ...

●

Meine Erzählung verließ den Herrn Professor an jenem Sommertage, da er, unterwegs nach Göttingen, sein Verschen ins Tagebuch kritzelte. Zu Hause angekommen, setzte er bald einen Brief an die Hofrätin auf, darin er für freundliche Aufnahme und Bewirtung dankte, kopierte dann sorgfältig das Epigramm an Amalchen und ein anderes dazu, dem er, in Erinnerung an manchen scherzhaften Wortwechsel mit der jugendlichen Frau seines Freundes, den Titel gab: „Die Mutter, die keine Autorinn seyn *will*":

Im Reimen zeigt sie keine Stärke,
Schreibt weder witzig, noch gelehrt,
Indeß verbessert sie, feilt, macht der Nachwelt werth
Zwey ihres Mannes schönste Werke.

Beide Zettelchen legte er in den Brief, den er siegelte und mit nächster Post nach Kassel abgehen ließ.

Anmutigeres war bis dahin Kästners spitzer Feder nicht gelungen als dies feine Kompliment. Es war eine witzige Hymne auf das ganze Haus Baldinger (ein Söhnchen des Namens Ernst kam erst später zur Welt); aber wenn sie lediglich einer trefflichen Erzieherin zu gelten und an nichts anderes zu rühren schien, so ist es immerhin als seltsam anzusehen, daß Kästner den harmlosen Quatrain, so klar und einleuchtend er dem Leser auch ohne jede

Digitized by Google

Kenntnis vertraulicherer Beziehungen war, ursprünglich nicht für die Veröffentlichung und das Publikum bestimmt hatte, sondern erst in seine Schriften herübernahm, nachdem er durch die ohne sein Vorwissen herausgegebene Höpfnersche Sammlung „A. G. K.'s neueste, großentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle" (1781) bekannt geworden, wie übrigens — bis auf das eine Sprüchlein „An Amalchen" — alle weiteren Epigramme, die hier mitgeteilt werden...

Sicherlich war die Hofrätin dem berühmten Professor schon vor seinem Besuch in Kassel bekannt; doch hier erst scheint jenes wunderliche Verhältnis zwischen den beiden sich angesponnen zu haben, für das ein alle Empfindungen erschöpfendes Wort nicht leicht zu finden ist. „Freundschaft" wäre nicht annähernd das rechte, wenn es auch das offizielle war, und „väterliches Gefühl" völlig gefehlt, so gut — den Jahren nach — Frau Baldinger Kästners Tochter hätte sein können. Von dem aber, was Dichter „Liebe" nennen, ist, soweit Gedrucktes in Betracht kommt, weder in Versen noch in Briefen die Rede. Selbst wo deutliche Zärtlichkeit, ja eine sachte eifersüchtige Regung zutage tritt, an Stellen, da gleichsam kosende Finger eine just nicht widerstrebende Frauenhand streicheln, würde man das Wort vergebens suchen. Der alternde Mann, gewohnt, die schärfsten Meinungen wie die sanftesten Gefühle in dem Lakonismus des Epigramms zu äußern, scheint die Vokabel „Liebe" hier aus seinem Sprachschatz völlig verbannt zu haben. Er gebraucht sie niemals: nicht in den für die verehrte Frau bestimmten Sinngedichten, und später nicht in den Briefen an Amalie[1], der sein Herz fast so sehr anhing wie der Mutter, die er bis an das Ende seines Lebens in der Tochter geliebt hat.

Denn Liebe zittert in den Zeilen, die er — ein Achtundsechzigjähriger — den 20. Mai 1787 an die „Liebe Mademoiselle" schreibt: „... Im siebenjährigen Kriege unterrichtete ich einen französischen Offizier, Mr. Demauroy. Ich hob von dem Gelde, das er mit gab, einen doppelten Schildlouisd'or zum Andenken auf. — Hier erzählte mir Ihre Mama (der Brief ist zwei Jahre nach Frau Baldingers Tode geschrieben): Mr. Demauroy sey in Langensalza gewesen, und habe da mit Ihr von mir geredet. Ich glaube gar, *Sie hatte von ihm meinen Namen zum erstenmal gehört. — Seitdem ist mir der Schildlouisd'or noch viel mehr werth.* — Mr. Demauroy, *der mir wichtig ist, weil er mit Ihrer Mama von mir geredet hat ...*"

Nur der Liebende bewahrt solche Erinnerung des Kleinsten in seinem Gedächtnis und erfreut sich an ihr; und wieder nur ein Liebender verknüpft sie mit einem kleinen Vorfall, wovon Kästner im Eingang seines Schreibens spricht: „Zur Warnung für Sie, daß man keinem Menschen trauen darf, auch zur Erinnerung, daß man mit Geld nicht prahlen soll, bekommen Sie den Kreuzer nicht, den Sie gestern auf meinem Tisch vergessen haben. Ich hebe ihn zum Andenken des glücklichen Nachmittags in meiner Medaillensammlung auf, in ein Papier gewickelt, darauf die Art erzählt wird, wie ich ihn bekommen habe." Und auf den Louisdor des Herrn Demauroy übergehend: „Ich habe mehr solche Stücke, die für mich merkwürdig sind..."

Von Liebe kein Wort, nicht hier, nicht da, aber alle ihre Zeichen.

•

Herr Baldinger war ein Mediziner von Ruf. Kästner pries immer wieder die sichere Kunst des Arztes in Vierzeilern, die einen nicht uneitlen Mann sehr angenehm berühren konnten. Und gewiß haben diese Epigramme[2] viel dazu beigetragen, die Freundschaft zwischen den beiden Gelehrten zu festigen und gemütlich zu gestalten. Baldinger war Professor der Göttinger Universität; sein Heim, in dessen Gesellschaftssaal manchmal Kandidaten zur Doktorwürde einer der höheren Fakultäten examiniert wurden[3], war für den einsamen Abraham Gotthelf Kästner eine rechte Zufluchtsstätte: die jugendliche Hausfrau, die keine Autorin sein wollte, war im persönlichen Umgang voll Witz und der in Göttingen beliebten Medisance nicht gerade abhold. Sie war wohl dem großen Physiker im Wesen verwandt und

1 „Dreißig Briefe und mehrere Sinngedichte von Abraham Gotthelf Kästner, vormals Hofrat und Professor zu Göttingen." Herausgegeben von *Amalie von Gehren*, geborene *Baldinger*. Darmstadt 1810."

2 So dieses:

Unter das Bild eines Arztes, der schlafend gezeichnet ward:
Er schläft; frey machen wir indeß den Menschen Noth,
So lächeln Krankheit und Tod;
Er schläft; so läßt er uns indessen auch in Ruh,
Raunt ein Medicaster dem andern zu.

3 Auch das wurde Kästner Anlaß zu einem Sinngedicht:

Unschickliche Benennung.
Wo unter hochgelehrten Fragen
Die Candidaten stotternd zagen,
Den Ort des Schreckens und der Qual,
Den nennet ihr den Freudensaal?

Digitized by Google

nicht wenig stolz auf sein Vertrauen und seine Neigung, welche der Klugen keinen Augenblick ein Geheimnis blieb und die von ihr wohl auch ein klein bißchen ermuntert wurde, ohne daß sie sich dabei etwas vergab. Stets war sie die Erste, und zuweilen die Einzige, die seine Einfälle — er sprudelte davon — zu lesen bekam . . ., ausgenommen jene recht gepfefferten Erotica, die der Herr Professor trotz seiner altväterischen Kirchenfrömmigkeit und seinem anerkannt reinen Lebenswandel den paar Freunden zum besten zu geben liebte; auch den Studenten, die verrucht genug waren, ihre eigenen Erzeugnisse in dieser Art, wüste Sauigeleien dabei, unter ihres berühmten Lehrers Namen umlaufen zu lassen. (Noch ein Vierteljahrhundert nach seinem Tode wurden sie in Göttingen handschriftlich verbretet.)

Und waren unter den bösen Zettelchen, die er ihr schickte und brachte, nicht selten welche, die sie selber angingen, so kränkte dies die Hofrätin durchaus nicht. Im Gegenteil: ihre Laune wurde besonders gut davon, und ganz besonders nett war sie dann gegen den beglückten Freund. Fehlten sie aber eine Zeitlang völlig, so mag ihn die geliebte Frau in schalkhafter Verwunderung angesehen haben, so daß er sich zu einer „Entschuldigung" (wie am 17. Oktober 1778) gedrängt fühlte:

Wenn ich Dich nicht durch Schwarz auf Weiß belehre,
Daß ich die Zeit an Dich gedacht,
So glaube nur, daß ich Gott eifrig ehre,
Hab ich gleich längst kein Lied an ihn gemacht.

Auch sonst machte er sich ihr gern nützlich. So erbot er sich — einer der ersten europäischen Mathematiker! —, den kleinen Mädchen, Friederiken und seinem Malchen, Unterricht in der Geometrie zu geben, was ihm selber eines wehmütigen Spottes wert schien:

Der alte Hofrat Abraham
Ist doch galant auf eigne Weise:
Schickt der Mama manch Epigramm
Und zeichnet für die Töchter Kreise.

Aber er konnte auch anspruchsvoll sein: indem er nämlich seine liebe Freundin, sozusagen, ganz allein für sich haben wollte. Ein für alle Male sagte er Einladungen zu größeren Gesellschaften im Hause Baldinger ab mit dieser Begründung:

Die Mara[1] *hör' ich nicht, macht sie mit Andern Chor;*
Doch, singt sie mir allein, nur dann bin ich ganz Ohr.

Malchen aber, der er die Abschiedstränen nicht vergessen hat, liebt er mehr denn je, als sie einen ihrer Mama sympathischen Herrn, der öfter zu Besuch kommt, durch eine anscheinend bissige Bemerkung — er hatte ihre Puppe gekränkt — aus dem Hause scheucht. Das muß Kästner gleich zweimal mit deutlicher Freude verzeichnen. Erst durch ein Epigramm für die Freundin:

Die Mutter an die Tochter.

Den ich zum Hausgott kaum genommen,
Laß ich in's Haus schon nicht mehr kommen.
Sprich, Malchen, thu' ich ihm nicht recht?
Er denkt von meiner Puppe schlecht.

Und das anderemal an die Kleine selbst zu ihrem neunten Geburtstag (1777):

Genieß, was dir noch nicht das neunte Jahr verwehrt,
Der Unschuld Glück, mit Puppen froh zu spielen;
Doch wer verwegen sie entehrt,
Den laß schon Witz und Stolz von achtzehn Jahren fühlen.

Und noch elf Jahre später, da er ihr zu ihrer Vermählung mit dem Prokurator Bernhard von Gehren Glück wünscht, ein fast Siebzigjähriger, ist ihm der unbedeutende Vorgang in lebendigster Erinnerung. Er schreibt in seinem Briefe: „Der Name Ihrer vormaligen Puppe ist in meinem Hause, wo Sie sonst oft waren, noch erinnert, und mit dem Namen Ihres Geliebten verglichen worden. Daß Sie für Berhardinens Ehre eiferten, zeigte eine ernsthafte Hochachtung der Puppe an, die Ihnen damals mehr Ehre brachte, als wenn Ihnen, wie manchen Kindern, alles Spielzeug gleichgiltig, und das neue wieder das liebste gewesen wäre."

1 Die berühmte Sängerin Gertrud Elisabeth Mara, geb. Schmeling, die 1766 in Göttingen vom Publikum bejubelt, von Goethe besungen worden war.

Digitized by Google

Unterweilen gibt es zwischen Kästner und seiner Freundin auch etliches Schmollen. Zwei Sinngedichte wenigstens von denen, die erhalten geblieben (manches andere mag ja von der Empfängerin keiner Menschenseele mitgeteilt, sondern wohlverwahrt und später vernichtet worden sein), erzählen einen kleinen Zwist: Der Herr Professor scheint der Hofrätin auf einen Brief einiges geschrieben zu haben, das der Empfindlichen nicht gefiel. Sie antwortet nicht, schweigt gekränkt, läßt ihn warten und warten. Endlich gehen „der Correspondentin" diese zwei Zeilen zu:

Vier Wochen liest sie schon, und läßt die Feder ruhn:
Das sollt' an ihrer Statt so mancher Autor thun.

Ein ganz leiser Vorwurf nur, eine scherzhafte Ermunterung, ein Stachel endlich, der an eine andere Adresse geht, alles ganz harmlos, mit dem Anschein, die Verse seien lediglich wegen der Pointe gemacht. So schreibt nur jemand, der ein gutes Gewissen hat oder zu haben sich anstellt. Immerhin entschließt sich Frau Baldinger, dem verehrten Manne ihre Meinung zu sagen. Aber Briefe wird sie ihm nie mehr schreiben, nie ... Das Ergebnis ist ein zerknirschtes Epigramm „An eine Freundinn":

Was du mir schreibst, versteh' ich manchmal nicht
Und finde Zorn, wo warme Güte spricht;
Doch halte mich noch deiner Briefe werth:
Auch Gottes Schrift wird oft so falsch erklärt.

Danach ist alles wieder gut. — — —

Professor Baldinger hegt keine Eifersucht gegen den berühmten Hausfreund, der mindestens jeden Sonnabendnachmittag vorspricht, mit der Hofrätin plaudert, lacht und ein wenig klatscht. Kästner ist kein gefährlicher und begehrlicher Liebhaber. Zwar seine Beweglichkeit, seine stets frohe Laune, dieses feine Gesicht mit der schmalen, etwas lang geratenen, edel geschwungenen Nase, die unter einer überraschend schönen Stirn spitz hervorsticht, die zarten Lippen über einem weichen Frauenkinn, die stahlblauen, scharfen Augen haben schon ihre besonderen Reize. Aber schöne Frauen brauchen den von seinen Gegnern gefürchteten, ja gehaßten Mann weder zu fürchten, noch in Leidenschaft zu entbrennen für ihn. Er ist ein alter Herr und liebt solches zu betonen. Und wenn er nach einer angeregten Unterhaltung über die Scharazade seiner Freundin den Scherz vorträgt:

Ein Sultan, dem die Ruhe fehlte,
Horcht tausend und noch eine Nacht
Auf das, was ihm die Sultaninn erzählte:
So hätt' ich nicht die Nächte zugebracht, —

so gibt er dieser Pikanterie rasch die Note: „Den 25. März 1778; sollte freilich 1758 seyn!" und es lacht nicht nur die Hofrätin, sondern auch der Herr Hofrat selbst und denkt sich sein Teil. Den Kindern aber ist er der beste Onkel, und was immer sich Bemerkenswertes in der Familie ereignet, das wird Gegenstand eines Sinngedichts und kommt auf die Nachwelt. Wenn der kleine Ernst, das Söhnchen, das „sich zum Vergnügen mehrere Sorten Hühner hält", auf den Einfall gerät, den Hahn abzuschaffen, weil er ihn für überflüssig ansieht, so muß Kästner das lustig verewigen:

Was Eyern ohne Hahn gebricht,
Weißt du bisher, beglückter Knabe, nicht:
Drum magst du noch mit Ball und Kreisel spielen,
Lern' es nur eh' verstehn, als fühlen.

Oder Ernstchen soll mit seinen Schwestern auf das Observatorium gehen, wo Kästner ihnen durch seine Instrumente den Sternenhimmel zeigte, versäumt dies aber, um lieber bei „seiner Eltern Nachtisch" anwesend zu sein. Schnell kriegt er diesen Klaps:

Den Himmel ließ Herr Fritz, war bey dem Kuchen froh;
Auch machen es die meisten Christen so.

Und manches andere dazu, das nun in den „Vermischten Schriften" steht und ohne Kommentar kaum verstanden wird, wie etwa folgende für Mademoiselle Amalie bestimmte „Entschuldigung":

Dein rosenfarben neu Gewand,
Gleichgiltig hab' ichs angeblickt:
Kind, wenn mich nur ein herrlich Buch entzückt,
So seh' ich nie auf seinen Marmorband

Digitized by Google

und ähnliche, die mehr oder minder nur für des Dichters persönliches Verhältnis zum Hause Baldinger von Bedeutung sind. — —

Im April 1782 verabschieden sich Baldingers von ihren Göttinger Freunden, um nach Kassel zurückzukehren. Die Hofrätin schickt ihren Bekannten ein gedrucktes Kartenblatt. Kästner wird recht wehmütig:

Oft wünscht' ich, was sie schrieb, der Welt zum Unterricht,
Nein, sprach sie, drucken laß ich nicht.
Und, eh' man sich's versieht,
Giebt sie gedruckt: daß sie von uns entflieht.

Und doch ließ sie von Kassel aus etwas Besonderes drucken. Kurz hernach fiel alle Welt wegen des Erscheinens der ohne Zustimmung Kästners von Höpfner herausgegebenen Epigramme über den Dichter her; denn gar zu viele fühlten sich durch diese Verse gekränkt, und auch die Hofrätin hatte einigen Grund zur Unzufriedenheit über die Indiskretion. Gerade damals war sie vom Straßburger „Magazin für Frauenzimmer" um Beiträge angegangen worden. Sie lehnte ab und sagte in dem Schreiben:

„. . . um doch Ihres Vertrauens werth zu werden, mache ich's fast, wie jener fromme Mann, der sich durch geraubte Almosen den Himmel verdienen wollte — wiewol ichs mit Erlaubniß meines Gönners und Freundes thue, des Herrn Hofraths Kästner, dessen Freundschaft ich hier öffentlich als eine der größten Glückseligkeiten meines Lebens bekenne, daß ich seine beiden folgenden Briefe an meine kleine Tochter hier abdrucken lasse." Und damit man ja wisse, daß durch den Klatsch zu Göttingen in ihre Freundschaft mit dem angefeindeten Manne kein Mißton gekommen sei, teilt sie im „Magazin" noch mit, „daß meine Amalia von Cassel aus wieder vierzehn Tage das Glück genoß, des Herrn Hofraths Gast zu sein, und daß sie bei ihm alle Freude genießen durfte, welche sich unschuldsvolle Jugend nur immer erdenken kann".

Drei Jahre darauf (1785) ist die Hofrätin Baldinger gestorben. Aus ihrer Leidenszeit vor dem Hinscheiden ist durch Kästnersche Verse und Briefe nichts bekannt geworden. Auch von seinem Schmerze über den Tod der geliebten Freundin erfährt man nichts. Nur die von Kästner verfaßte Grabschrift wird mitgeteilt:

Durch Witz belebt, durch Kenntniß aufgeklärt;
Doch gut zu seyn, war ihr noch größrer Werth;
Treu ihrer Pflicht, zu glänzen unbemüht:
Nun lohnt Er ihr, der in's Verborgne sieht . . .

Vielleicht, daß irgendwo in altem Familienarchiv mehr zu finden ist an Zeugnissen von Abraham Gotthelf Kästners großer Liebe.[1]

Ihm aber blieb ein schönes, reines Gedenken, dem er in seinen Briefen an Amalie Baldinger immer wieder einen wundervollen, schlichten und rührenden Ausdruck gibt. So sagt er 1787: „Ich bin stolz darauf, daß Sie, und noch ein Paar Seelen in Ihrem Hause, davon die eine jetzt über den Rang von Menschenseelen erhaben ist, immer meine Unterhaltung vernünftig und gefällig gefunden haben." Und als Amalie von Gehren ihm 1791 die Geburt ihres ersten Kindes anzeigen läßt, schreibt er: „Wenn das Kind lesen lernt, so lassen Sie es doch zuerst meine Sinngedichte auf Großmutter buchstabiren lernen, damit die Verse doch auch auf die Nachwelt kommen."

Zweiundsiebzig Jahre zählte er damals, aber noch zwei Monate nach seinem achtzigsten Geburtstage, ein halbes Jahr vor seinem Tode (20. Juni 1800), schreibt er Amalien, auf die seine Liebe zu der Entschlafenen wunderlich übergegangen ist: „Ich komme gar nicht aus, als wenn ich verpflichtet bin in die Societät der Wissenschaften, da ich mich tragen lasse. Sonst, da ich noch ging, sah ich allemal im Vorbeygehen das Haus an, wo ich so viele glückliche Stunden zugebracht habe."

1 Eine Spur davon in einem 1791 zu Offenbach erschienenen posthumen Büchlein: „Lebensbeschreibung von *Friderika Baldinger* von ihn selbst verfaßt." Herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von Sophie, Wittwe von la Rache. Ein Brief der sterbenden Hofrätin (vom 23. November 1785) wird da wiedergegeben: „Mein guter Kästner schreibt mir jeden Posttag. Dieser große Mann . . . fühlt meinen Verlust mehr als ich glaubte." — Das Schriftchen selbst, das Frau B. ihrem Gatten zum Geburtstag 1783 schenkte, nennt sich „Versuch über meine Verstandeserziehung" und gestattet Einblicke in das Leben dieser merkwürdigen Frau. Es schließt mit den Sätzen: „Wer so viel Verstand und Witz von Kästner in seinem Schreibpulte verwahrt, kann der wohl ganz einfältig bleiben? — Als Frau bin ich erträglich geworden, wie klein würde ich doch als Mann seyn!"

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

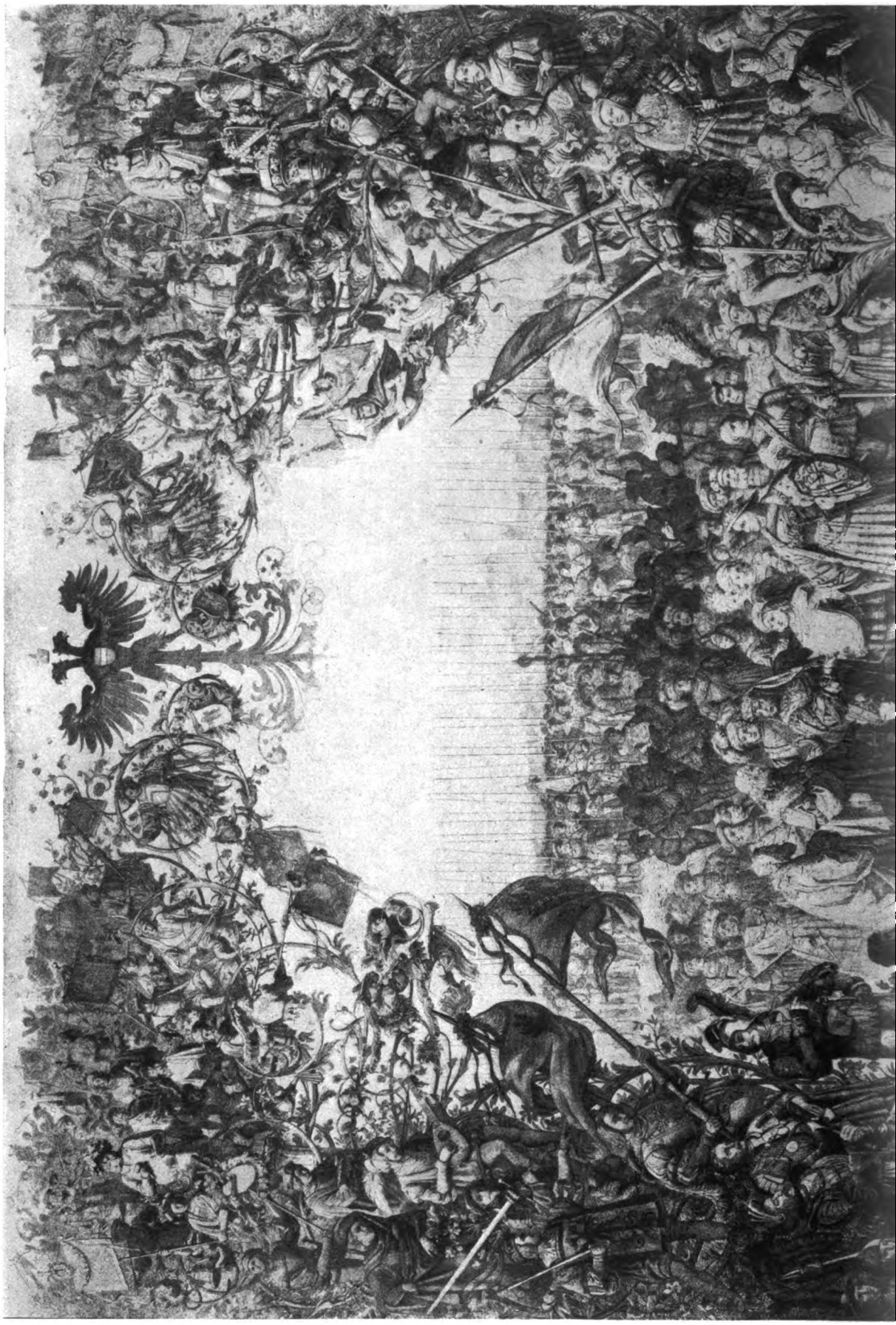
Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11a.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

AUG 10 1920

Digitized by Google



Digitized by Google

E. Neureuther, Gedenkblatt für das Dürerfest

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

AUG 1 0 1920

Digitized by Google

Aus Neureuthers Gedenkblatt

Digitized by Google

E. Neureuther, Nach dem Künstlerfest

Digitized by Google

Das Münchner Künstlerfest von 1840.

(Eugen Neureuther und Gottfried Keller.)

Von

Th. Stettner in Ansbach.

Mit zwei Beilagen und zwei Bildern.

Feste sind Höhepunkte im Leben des Einzelnen wie der Gesellschaft, von der Stunde geboren und mit ihr verrauschend. Wenn die Schönheit eines Maskenzuges noch nach mehr als zwei Menschenaltern im Andenken der Menschen nachklingt wie ein schönes Märchen aus guter alter Zeit, dann müssen besonders glückliche Sterne über ihm geleuchtet haben. Solche waren wie kaum je einem Feste dem Münchner Dürerfest von 1840 beschieden. Mit Wort und Bild haben zwei Künstler, Gottfried Keller und Eugen Neureuther, die Eindrücke dieses in ihrer Zeit einzigen Festes bewahrt, das uns so noch heute von einer großen Epoche deutschen Kunstlebens kündet.

Die Zeit von 1820—1840 war eine Frühlingszeit für die deutsche Kunst: aus dem Bann der Nachahmung der Antike und des Auslands sich lösend, hatte sie eigene Wege gefunden; aus den Tiefen des Gemüts schöpfte sie ihre Stoffe, Nähe und Ferne gaben dazu die Farbe, die Schönheit der Berge wurde entdeckt und Liebe und Verständnis für künstlerisches Schaffen wurde in den weitesten Kreisen des ganzen Volkes heimisch. Die romantische Schule war zum vollen Sieg gelangt, namentlich unter Münchens Führung. Riesige Baugerüste stiegen dort zum Himmel empor, der Meißel des Bildhauers erklang, im stillen Atelier genügte den Zeichnern und Malern Stift, Kohle und Pinsel kaum, die überquellende Fülle der Erfindungen aufs Papier zu bringen; die Gußhäuser rauchten wie einst in den goldenen Tagen von Florenz — es war eine Lust zu leben. Die Künstler führten das geistige Leben der Hauptstadt, waren gesellschaftlich mit allen Kreisen eng verwachsen und überall gern gesehene Gäste. Da regte sich denn der Wunsch, der Freude an der schönen Gegenwart und der Dankbarkeit gegen ihren fürstlichen Beschützer durch ein Fest sichtbaren Ausdruck zu verleihen, das, im Verein mit allen kunstliebenden Kreisen der Stadt, die Schönheit der vergangenen Zeit, wo die deutsche Kunst ihre erste Höhe erreicht hatte und in der man in Gedanken lebte, im lebendigen Bild erstehen ließe. Dies Fest mußte gelingen.

Gedacht, getan. Das Programm war bald entworfen, die Vorbereitungen im vollen Gang. Ein großer Maskenzug sollte ein Bild deutschen Lebens vorführen, wie es zu Dürers Zeit gewesen. Das damalige München durfte sich ja in vielen Beziehungen vergleichen mit Nürnberg in seiner schönsten Zeit: die hohe Blüte in Leben und Kunst war in der alten Reichsstadt dem verständnisvollen Zusammenwirken der Geschlechter mit den Bürgern, der Wissenschaft mit der Kunst, der Kunst mit den Gewerben entsprungen; des gleichen Vorzugs durfte sich die als Kunststätte neubelebte Residenzstadt rühmen. So war die Wahl von Zeit und Ort eine glückliche. Damit es aber nicht nur Nürnbergs, sondern Deutschlands große Vergangenheit verherrliche, war Kaiser Max zu Gast geladen, als Stoff die Verleihung des Künstlerwappens durch ihn an Dürer zugrunde gelegt. Das Ganze sollte aus drei Abteilungen bestehen: dem Aufzug der Bürger, dem Zug des Kaisers und einer Mummerei. Ausklingen sollte es in eine Huldigung für König Ludwig.

Die Idee zum Ganzen ging vom Genremaler Joseph Pezl aus; Schlachtenmaler Monten, der Faustillustrator Seibertz und Kaspar Braun, der Gründer der Fliegenden Blätter, leiteten mit anderen die einzelnen Abteilungen. Entwurf und Ausführung des Zuges des Bergkönigs rührte von E. Neureuther her, über die Echtheit des Eindrucks der Kostüme und der Beigaben jeder Art wachte der Historienmaler Ph. Foltz. Auch darauf wurde peinlichst geachtet, daß jeder zu seiner Rolle passe. Da man aber die Werke jener Zeit, namentlich die Holzschnittfolgen, eifrig durchsah und zu Rate zog, so gelang es, nahezu 600 der verschiedensten Kostüme zu schaffen, an denen bis auf die kleinsten Nebendinge alles getreu den echten Vorlagen nachgebildet war, als gelte es ein bleibendes Werk für die Nachwelt zu schaffen, nicht nur eine Augenlust für wenige Stunden.

Im Hauptquartier ging es bald lebhaft zu. Jeden Abend fanden sich die Teilnehmer ein, deren Gewandung vollendet war, und „auf den Tisch gestellt, umgab sie mit kritischen Blicken das Comite“ und änderte unerbittlich alles nicht ganz echt Erscheinende. Sorge machte

Digitized by Google

lange die Wahl des Vertreters des Kaisers; aber als gerade wieder darüber beraten wurde, trat der eben nach München gekommene Maler Lichtenheld in den Saal, die Verkörperung des ritterlichen Max, und diese Sorge war behoben. Er lebte sich denn auch ganz in die Würde des Kaisers ein, und als König Ludwig ihm beim Fest auf die Schulter klopfte und rief: „Sehr gut, Lichtenheld, sehr gut", antwortete er ihm mit würdevollem Kopfnicken: „Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen."

Für Dürer hatte sich im Architekturmaler E. Gerhardt ein Vertreter gefunden, der an seinem Äußeren nur die Kleidung zu ändern brauchte, um dem Selbstbildnis zu gleichen mit den Ringellocken und dem gedankentiefen und heiteren Gesicht. Da auch die Wahl der anderen Figuren gelang und, von der allgemeinen Stimmung mitgerissen, jeder sich für die kurze Nacht in seine Rolle wie in eine Wirklichkeit hineinträumte, konnte der Bericht vom Feste stolz melden: „jeder war, der er sein sollte und wollte."

Lachner, Stuntz und Kunz hatten für das Fest die Chöre komponiert; sechzig Landsknechte wurden einexerziert. Mit der wachsenden Lust an der sachgerechten Vorbereitung stellte sich allmählich ein gemütliches Sichversenken in die eigene Rolle ein, der Wetteifer wuchs und es entstand jene frohbewegte gesellige Stimmung, welche in der Erinnerung oft länger fortklingt als die eigentlichen Festesstunden.

Endlich war alles fertig. Am 17. Februar erschien der 600 Teilnehmer umfassende Zug im Hoftheater auf dem Maskenball. Alle Logen waren von Zuschauern besetzt und jeder freie Raum im Parterre von einer neugierigen Menge gefüllt. Nachdem der Zug dreimal den Saal durchschritten, traten alle in der Mitte zusammen, das vom Landschaftsmaler Felix von Schiller gedichtete und von Franz Lachner komponierte Festlied erscholl im mächtigen Chor, dann ein gewaltiges Lebehoch auf den König. Dieser dankte sichtlich erfreut: er wußte, daß diese Huldigung von Herzen kam und daß er den Dank als einen wohlverdienten annehmen dürfe.

Der Aufzug der Zünfte und der Meistersänger gab ein treues Bild von der Würde und Schönheit des reichsstädtischen bürgerlichen Lebens des damaligen Nürnbergs, der Zug des Kaisers und seines Gefolges spiegelte die ganze Farbenpracht jener ritterlichen Zeit wieder, wie es uns Kellers „Grüner Heinrich" ausfuhrlich und liebevoll schildert,

Nachdem so der Forderung geschichtlicher Wahrheit Genüge geleistet war, sollte im dritten Teil der Phantasie der weiteste Spielraum gewährt sein.

Da die Nürnberger der alten Zeit Mummereien und lustige Aufzüge über die Maßen liebten, nicht weniger aber auch der Kaiser, bei dem keine Festlichkeit ohne Maskerade abging, war der Gedanke, dem ernsten Festzug eine solche anzufügen, auch geschichtlich gerechtfertigt.

Unter einer barocken Musik von Pfeifen und Hörnern naht auf störrischem Esel Peter von Altenhaus, der kaiserliche Mummereimeister. Ihm folgen die Narren aller Art in bunter Auswahl. Ein Thyrsusträger führt eine in Bockshäute vermummte Musikbande an, dann gleitet der Triumphwagen der Venus, von Gefangenen jeder Art umgeben, vorbei.

Der Bacchuszug vereinigt biblische und antike Bilder und ihm folgt der Zug der Diana. Als wilder Mann führt ihn ein gewaltiger Recke, dessen Gestalt in allen unsern Bildern wiederkehrt, Kellers Erikson. Die schönste Gruppe aber, „so zauberhaft lieblich, so anmutig und seltsam, als wäre sie aus dem Wunderschacht der nordischen Märchenwelt in die uns umgebende Wirklichkeit hineingezaubert", war der Zug des Bergkönigs. Hinter dem Bergkönig prägt der Prägemeister Münzen, die die beiden Pagen „Gold" und „Silber" dem Säckelmeister übergeben, der sie unter das Volk wirft. Als letzter aber schreitet einsam und verlassen, dürftig und achselzuckend der Narr Gülichisch einher, dem verdutzten Volk den leeren Beutel zeigend.

Durch die Säle und Korridore der Residenz und durch die Arkaden des Hofgartens zog man gar eilig über den regenfeuchten Platz in den großen Odeonssaal. Dort reihte sich Tafel an Tafel. Im Halbrund hat der Kaiser mit Dürer und seinem nächsten Gefolge an eigenem Tische Platz genommen, und hier speist man aus gediegenem Silber, Edelknaben warten auf. Auf der einen Längsseite des Saales sitzen die Meistersänger und Zünfte, auf der anderen die Landsknechte; die Ritter und Patrizier mit ihren Frauen füllen die Mitte des Saales. Pauker und Trompeter bleiben in ununterbrochener Tätigkeit, ein Bankettlied, von Stuntz komponiert, entfacht, gemeinsam gesungen, die allgemeine Fröhlichkeit.

Schwänke und Narreteien folgen in buntem Wechsel; Jubel erregt namentlich das Narrenschieben, bei dem der Kaiser mit einer gewaltigen Kugel die als Kegel aufgestellten Narren des Leichtsinns, Hochmuts usw. umwirft. Nach dem Mahl ging das Fest in einen Tanz über, vom Kaiser mit einem Fackeltanz eröffnet; das trinklustige Volk zog sich allmählich in die Nebengemächer zurück und so war für alle Arten von Fröhlichkeit Raum. Schon sah die winterliche Morgensonne in den Saal, als die Sprecher endlich mahnten, den Mummenschanz zu beschließen.

Digitized by Google

Am Fastnachtmontag, dem 2. März, wurde, da Bitten und Drängen darum nicht nachließ, der Maskenzug wiederholt. Es war ein überwältigender Anblick, als er in seinen leuchtenden Gewändern und schimmernden Gewaffen durch die lange Reihe von Pechpfannen und Fackeln, heute bei klarem Nachthimmel, aus dem Theater ins Odeon zog. Diesmal fand kein gemeinsames Bankett statt, sondern dem Tanz sollte vor allem sein Recht werden — zwischenhinein verkürzten die Zeit die mannigfachsten scherzhaften Aufführungen, darunter mimische Darstellungen antiker Gruppen, z. B. der des Laokoon, den der „wilde Mann" des Bacchuszugs vorstellte. Und wieder stand die Sonne schon am Himmel, als der Rest des Zuges über den Maximiliansplatz nach dem Englischen Café zog: das helle Morgenlicht umstrahlte die Pracht der Kostüme.

Und noch war es der Lust nicht genug: zu Fuß und zu Wagen begab man sich, gewandet wie man war, auf die Menterschwaig. „Es war ziemlich kalt," erzählt der liebenswürdige Franz Trautmann, „aber was schadete es? Der Traum fror doch nicht ein, und noch jetzt (nach 44 Jahren) beseelt uns die goldene Erinnerung an die Zeit, in der wir uns einem reinen, nahezu heiligen Enthusiasmus für die Kunst hingaben. Auch die, welche nicht die ganze Nacht durchschwärmt hatten, kamen nach, und abends brachten bekränzte Leiterwagen die jubelnden Landsknechte, Ritter und Bürger mit ihren Frauen und Jungfrauen zur Stadt zurück."

Der Eindruck des ganzen Festes war gewaltig. Die Blätter brachten begeisterte Berichte. In einem hieß es, daß seit Lionardos Festen in Mailand und Florenz ähnliches nur selten gesehen worden sei, und das war kaum eine Übertreibung. Künstlerische und historische Betrachtungen wurden daran geknüpft, König Ludwig widmete ein Feld im Außenschmuck der Neuen Pinakothek der Darstellung des Festes, kurz: das Schauspiel war zu einem Ereignis geworden.

Aber auch dafür hat das gütige Geschick gesorgt, daß ein Abglanz der Schönheit und ein Nachhall der Freude jener Tage der Nachwelt erhalten blieb, indem es den Meister, der den bunten Reichtum all der Bilder und Gestalten mit seinem Griffel festzuhalten vermochte, tätig am Fest teilnehmen ließ, und wenig Wochen nach ihm einen Künstler nach Munchen führte, der sich mit begeistertem Herzen in die Wogen des Künstlerlebens warf, um nach jahrelangem Ringen zum Entschluß des Entsagens zu kommen; denn ihm winkte auf anderen Höhen in der Ferne der Lorbeer. Eugen Neureuther war der eine, Gottfried Keller der andere.

Eugen Neureuther hatte vor kurzem die große Radierung „Dornröschen" geschaffen, deren tiefe Poesie, gesunde Romantik und reiche Erfindung alt und jung entzückte und die heute noch die Wand manches Zimmers schmückt. Er schien der Berufene, in einem ähnlichen Blatt die Erinnerung an das Fest festzuhalten, und er hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Die bunte Mannigfaltigkeit der Gestalten, ungezählte Porträts und Kostüme sind wiedergegeben und es wirkt doch als freie Schöpfung, in der man den Zwang der schwierigen Aufgabe weder sieht noch fühlt.

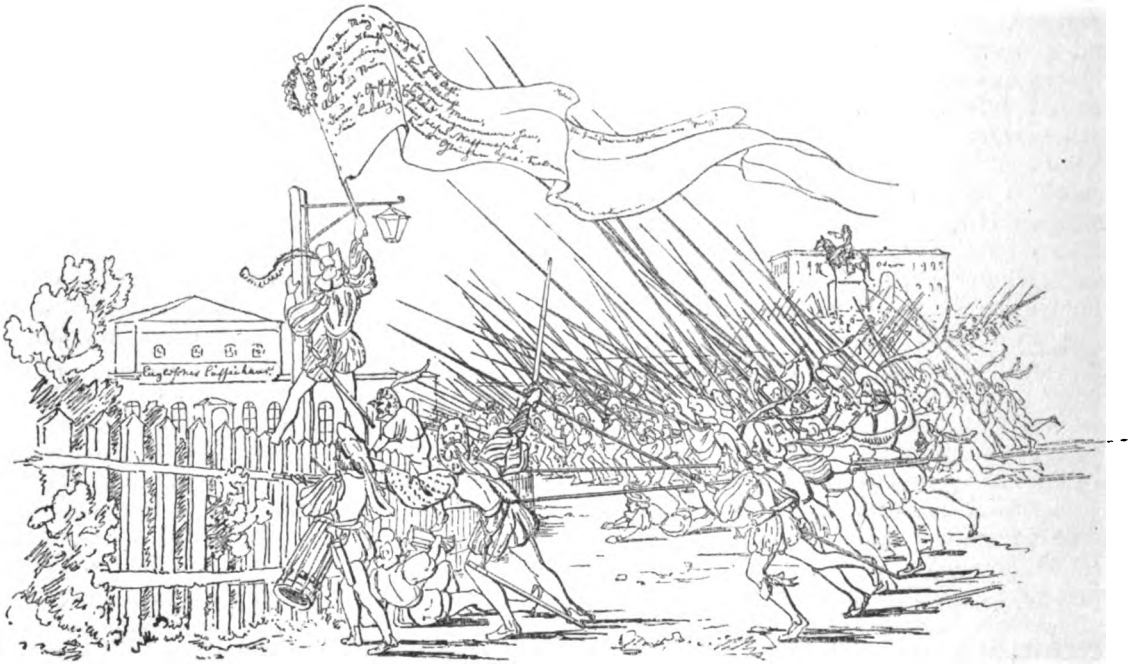
Das Blatt Neureuthers (siehe die Beilagen) ist eine Radierung auf Stahl, über $^1/_2$ m hoch, 42 cm breit. Die Mitte nimmt die Wappenverleihung ein, der Vordergrund gibt Gestalten aus der Mummerei wieder, in der Arabeske, wohl der reichsten, die je gezeichnet wurde („Neureuther ist der erste Meister in der Randzeichnung," schreibt Keller), sind die Einzelgestalten der beiden Züge untergebracht.

Auf dem Blachfeld vor Nürnberg erteilt der Kaiser Dürer das Wappen, das dann zum Künstlerwappen geworden ist; Kunz von der Rosen (Maler Seibertz) erklärt ihm die Bedeutung desselben, Wohlgemut (Hohe) sieht still dem Vorgang zu. Rechts vom Kaiser steht breit Jank als R. von Roggendorf da, mit dem Schwert U. von Schellenberg (Heinlein; auch Kaulbach malte ihn so für die Pinakothek). Zwischen Dürer und Kunz von der Rosen sieht als Nürnbergs Stadthauptmann Schwanthaler hervor; Sickingen (Beer), Sonnenberg (Lindenschmit), Sittig (Mende) bilden die Gruppe der drei Ritter. Muttenthaler ist der Herold links darüber, von Schiller, der Dichter des Festliedes, sieht über dem Lautenspieler sinnend in das Gewühl; in dem italienischen Maler links ist wohl Marggraff abgebildet. Rechts oben steht L. Rottmann als Schustergeselle, in gleicher Höhe nach links E. Schleich als Waffenschmied (mit Barett). In einer Höhe mit dem Kaiser erscheint am Rande rechts Neureuther selber als Säckelmeister, links (mit breitem Hut) sitzt seine Frau; der ins Bild zeigende Patrizier ist von Wagen, der Falkenier M. Haushofer. In dem lorbeergeschmückten Mann links erkennen wir Franz Lachner, sein Kollege Kunz ist unten als Bacchus mit der Traube abgebildet. Den Zug der Diana führt als „Wilder Mann" ein gewaltiger Recke an, Guggemos (den Armen soll ganz kurz darauf im fernen Land die Schwindsucht weggerafft haben). Den Bergkönig stellte Rueff dar; der kleine Berggeist mit dem Grubenlicht ist Maler Preyer.

Digitized by Google

Auch wie es denen ging, die gewissenhaft versuchten, zur Arbeit zurückzukehren, hat Neureuther uns geschildert in einem launigen Porträt des Malers Emil Richter (siehe Beilage 2, Rückseite). Von diesem Stiche berichtet Keller dem Freunde Hegi am 23. April 1841: „Neureuther hat jüngst ein großes Bild, den ganzen Maskenzug darstellend, ausgestellt nebst einem radirten Blatte, welches einen Landsknecht im Katzenjammer darstellt. Es ist der Maler Richter, der große, mit dem roten Bart, wie er noch im Kostüm vor der Staffelei sitzt, und zu arbeiten versucht. Das ganze Gewühl und Getümmel des Zuges braust ihm noch heute durch den Kopf und zieht hinten durchs Zimmer."

Den Auszug auf die Menterschwaig[1] schildert uns eine selten gewordene Lithographie. Die Gestalten, die in der Dastellung des Festzuges uns feierlich entgegentreten, kehren hier wieder, aber im tollen Durcheinander eines Maskenzuges, der die ausgelassene Fröhlichkeit der festlichen Nacht im hellen Morgenlicht fortsetzt. Die Ausführung des Blattes ist keine hervorragend künstlerische, sein Zeichner A. Seyß sonst unbekannt, aber die Grundstimmung des Ganzen ist doch gut getroffen; das rasche Dahinziehen in der Morgenfrühe, das Drängen



E. Richter, Der Sturm auf das Englische Café

und Hasten — es ist, als zögen die bunten Gestalten an uns vorüber mit Lärmen und Singen, und bald verklingt Lachen und Schellengeklingel in der Ferne. —

Keller war zwar erst einige Wochen nach dem Fest nach München gekommen, kannte aber doch seinen Verlauf wohl wie etwas Selbsterlebtes, denn alle seine Landsleute und Freunde (so Hegi und Waldmüller) hatten daran teilgenommen, eine förmliche „Landsknechtskultur" war daraus erwachsen und lange blieb es der Gesprächsstoff. In den Ateliers hingen die Trophäen, die Kostüme wurden zu Porträts benutzt, und Kaulbach malte ein großes Freskobild für die Außenwand der Pinakothek über das Fest.

Auch lag dem Dichter, als er den „Grünen Heinrich" schrieb, das warmherzig geschriebene Festbüchlein des um Münchner Künstlergeschichte wohlverdienten Rudolf Marggraff vor, das man heute noch mit Freude zur Hand nimmt. In ihm wird nicht nur der Verlauf des Festes geschildert, sondern in behaglich breitem Plauderton auch Großes und Kleines aus dem Leben der geschichtlichen Personen des Zuges berichtet mit der Freudigkeit dessen, dem das Herz voll ist von dem, was der Mund erzählt, der aber im scheinbar unbewegten, bescheidenen Leben der Handwerksmeister auch manchen dramatischen Zug zu finden weiß. Ihm hat denn auch Keller die Einzelheiten (z. B. der Kostüme), aber auch ganze Partien der Erzählung

1 Keller läßt das Fest auf Rosaliens Landgut stattfinden; bei dessen Beschreibung scheint ihm das der Menterschwaige nahegelegene Geiselgasteig, damals auch ein beliebter Sammelplatz der Künstler, vorgeschwebt zu haben.

Digitized by Google

entnommen. — Auch hing das Blatt Neureuthers, dessen Kunst er sehr verehrte, in Zürich immer in seinem Studierzimmer. Farbe und Lokalton aber konnte er seinen eigenen Erlebnissen im Isartal entnehmen.

Trotzdem aber ist der große Umfang der Beschreibung des Maskenzuges auffallend, und schon H. Hettner, der Literarhistoriker, mit dem Keller am eingehendsten seine Pläne besprach und auf dessen Rat er viel gab, nahm Anstoß daran. Er schreibt am 19. Februar 1854: „Jedenfalls ist der Maskenzug viel zu weitläufig. Er ist eben ein Maskenzug, nichts weiter, und kann sich nicht an innerer Poesie mit der vortrefflichen schweizerischen Darstellung des Wilhelm Tell messen." Ähnlich urteilen Th. Storm und Varnhagen von Ense. Wenn Keller trotzdem die Beschreibung im Wesentlichen unverkürzt in die zweite Bearbeitung herübernahm, muß er einen besonderen Grund dafür gehabt haben.

A. Seyß, Auszug auf die Menterschwaig

Daß es ein Gegenstück zu dem Fastnachtsfest zu Haus sein soll, weist Hettner schon richtig zurück; Ermatinger (I, 329) sagt vorsichtig: „Dem Fastnachtsfest kann man das Künstlerfest zur Seite stellen." Auch was er als einzige Bedeutung, die es für den Helden hat, anführt: daß es die Verwicklung mit Ferdinand hervorruft, erklärt die breite Ausführung des ersten Teils des Festes nicht.

Ganz ungewöhnlich für einen Roman, namentlich einen autobiographischen, ist auch, daß er die Quelle anführt, nach der er das Einzelne der Begebenheiten schilderte, wie er am Schluß des Zuges der Bürger tut: „von den beiden Stadtschreibern war der eine der gelehrte Beschreiber des Festes; sein rühmliches Gedenkbuch ist unserem Gedächtnis dankbar zu Hilfe gekommen." Wir müssen also vermuten, daß ihn eine tiefere Absicht zu dieser Einlage veranlaßte.

Als Keller nach München kam, war die romantische Schule und die zeichnerische Richtung in der Kunst voll zum Sieg gelangt. Aber noch im gleichen Jahre wurde die politische Atmosphäre unruhiger — sie warf ihre Wellen ins literarische Leben, und auch die Kunst beschritt neue Bahnen: 1841 verließ Cornelius München und Kaulbachs Stern ging auf.

Die damalige Blüte der Kunst in München hat Keller in einer begeisterten, farbenreichen Schilderung beschrieben, die ursprünglich am Schluß des Aufzugs der Bürger stand; ihr entsprach auch das ganze Leben der Künstler. Gearbeitet wurde meist nur vormittags,

Digitized by Google

der Nachmittag war der Weiterbildung oder dem Herumstreifen in der näheren und ferneren schönen Umgebung gewidmet.

Keller genoß in vollen Zügen die mannigfache Schönheit jenes Lebens, und war auch ein begeisterter Anhänger der Kunst des Cornelius. In seinem Tagebuch spricht er 1843 „von der herrlichen Richtung, die Cornelius und seine Schüler der deutschen Kunst gaben". Da mochte beim Rückblick auf jene Zeit, deren Wende er miterlebt, der Wunsch erwachen, jenem goldenen Zeitalter in seiner Lebensgeschichte ein Denkmal zu setzen. Wie konnte er dies besser tun, als indem er dem flüchtigen Fest, worin das Wollen, die Freude, der Stolz jener Zeit in bunten Farben Ausdruck gefunden hatte, durch sein Wort eine bleibende Erinnerung schuf?

Seine Schilderung ist wahr in dem höheren Sinn, daß sie nicht nur eine Aufzählung einzelner Wirklichkeiten ist, sondern ein Nachklang jener Tage, der uns mitten in ihr Tun und ihre Stimmung versetzt.

Als er vierzehn Jahre nach dem Fest den „Grünen Heinrich" fertig machte, hatte er für die äußeren Geschehnisse eine treffliche Quelle in R. Marggraffs „Gedenkbuch für die Teilnehmer des Festzugs: Kaiser Maximilian und A. Dürer in Nürnberg" (Nürnberg 1840). Ohne Zweifel hätte Keller ohne diese Vorlage nie daran gedacht, den Festzug so weitläufig zu beschreiben. Er gibt ganze Seiten daraus wieder, vieles wörtlich, mehr aber ändert er: manchmal nur ein Wort, manchmal ist es nur ein Umstellen, ein Umbiegen, aber gleich ist Ton und Farbe geändert und es wird aus den Sätzen des referierenden Berichterstatters die reiche, anschauliche und freie Sprache des Dichters. So unterstreicht er Motive, die Marggraff sachlich gab, und sie wirken nun dramatisch. Nur eine Stelle als Beispiel. Marggraff sagt vom Kupfertreiber Lindenast: „seine Gefäße waren so köstlicher Art, daß man meinte, sie wären von getriebenem Gold und Silber, weshalb ihm Maximilian das sehr wichtige Vorrecht gab, seine getriebenen Kupferarbeiten zu vergolden und zu versilbern." Den hübschen Gedanken kleidet Keller nun auch in ein hübsches Gewand: „wie sinnig, daß ein kunstreicher treuer Mann vom obersten Haupt der Nation, des Reiches die Befugnis erhält sein geringes Metall der edeln Form wegen, die er ihm zu geben wußte, mit Goldglanz zu umgeben und es so zum Golde zu erheben." — Sachlich streut er manches Salzkorn in das Gericht: so wenn er z. B. unter den Namen der Narren im Kegelspiel statt der alltäglichen Laster des Neides und des Wuchers die psychologisch feiner wirkenden Untugenden der tatlosen Vergleichungssucht und unfruchtbaren Selbstbespiegelung einsetzt.

Aber auch der Vergleich der ersten Fassung mit der Umarbeitung von 1879 ist von großem Reiz.[1] Daß jetzt das Ganze in der Ichform erzählt wird, ist ein großer Vorteil: Heinrich ist jetzt mehr Teilnehmer am Fest als bloßer Berichterstatter, obwohl selbst jetzt noch seine Person recht locker mit dem Fest verwoben erscheint. — Von den Streichungen ist der größte Teil wohl begründet. Die ausführliche Schilderung der einzelnen Feldherrengestalten, die wie eine Folge von Holzschnitten wirkt, unterbrach die Erzählung; das Charakteristische daraus ist jetzt in ein paar knappen Sätzen gegeben. Die aus Marggraffs Schrift herübergenommene Schilderung des Heims des Hans Sachs mit Zitaten aus Puschmann und Goethe paßte nicht ins bewegte Fest; einzelne Gestalten, die im Zug der Zünfte ausgeschieden wurden, vermissen wir ungern, aber eine Lücke lassen sie nicht. Wenn er dadurch Raum gewann für die Erweiterung des Nachfestes auf Rosaliens Gut, z. B. zur Einlage des Berichtes von des kleinen Gottesmachers und der Glasmaler Musizieren und Geschichtenerzählen, sind wir reich dafür entschädigt.

Andere Streichungen aber bedauern wir, denn sie mögen wohl der Einheitlichkeit und dem glatten Gang der Erzählung dienen — von der frischen persönlichen Färbung ist manches abgestreift, etwa wie wir im fertigen Bild bedauernd ein keckes Glanzlicht des Entwurfs vermissen. So vermissen wir ungern die köstliche Bemerkung über der Menschen Lust an Verkleidung, den frisch polemischen Exkurs über die Wirkung der Buchdruckerkunst, die leise, wie eine Vision wirkende Erwähnung Raphaels. Die warmherzige, plastische Schilderung des damaligen Kunstlebens in München ist von ihrem wirkungsvollen Platz am Schluß des Zugs der Bürger entfernt und als Einleitung benützt, was ihre Wirkung vermindert — eben weil sie dahin bis zur Selbstverständlichkeit paßt.

Fraglos gewonnen hat die Szene der Begegnung mit dem König. Früher war am Beginn des Münchner Aufenthaltes erzählt worden, daß dieser dem ihn nicht kennenden

1 Über Änderungen, welche die Komposition der Erzählung betreffen, und solche rein stilistisch-formaler Natur, spreche ich nicht — darüber handeln erschöpfend Leppmann: „G. Kellers Grüner Heinrich von 1854 und 1879" (Berlin 1902), und Beyel: „Zum Stil des Grünen Heinrich" (Tübingen 1914).

Digitized by Google

Heinrich den Hut vom Kopf nahm: so drängte sich durch die zu große Nähe die Vergleichung mit dem ähnlichen Tun seines unhöflichen Beamten an der Grenze auf; jetzt wird dies erst bei der zweiten Begegnung auf dem Fest rückschauend erzählt. „He König! schlag' mir die Kappe runter" ist geändert in „Hei, Bruder König! warum greifst Du nicht an meinen Hut?" Dadurch, daß der König sich mit einem Scherz gewandt aus der Sache zieht, sieht man ihn nicht auf dem Fest, das ihn ehren soll, in Verlegenheit. Heinrich erscheint höflicher und witziger zugleich, und die früher matte Stelle ist belebt.

Wilibald Pirkheimers Erwähnung wird zu einem kleinen patriotischen Hinweis benutzt, daß dem überall siegreichen Kaiser nur die schlichten Eidgenossen zu widerstehen vermochten, während an soviel anderen Stellen historische Anspielungen unterdrückt sind.

Vom kleinen Berggeist im Zug des Bergkönigs erzählte Keller, was Marggraff bei der Wiederholung des Festes berichtet, daß die Landsknechte ihn als ihren Anführer durch den Saal trugen; jetzt, daß er bei den lebenden Bildern den sterbenden Fechter so vortrefflich vorgestellt, daß die Narrenschaft ihn auf der umgekehrten Fischschüssel, auf der er lag, im Triumph davontrug. Die Änderung kann wohl einem wirklichen Zwischenfall entsprechen, denn beim Festmahl wurde ein Fisch von 82 Pfund aufgetragen.

Bedeutungsvoller ist eine andere Änderung. Rosalie hat — um sich an Lys etwas zu rächen — ein Kartenspiel vorgeschlagen: sie wolle die Bank halten und die Hälfte des Gewinns solle an zwei junge Künstler gegeben werden für eine Reise nach Italien. In der zweiten Bearbeitung erzählt sie, sie habe den Pagen Gold, der beim Fest das Gold ausgestreut hatte, bleich und tränenüberströmt im Garten getroffen und erfahren, daß seine Heimat abgebrannt sei, das Haus seiner alten Mutter liege in Asche; diese habe ihre geringen Sparmittel dazu verwendet, ihn auf die Schule nach München zu senden, und nun mache er sich die bittersten Vorwürfe und klage sich des Leichtsinns an, die letzte Barschaft für das Fest verwendet zu haben. Nun, in der zweiten Fassung, soll seinem Mütterlein mit dem Gewinn geholfen werden. Der Gedanke, daß den einzigen Traurigen im frohen Kreise der Spielgewinn der mit Glücksgütern gesegneten Festgenossen tröstet, ist soviel schöner und das Motiv so verinnerlicht, daß die Änderung sich als eine glückliche Neuschöpfung darstellt. Durch einen Brief, den der Page Silber auf das Landgut Rosaliens herausgebracht hat, hat jener das Unglück erfahren. Da fällt nun die Beifügung etwas auf: „schon in den gestrigen Abendzeitungen war von dem Brand der fernen Heimat des Knaben berichtet worden". Das Fest fand am 17. Februar statt, am 16. melden die Münchner Blätter den großen Brand von Enkirch bei Koblenz. Dies Zusammentreffen ist so merkwürdig, daß wir es nicht für ein zufälliges halten, sondern annehmen möchten, die zweite Erzählung gehe auf ein wirkliches Geschehnis zurück und der Dichter habe erst später daran gedacht, diesen menschlicher Tragik nicht entbehrenden Vorgang poetisch zu verwerten.

Am liebsten möchten wir natürlich ergründen, was Keller von wirklichen Personen und eigenem Erleben in die Figuren des Romans hineingewebt hat, aber weder seine Briefe, noch die seiner Freunde geben uns hierzu Andeutungen. Nur daß die schlanke Agnes (die Diana im Festzug) nicht ganz eine Schöpfung der Dichterphantasie ist, verriet er einmal, indem er auf einen von Leemann gemalten hübschen Mädchenkopf mit blonden Locken, der in späterer Zeit über seinem Schreibtisch hing, zeigend einem Freunde hinwarf: „Das ist die Agnes, die sich mit dem grünen Heinrich betrunken hat". —

Ein Frühlingsfest der neuen deutschen Kunst haben wir unser Fest genannt. Als nach den napoleonischen Kriegen unser Vaterland verarmt und im inneren Leben unselbständig war, trieb als erster der Baum der Kunst wieder Blüten. Wir werden jetzt wohl auch winterliche Zeiten durchschreiten müssen; möge die Kunst wieder Führerin zum Frühling sein! Dann wollen wir ein neues Frühlingsfest feiern, mag es nach Dürer, Rembrandt oder Rubens als Patron benannt sein, oder mag die deutsche Kunst dann so selbständig geworden sein, daß das Fest des Patrons aus der Vergangenheit entbehren kann.

Und so bald möge das kommen, daß uns Alten, die wir noch solche das Dürerfest schildern hörten, die an ihm teilgenommen haben, deren Enkel erzählen können vom neuen Fest der deutschen Kunst.

Digitized by Google

Neues von und über Grabbe.

Mitgeteilt von

Dr. Friedrich Seebaß in München.

Es ist bekannt, eine wie wichtige und förderliche Rolle der Archivrat Clostermaier im Leben Grabbes spielte: ihm verdankte es der Dichter, daß die Eltern ihn studieren ließen, er half seinem Schützling mit Rat und Tat und versuchte, wenn auch vergeblich, ihn in eine dauernde, bürgerliche Stellung zu bringen.[1] Als Grabbe am 2. Juni 1824 glücklich Advokat geworden war, betrachtete er diese Stellung nur als Vorstufe für seine Beamtenlaufbahn; im stillen hoffte er auf die Adjunktenstelle am Archiv, die ihm einst Clostermaier in Aussicht gestellt hatte. *Sp. Wukadinowic*, der letzte gründliche Biograph unseres Dichters, weiß nun zwar in der Einleitung zu seiner trefflichen Ausgabe[2] kurz zu berichten, daß Grabbe sich mit Clostermaiers Unterstützung 1826 um eine solche freigewordene Stelle beworben habe, die näheren Umstände scheinen ihm aber nicht bekannt zu sein. Darum mögen hier einige Zeugnisse über jene Episode mitgeteilt werden, die — soweit ich sehe — bisher von der Forschung übersehen wurden und die ich der *Duller*schen Zeitschrift *„Das Vaterland"*, IV. Band, 1842, S. 122ff. entnehme.[3] Danach wandte sich Grabbes Vater Ende März 1826 an Clostermaier, der als herrschaftlicher Zuchthauskommissarius sein Vorgesetzter war, mit dem Anliegen, für die Erfüllung des heißen Wunsches tätig zu sein, den der Sohn von Jugend auf gehegt: nämlich als Clostermaiers einstiger Amtsnachfolger durch seine erworbenen historischen Kenntnisse dem Vaterlande nützlich zu werden. „Und längst schon würde sein Sohn mit dieser Bitte sich ihm persönlich genähert haben, wenn er es nicht selbst lebhaft und mit Bedauern empfunden, wie er während seiner einstigen Ferienanwesenheit bei seinem extremen Wesen sich ihm in mehrfacher Beziehung gerade von keiner empfehlenden Seite gezeigt usw. . . .

Während der ersten beiden Universitätsjahre hatte zwischen Grabbe und dem Archivrat eine sehr freundschaftliche Korrespondenz stattgefunden.[4] Nach seiner Ferienanwesenheit in Detmold aber, wo sich Grabbe freilich wohl den Vorwurf machen durfte, er habe sich bei seinem Mißtrauen und verkehrten Wesen, doch mindestens nicht ganz artig gegen seinen Gönner benommen, setzte er jene Korrespondenz nicht weiter fort; und als er nun auch zurückgekommen und nach seinem ersten Besuch niemals wieder bei Clostermaier erschienen, hatte sich bis dahin zwischen beiden kein besonders naher Verkehr wieder angeknüpft."

Clostermaier, der damals durch einen Schlaganfall ans Krankenbett gefesselt war, muß sich dem Vater gegenüber sehr wohlwollend geäußert haben, denn er empfing am 3. April 1826 folgendes Schreiben Grabbes, das ebenso charakteristisch für unseren Dichter wie ehrend für den Empfänger ist:

„Verehrtester Herr Archivrath!

Die einfachste Sprache bleibt gewiß die beste, und darum versichere ich, daß mir kaum etwas so unerwartet und doch so hocherwünscht erschienen ist, als die Theilnahme und das Zutrauen, womit Sie mich beehren.

Ich gestehe frei, daß ich den Grund, aus dem Sie mir eine solche Zuneigung schenken, nur darin vermuthen kann, daß Ihr Blick aus einzelnen Zügen meinen Charakter und meine Lebensverhältnisse

---

1 Die scharfe Wendung der Mutter Grabbes in dem bekannten Brief an Kettenbeil vom 18. November 1838 ist zwar durch die Umstände begreiflich, wird aber durch viele Zeugnisse widerlegt.

2 Bong 1912, Einleitung Bd. I, S. XXVII, auf Grund von Angaben E. Grisebachs in dessen Ausgabe 1902, Bd. IV, Leben, S. XXI.

3 „Ein Beitrag zur Charakteristik Grabbes durch ihn selbst und durch Clostermaier. (Aus authentischer Mitteilung.)" Der Einsender war zweifellos Duller, der erste Biograph Grabbes, selbst. Nur K. Ziegler, 1855, Grabbe S. 62, scheint die Veröffentlichung gekannt zu haben.

4 Bisher ist nichts davon bekannt geworden.

Digitized by Google

scharfsinnig zusammengesetzt und zu meinem Vorteil erklärt hat. Denn ich weiß zu gut, daß ich mich Ihnen nie eben im nächsten und besten Lichte zeigte.

Die Erklärung ist leicht: als Kind, selbst noch als Student fühlte ich gegen Sie, verehrtester Herr, die geziemendste Hochachtung, aber nicht ohne Mischung einer zum Theil aus Blödigkeit herstammenden Scheu; sie hielt jede Annäherung ab. Späterhin und noch jetzt täglich, erkannte ich recht wohl, daß mir nichts mehr noth thun möchte, als die Bekämpfung meines leidenschaftlichen und extremen Wesens; da mußte freilich jene kindische Furcht verschwinden und einer wahren Verehrung allein den Platz lassen.

Wo hatte ich aber in den letzten Jahren die Gelegenheit, diese gehörig zu äußern? Sich von selbst aufzudrängen und einem Mann, der weder unseres Beifalls, unserer Achtungsbezeugung, oder unserer Hülfe bedarf, mit Ersterem zu überschütten, beweis't in meinen Augen an dem Aufdringlichen die offenbarste Absichtlichkeit und Falschheit. Überdem voll Mißtrauens gegen mich selbst, ist es mir immer schwer gewesen zu glauben, meine Bekanntschaft könne einem Dritten irgend angenehm seyn, fast, ich läugne es nicht, ist es mir dadurch zur andern Natur geworden, nur sehr langsam mit Jedem, den ich nicht von Jugend auf kannte, vertrauter zu werden, ich glaube nicht einmal, daß in Detmold jetzt ein einziger Schulgenosse lebt, mit dem ich auch nur in etwas in solchem Verhältnisse stände. Um wieviel minder konnte es mir in den Sinn kommen, an einem angesehenen Gelehrten und Geschäftsmann einen stillen und so günstigen Beobachter zu besitzen.

Dabei bekenne ich offen, daß die Verhältnisse sich so gewendet hatten, daß ich schon längst fürchtete, Sie hätten mich, wo nicht aufgegeben, doch bei Seite gelegt. Dies kam mir schon damals so vor, als ich, bei einer Ferienanwesenheit in Detmold, die Albernheit hatte, Ihnen selbst zu verschweigen, daß ich nach Berlin reisen würde[1], und meinen Vater zu bitten, Sie gelegentlich damit bekannt zu machen. Es wäre ein Zeichen fortdauernder Schwäche, wenn ich dies Benehmen noch jetzt entschuldigte: es bleibt an und für sich stets sehr mattherzig. Die Motive, von denen ich mich aber nicht hätte leiten lassen dürfen, waren indeß wohl vornehmlich: die alte blöde Scheu, welche mir das Wort mehrmals im Aussprechen zurückhielt, und die übereilte Überzeugung jetzt: einen ganz selbstständigen Wirkungskreis suchen zu müssen, indem ich bei der damaligen Errichtung der Bibliothek sowohl den Bibliothekar durch Sie auserwählt fand, als auch hierüber unendlich weiter combinirte. Wie konnten Sie, verehrter Herr, aber an mich nur denken, der ich noch nicht ausstudiert hatte? Auch würde ich, wenn ich ihrer Zuneigung wirklich würdig gewesen wäre, nicht Ihnen, sondern den Umständen habe Vorwürfe machen können.

Ich bin zu jedem Dienst, den Sie mir auflegen wollen, erbötig, und bitte nur zu fordern und zu befehlen. Mir darf nie die Wahl gelassen werden, sonst fürchte ich in allen Anerbietungen, wenn auch noch so gut gemeint, zu beleidigen. Selbst Besuche habe ich vorzugsweise deshalb immer gescheut, weil ich fest überzeugt war, bloß Langeweile zu verursachen.

Auch will ich nicht verhehlen, wen Sie im Ganzen an mir finden, obgleich eine Selbstschilderung stets nach Selbstlob lautet und lauten muß, weil sie sonst affectirt klänge. Ich besitze ein ziemlich gutes Gedächtniß, kann auch leicht etwas lernen, aber fast nur so, daß mir eine Masse zugewiesen wird und ich diese selbständig, ohne fremde Specialleitung bearbeite, und nur da, wo ich unüberwindliche Schwierigkeiten fühle, um Belehrung anfragen darf; meine ehedem sehr heftige Phantasie hat mir bis jetzt viel geschadet, aber auch in so fern genützt, als ich all meinen Verstand schärfen und aufbieten mußte, sie zu zügeln; dadurch bin ich der Selbstbeherrschung näher gekommen, und ich habe mich kennen lernen, das beste Mittel gegen Dünkel und Eitelkeit; mein Charakter ist, wenn man ihn im Allgemeinen nimmt, wohl nicht zu den schwankenden zu zählen, und ich gestehe, daß ich das Böse zwar hasse, aber Gemeinheit und Schwäche mir an Anderen das Widerlichste auf Erden ist; mein Wissen ist großes, meist unnützes Stückwerk.

Dieses Schreiben ist mir ohne Absichtlichkeit, wie es hier steht, aus dem Herzen geflossen, und ich wünschte, daß es so aufgenommen würde. Das letzte Resultat ist: daß ich mich jedem Ihrer Beschlüsse unterwerfe und auch jedem Winke zu folgen bereit bin. Für meine Dankbarkeit, an welcher Sie freilich nur den bewiesenen guten Willen schätzen könnten, glaube ich bürgen zu dürfen.

Lieb wäre es mir nicht, wenn mein Vater diesen Brief zu sehen bekäme, obgleich ich Sie durchaus nicht verhindern will, ihn nach Gutfinden als ein Dokument zu gebrauchen, welches künftig gegen mich zeugen kann. Er ist zu Ihrer vollsten Disposition gegeben. Ich bin,

Hochverehrtester Herr Archivrath

Detmold, den 3. April 1826.

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster Chr. Grabbe."

1 Anmerkung Dullers: Grabbe hatte diesen Vorsatz mit mehreren Unwahrheiten abgeleugnet, weil er in seiner Bizarrerie immer meinte, die Wahrheit verschweigen zu müssen.

Digitized by Google

Wie Duller weiter berichtet[1], „erschien nach erfolgter Einladung Grabbe bei Clostermaier und sprach ihm dabei persönlich in einer Bewegung sondergleichen seinen höchsten Wunsch und seine innige Bitte aus.

Clostermaier suchte nun Grabbes Kenntnisse im Laufe der Unterhaltung zu erforschen und nahm bei dessen, von da an oft wiederholten Besuchen ernste Prüfungen mit ihm vor, aus welchen er der Überzeugung immer näher kam, daß Grabbe bei fortwährendem Fleiß in kurzer Zeit bald allen Forderungen, welche man an einen Archivar zu machen habe, entsprechen würde. In dieser Überzeugung konnte Clostermaier nicht anders, als Grabbe den Vorzug vor andern einräumen, welche sich persönlich schon früher mit ähnlichen Wünschen an ihn gewendet hatten, — ein Vorzug, welcher Grabbe ausnehmend erfreute.

Eine neue schwere Krankheit, von welcher Clostermaier hierauf befallen wurde, hatte ihn erst im August ein umständliches Promemoria in betreff seiner Amtsnachfolge am Archiv entwerfen lassen; und da die schmerzhafte Krankheit keine Besuchsannahme gestatten konnte, so wurde Grabbe die Vorstellung zur Ansicht mitgeteilt, worauf er unter dem 27. August Clostermaier folgendes Promemoria übersandte:

„G. P. M. [Gehorsamstes Promemoria]

Vor Allen muß ich bemerken, daß die Vorstellung an Serenissimum mir gewiß mehr Lob giebt, als ich verdiene, und ich die geneigte Gesinnung darin dankbar verehre.

Zum ersten Bogen derselben pag. 3 und 4 wage ich anzuführen, daß nicht bloß auf der Universität, sondern schon auf der Schule die Geschichte und die Geographie, wie meine Lehrer: Falkmann, Möbius, Preuß, bezeugen müssen, mein Haupt- und Lieblings-Studium war, ich auch darin etwas prästirte.

Aktenstaub und Aktendunst fürchte ich so wenig, daß ich allein in der letzten Zeit drei Bibliotheken (die Helwing-Hoffmannische, die Helwingische und die dem Auditor Krohn von seinem Vater nachgelassene) binnen wenigen Tagen geordnet habe, welches zugleich ein Zeugnis geben möchte, daß ich in den dazu erforderlichen Kenntnissen einiges Zutrauen genieße.

Jetzt habe ich von dem General-Superintendenten Werth den Auftrag erhalten, morgen den 28. August eine meist theologische Büchersammlung zu verauctioniren, und dabei abermals Gelegenheit bekommen, den literarischen Nachlaß des verstorbenen General-Superintendenten von Cölln ordnen zu helfen.

Den Advocatenstand zu verlassen trage ich herzliche Sehnsucht, habe auch stets an der Jurisprudenz nur die historisch-theoretische Seite geliebt, und ging zum Theil deshalb nach Leipzig und Berlin, wo, besonders unter Haubold, die historische Schule vorherrschte.

Zum 2. Bogen pag. 4 ect. der Vorstellung.

Diplomatik betreffend, wurde dieselbe in Leipzig nur als Nebensache der historischen und historisch-juristischen Collegien betrachtet, und kam, weil man sich auf den eignen Trieb der Fähigen von Seiten der Oberbehörden verließ, kein Collegium darüber zu Stande. Wie in Leipzig, steht es damit auch an den übrigen Universitätsorten und es ist *jetzt* bloß leeres Rühmen zu sagen, Diplomatik gehört zu haben. Eben durch die Praxis selbst, fundirt auf Geschichtskenntniß, läßt sich in diesem Felde heut zu Tage etwas erwerben, und wo sollte ich eine bessere Anleitung finden, als wenn ich das Glück hätte, unter den Augen des Herrn Archivraths zu arbeiten? Das ist mehr als Universität und gerade darum ist zu hoffen, daß der Fürst die geschehene Bitte, welche ihm einen tüchtigen Geschäftsmann im Gewährungsfalle bilden würde, unter solchen Auspizien gewährt.

Das Nächste, was im Ermangelungsfalle zu haben war, habe ich nicht versäumt: vor allem hörte ich (was sonst kein Student so früh thut, noch mit Nutzen thun kann,) schon im 2ten Halbjahr bei dem alten Professor Müller alt- und neudeutsches, lausitzisches und sächsisches Lehns- und Staatsrecht, in welchem durch natürliche Verbindung ein ganzer politischer diplomatischer Cursus vorkam, besonders ein fortwährender Bezug auf die alten Manuskripte zu Halle, Leipzig und Görlitz.

Bogen 3 der Vorstellung.

Bei dem Sohn des Hofraths Wenk (ebenfalls ein historischer Jurist) hörte ich viele Collegia. Geschichte im Allgemeinen und die der größern Staaten betreffend, ist wohl seit meinem 17ten Jahre keine Woche bis zur gegenwärtigen vergangen, wo ich nicht in verschiedenen Sprachen wenigstens

1 Nach Dullers Behauptung sind zwei hierauf folgende Schreiben Grabbes, worin er seine lebendigen Empfindungen niedergelegt, „schon vor längerer Zeit abhanden gekommen".

Digitized by Google

drei bis vier Bände guter Schriften darüber studirt habe. Dies ist in der Stadt wohl eben nicht unbekannt, ich bin aber jedenfalls erbötig, *das strengste Examen stündlich darüber gegen mich ergehen zu lassen.* Ja, wird es irgend bedungen, so kann ich hoffen, mich binnen Kurzem, oder sofort, zum s. g. Doctor, eigentlich Magister, der historischen Classe einer philosophischen Facultät erheben zu können, was ich bloß unterlassen habe, weil man einestheils den Doctorhut mit Recht hier *nicht respectirt*, anderntheils zu viel Kosten bevorstanden.

Geschichtliche Collegien hörte ich bei: Pölitz, Kruse (in Leipzig, Verf. der Tabellen und Karten über das Mittelalter), Beck, Böttiger (jetzt nach Erlangen berufen), Wieland, Wilkens, fast aus allen Zeiträumen, — gestehe aber dabei, daß ich in diesen Collegien, für die Masse berechnet, nichts Neues erfuhr, und eben deßhalb mein Studium auf meinen Privatfleiß, *dessen Früchte ich gern durch ein Examen documentiren würde*, immermehr zurückziehen mußte. Mit dem Professor Raumer in Berlin (Verf. der Hohenstaufen) ward ich persönlich bekannt.

Eben dieser Bekanntschaft mit dem Professor Wendt in Leipzig, unter welchem die Universitätsbibliothek mit ihren Manuscripten steht, mit dem Bürgermeister und Hofrath Blümner daselbst, der über die Rathsbibliothek gebietet, verdanke ich nicht den kleinsten Theil einer im Ganzen vielleicht unbedeutenden historisch-literarischen Bildung.

In Dresden vollends, wo die zahlreichste und manuscriptenvollste Büchersammlung Deutschlands sich befindet, hatte ich nicht nur die tägliche Gelegenheit, dieselbe zu benutzen, sondern erhielt im Gespräch mit dem Prof. Kruse (aus Halle), mit dem Hofrath Tieck, der viele Lebensjahre bloß dem Studio des Mittelalters widmete, auch mit v. d. Hagen (aus Breslau) die belehrendsten Ermunterungen.

Die Lippische Geschichte betreffend muß ich dieselbe schon wegen vieler juristischer Fälle möglichst studieren, kann aber, bei Ermangelung vollständiger Schriften, wiederum eben nur unter Anleitung des Herrn Archivraths das Genügende lernen, er ist der Einzige, der dabei Aufschluß geben kann.

Über meine juristischen Kenntnisse beziehe ich mich nöthigen Falls auf die hiesigen Obergerichte, besonders da ich glauben darf, daß die ersteren wirklich jährlich zunehmen. Auch glaube ich, ein Archivar, der kein guter Jurist wäre, ist nicht denkbar. Die Zeiten sind so, daß die Vereinigung eines Juristen, Historikers und sprachlich gebildeten Mannes, welche Dreiheit sich wohl nirgends besser als mit der Hülfe des Herrn Archivraths Clostermaier erwerben läßt, von Ersprießlichkeit seyn dürfte.

Alles dies ist nur zum beliebigen Ansehen hingesetzt, und es wird um Verzeihung gebeten, wenn der Ton hier und da zu stark scheinen sollte, was so leicht eintritt, wenn man von sich reden muß.

Gehorsamst

Grabbe."

Als nun Clostermaier mit Grabbes Bemerkungen seine Vorstellung noch verstärkt, wurde solche vollendet am 2. September dem Fürsten eingereicht. Nachdem sich Clostermaier in seiner Vorstellung über seine Amtsverwaltung, das Archivamt selbst, sowie über die erforderlichen Kenntnisse und notwendigen Eigenschaften eines Archivars ausgesprochen, fährt er wörtlich fort:

„— — — Ohne die entfernteste Absicht, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht mit einem Vorschlage in Hinsicht auf die Ernennung eines Nachfolgers am Archiv vorgreifen zu wollen, erkühne ich mich, ein Subject zu benennen, von welchem ich überzeugt bin, daß es allen Forderungen, die man an den Archivar eines deutschen Bundesstaats machen kann, in kurzer Zeit Genüge zu leisten im Stande sein wird.

Es ist dies der einzige Sohn des Zuchthaus- und Leihbankverwalters Grabbe, jetzt im 25sten Lebensjahr. Bei meinem täglichen Umgang mit dem Vater hatte ich die Gelegenheit, den Sohn von seiner ersten Jugend an zu beobachten, und vielleicht wirkte ich, ohne es selbst zu ahnen, auf seine Erziehung, Ausbildung und vorzügliche Neigung zu den Wissenschaften, die er selbst bald verrieth.

In seinem 9. Jahre nahm ihn das hiesige Gymnasium auf, und von dieser Zeit lebte er gleichsam nur um zu lernen. Seine noch lebenden Lehrer, der Professor Möbius, Rath Falkmann, Legationsrath Preuß werden es, wenn sie dazu aufgefordert werden sollten, bezeugen, daß sie keinen Schüler gehabt haben, der den jungen Grabbe an Aufmerksamkeit, Fleiß und Lernbegierde, so wie auch an Folgsamkeit und Sittlichkeit übertroffen hätte.

Der selige Rektor Koehler pries bei jeder Gelegenheit, unter andern auch selbst gegen mich, den jungen Grabbe, als einen der besten, wo nicht als den besten Schüler, den er je gehabt hat.

Selbst auf Ew. hochfürstlichen Durchlaucht in Gott ruhende Fürstliche Frau Mutter, welche die öffentlichen Prüfungen und Redeübungen der Schüler des hiesigen Gymnasiums mit ihrer höchsten Gegenwart beglückte, machten die ausgezeichneten Talente des jungen Grabbe einen vorzüglich

Digitized by Google

günstigen Eindruck. Höchstdieselben äußerten selbst einst gegen mich, wie sie überzeugt seien, daß aus dem jungen Grabbe ein vorzüglich nützlicher Staatsdiener werden würde. Die höchstselige Fürstin ließen daher auch dem jungen Grabbe zugleich mit dem Sohne des Hauptmanns Meister Theil an dem Stipendium nehmen, dessen Fonds bei hiesigem fürstlichen Consistorio liegt u. s. w. — — —

Sollte mein unterthänigster Vorschlag, den Advocaten Grabbe zu meinem Nachfolger am Archiv zu erhalten, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht höchsten Beifall finden, so würde derselbe, da er den Advocatenstand zu verlassen sich herzlich sehnt, jenes Glückes sich unendlich erfreuen, Ew. Hochfürstliche Durchlaucht eine ganz seinen Wünschen und seiner Neigung entsprechende Versorgung lebenslang submissest verdanken und diese mit stets regem Diensteifer zu verdienen suchen.

Die gnädigste Genehmigung meines unvorgreiflichen Vorschlags würde mich in den Stand setzen, meinen Amtsnachfolger noch selbst in seinen Dienst einzuführen, ihm die Einrichtung des Archivs in allen seinen Theilen bekannt zu machen und ihn überhaupt dergestalt zu unterrichten, daß mein Eintritt gewiß nicht den geringsten nachteiligen Einfluß auf die fernere Verwaltung des Archivdiensts spüren lassen würde. — — —

Es war lange Zeit mein Vorsatz, einen Stammbaum des Hochfürstlich Lippischen Hauses und eine Geschichte des Lippischen Landes zu liefern, aber bei dem Drang der Amtsgeschäfte war es mir nicht möglich, der Erwartung mehrerer Freunde vaterländischer Geschichte zu entsprechen. Wird der Advocat Grabbe mein Nachfolger am Archiv, so kann das Lippische Publikum aus seiner Feder zuverlässig eine gründliche, gehörig belegte und mit Geschmack geschriebene Lippische Geschichte erhalten, und würde ich zu diesem Zweck dem Advokaten Grabbe alle meine Vorarbeiten überlassen. — —

Ich kann betheuern, daß nicht eine besondere Vorliebe für den Advokaten Grabbe, sondern die Liebe für den Dienst, in dem ich grau geworden bin, und dessen wahres Bestes mir am Herzen liegt, mir den Mut gegeben hat, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht diese unterthänigste Vorstellung zu überreichen." —

Damit schließt das inhaltreiche Schriftstück, durch das Clostermaier sich, von der modisch zeremoniellen Schreibart abgesehen, ein schönes Denkmal setzt. Wie schon erwähnt, lehnte Serenissimus den Vorschlag ab — es war der härteste Schlag, der Grabbe treffen konnte; er wurde dadurch auf die Militärrichterlaufbahn gedrängt, die ihm nach Neigung und Kenntnissen nicht entsprach. Daß auch Clostermaier durch den abschlägigen Bescheid tief verletzt war, geht aus dem Schluß seiner Erklärung auf das betreffende Regierungsreskript vom 26. Oktober 1826 hervor, den Duller noch mitteilt:

„Übrigens wird mich nichts in der Überzeugung stören, daß der aus wahrem Pflichtseifer zu meinem Nachfolger am Archiv in unterthänigsten Vorschlag gebrachte Advocat Grabbe, welchem — wie ich mir schmeichle, es am competentesten beurtheilen zu können — alle für diese Bestimmung erforderlichen Eigenschaften, wenigstens in einem höheren Grade als gegenwärtig irgend einem andern, beiwohnen, gerade derjenige ist, der nach stets fortschreitender fernerer Ausbildung in diesem Posten dem hohen Fürstenhause Lippe, dem Lippischen Lande und dem Staatsdienst am meisten nützlich werden könnte.

Die Anwendung des Grundsatzes, daß keine Antwartschaften gegeben werden, welche jener Betrachtung weit nachstehen müßte und worauf gleichwohl die Verwerfung meines Vorschlags geradezu gegründet ist, vereitelt, ohne anderweiten Ersatz, eine von allen Lippischen Patrioten gehoffte, der Lippischen Geschichte günstige Aussicht, und sicher wird jene Verwerfung wenigstens von dem größten Teil des aufgeklärten Lippischen Publikums mit Bedauern vernommen werden."

Digitized by Google

Vespasiano da Bisticci.[1]

Von

Professor Dr. Paul Schubring in Berlin.

Vespasiano da Bisticci war ein Florentiner Buchhändler des 15. Jahrhunderts, der nicht mit gedruckten, sondern mit geschriebenen Büchern handelte und dabei mit seinen Kunden in ein persönliches, oft freundschaftliches Verhältnis kam. Zweimal hatte er Gelegenheit, sein Bücherwissen und Buchwissen im großen Stile verwerten zu können: als er die Bibliotheken für Cosimo de' Medici und die für den Herzog Federigo da Montefeltre in Urbino zusammenbringen durfte. Für den florentiner Bankier engagierte er 45 Schreiber und ließ von diesen in 22 Monaten 200 Bände abschreiben; im Durchschnitt schrieb also jeder Schreiber 4—5 Bücher, jedes in 5 Monaten, ab. Vespasianos Aufgabe war es, die Auswahl zu treffen, die Originalcodices herbeizuschaffen, die Ausführung, den Schmuck, die Miniaturen und Initialen mit zu bestimmen und schließlich ein Ganzes zu liefern, das nicht nur im Einband, im Schriftduktus und in der Ausstattung zusammenfloß, sondern auch die Einheit des geistigen Bekenntnisses zeigte.

Die Geisteswelt eines Cosimo de' Medici, eines Federigo läßt sich aus diesen Bibliotheken ermitteln. So stark sich nach unserer heutigen Meinung die vielen Autoren dieser Regale widersprechen mögen, in denen Augustin neben Plato, Cicero neben Chrysostomus stehen, jene der enzyklopädischen Weisheit geneigte Zeit sah in diesen so verschiedenen Zeugnissen — unbefangener und vielleicht heller als wir — das gleiche Bekenntnis hochgehobenen Forschens, steilen Suchens und reifen Lebenssinnes. Ein Gegensatz zwischen der Weisheit der Antike und der christlichen Lehre wurde gefühlt, aber nicht für entscheidend gehalten. Man neigte sich vor dem Licht, wo immer es das Dunkel durchdrang, und hatte für Augustins Worte: „Die Tugenden der Heiden sind glänzende Laster" wenig Verständnis. Ein Buch ist eine Quelle, den Dürstenden zu tränken. Zunächst ist es einmal zu lesen, zu fassen, zu behalten. Welcher Geist wäre so reich, nichts daraus lernen zu können? Nicht nur Aristoteles genoß im ganzen Mittelalter fast kanonisches Ansehen; nicht nur Vergil, dessen „Aeneis" Männer wie Piero de' Pazzi vollständig auswendig konnten, blieb der Frühzeit unserer modernen Kultur der Seher, der selbst in der Hölle den Weg weisen konnte. Sollte all das, was einst die Mönche der ersten Jahrhunderte in zähem Fleiß abgeschrieben hatten, so weisheitslos sein, daß die Menschen des 15. Jahrhunderts nichts mehr daraus lernen konnten? Und endlich: Lesen war Feierstunde und Klärung. Nach den Stunden der Geschäfte und der Jagd, nach Trank und Fest, Ball und Spiel war die Sammlung des Geistes, die Einkehr in die hohen Dome der Vorzeit der höchste Genuß. Macchiavell beschreibt sein Leben, das er führte, als er den „Principe" 1513 auf dem bescheidenen Landsitz La Strada bei Florenz schrieb; da sieht man den Rhythmus seines Tages, an dem Jagd, Lektüre und Schmaus mit abendlicher Schriftstellerei abwechselten. Kommt er ermüdet aus dem Wald, in den er mit Sonnenaufgang gegangen war, dann geht er „zu einer Quelle, wo meine Krammetsvögel sich aufhalten, mit einem Buche, Dante oder Petrarca, oder einem der Dichter zweiten Ranges, Tibull, Ovid und ähnlichem. Ich lese die Schilderungen ihrer Liebschaften und ihrer schwärmerischen Empfindungen, erinnere mich der meinigen und ergötze mich eine Zeitlang an dem Spiel." Dann geht's zum Essen, zu den Bauern in die Kneipe, zu Kartenspiel und Tricktrack. „Kommt der Abend, so ziehe ich mich in meine Behausung zurück; ich betrete mein Studierzimmer; anständig gekleidet betrete ich die altertümlichen Hallen der Vorzeit. Wohlwollend dort empfangen, erquicke ich mich mit jener Kost, die allein mir zusagt und für die ich geboren bin. Ich schäme mich nicht, mit den Alten zu verkehren und sie über die Beweggründe ihrer Handlungen zu befragen. Sie sind so gütig, mir zu antworten, und vier Stunden hindurch fühle ich keine Langeweile; ich vergesse alle

---

1 Da dieser gehaltvolle Aufsatz in den Mitteilungen des Kunsthistorischen Instituts in Florenz (3. Bd., Heft 1/2), wo er zuerst erschien, nur wenigen Lesern zugänglich wurde, erscheint er mit gütiger Genehmigung des Herrn Verfassers und des Leiters des Kunsthistorischen Instituts auch an dieser Stelle.

Digitized by Google

Leiden." So empfindet der vielgelästerte und auch heute noch oft mißverstandene Verfasser des Fürstenspiegels; ähnlich waren die Gefühle Cosimos in der Bibliothek von S. Marco und Herzog Federigos in seinem Studio in Urbino.

Diese Leute wußten zu lesen. Man holte sich damals nicht einen Stoß Bücher und durchflog ihn; sondern man ging zu dem Regal, an dem ein Buch angekettet war, schlug dieses auf und las es langsam in Wochen durch. Die Schreiber konnten die Bücher, die sie abgeschrieben hatten, auswendig; sollte Cosimo sich durch Fragen seiner Schreiber beschämen lassen? Wie es heute noch einige Italiener gibt, die die ganze Commedia Dantes auswendig wissen, so gab es damals manche, die die Bibel und die Aeneis auswendig konnten. Der Kreis der Autoren war begrenzt; immer kehren dieselben Titel wieder. Aber was man hatte, besaß man nicht nur als Bibliophile. Die ganze Verwirrung und Oberflächlichkeit, die Gutenberg wohl oder übel über den Menschen gebracht hat, war damals noch unbekannt. Und als der Druckteufel wirklich einbrach, waren alle Gutgesinnten sich darüber einig, daß Leute von Anstand diesen Unfug nicht mitmachen durften.

Zu diesen gehörte selbstverständlich auch Vespasiano, nicht nur als der Capo aller Schreiber Toskanas. Es ist 1421 in Florenz geboren und hat sich vor allem an die Geistlichen, die ja das meiste lasen, gehalten. Dem Zwanzigjährigen fiel die Freundschaft Tommaso Parentucellis zu, die auch der zum Papst erhobene Nikolaus V. nie vergaß. Er durchlebte die aufgeregten Jahre unter Eugen IV. als Knabe mit, dann mit persönlichster Anteilnahme die Zeiten Cosimos bis zu dessen Tod; alles in seinen Beschreibungen prangt in der Frische persönlichen Erlebens. Aber weder Pius II. noch Paul II., weder Sixtus IV. noch Innozenz VIII. haben ihre Vita bekommen. Noch auffälliger ist, daß in diesem Pantheon Piero de' Medici (il Gottoso), Lorenzo magnifico und sein Bruder Giuliano durch Abwesenheit glänzen! Und doch war Vespasiano bis nach Lorenzo de' Medicis Tode der Cartolaio in Florenz geblieben; erst mit 72 Jahren (1493) zog er sich nach Antella auf das Land zurück (wo die Alberti eine Villa hatten), um hier in der Muße Vergils seine Viten zu schreiben. 1498, am 27. Juli, ist er hier gestorben.

Sein Lebenswerk, die *Vite di uomini illustri del secolo XV*, war vollendet; denn sonst würde nicht der „Lamento d' Italia per la presa d' Otranto dai Turchi nel 1480" noch angehängt sein, eine Klage, die streng genommen den Rahmen des Buches sprengt. In fünf Abschnitte ist das Buch zerlegt. Die erste Abteilung behandelt die Pontefici, Re e Cardinali; es sind dies 19 Viten: Eugen IV., Nikolaus V., König Alphons von Neapel, die Kardinäle Branda Castiglione, Antonio Correr, Nicolao degli Albergati, Giuliano Cesarini, Domenico Capranica, Bessarion, Bartol. Roverella von Ravenna, Jacopo von Portugal, Giovanni de' Margheriti, der Spanier, Angelo Capranica von Rieti, Bernardo Eruli von Spoleto, Antonio Casini di S. Marcello, Giovanni di Torquemada, der Catalonier, Giovanni de Mella, der Spanier, Piero di Mendoza, der Spanier, und der Kardinal von Cues, Nikolaus Krebs von der deutschen Mosel. Dann folgen im zweiten Abschnitt Erzbischöfe und Bischöfe, 28 Viten, von denen wir hervorheben: Antoninus von Florenz, S. Bernardin von Siena, Piero Donati und Jacopo Zeno, beide aus Padua, Biagio Molin, den Patriarchen von Jerusalem, Gregorio Correr, den apostolischen Protonotar, Guglielmo Bechi von Fiesole, Roberto Cavalcanti und Antonio degli Agli von Volterra, den englischen Bischof von Ely William Graim und den englischen Protonotar am päpstlichen Hof, Andrea Ols, endlich die ungarischen Erzbischöfe von Gran und Fünfkirchen. Das dritte Kapitel bringt sechs Viten der Principi sovrani, darunter die sehr ausführliche Vita des Federigo Duca d' Urbino; dann die Viten des Duca di Worchester, des Alessandro Sforza, des Costanzo Sforza, des Alvaro di Luna und des Nugno Gusman. Am umfangreichsten ist das vierte Kapitel, das die Uomini di stato e litterati beschreibt: nicht weniger als 61 Viten, in der Ausgabe von L. Frati 585 Seiten umfassend. Auch hier nenne ich nur die wichtigsten: Leonardo d' Arezzo, Giannozzo Manetti (dessen Vita ist die längste von allen), Poggio Fiorentino, Giorgio Trabizonda, Matteo Palmieri, Vittorino da Feltre, Guerino aus Verona, Biondo da Forli, Carlo Marsuppini aus Arezzo, Piero Donato und Agnolo Acciaiuoli, Francesco Filelfo, Maestro Pagolo, Antonio Caffarelli, Inigo de Davalos, Palla und Matteo Strozzi, Cosimo Medici, Franco Sacchetti, Niccolò Niccoli, Agnolo und Pandolfo Pandolfini, Piero de' Pazzi, Bernardo Giugni, Agnolo Manetti, Cipriano Ruccellai, Niccolò della Luna, Veri Salviati, Niccolò Spinelli. Den Schluß machen die ziemlich kurzen 12 Viten der Donne illustri: Alessandra de' Bardi, Maria Pandolfini, Mona Andrea Acciaiuoli, Battista Malatesti, Paola Malatesti Gonzaga, Cecilia Gonzaga, Caterina Alberti Corsini, Francesca Acciaiuoli, Giovanna Valori Pandolfini, Caterina Strozzi Ardinghelli und Saracina Acciaiuoli. Im ganzen über 1000 Druckseiten in Fratis sorgsamer, keineswegs üppig gedruckter Ausgabe.

Digitized by Google

Der Reiz der Lektüre Vespasianos liegt ausschließlich darin, wie er mitteilt, was er der Erwähnung wert hält, worüber er schweigt. Wir brauchen deshalb muntere Leser, die produktiv sein müssen; sonst wird es langweilig. In dem Genuß einer behaglichen Umständlichkeit empfinden wir die Atmosphäre jenes kleinen Landstübchens von Antella, in dem eine Eckermann-Natur, die viele Menschen, Dinge, Staatsereignisse und Alltagsszenen mit wacher Seele geschaut hat, nun als Siebzigjähriger, vielleicht erschüttert von dem Wechsel der Tage, die Savonarola über seine Heimat heraufbrachte, Rückschau hält in den Glanz und die Fülle, die Kraft und den Ernst, die Zähigkeit und die Lieblichkeit unwiederbringlicher Zeiten. Selbst der Stunde nahe, die keine Rückkehr gestattet, sieht er die Menschen und ihr Treiben meist nur in den großen Zügen dauernden Beharrens; selbst ein treuer Sohn der Kirche, stehen seinem Herzen die frommen Menschen am nächsten. Aber in seiner Seele steigt manche bezeichnende Einzelheit auf, die er selbst erfahren oder doch zuverlässigen Gewährsmännern verdankt und die im Zusammenhang die Dinge in einem neuen Licht schauen läßt. Er hütet sich, das Treiben der Großen, das ihm nicht gefällt, zu mißbilligen; aber sein Schweigen ist beredt für die, welche zu lesen verstehen. Der intime Aufschluß, den er gibt, umfaßt die Jahre 1435—1475. In der Medicibiographie ist nur Cosimo berücksichtigt, den er ja freilich seinen Freund nennen durfte. Daß er Sohn und Enkel, die für den Büchernarren weniger Zeit hatten, schlechter behandelt, braucht nicht verwunderlich zu sein. Der alte Mann ist natürlich ein Laudator temporis acti; das ist aber jeder Siebzigjährige.

Obwohl Florenz, die Heimat des Schreibers, der Hauptschauplatz der Ereignisse ist, die Vespasiano schildert, ist er doch auch über die Kurie, über den Königshof in Neapel, über Ferrara und Venedig, vor allem aber über Urbino trefflich unterrichtet. Mailand, Verona, Rimini erscheinen dagegen recht fern, beinahe wie Catalonien, Barcelona und Dalmatien. In Urbino ist Bisticci selbst monatelang gewesen, als es galt, die Bibliothek des Herzogs Federigo zusammenzubringen. Bologna hat er zweifellos, vielleicht auch Padua gekannt. Natürlich erreicht keine Stadt, außer Rom, den Glanz seiner Florentiner Heimat. Und als der Kardinal Bessarion seine Bücherei nach Venedig wegschenkt, merkt man Bisticci den Schmerz an, daß sie nicht „im Lande" bleibt. In den Türken sieht Bisticci natürlich nur die Ungeheuer; er bedenkt nicht, daß er ihrem Ansturm die meisten Codices zu verdanken hatte, die er abschreiben ließ.

Vespasianos Art, die Dinge zu sehen, ist reicher als seine Gabe, sie zu beschreiben. Er hat sich zu diesem Zweck ein Schema zurechtgelegt, in das alles Wesentliche hineinpaßt. Wichtig ist ihm stets Abstammung und Blut seiner Helden; ist das Gewächs echt und gesund, dann ist vieles schon gewonnen. Dann spricht er von der Erziehung. Sie besteht zunächst aus Trivium und Quadrivium; dann aber folgt Latein und womöglich auch Griechisch, das ja seit Argiropolos Übersiedlung von Konstantinopel nach Florenz hier lernbar war. Ein sehr gründlicher Lehrgang bringt die Jünglinge wirklich bis zur Lektüre der Originale, wenn auch der Lehrer ihnen dabei helfen muß. In der Bewunderung und Verehrung der griechischen Weisheiten als des Höchsten, was es auf Erden gibt, sind alle geistig Ringenden damals einig gewesen. Vespasianos eigner Art und Tätigkeit erschien das auch das Edelste. Er versäumt nie, solche Studien zu erwähnen und alle Sprachen aufzuzählen, die einer bewältigt. Aus den Adjektiven, mit denen die hebräische Sprache bedacht wird, sieht man, daß Vespasiano sie nicht beherrschte, wohl aber einen Heidenrespekt davor hatte. Und doch signieren damals selbst Maler, wie Lorenzo Costa, ihre Bilder (Sebastian in Dresden) auf hebräisch, und derselbe Maler bringt auf dem Synagogenbild in Berlin eine lange hebräische Inschrift. Leider berichtet Vespasiano selten etwas über die Musikpflege. Musica aber gehörte doch zum Quadrivium, und jeder Florentiner lernte mindestens die Laute. — Nach diesen Jahren des Studiums geht es auf die hohe Schule des Reisens. Sowohl nach Ost wie nach West, ins Kontor nach Barcelona wie ins Heilige Land werden die jungen Söhne unter dem Schutze des Erzengels Raffael gesandt; sie kommen mit einem guten Verständnis für fremde Verhältnisse, Sitten und Eigenart zurück und sind nun gleich geeignet, an der Regierung daheim teilzunehmen oder als Gesandte die Heimat in Rom, Neapel, Venedig oder gar ultra montes zu vertreten. Erstaunlich muß der Kurierdienst entwickelt gewesen sein, der den Zusammenhang der heimischen Behörde mit ihren Vertretern garantierte. Und nun beweisen alle diese gescheiten Florentiner daheim und in der Fremde jenen Rationalismus in politicis, jene kühle Sachlichkeit und Verschlagenheit, die den Krämerstaat groß gemacht und nur in den Listen der Kurie und Venedigs ihren Meister gefunden hat. — Einen breiten Raum nehmen bei Bisticci auch die Kriegsereignisse ein. Der Krieg des Quattrocento, ohne Pulver und nur mit verhältnismäßig kleinen Söldnerscharen geführt, entbehrt des großen Ungestüms. List, Kriegs-

Digitized by Google

kunst und Bereitschaft entscheiden meist über den Erfolg; kommt es einmal zu dem Ringen Brust an Brust, dann beendet eine Aussprache der Feldherrn abends die blutige Debatte. Jeder Feldherr schont seine Leute und sucht ihnen Beute zu verschaffen, um den Sold nicht zahlen zu müssen. Begeisterung und Zorn spielen eine bescheidene Rolle; um so wichtiger ist die Kalkulation des Feldherrn, der in jungen Jahren etwa bei dem unvergleichlichen Piccinino die Kniffe gelernt hat und nun selbst die alten Regeln erprobt und sich als ihren Meister erweist.

Wenig hören wir von dem häuslichen Leben der Signori. Bisticci selbst war Jung geselle und hatte keinen Sinn für die Werte der Kinderstube. Von den Frauen spricht er nur, soweit sie Gentildonne waren und hervorgetreten sind; behaglicher ist es ihm aber bei den Viten solcher Männer, die nichts mit Frauen zu tun hatten. Am auffallendsten ist es, daß er über Federigo d' Urbinos erste Gemahlin sich ganz ausschweigt und die zweite, Battista Sforza, nur ganz nebenbei erwähnt, obwohl ihr Leben für Urbino doch sehr wichtig war und sie die Mutter Guidobaldos war, den Vespasiano oft erwähnt. Auch von Federigos natürlichen Söhnen erfahren wir nichts und wenig genug von den zahlreichen Töchtern. Und doch ist Bisticci in der Vita Federigos, die seine reifste ist und mit der man am besten den Anfang der Lektüre macht, so ausführlich wie sonst nur noch bei Cosimo Medici und Gianozzo Manetti. Bisticcis Ideal ist es, daß ein Fürst wie Federigo in der Jugend ordentlich ins Feld rückt, als reifer Mann dann daheim sich hinsetzt und Aristoteles' Ethik liest. Diese, nicht etwa Dante und Petrarca oder Boccaccio, enthält die höchste Weisheit; daneben die Kirchenväter. In den Bibliotheken von Urbino und Florenz fehlt Dante nicht; aber Bisticci zitiert ihn nicht ein einziges Mal. — Über die bildende Kunst erfahren wir wenig Tatsächliches, was wir nicht auch sonst wüßten. Aber Auftrag und Erfüllung, der Verkehr der Auftraggeber mit ihren Künstlern wird uns klarer. Die letzteren dienen freudig ihren Herren und überzeugen sie bei unglücklichen Aufträgen, davon abzulassen. Natürlich ist für Bisticci jeder Buchauftrag wichtiger als ein Marmorrelief Donatellos. Von den Dingen der Hausausstattung, des täglichen Lebens, von den Tellern der Mahlzeit und den Fackeln der Hochzeitszüge erfahren wir einiges. Aber Bisticcis Welt ist die des Buches, der Frömmigkeit und der Sitten. Geistesbereitschaft, Sparsamkeit, Nüchternheit und Mäßigkeit sind ihm sympathischer als Prachtliebe und Üppigkeit. Ein zähes, in feste Sitten geschlossenes Geschlecht führt Florenz seiner Zukunft entgegen. Hier mag der Grund zu suchen sein, weshalb er für Lorenzo magnificos goldene Tage keine Sympathie mehr hatte, so daß er diesem Mann seinen Ehrensaal versagte. Daß er einen Papst wie Sixtus IV., der mit schuld an der Verschwörung der Pazzi war, haßte und deshalb überging, ist ohne weiteres verständlich. In seinem Stübchen in Antella wird der Alte sich seine Auswahl sehr genau überlegt haben. Gewiß entschied dabei mit, was in seinem Tagebuch stand — ein solcher Zibaldone ist ohne Zweifel vorauszusetzen — und worüber er Zettel und Mitteilungen von anderen hatte. Aber Piero und Lorenzo de' Medicis Leben hatte er doch Tag für Tag mit erlebt, eine Spanne von 28 Jahren; hier ist das Schweigen Absicht und Urteil.

Die Italiener errichten gern eine Halle für die großen Männer, um deren Ruhm und ihren eigenen Stolz zu sättigen. Fürsten bauen sie aus Stein und vereinigen in diesem Pantheon Büsten und Grabmäler. Ein Privatmann wie Bisticci wölbt den Dom der Erinnerung aus Hymnen und Worten, aus Lob und Tadel; klug ist jeder Platz vorherbedacht; jede Nische wird sinnvoll gefüllt. So steht alles im großen Zusammenhang, höhere und bescheidenere Ehrungen sind sorgsam verteilt, und das Gesamtbild bietet die edle vornehme Parade der Unsterblichen, die wert sind, über ihren Tod hinaus als Leuchte und Vorbild den Enkeln gezeigt zu werden.[1]

1 Die Verdeutschung einer Auswahl der Viten Bisticcis mit Anmerkungen erschien bei Eug. Diederichs-Jena in der Sammlung: Quellen zur Renaissance. Ich habe, da Bisticci sich oft wiederholt, nicht alle Viten übersetzt, aber diejenigen, welche übersetzt sind, wurden ohne Kürzung gegeben.

Digitized by Google

Das künstlerische Buch der Gegenwart.

VII.

Die Drucke der Wahlverwandten.

Von

Georg Witkowski.

Der bekannte Graphiker *Erich Gruner* begründete in Verbindung mit dem Verlag *Meißner & Buch* in Leipzig das Unternehmen, dessen neuer und eigenartiger Gedanke die innige seelische Verknüpfung von Dichtern und Graphikern ist. Der Autor soll den Künstler, der Künstler den Autor küren, von dem er die beste Ergänzung seiner eigenen Schaffensweise durch die Schwesterkunst erhofft. Die lebendige Anteilnahme der Schaffenden erscheint so von vornherein in höherem Maße gewährleistet, als das in der Regel bei den von Verlegern und bibliophilen Kreisen ausgehenden Publikationen geschieht, und ohne Zweifel wird dadurch die persönliche Note, der wichtigste Faktor aller Kunstübung, verstärkt. Daß daneben die sachlichen Bedingungen nicht ungebührlich zurücktreten, soll durch die druck- und buchtechnische Beratung der Druckleitung erreicht werden.

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen." Erst die Tat beweist, ob der Gedanke, der sie zeugte, gut oder schlecht war, ob das Geplante in der Ausführung nicht an unvermuteten Klippen scheiterte. Die Wahlverwandtschaft konnte zur Qualverwandtschaft werden, persönliche Freundschaft und Mangel an objektivem Urteil mochten leicht künstlerische Ehen schließen, die keine lebensfähigen Früchte trugen. Nun aber gestatten die drei im April 1918 angekündigten Drucke der Wahlverwandten ein Urteil, nachdem sie trotz allen Hemmungen in einem Jahre vollendet worden sind.

Um zuerst von der allgemeinen Qualität zu reden: sie ist die denkbar höchste. Die drei Pappbände zwingen den Besitzer, der seine Kostbarkeiten in edle, selbstgewählte Hüllen birgt, sie einer neuen Decke einzuverleiben, obwohl dies der strengen bibliophilen Observanz widerspricht. Denn den Schmuck des ersten Umschlags mit einer alten Plakette, die tiefe Stimmung des zweiten durch Walter Tiemanns dunkelblaue, den Nachthimmel vortäuschende Papiertönung und die Lithographie Gruners auf dem dritten wird niemand dem Untergang verfallen lassen. Die Heftung auf Pergamentbünde und die sonstige Ausführung gereicht H. Fikentscher und der Leipziger Buchbinderei A.-G. vormals Gustav Fritzsche zur Ehre.

Der Druck der Texte stammt für Nr. 1 und 3 von J. B. Hirschfeld (A. Pries), für Nr. 2 von W. Drugulin. Die Schönheit der völlig frischen Hirschfeldschen Typen, die Schwärze der Farbe, das schöne Größenverhältnis von Satzspiegel und Papierformat, wie die fast überall treffliche typographische Anordnung kommen auf dem edlen Büttenpapier zu voller Geltung. Indessen bleiben doch ein paar leichte Einwände zu machen. Für die Verse Bethges wäre eine Schrift mit mehr „Fleisch" vorteilhafter gewesen; die Kursiv wirkt schwächlich, zumal neben den überstarken Initialen. Die Kolumnentitel des dritten Drucks haben einen zu großen Grad, sie wirken wie Kapitelüberschriften. Der Rotdruck der Anführungsstriche der direkten Rede hebt diese überflüssigen Zeichen ungebührlich hervor und stört die Ruhe des Satzbildes. In einem Buche, das in Abschnitte mit eigenen Titeln zerfällt, sollten stets diese über die Seiten gesetzt werden, und nicht der Gesamttitel, wie es bei dem zweiten Drucke geschah.

Digitized by Google

Die Original-Lithographien zu Nr. II und III sind von Meißner & Buch hergestellt worden, ebenso die von Gruner geschaffenen Umschlagpapiere. Diese Leistungen sind jedes Lobes würdig. Den Platten — wie sich's hier von selbst versteht, keine Klischees oder Umdrucke — haben die Drucker ihre letzten Feinheiten abgewonnen und der Kraft ebenso wie der Zartheit mit feinfühligem Anschmiegen zu ihrem Rechte verholfen. Auch der Stand der eingedruckten lithographischen Initialen im Text ist durchwegs musterhaft exakt.

Aber alle diese guten Leistungen wären schmählich vertan, wenn die Kunstwerke, denen sie zugewandt wurden, sich nicht als solchen Aufwandes wert erwiesen. Hier gilt es nun, von Fall zu Fall zu prüfen, diesen drei Büchern hinter dem stattlichen Leib, dem schönen Antlitz die in ihnen gestalteten Seelen abzufragen.

Der erste Druck der Wahlverwandten nennt sich: *Arno Holz,* Des berühmbten Schäffers Dafnis sälbst verfärtigte auffrichtige und Reue mühtige Riesen-Bußthräne. Mit sechs Original-Holzschnitten und einem gezeichneten Titelblatt von *Richard Winckel* (69 Seiten). — Ich bewundere den Phantasus-Dichter. Mit kühnem Phantasieflug, mit weltüberwindendem Humor, mit himmelstürmender, den Ossa auf den Pelion gipfelnder Form hat er ein Werk geschaffen, das in der lyrischen Dichtung aller Zeiten ohne Genossen dasteht. Aber seine Dafnis-Reimereien muß ich noch jetzt, wie schon vor Jahren, ablehnen. Holz maskiert sich hier als Barockpoet des 17. Jahrhunderts, malt in derben Strichen das Selbstporträt dieses fingierten Wollüstlings, der von Reue und Höllenangst im Nachgenießen seiner erotischen Freuden gestört wird, und überzieht sein Deutsch mit der künstlichen Patina einer historisch anmutenden Schreibweise. Ich weiß, er hat damit vielen Freude bereitet; das Dafnis-Buch ist in Zehntausenden gekauft worden, Tondichter haben viele der Lieder in Musik gesetzt und Sänger haben ihnen ganze Vortragsabende geweiht. Aber ich kann hier weder ernsthafte noch heitere Wirkung verspüren, was ja wohl an mir liegen mag. In den neuen Gedichten der „Riesen-Bußthräne" spricht Dafnis mit seinem zweiten Ich, das ihm alle seine Sünden vorhält, nachdem er sich endlich zur Reue bekehrt hat. Zum Schluß wird er durch den „Dritten" von der Buße freigesprochen. Das begibt sich in 29 Gedichten von je 16 Zeilen, und wer an der Gattung Spaß oder Erbauung finden kann, wird ja wohl diesen Zuwachs der Dafnis-Verse mit Beifall begrüßen. Für mich geht hier der einzige starke Eindruck von den in echter Holzschnittechnik ausgeführten Bildern Winckels aus, zumal mit Unterstützung des Handkolorits in den ersten hundert Exemplaren. Sie stehen stofflich zum Text nur in ganz losen Beziehungen, auch stilistisch kann höchstens das Bild des Gerippes an die Barockatmosphäre der Dichtung mahnen. Das wäre an sich kein Fehler, wenn nicht die auf eine vergangene Epoche eingestellte Stilisierung auch für die ergänzenden Zutaten und die Gesamthaltung des Buches übereinstimmende Ausdrucksweise erwünscht scheinen ließe.

Wie das Bild mit dem Inhalt zu vollkommenem Einklang vereinigt werden kann, zeigt der zweite Druck der Wahlverwandten: *Hans Bethge,* Das Buch der Nächte. Mit zwölf ganzseitigen und zahlreichen im Text verstreuten Original-Lithographien von *F. Ahlers-Hestermann,* Titelblatt von *Walter Tiemann* (76 Seiten). Der vielgereiste Poet gibt in Prosaskizzen mit eingestreuten kurzen Gedichten Kunde von Erlebnissen und Stimmungen sternbestrahlter und lichtdurchfluteter Stunden. Manches kann nur als Impression ohne symbolische Bedeutsamkeit gewertet werden, hier und da ein Schimmer des Ewigen, immer jedoch bleibt die Form auf der Höhe zarten, durchgebildeten Mitgefühls. Das gleiche gilt von Ahlers-Hestermanns Bildern. Man wird von ihnen nicht erschüttert, eine etwas dünne Romantik, mehr dekorativ als innerlich, bietet Visionen dar, die sich nur selten über die Fläche der einfachen Wirklichkeitswiedergabe erheben. Das Können des Hamburger Künstlers ist ansehnlich, reicht jedoch nicht aus, um solche starke Gegensätze fühlbar zu machen, wie z. B. in der kleinen Geschichte von der verwitweten Bildhauerin, die nach dem Maskenball in ihrem Atelier um das Grabdenkmal des toten Gatten tanzt.

Als dritter Druck der Wahlverwandten erschien vor kurzem: *Johannes Schlaf,* Zwei Erzählungen: Jesus und Mirjam — Der Tod des Antichrist. Mit zwölf ganzseitigen und achtzehn im Text verstreuten Original-Lithographien von *Erich Gruner* (78 Seiten). Schlafs historische Novellen stammen aus einer Zeit, die den archäologischen Roman noch nicht völlig überwunden hatte. Wohl kämpft in „Jesus und Mirjam" eine starke Innerlichkeit mit dem dekorativen, malenden Nachgesicht der biblischen Berichte von Jesus und den Sünderinnen, die in der Legende von Maria Magdalena in eine Gestalt zusammenfließen; aber die Wandlung der Tänzerin in die Gläubige wird, ähnlich wie in dem gleichzeitigen Drama Maeterlincks, realistisch äußerlich auf dem Umweg über das sinnliche Begehren gefunden. Stärker noch ist die Abhängigkeit von älteren Mustern in den zusammengehäuften Einzelheiten der Novelle

Digitized by Google

vom Ende Neros. Er *heißt* nur der Antichrist, er *ist* es nicht; denn nirgends, außer in ein paar gewaltsam eingeschobenen Sätzen, wird der große Gegensatz des ersten und des zweiten Reiches berührt. Immerhin haben wir hier zwei Stücke ehrbarer Kleinkunst, sauber von neuem durchgefeilt. Gruner schmückte beide mit seiner erstaunlich vielseitigen, schmiegsam den verschiedensten Stoff- und Stilwelten sich anpassenden Griffelkunst. Er gibt Illustration in jener guten ursprünglichen Bedeutung des Wortes, die das aufhellen will, was die Phantasie des Lesers aus eigenem Vermögen nicht zum deutlichen Schauen zu klären vermag. So wird hier das Bild zum bescheidenen Diener der Dichtung und verzichtet bewußt auf höhere Absichten. Denn daß Gruner auch solchen zu genügen vermag, hat er oft bewiesen, erst jüngst durch die Radierungen zu Shakespeares „Sturm", die der schönen, bei Adolf Weigel in Leipzig in dreißig Exemplaren erschienenen Ausgabe beigefügt wurden. Mit kühnem Fluge schwingt er sich in das Zauberreich Prosperos, und die Gesichte sind mit sicherem Können auf die Platten gebannt in einer Sprache, die allen kleinen Lauten des Alltags zugunsten großer, von hohen Gedanken und Gefühlen kündender Töne entsagt.

Gerade die Vielseitigkeit Gruners befähigt ihn zum Leiter eines Unternehmens wie die Wahlverwandten. Die verschiedensten Richtungen im Kunstleben der Gegenwart sollen hier zu ihrem Rechte kommen, und dazu bedarf es einer sicheren, von keinem Dogma eineingeengten Urteilskraft. Die drei vorliegenden Bücher bezeugen, daß nicht nur diese erste Bedingung erfüllt ist. Auch die Güte und die richtige Wahl der Stoffe und der technischen Verfahren, die Gesamtqualität weisen der Sammlung eine sehr hohe Stelle an und lassen uns ihrem Fortschreiten mit hoffnungsvoller Erwartung entgegensehen.

Digitized by Google

Goethe und Vinzenz Raimund Grüner.

Mit einem unbekannten Goethebriefe.

Von

Otto Erich Deutsch in Wien.

Ein kleiner Künstler war das, der Großes wollte. Die Sophien-Ausgabe nennt ihn als Maler und Kupferstecher in Prag. Er hat aber die längste Zeit seines Lebens in Wien verbracht und dürfte auch dort zu Hause gewesen sein. In Prag weilte er nur in den letzten Jahren um 1830. Nähere Nachrichten über sein Leben fehlen. Wir wissen eigentlich nur, daß er nicht mit zwei anderen Grüner aus Goethes Bekanntschaft identisch war: dem Polizeirat und Mineralogen Josef Sebastian Grüner zu Eger und dem Schauspieler Karl Franz Grüner-Akacs in Weimar. Diese negativen Personaldaten sind ein trauriges Ziel künstlerischen Strebens. Von Grüners Wirksamkeit als Stecher und Herausgeber einiger patriotischen und erzieherischen Schriften, die er zum Teil selbst illustriert hat, war noch manches festzustellen. Seine poetischen Versuche aber, die er Goethe vorgelegt hat, sind vergessen und verschollen. Nur drei Briefe von Goethe haben sein Gedächtnis in der Literaturgeschichte erhalten. Davon ist der erste noch unbekannt geblieben.

In dem Aufsatz „Ein bisher ungedruckter Brief von Goethe"[1] — der aber schon 1901 in der Weimarer Gesamtausgabe nach dem Konzept erschienen war — erzählte Paul Lindt einiges über Grüner, aus mündlicher Familienüberlieferung. Danach war Vinzenz Raimund Bruder zweier Künstler, eines Malers und eines Komponisten, und lebte mit Frau und Kindern in ärmlichen Verhältnissen, sich notdürftig mit dem Ertrag seiner Kupferstiche erhaltend. Als Dichter versuchte er sich zuerst auf dem Puppentheater seiner Kinder, für das er Figuren und Dekorationen schnitt und von den Kleinen bemalen ließ. In Grüners Puppenspielen traten u. a. Kaiser Franz, Napoleon und Königin Luise auf. Auch für seine Laute ersann er sich neue Worte zu alten Liedern. Der Beifall, den seine Schreibereien — Lyrik, Theater, Aufsätze — bei Freunden fanden, konnten die Zweifel in seiner Künstlerbrust nicht tilgen. So legte er Goethe, dem er als Kupferstecher schon um 1800 nahegekommen war, später wiederholt literarische Arbeiten vor und scheint nach dessen ausweichenden Antworten endlich ganz der Schriftstellerei entsagt zu haben.

Grüner hinterließ zwei Kinder: einen Sohn, der als französischer Sprachlehrer verbummelte, und Christiane, die in einem Wiener Institut für Zivilbeamtentöchter Malen lehrte. Sie war mit Marie v. Ebner-Eschenbach befreundet und besaß zwei Briefe Goethes an Grüner: einen von 1804, den sie Herrn Dr. Karl Kupelwieser (Wien) schenkte und der mit dessen gütiger Erlaubnis hier veröffentlicht wird, und einen von 1812, den Paul Lindt a. a. O. abdrucken ließ. Der dritte von 1829 ist nur im Konzept erhalten und danach in der Sophien-Ausgabe bekannt geworden.

Der unbekannte Brief ist von fremder Hand geschrieben und von Goethe unterfertigt.

[Außen:]

„An
Herrn Vincenz Grüner
auf dem hohen Markt No. 552 im
4ⁿ Stock auf der vordern
Stiege in
frank. *Wien.*

Innen:]

Das Paket, werthester Herr Grüner, ist zur rechten Zeit glücklich angekommen und wir haben Ihre Erfindungen und Compositionen zwar etwas sonderbar doch genugsam interessant gefunden. Die Ausstellung hat sich dieses Jahr leider abermal verspätet, die Preisertheilung ist noch nicht geschehen und das öffentliche Urtheil wird erst zum neuen Jahr mit der jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung erscheinen.

1 „Neue Freie Presse", Wien, um 1914, näheres Datum unbekannt.

Digitized by Google

Möchten Sie mir bis dahin noch einige nähere Aufschlüsse über die Intention geben welche Sie bey der Darstellung eines letzten schauerlichen Moments der Sündfluth gehabt, so würden Sie mich verbinden; denn ob man gleich im Ganzen die Absicht nicht verkennt, so laßen sich doch die einzelnen Andeutungen nicht durchaus dechifrieren.

Die kleine mir überschickte Reisebeschreibung könnte man gelegentlich zum Druck befördern. Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 27n Octobr. 1804.

Goethe."

Grüner hatte also nach einer uns unbekannten ersten Berührung mit Goethe Zeichnungen für eine Preisausstellung und schon einen Aufsatz mit nach Weimar geschickt. Die gewünschten Erklärungen lieferte er laut eines erhaltenen Aufgabescheins am 23. März 1805 aus Wien nach.

Erst sieben Jahre später bezeugt ein Brief Goethes vom 28. März 1812 weiteren Verkehr mit Grüner. Das Weimarer Konzept von C. Johns Hand wird nach Lindt aus der fast gleichlautenden Reinschrift durch die Adresse ergänzt: „An Herrn Vincenz Grüner, Kupferstecher in Wien in der Josefstadt auf dem Glacis Nr. 20 im dritten Stock."[1] Am 16. Oktober 1811 hatte er Goethe die Übersendung eines Pakets angekündigt, das eine fünfaktige Tragödie „Edmund und Eleonore", ein kleineres Trauerspiel „Das Hühnchen" und ein Lustspiel in Prosa „Das Bild" enthalten haben soll. Da Goethe auf dieses Angebot für das Weimarer Theater längere Zeit nicht antwortete, bat Grüner in einem neuen Briefe um Bescheid und stellte ein weiteres Drama in Aussicht. Endlich erwiderte das höfliche Orakel aus Weimar: die Stücke seien auf ihre Verwendbarkeit für diese Bühne von Goethe und einsichtigen Freunden geprüft, aber nicht aufführbar befunden worden. Goethe wollte sie nach Karlsbad mitnehmen und von dort nach Wien schicken, ermunterte übrigens Grüner, ihm das neue Stück in den Kurort zu senden.

Über die Aufnahme dieses Werkes und den Verkehr in den nächsten Jahren ist nichts bekannt. Am 25. Mai 1829 bat Grüner, der damals schon in Prag („Neustadt, Gärbergasse Nr. 150 im 2. Stocke") wohnte, um Vermittlung eines Verlegers für seine „Original-Schriften" und schickte das Manuskript seines Werkes über die „Physiognomik der Gestalten" ein, wofür er auch einen Verlag suchte und Goethes Unterstützung erhoffte. Dieser trug am 3. Juni in sein Tagebuch ein: „Beachtete des Maler und Kupferstecher Grüner von Prag Brief und Abhandlung." Am 21. Juni dankt er „für das fortgesetzte, seit so vielen Jahren gehegte Vertrauen" und bedauert, das Heft zurücksenden zu müssen, da ihn Alter und Pflichten daran hindern, dem Streben anderer noch den früheren Anteil zu widmen. Er wünscht Grüner würdigen Lohn für sein Bemühen und bittet, seiner wie bisher im Guten zu gedenken.

Weitere Nachrichten fehlen. In folgenden Notizen sind die Arbeiten Grüners zusammengestellt, die sich vorläufig nachweisen lassen, darunter auch eine von ihm illustrierte Wiener Goethe-Ausgabe.[2]

Von V. R. Grüner verfaßte oder illustrierte Bücher.

„Ovids Verwandlungen, in Kupfern vorgestellt und mit nötigen Erläuterungen versehen. Herausgegeben von einer Gesellschaft. Wien, gedruckt bei Ignaz Alberti, k. k. priv. Buchdrucker, 1791." 3 Bände mit einem Anhang: „Die Hauptgötter der Fabel" (1793, nicht von Grüner illustriert). 4°. Auch mit dem Verlegernamen Ph. Jos. Schalbacher o. J. erschienen. Mit Titel und 88 blattgroßen Illustrationen in Kupferstichen von Josef Stöber, H. Benedicti, Quirin Mark, H. Blaschke, J. G. Mansfeld, Vinzenz Grüner u. a. Von Grüner stammen die Stiche: II. Band — Perseus (S. 80/81), Ceres (S. 96/97), Theseus (S. 178/179), Minerva (S. 186/187), Jupiter und Merkur (S. 198/199), Herkules (S. 218/219); III. Band — Hyacinth (S. 20/21), Myrrha (S. 32/33), Nymphen (S. 136/137), Orakel von Delphi (S. 156/157). „V. Grüner sc." Grüners Blätter gehören zu den schwächeren des Werkes.

„Der böse Findling oder der Schauerturm." Mit 2 Kupfern, gestochen von V. Grüner. Wien 1794.

---

1 Dort wohnte Grüner nach F. H. Böckhs Adreßbuch „Wiens lebende Schriftsteller, Künstler und Dilettanten im Kunstfache" noch 1821.

2 Daß Grüner die Zeichnungen Josef v. Führichs zu „Hermann und Dorothea" angeregt hat, ist eine Verwechslung mit dem Dresdener Kupferstecher Wilhelm H. L. Grüner, und daß er an der Grazer Schiller-Ausgabe von 1824 (2. Auflage 1825) mitgewirkt habe, ein weiterer Irrtum in Lechners „Wiener Mitteilungen" vom März 1919, denn dieser Nachdruck erschien ohne bildliche Ausstattung. (Den Hinweis verdanke ich Herrn Kustos Alois Trost in Wien.)

Digitized by Google

Theater-Kostümbilder zum Abendblatt „*Thalia*", herausgegeben von *J. F. Castelli* und *J. R. v. Seyfried*, Wien 1810: Nr. 23 — Vasmer, 24 — Margaretha; 1811: 30 — Licinius, 35 — Regan, 36 — Lear, 37 — Narr, 39 — acht Charakterköpfe; 1812: 5 — Camilla. 8 farbige Kupferstiche. 4^0. „V. Grüner fecit", „inv. et fc.", „inv. et sc." Auch im dritten Band eines fünfteiligen Sammelwerkes mit Rollenbildern aus dieser Zeit erschienen (Berlin-Wien 1805—12): „Kostüme auf dem kön. National-Theater in Berlin (der k. k. Hoftheater und des privil. Theaters an der Wien)".

„*Der treue österreichische Untertan* bei der glücklichen Ankunft unseres gnädigsten Monarchen zu Wien nach siegreich erkämpftem Frieden im Jahre 1814." Wien 1814. Schmidt. 4^0.

J. Rossi, „Denkbuch für Fürst und Vaterland", 2 Bände mit 28 Kupfertafeln, gestochen von V. R. Grüner u. a. Wien 1814/15. Kl. 4^0. (Beschreibung der Rückreise Franz' I. von Paris nach Wien, aller Inschriften und Illuminationen, mit Abbildungen der schönsten Beleuchtungsobjekte.)

J. W. v. Goethe, „Sämtliche Werke". 26 Bände mit je einem Titelkupfer von V. Grüner. Wien. Gedruckt bei Anton Strauß. In Kommission bei Geistinger. 1810—1817. 8^0.

„*Neue und faßliche Lehrart* zum Selbstunterricht *in der Landschaftszeichnung.*" Wien 1817, Müller.

„*Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben aller Stände.*" Dargestellt von V. R. Grüner. Mit 12 handkolorierten Kupfern. Wien, Beermann (um 1820). 4^0.

„*Kleine Erzählungen für Knaben*" mit 6 illuminierten Kupfern. Wien 1822, Beermann und Sohn. 12^0.

„*Kleine Erzählungen für Mädchen*", ebenso.

„*Unterricht im Billardspiele*, nebst der Erklärung und Anweisung zu allen Coups secs oder Drehstößen." Mit 5 Kupfern. Wien 1827, Haas (Neuauflage 1834). 12^0.

„*Die Jugend in den Erholungstagen auf dem Lande.* Sammlung angenehmer Situationen aus dem Kinderleben, mit beigefügten Erklärungen. Belehrungsbuch für Mädchen und Knaben, auch als Geschenk zum Nachzeichnen, mit 6 illuminierten Kupfern." (In deutscher, italienischer, französischer und böhmischer Sprache.) Wien 1831, Pfautsch (Leipzig, Liebeskind). Gr. qu. 4^0.

„*Die zwölf Monate.* Ein Festgeschenk für die fleißige und gebildete Jugend." Mit 12 illuminierten Kupfern. Wien 1831, Pfautsch (Leipzig, Liebeskind). Qu. 8^0. (2. vermehrte Auflage 1841.)

„*Mancherlei Begebenheiten*, in 12 Bildern mit Erklärung." Wien 1831, Beermann und Sohn. 8^0.

„*Die Rätselbilder des Lebens*, in moralischen Erklärungen für die Jugend. Nach dem Alphabet geordnet." Mit 24 kolorierten Kupfern. Wien 1831, Beermann und Sohn. 12^0.

„*Trachten aus Böhmen.*" 34 kolorierte Kupferstiche. „V. R. Grüner del. et sc. Praga." Prag, bei C. W. Enders (um 1830).

Einzelblätter von V. R. Grüner.[1]

„*Die St. Karlskirche* in der Vorstadt Alt-Wieden zu Wien." Wien, Cappi. Kolorierter Stich. Fol.

„*Ansicht von Baaden*" (bei Wien). Nach V. (Max?) Grimm. Wien, Jean Cappi. Farbige Radierung. Fol.

„*Der Brigitten-Au-Kirchtag bei Wien.*" Stich. Wien, Johann Cappi. 4^0.

„*Deutschlands Genius* ... Zum Denkmal der jetzigen hoffnungsvollen Zeit für Europa gestochen" (mit 4 Verszeilen). Stich. Wien.

„*Franz I.* Der Landesvater Österreichs an einem Tage des allen Ständen gewährten Zutrittes zu Seiner Allerhöchsten Person." Stich. Wien. Fol.

„*Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist*" (Christus am Kreuz). Nach P. P. Rubens metallographiert. Wien. Fol.

„*Heilige Familie.*" Stich. Wien. 12^0.

„*Frühling*", „*Sommer*", „*Herbst*" und „*Winter*" (allegorische Frauengestalten). 4 Stiche. Wien, Tessaro. 4^0.

Sechs Ansichten aus einem Album von *Wien und Umgebung:* Die Ruine Schönbrunn, Der schöne Brunnen, Hetzendorf, Heiligenstadt, Pfarrhaus in Heiligenstadt, Gegend bei Kaltenleutgeben. Stiche. Wien. 12^0.

Szene aus Schillers „Räuber" (Karl und Franz Moor bei dem toten Vater). Stich. Wien, J. B. Steiner et Comp. Fol.

„*Die Krönung S. M. des Königs Ferdinand V.*" Stich. Kl. 8^0.

„*Herzog von Reichstadt* am Sterbelager den 22. Juli 1832, 5 Uhr des Morgens." — Derselbe „am 23. Juli, 9 Uhr Vorm., noch vor der Leichenöffnung". Stiche. Wien. Kl. 8^0.

Zwei Familienszenen, Aquarelle (bei Frau Eugenie Wibiral, Graz).

1 Gezeichnet und gestochen, wo nicht anders angegeben.

Digitized by Google

Ein unbekanntes Jugendgedicht von Novalis.

Von

Dr. Siegmund Hirsch in Frankfurt a. M.

Eine kurze aber frohe Zeit hat Friedrich von Hardenberg als Primaner zu Eisleben verbracht. Damals war Christian David Jani Rektor des Gymnasiums, ein allbeliebter Schulmann und feinsinniger Gelehrter. Mit Geschmack und dichterischem Nachempfinden führte er seine Schüler vor allem in die Werke seines Lieblings Horaz ein, von dem er eine Ausgabe mit trefflichen Erklärungen veranstaltet hatte.

Auch der junge Novalis war von dem Unterricht bei Jani begeistert. Er trat dem geselligen Manne näher, er sandte ihm Übersetzungen aus Theokrit und begleitete diese Versuche mit einem Widmungsgedicht, in dem er den „Horazischen Geist und die lachende Laune" seines Lehrers rühmte.

Andere Jugendpoesien von Novalis, die Kunde brächten von seinen Schülertagen zu Eisleben, sind bisher nicht bekannt gewesen. Nun verdanke ich der Freundlichkeit des Frankfurter Buchhändlers St. Goar den Einblick in ein Stammbuch, das uns unmittelbar in den Kreis Janis führt und uns ein neues Gedicht von Novalis übermittelt. Das Stammbuch, im Geschmack der Zeit mit Schattenrissen und bunten Bildchen geziert, enthält Einträge aus den Jahren 1790—1792. Wer die Besitzerin des Büchleins war, zeigt die Unterschrift unter einem bekannten Spruch von Gellert:

Ihrer lieben Tochter schrieb dies zum Andenken

Christiana Charitas Jani
gebohrne Helmbold.

Eisleben 7. Juli 1790.

Auch andere Mitglieder der Familie Jani sind mit Sentenzen vertreten, daneben erscheinen angesehene Gelehrte der Zeit, wie Ludwig Schlözer aus Göttingen.

Auf Pagina 57 aber hat der junge Novalis der Freundin ein Erinnerungsgedicht gewidmet. Keine bedeutende Schöpfung, die uns neue Züge des Dichters offenbarte, aber auch keine wertlose Reimerei, die Vergessenheit verdiente. Eine Mahnung zu heitrem Lebensgenuß, etwas ungelenk in der Form, aber gedanklich hübsch und von schlichter Schalkhaftigkeit.

1

Vergnügt zu seyn, ist keine große Kunst,
Dazu ist nicht Genie und Fleiß vonnöhten,
Dem Bauersmann verleihts der Götter Gunst
Gar oft, und traurig seufzen Majestäten.

2

Mit ruhiger und stiller Seele kann
Ein jeder mähn der Freude reiche Saaten;
Er wähle nur mit Weisheit zum Penaten
Den Deus Rufus, jenen Biedermann.

Digitized by Google

3

Denn, sage an, was macht den Lebensbecher
Wol noch des Wunsches eines Weisen werth,
Als Wonnetröpfchen, die dem edlen Zecher
Ein Göttermädchen mild hineinbescheert.

4

Auch dir, o Freundinn, sey die Kunst verliehn
Vergnügt zu seyn; an einem seidnen Fädchen
Hängt nur das Leben und drey lose Mädchen
Kann böse Laune öfters überziehn.

5

Und mähe jede Garbe, die gereift,
Vergiß nicht den Penaten auch, und koste
Den Becher lang' in den vom reinen Moste
Manch Tröpfchen dir Genügsamkeit geträuft.

Eisleben
am 5ten August
1790

Symb. Docti male pingunt.
Zum Andenken ihres Freundes
schrieb dis aus voller Seele
Fridrich von Hardenberg.

Novalis verließ Eisleben wenige Wochen, nachdem er diese Verse geschrieben hatte; er ging als Student nach Jena. So war das Stammbuchgedicht wohl ein Abschied von der Freundin und von dem geselligen Kreise im Hause seines Lehrers Jani.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.
Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

Wilhelm Heinrich Wackenroder. Relief von Friedrich Tieck

Rückseite des Wackenroder-Medaillons von Friedrich Tieck

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

AUG 10 1920

Digitized by Google

Neue Beiträge zum Schrifttum des Hans Sachs und insbesondere zum Holzschnittwerk Hans Sachsischer Einzeldrucke.

Von

Professor D. Dr. Georg Stuhlfauth in Berlin.

Mit sechs Bildern.

Im Anschluß an meine Veröffentlichung „Das Hauß des Weysen vnd das haus des vnweisen manß. Math. VII. Ein neugefundener Einblattdruck des Hans Sachs vom Jahre 1524", welche diesen Jahrgang der „Zeitschrift für Bücherfreunde" eröffnet, habe ich darauf hingewiesen, daß unter den zahlreichen Holzschnitten, die mit dem Schrifttum des Nürnberger Meistersingers, sei es als Titel- und Textbilder, sei es als Illustrationen zu Einblattdrucken, verbunden sind, eine nicht geringe Anzahl von Künstlerhänden unterschieden werden können, daß es aber vorerst nur für eine Auslese von Holzschnitten möglich geworden ist, sie einer bestimmten Künstlerhand zuzuweisen. Welche Holzschnitte Hans Sachsischer Einzeldrucke zu dieser Auslese gehören und welche Künstlerhände das sind, ist im dritten Teil der genannten Veröffentlichung unter dem Titel: „Die Zeichner der Holzschnitte Hans Sachsischer Einzeldrucke"[1] übersichtlich zusammengestellt.

Die weitere Durchprüfung Hans Sachsischer Drucke wie das Ergebnis der Forschungen zweier anderer Gelehrten hat nun den Erfolg, diese Liste in doppelter Hinsicht zu ergänzen. Einmal dadurch, daß die Zahl der für Hans Sachs-Drucke tätigen Zeichner um zwei „namenlose", aber doch als bestimmte künstlerische Persönlichkeiten faßbare Meister vermehrt werden kann; zum anderen dadurch, daß für drei bezw. vier der in der ersten Zusammenstellung schon genannten Künstler sich die Reihe der ihnen zukommenden Blätter um eine oder mehr Nummern erhöht oder in drei besonderen Fällen je ein Holzschnitt wenigstens soweit mit jenen Meisternamen in Verbindung zu bringen ist, als es ihr Stilcharakter zuläßt.

Einzelne der im Nachfolgenden von mir dargebotenen Bildwerke sind überdies der kunsthistorisch-graphischen Forschung bisher verborgen geblieben.

1.

Dies ist sogleich der Fall bei dem Titelholzschnitt zu dem Druck: **Die drey todten | ſo Chri= || ſtus aufferweckt hat | Allegoria | dreyerley ſünder | ſo Chriſtus durch ſein wort || noch täglich erwecket.**[2] Das Gedicht behandelt die drei Totenerweckungen Jesu, 1. des Töchterleins Jairi, 2. des Jünglings zu Nain, 3. des Lazarus, Bruders der Maria und Martha, in Bethanien. Der Holzschnitt (Bild 1) stellt dar den Begräbniszug des Jünglings von Nain (Luk. 7, 11—17): sein Sarg wird soeben durch das Stadttor herausgetragen. Jesus tritt ihm entgegen, gefolgt von den Jüngern, die durch die Figur des Herrn völlig verdeckt sind, spricht zum Sarge, der von dem kreuzgeschmückten Bahrtuch verhüllt ist, und zeigt mit dem Zeigefinger der linken Hand zur Erde. Die Träger, von denen nur der vordere nebst dem Leichenbegleiter im Bilde erscheinen, halten inne, die Bahre abzusetzen. Dieser Holzschnitt, 94 mm hoch und 66 mm breit (mit Einfassung), ist *eine unzweifelhafte Arbeit Hans Leonhard Schäufeleins.* Er ist, bisher unbeschrieben[3], ein Blatt, das sich dem Holzschnittwerk Hans Leonhard Schäufeleins überhaupt neu eingliedert.

Bild 1

1 So ist zu lesen (S. 5), nicht Einblattdrucke.

2 cf. *Hans Sachs.* Herausg. von *A. v. Keller* und *E. Goetze*, Bd. 24 Enr. 153a = Bd. 25 nr. 848.

3 Von *Goetzes* Beschreibung a. a. O. abgesehen.

Digitized by Google

Die Frage seiner Entstehungszeit hat keinerlei bestimmten äußeren Anhalt; denn der Einzeldruck, dessen Titel er schmückt, ist undatiert. *Goetze* vermutet allerdings, daß das Stück „Die drey todten" im Jahre 1538 (Juni) gedichtet sei, und er schließt diese Angabe wohl aus der Stelle, wo es im dritten (verlorenen) Spruchbuche aufgeschrieben war.[1] Demgegenüber muß mit Sicherheit angenommen werden, daß der Holzschnitt älter, keinesfalls nach den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts gezeichnet ist; späterer Ansetzung widerstreitet die nur mit einer höheren Entwicklungsperiode vereinbare Formensprache desselben. Außerdem aber ist der Umstand, daß die Einfassungslinie am oberen Rande streckenweise ausgebrochen ist, ein unverkennbares Anzeichen dafür, daß der Holzstock älter ist als der Druck und vor letzterem bereits verwendet und abgenutzt war.

Zur Erklärung dieses Tatbestandes ergeben sich zwei Möglichkeiten, erstens die, daß dem uns erhaltenen Einzeldrucke[2] ein älterer (Erst-)Druck voranging, für den der Holzschnitt gezeichnet wurde; zweitens die, daß Zeichnung und Holzstock unserer Komposition zunächst nicht für die Dichtung des Hans Sachs, sondern ohne Zusammenhang mit ihr gefertigt ist, um erst nachträglich mit ihr verbunden und für sie verwendet zu werden. Beide Möglichkeiten sind denkbar, ohne daß die eine oder die andere das Rätsel restlos löste. Spricht gegen die eine, daß wir von einem vor dem uns zugänglichen älteren Drucke der Hans Sachsischen Dichtung nichts wissen, so gegen die andere, daß die Darstellung des Holzschnittes an sich zu dem Hans Sachsischen Gedichte sehr wohl paßt und demnach ganz gut eigens für dieses entworfen sein kann. Muß somit auch eine endgültige Entscheidung dahingestellt bleiben, so bleibt doch bestehen, daß der Titelholzschnitt unseres Hans Sachsischen Druckes keinen anderen als Hans Leonhard Schäufelein zum Verfasser hat.

2.

Ein ebenso unzweifelhaftes Werk des sogenannten *Pseudo-Beham (Erhard Schön?)* liegt vor in dem gleichfalls bisher unbeachteten Titelholzschnitte des Druckes:

Die vntertrückt Fraw || Warheyt.[3]

Die Dichtung offenbart das dauernde Martyrium der Frau Wahrheit; wo sie auch immer Zuflucht nimmt, wird sie, sobald sie erkannt ist, gequält und verfolgt. Das Titelbild (Bild 2)[4] zeigt sie in der Situation, die der Dichter mit ihren Worten in den Versen beschreibt (A v):

Zum Richter ich entran
Der von seym stůl auffston
Sambt seyn zwölff Schöpffen werdt
Wurffen mich auff die erdt
Mich mit den büchern schlůgen
Vnd bey dem har vmb zugen
Mich kratzeten vnd kreiten
usf.

Dargestellt als anmutige jugendliche Heilige mit Strahlennimbus stützt sie, zu Boden geworfen von ihren Bedrängern, den linken Arm auf die Erde, während sie, nach links zurückblickend, den rechten Arm gegen ihre Peiniger erhebt, die in Gestalt von vier Männern auf sie eindringen; im Vordergrunde packt sie mit der Linken ein Richter am lang herabfallenden Haar und hält ihr mit der Rechten ein geöffnetes Buch entgegen; hinter ihm erhebt ein, aktiv am wenigsten beteiligter, Fürsprech (?) in der Pelzschaube und mit einer Rolle in

1 Vgl. die Bemerkung *Goetzes* zu nr. 849 a. a. O. Bd. 25, S. 95. — Ist übrigens auf die Datierung auch dann kein Verlaß, wenn Hans Sachs unter die Niederschrift seiner Dichtungen in den Spruchbüchern ein Datum setzt, weil dieses Datum nachweislich öfter nicht so sehr den Tag der Entstehung des Stückes als vielmehr den der (späteren) Eintragung in das Spruchbuch bedeutet, so ist dies natürlich erst recht der Fall bei Stücken, die weder im Einzeldruck noch im Spruchbuch datiert sind. Wie irreführend tatsächlich die Bezugnahme auf die Stelle, an der eine Dichtung im Spruchbuch erscheint, für die vermutete Datierung ist, ergibt sich deutlich aus dem Gedicht „Das Hauß des Weysen vnd das haus des vnweysen manß. Math. VII", das *Goetze* nach derselben Methode in das Jahr 1531 (?) datiert hatte, während es in Wirklichkeit, wie der neugefundene Originaldruck lehrt, dem Jahre 1524 angehört: s. o. S. 1!

2 Ich benütze das Exemplar der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin, Yg 9801.

3 *Hans Sachs*, a. a. O. Bd. 24 Enr. 146 = Bd. 25 nr. 789.

4 Über den Künstler vgl. noch *Georg Stuhlfauth*, Neues zum Werke des Pseudo-Beham (Erhard Schön?), Amtliche Berichte aus den Preußischen Staatssammlungen 40, 1918/19, Sp. 251—260.

Digitized by Google

der rechten Hand die Linke gegen Frau Wahrheit; ihm zur Seite stößt aus dem Hintergrunde ein Bauer mit der dreizinkigen Mistgabel nach ihr, und schließlich schlägt, ihr gleichzeitig den linken Fuß in den Nacken setzend, von oben her ein Franziskanermönch mit seiner Geißel auf sie ein. Das Eingreifen des Mönches in der Drangsalierung der Frau Veritas ist besondere Zutat des Künstlers, da der Dichter nur allgemein Frau Wahrheit sagen läßt (A VI v):

Geyſtlich weltlich mich drangen.

Bild 2

Was die Entstehungszeit des Holzschnittes anlangt, dessen Flächenmaß 97 mm in der Höhe und 73 mm in der Breite beträgt (mit Einfassungslinie), so ist wichtig zu bemerken, daß nicht der Einzeldruck, sondern nur der Eintrag des Gedichtes im (verlorenen) dritten Spruchbuche mit dem Datum des 30. April 1537 versehen ist. Ob dieses Datum die wirkliche und ursprüngliche Entstehung des Gedichtes bedeutet und ob es erst recht für die Entstehungszeit des Holzschnittes maßgebend ist, muß offene Frage bleiben. Träfe das Jahr für den Holzschnitt wie für die Dichtung zu — beide gehören engstens zusammen —, so wäre jener der weitaus späteste aller datierten unter den bekannten „Pseudo-Beham"-Schnitten. Mir will scheinen, daß gerade der Holzschnitt — ich verweise im einzelnen namentlich auf die Barttracht — es angezeigt erscheinen läßt, die Möglichkeit einer etwas früheren Entstehung des Druckes ernsthaft im Auge zu behalten und in dem Datum, wie in anderen Fällen, nicht Tag und Jahr der Entstehung des Gedichtes, sondern seiner Reinschrift im Spruchbuche zu sehen.

3.

Die verhältnismäßig weitaus erheblichste Mehrung seines Anteils an Schnitten zu Hans Sachs erfährt, dank der Nachweisungen *Heinrich Röttingers*, der 1522 von Ansbach her in Nürnberg eingewanderte, besonders als Medailleur berühmte *Peter Flötner*.[1] Eine Komposition, die Röttinger diesem Meister zuschreibt (nr. 18, dazu S. 34f.), muß allerdings ausgeschieden werden, nämlich die zu dem Flugblatt „Der arm gemain esel".[2] Ihr Stil ist durchaus unflötnerisch und an unserer Zuschreibung des Blattes an Georg Pencz ist festzuhalten.[3]

Was die übrigen Schnitte betrifft, die Röttinger aus dem Hans Sachsischen Schrifttum Peter Flötner zuspricht, so gebe ich hier ihre Reihe einschließlich des bereits aufgeführten Schnittes zur „Erklerung der tafel des gerichts usf."[4] in der Anordnung, die in dem Meisterverzeichnis S. 6—8 befolgt ist:

53[5] (396)	Klag zweier liebhabenden	1530	R 20
66 (417)	Klag Antwort vnd vrteyl zwischen Fraw Armut vnd Pluto	1531	R 1[6]
106 (599)	Wer hie für ge der schawe an	1533	R 21
111 (624)	Die böß gesellschafft	1533	R 22

1 *Heinrich Röttinger*, Peter Flettners Holzschnitte. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 186. Heft.) Straßburg, Heitz. 1916. Im folgenden als Röttinger bzw. R zitiert.

2 *Goetze* a. a. O. Bd. 24 Enr. 22 = Bd. 25 nr. 117a.

3 *Georg Stuhlfauth*, Drei zeitgenössische Flugblätter des Hans Sachs mit Holzschnitten des Georg Pencz, Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 10, 1918/1919, 233—248: 244ff. und oben S. 7.

4 S. o. S. 6.

5 Ohne a, vgl. *Goetze* Bd. 24, S. 239.

6 Auch gegenüber diesem stilistisch interessanten und eigenartigen Holzschnitt läßt sich übrigens zweifeln, ob seine Zuweisung an Flötner berechtigt ist.

Digitized by Google

134 (693)	Die bůrderlich (l) lieb hat keyn Fůß mer	1535	R 25
238a (4082, 4780, 4981, 4910)	Vier schöne Gesprech zwischen Sanct Peter vnd dem Herren	[nach 1556]	R 16
303 (633)	Die vier trefliche menner	1534	R 23
305 (647)	Erklerung der tafel des gerichts	1534	R 24
(5072)	Ein ganz gereimpte karten aller pletter, 1557	1530—1540	R 71

Nicht unmittelbar, aber doch indirekt ist Peter Flötner beteiligt an einem Hans Sachsischen Einblattdruck, von dem sich ein bemaltes Exemplar in der Hauslab-Sammlung des Fürsten Liechtenstein in Wien befindet und auf den gleichfalls Heinrich Röttinger hingewiesen hat[1] (Bild 3). Das Flugblatt enthält neben dem Titel Der Beck drei Spalten Text mit je

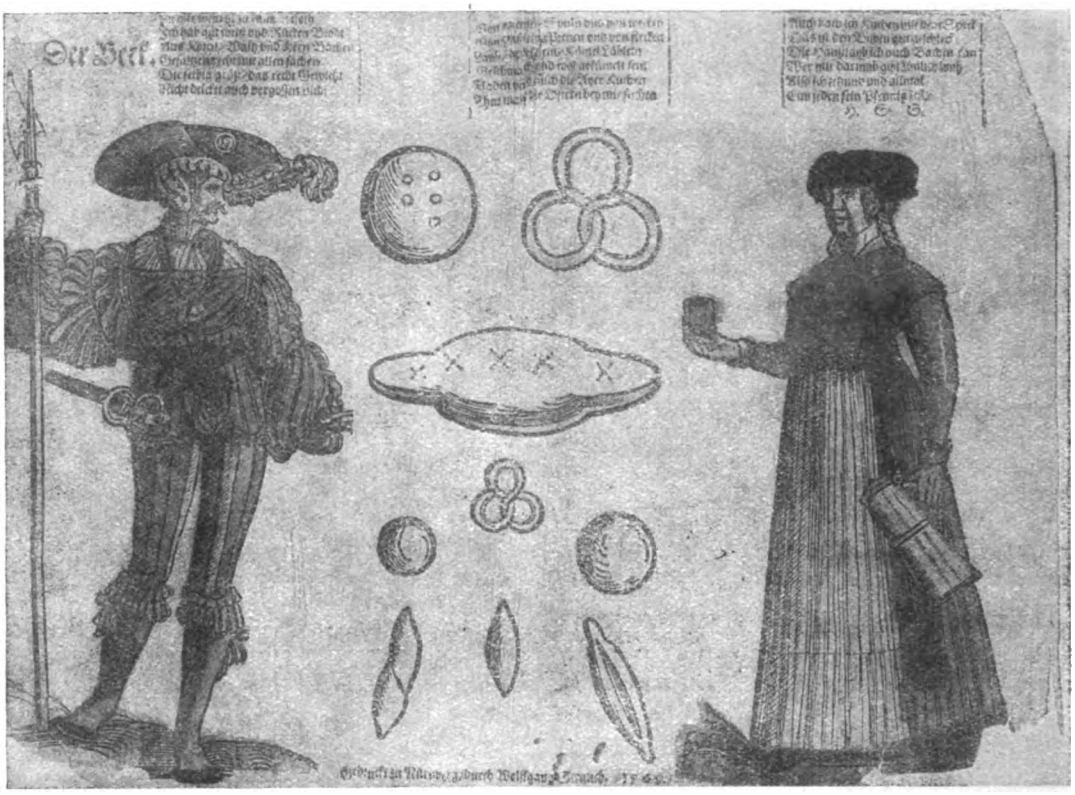


Bild 3

drei Reimpaaren, unterzeichnet H(ans) S(achs) S(chuster), darunter, die ganze übrige Fläche füllend, in Holzschnitt links einen Landsknecht, gegenüber rechts ein Mädchen mit Kanne in der Linken und Glas auf der vorgestreckten Rechten, zwischen beiden neun Brot- bzw. Gebäckformen und am Fuße den Druckvermerk: „Gedruckt zu Nůrnberg | durch Wolffgang Strauch. 1569." Der Landsknecht ist Kopie nach Flötner, das Mädchen dagegen von anderer Hand gezeichnet. Weder Verse noch Figuren sind künstlerische Leistungen irgend welcher höheren Qualität. Was dem Blatt aber besonderen Wert verleiht, ist die Tatsache, daß in ihm uns *ein sonst unbekannter Einzeldruck des Hans Sachs* erhalten ist mit achtzehn Versen des Meisters, die mit jenem der bisherigen Hans Sachs-Forschung verborgen geblieben sind.[2]

4.

Ich füge hier ein Blatt ein, das wohl ebenso wie die vorangegangenen einem bekannten Meister zugehört, signiert und an sich längst bekannt ist oder vielmehr niemals unbekannt war, mit dem es aber doch eine eigene Bewandtnis hat. Es ist die Radierung *Jobst Ammans*

1 A. a. O. S. 63 (unter Nr. 33).

2 *Röttinger* hat bereits festgestellt, daß *Goetze* den Druck nicht kennt. — Den Text s. Anhang I.

Digitized by Google

mit dem Bildnisse des Hans Sachs vom Jahre 1576[1] nach dem Gemälde des Nürnberger Malers *Andreas Herneisen* aus demselben Jahre.[2] Jobst Ammans Radierung wurde von Herneisen verbunden mit dem für den besonderen Zweck umgeänderten „Gesprech, darin der dichter dem gefuersten abt zu Allersprach sein valete und leczen spruch dediciret", sechsundfünfzig Versen, die Hans Sachs im Jahre 1568 dem nach ihm sich erkundigenden Abte des ehemaligen Zisterzienserklosters in Aldersbach (sol) bei Vilshofen in Niederbayern gewidmet hatte.[3] Er, Herneisen, selbst gab aus Eigenem (?) in dreiunddreißig Versen eine „Dancksagung des Malers für das Valete" hinzu und ließ diese Dreiheit — Ammans Radierung nach seinem (Herneisens) Gemälde, Hans Sachsens umredigierte und seine eigenen (?) Verse anläßlich des Todes des Dichters als Einzeldruck ausgehen: Cum gratia & Priuilegio Caesareae Maiestatis. || Gedruckt zu Nürnberg | durch Katharinam || Gerlachin | vnd Johans vom Berg Erben. || M. D. LXXVI. 2°. Der also entstandene Einzeldruck ist mithin nicht so sehr ein Werk des Hans Sachs, wenngleich im Textteile dessen (veränderter) Beitrag den Kern und Hauptteil bildet, als vielmehr des Malers, dem daran gelegen war, seine Beziehungen zu dem berühmten eben heimgegangenen Dichter vor aller Öffentlichkeit bekannt zu machen und zugleich in der, ob auch wenig getreuen, Radierung Ammans seinem Bilde die weiteste Verbreitung zu geben. Immerhin mag mit der hier dargelegten Voraussetzung und Einschränkung Jobst Ammans Radierung des Bildnisses des Hans Sachs seinen bisher im eigentlichen Sinne nur im Ständewerk vorliegenden Arbeiten zu Hans Sachsischer Poesie[4] beigesellt werden; ihre Besonderheit liegt schon in ihrem Charakter als Radierung, durch den sie sich von allen anderen mit Hans Sachsischen Dichtungen verbundenen, durchweg dem Holzschnitt angehörenden Kunstblättern abhebt.

5.

Kann für die besprochenen Blätter je ein bestimmter Künstler als ihr Urheber genannt werden, so läßt sich von den unter 5, 6 und 7 mitzuteilenden nur sagen, daß sie in ihrer bildnerischen Handschrift an einzelne Meister mit Bestimmtheit erinnern, daß aber der Grad dieser Verwandtschaft bei ihrer keinem dazu ausreicht und so evident ist, diesen oder jenen Meister als ihren Schöpfer ohne Rückhalt in Anspruch zu nehmen.

Dies gilt zunächst von dem kleinen Titelholzschnitt des Einzeldruckes: „Ein klag Gottes vber || seinen Weinberg | ver= || wüstet durch men= || schen Lehr vnd || Gepot", gedruckt zu Nürnberg durch Georg Merckel [1532][5] (Bild 4).[6] Der Holzschnitt, 49 mm hoch und 61 mm breit (mit Einfassungslinie), zeigt in der Mitte einen hochgewachsenen Arbeiter mit dem Karst auf der rechten Schulter, barhaupt, im Profil nach links zu der untersetzten Figur des Herrn gewandt, der in langem Rock vor dem Tore seines Hauses mit erhobener linker Hand zu dem Arbeiter spricht; hinter diesem, im Hintergrunde rechts, arbeitet ein zweiter Arbeiter

Bild 4

1 *A. Bartsch*, Le peintre-graveur, IX, S. 363, 19. *C. Becker*, Jobst Amman, 1854, S. 204—206. *A. Andresen*, Der deutsche Peintre-graveur, I, S. 116, 11.

2 Vgl. *Hans Stegmann*, Andreas Herneisen, Mitteilungen aus dem German. Nationalmuseum 1900, S. 1—26: 7—9; hier auch (S. 7) die erstmalige Abbildung des von J. Amman radierten Gemäldes, das, im Jahre 1912 von der Stadt Nürnberg aus der Galerie Weber-Hamburg ersteigert, seitdem im Germanischen Nationalmuseum verwahrt wird.

3 *Goetze* a. a. O. Bd. 24 Enr. 259 = Bd. 25 nr. 6109. In den Verzeichnissen fehlt übrigens ein aufklärender Vermerk über das Verhältnis der beiden Fassungen.

4 S. o. S. 6, dazu betr. des Holzschnittes mit der Ehebrecherbrücke des Königs Artus S. 7, Anm. 3.

5 *Hans Sachs* a. a. O. Bd. 24 Enr. 97 a = Bd. 25 nr. 529.

6 Nach dem Exemplar der Bibliothek in Dresden (Lit. germ. rec. Bd. 128); der Holzschnitt des Berliner Exemplares (Preuß. Staatsbibliothek: Yg 9061) ist koloriert.

Digitized by Google

im Weinberge. Die Komposition ist nahe verwandt mit *Hans Sebald Behams* Holzschnitten gleichen Inhaltes Pauli[1] 716 und 764, deren Kompositionen sie lediglich eine dritte (kleinere)[2] Variante anzureihen scheint. Allein nicht bloß in der Komposition berührt sich unser Titelbild mit diesen beiden Behamblättern, sondern es weist vor allem auch in Zeichnung und Stil auf Hans Sebald Behams Art. Weiter wird man allerdings in seiner künstlerischen Bestimmung nicht gehen können. Man wird eher in ihm eine Kopie nach Beham vermuten dürfen als eine eigenhändige Arbeit des Meisters selbst.[3]

6.

Die gleiche Vermutung, nur mit Beziehung auf einen anderen Künstler, läßt sich, vielleicht mit noch etwas stärkerer Betonung und Zuversicht, angesichts des unverhältnismäßig viel größeren Holzschnittes aussprechen, den Hans Sachs zusammen mit seinem Gedichte: „Der schafstal Christi" im Jahre 1524 als Einblattdruck ausgehen ließ[4] (Bild 5).

Das einzige Exemplar, das von diesem Einblattdruck erhalten zu sein scheint, besitzt die Preußische Staatsbibliothek in Berlin.[5] Es ist oben und an den Seiten der Einfassungslinie nach scharf beschnitten[6], rechts oben und unten etwas mehr, ohne daß auch hier Wesentliches verloren gegangen wäre, und mißt im ganzen 355 × 246 mm (in größter Breite). Die größere obere Hälfte des Blattes füllt der von einer einfachen Linie umzogene Holzschnitt, die untere der in drei Spalten gedruckte Text, den an beiden Seiten und unten eine Zierleiste umfaßt, jedoch so, daß unten die Leiste offen bleibt für die Namensunterschrift des Dichters mit der Jahreszahl.

Der Holzschnitt, der seinerseits einen Umfang von 208 mm Höhe und 246 mm Breite hat, ist unveröffentlicht.[7] Die Darstellung sammelt sich um den Schafstall Christi, der in Gestalt einer aus Holz aufgebauten Doppelhütte mit überragendem rückwärtigem Teil schräg nach links in die Fläche gestellt ist. Unter der offenen Tür des eigentlichen, im Bilde nach vorn gelegenen Stalles steht Christus, von ein paar Schafen umgeben, mit einladender Geste der linken Hand in Vierteldrehung nach rechts gewendet zu den von da herantretenden, der Einladung nachkommenden Christenleuten: dem als vorderstem nahenden jungen Zimmermann mit der Axt auf der rechten Schulter, der dicht folgenden Frau, weiter einem Professor (?), einem Kelchträger in langem Talar (evangelischem Geistlichen?) u. a. Gegenüber, links von Christus, liest ein Engel, nach links gewendet, einer von dort herantretenden Gruppe von Altgläubigen aus der Heiligen Schrift vor; sie besteht vornehmlich aus Frauen; ihre Führerin hat den Rosenkranz in der Rechten und eine Kerze in der Linken; ihr zur Seite macht ein Mann (Prädikant?) vor dem Engel eine tiefe Verneigung.[8] Hinter diesen Gruppen steigen links und rechts Mönche und Priester — auch eine Nonne ist links sichtbar — über Leitern auf das Dach des Stalles hinauf; ein Ordensmann mit hochgezogener Kapuze sitzt reitend nach rechts auf dem First; unter ihm links ist ein Mönch, dessen Füße noch herausragen, durch das Dach ins Innere gekrochen.

Der Holzschnitt hat als Komposition einige Berührung mit dem öfter abgebildeten und zeitweilig, aber zu Unrecht dem Hans Sebald Beham zugesprochenen des Hans Sachsischen

---

1 *Gustav Pauli*, Hans Sebald Beham. Ein kritisches Verzeichnis seiner Kupferstiche, Radierungen und Holzschnitte (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 33. Heft). Straßburg 1901.

2 Die Maße der beiden Beham-Schnitte sind für Pauli 716 : 92 hoch und 65 breit, 764 : 62 hoch und 73 breit.

3 Ich trage hier nach, daß der Holzschnitt H. S. Behams *Pauli* 899 nicht nur für die Einzeldrucke *Goetze* Bd. 24 Nr. 163 u. 237[1] (s. *Georg Stuhlfauth*, Das Haus des Weysen usf., a. a. O. S. 6), sondern auch für Enr. 344 (*Goetze* Bd. 25, S. 660) verwendet ist.

4 *Goetze* a. a. O. Bd. 24 Enr. 18 = Bd. 25 nr. 88.

5 Früher Yg 7895, 4 (2°), jetzt Ya . . . [Einblattdrucke des 16. Jahrh.; die Nummer der neuen Signatur ist augenblicklich noch nicht festgelegt]. *Goetze* a. a. O. verzeichnet nur dieses.

6 Dadurch ist auch die Überschrift weggefallen.

7 *Goetze* a. a. O. Bd. 24 Enr. 18, S. 93, behauptet, er sei in der Derschauschen Sammlung (Holzschnitte alter deutscher Meister in den Original-Platten gesammelt von *Hans Albrecht von Derschau*. Als ein Beytrag zur Kunstgeschichte herausgegeben . . . von *Rudolf Zacharias Becker*, Lieferung 1, 1808 [nicht 1810!]) wiederholt. *Goetze* verwechselt aber unseren Holzschnitt aus dem Einblattdruck [„Der schafstal Christi"] mit dem des Einblattdruckes „Der gut Hirt vnd böß Hirt": s. u. S. 202, Anm. 1.

8 Vgl. den Text: Der Engel spricht! — Die Vergleichung des von *Goetze* mitgeteilten Textes (Bd. 24, S. 3—5) mit der Abbildung des Einblattdruckes belehrt zugleich, daß der Druck auch hier das Original nicht reinlich ersetzt. Ich gebe ihn deshalb noch einmal in genauem Abdruck: s. Anhang II.

Digitized by Google

Christus spricht.

Kumpther zů mir ir Christenleůte
All die jr schwach můselig seyt
Wañ ich will euch erquicken all
Ich bin die thůr in den Schawff stal
Vnd bin von ewerm wegen kummen
Han ewer sünd auff mich genommen
Bin vor euch an dem Creůtz gestorben
Euch bey dem vatter huld erworben
Darumb wer nun durch mich eyngeet
Der wirt selig on wider ret
Wer aber anderst wo steygt eyn
Der můß ain dieb vnd mörder seyn
Wañ all ewer werck die send enwicht
Ich han allain es aufgericht
Ich bin der weynstock jr die reben
Bin ewer weg warhayt vnd leben
Vnd ewer aynige hoffnung
Gerechtigkayt vnnd seligung
Alle die da glawbenn in mich
Werden nit sterben ewigklich
Sonder hand den Tode übersprungen
Seynd hyndurch in das leben drungen
Darinn sy leben ewigkleych
Bey mir in meynes vatters reych

Der Engel spricht:

O blinde gotleser hauff sage an
Was hat euch der frum Christus than
Das ir nit glawbet seynem wort
Sonder steygt eyn an frembdem ort
Sůcht ewer hayl hilff trost vñ stercke
In den erdichten menschen wercke
Die doch vergebens seyndt vorgote
Weyl jr volgt menschen leer vnd pote
Die all mit lügen seynd vergyfft
Darumb durch sůcht die haylig schrifft
Die zayget euch allain Christum
Durch den jr werdt gerecht vnd frum
Dem Christo last allayn die Er
Er sey das hayl sonst nyemant mer
Zů dem kert euch wider gentzlich
Er nympt euch auff gnedigklich
Vnd lest euch durch sich selb eyngan
Wenn er ist der genaden tran
Gůttig vnd sänfftmůtig von hertzen
Volget jr im mit jr kumpt mit schmertzen
Wie frum vnnd haylig jr yetz gleyßt
Wie hoch die welt euch lobt vnd preyßt
So werdt jr doch endtlich verderben
Mit sampt den wercken ewig sterben

Der Gotloß hauff spricht

O Engel schweyg sag vns nit mer
Von dyser newen ketzer leer
Die vnser gůtte werck verachte
Sam hab vns Christus selig gemachte
Vnnd sey vns gar kayn werck mer not
Zur säligkayt das ist ain spot
Vnd spricht das Euangeli weyß
Das sey allayn der seelen speyß
Darum sy hab jr gaystlich leben
Verachte all menschen leer darneben
Vnd vernichtet vnsern Gotsdienst
Der doch gestanden ist auff so minst
Bey drey oder vier hundert jaren
Vil haylig leůt die vor vns waren
Die sůche werck vns hand gelert
Die wir täglichen hand gemert
Das hast dienew leer gleyßnerey
Wie haylig schon vnd gůt das sey
Sam vermög wir nichts gůts auff erdů
Dardurch wir ewig sälig werden
Wir lassen euch schreyben vnnd sagen
Auff vnsere werck da wöln wirs wagen
Vnd darinn auch verharren gantz
Vñ den schopff lassen bey dē schwantz

Hans Sachß Schůster.
M. D. xxiiij.

Bild 5

Digitized by Google

Einblattdruckes: „Der gut Hirt vnd böß Hirt" vom Jahre 1531.[1] Und nicht bloß im ganzen, sondern auch im einzelnen bestehen enge Verbindungsfäden; ist doch z. B. die Christusfigur beiderseits fast die gleiche. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß es eine andere Hand ist, die den Holzschnitt des Einblattdruckes vom Jahre 1524, und eine andere, die den Holzschnitt des Einblattdruckes vom Jahre 1531 gezeichnet hat.

Außerdem aber ist unverkennbar, daß der Holzschnitt ersteren Druckes im Stil nicht etwa Behams, wohl aber des sogenannten *Pseudo-Beham* Züge trägt. Dies dermaßen, daß die Versuchung, den Entwurf ihm zuzuweisen, überaus groß ist. Was zurückhält, ist die Tatsache, daß wir es in unserem Blatte mit einer Linienführung zu tun haben, die an Derbheit kaum etwas zu wünschen übrig läßt und die um dieser Formenschwäche willen noch um eine volle Stufe zurücksteht hinter dem, was Pseudo-Behams (Erhard Schöns?) Hand gearbeitet hat. Man wird darum sagen müssen, das Blatt sei gezeichnet in *Pseudo-Behams (Erhard Schöns?) Art*, aber nicht von ihm selbst, und man wird die Weise des Holzschnittes, die sich mit der für Pseudo-Beham (Erhard Schön?) charakteristischen[2] in so hohem Maße deckt, am besten damit erklären, daß in ihm eine Kopie vorzuliegen scheine nach einer Zeichnung des Meisters.

7.

An Qualität und Kunstwert alle hier behandelten überragend, ein echtes Kunstblatt, ist der dritte der Holzschnitte, die einem einzelnen Meister nahestehen, ohne ihm unmittelbar zugesprochen werden zu können. Nur *Goetze*[3] gibt von ihm eine kurze Beschreibung nach dem Exemplar des Einblattdruckes „Das wanckel glück mit ſeiner vngetrewen eygenſchafft" der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin[4], das auch mir vorliegt und möglichenfalls Unikum ist; im übrigen ist er — merkwürdigerweise *samt dem Gedicht*[5] — unbekannt geblieben (Bild 6). Er bedeckt mit 280 mm Höhe und 182 mm Breite (mit Einfassungslinie) fast drei Viertel des Satzspiegels bzw. des Folioblattes, das in seinem gegenwärtigen, im ganzen vortrefflich erhaltenen Zustande[6] 367 mm hoch und 266 (265) mm breit ist und dessen übrigen Raum der in einer Spalte rechts vom Holzschnitte gedruckte Text ausfüllt.

Der Holzschnitt unseres Exemplares ist koloriert; der Eindruck des Bildes dürfte dadurch auch für uns gewonnen haben, während sonst meist das Gegenteil der Fall ist. Fortuna, mit Flügeln aus Pfauenfedern, nur mit flatterndem Hüftentuch bekleidet, das offene Haar von einem Eichenlaubkranz umwunden, in der Rechten ein Spiegelszepter, in der Linken ein Bündel hoher Blattzweige(?) haltend, steht mit leicht vorgesetztem linkem Fuße auf einer gleichfalls geflügelten großen Kugel, die nach rechts durch das Wasser zieht. Gegen das Eiland mit der Burg und die Berge, die im Hintergrunde aus dem Meere aufsteigen, erhebt sich Fortunas mächtige Gestalt nur um so hochragender und freier; ganz besonders packend aber ist ihr männlich ernstes Antlitz, ein Ausdruck von antik-römischer Gehaltenheit und Kraft. Die Erinnerung an Albrecht Dürers bekannten Kupferstich „Das große Glück"[7] ist offenbar. In der Symbolik (Spiegel) sowohl wie im ganzen unteren Teile des Blattes steht aber die Komposition unseres Holzschnittes noch näher der gleichfalls durch Dürers „großes Glück" bestimmten, jedoch sehr frei umgestalteten Kupferstich-Fortuna des „Meisters von 1515"[8], von der die 22. Veröffentlichung der Berliner Graphischen Gesellschaft ein ausgezeichnetes Faksimile gibt.[9]

---

1 *Becker* a. a. O. Lief. 1, D9. *Ders.*, Bildnisse der Urheber und Beförderer, auch einiger Gegner der Religions- und Kirchenverbesserung im 16. Jahrhundert, 1817, Bl. 19. *Ders.*, Hans Sachs im Gewande seiner Zeit, 1821, Bl. XI. *J. Scheible*, Das Schaltjahr 1, 1846, Einschalttafel S. 248/9 (sehr verkleinert und unzulänglich). *Georg Hirth*, Kulturgeschichtliches Bilderbuch I, 1882, Nr. 320 (verkleinert). *Paul Drews*, Der evangelische Geistliche (Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. Bd. 12). Jena 1905, Abb. 9 (S. 14) (verkleinert). Vgl. *Pauli* a. a. O. 1432. *Campbell Dodgson*, Catalogue of early German and Flemish Woodcuts I, 1903, S. 556 nr. 5 (gibt als Entstehungsjahr irrtümlich 1545 an). Bezüglich des Textes s. *Goetze* a. a. O. Bd. 24 Enr. 74, 3 und Bd. 25 nr. 420.

2 Vgl. *Georg Stuhlfauth*, Zum Werke des „Pseudo-Beham" (Erhard Schön?), Amtliche Berichte aus den Preuß. Staatssammlungen 40, 1918/19, Sp. 130f.

3 *Goetze* a. a. O. Bd. 24 Enr. 122.

4 Alte Signatur (Yg 7895, Bl. 5) getilgt, jetzt Ya . . . [Einblattdrucke des 16. Jahrh.; die Nummer der neuen Signatur ist noch nicht festgelegt, vgl. S. 200, Anm. 5].

5 Über dieses s. Anhang III.

6 Bemerkt sei, daß es hinterklebt ist.

7 *A. Bartsch*, Le peintre graveur, VII, 77 (S. 91f.).

8 *Bartsch* a. a. O. XIII, 13 (S. 415f.).

9 Graphische Gesellschaft. XXII. Veröffentlichung: Der Meister von 1515. Nachbildungen seiner Kupferstiche. Herausg. von *P. Kristeller*, Berlin 1916, Tf. XII.

Digitized by Google

Das wanckel glück mit seiner vngetrewen eygenschafft.

Ich Fortuna das frölich Glück
Bin alle zeit/ vnstet vnnd flück
Wo ich regier bey fleysch vnd blut
Gib jm gewalt/ macht/ Ehr vnnd gut
Adel/ künst/ wird schön weyb vnd kind
Vnd was der gleich nur gaben sind
Darmit mach ich den menschen schwe
Jn einem wolüstigen leben Cbon
Mit vberfluß auff der erden
Jn allem was sein hertz begerde
Vnd thue yetlich frolocken vnd geuden
Jnn allerley kürtzweyl vnd freuden
Mit köstlich kleydung vnnd gepewen
Wardwerck thut jn auch hoch offe
Gastere/ mummerey vñ pürschiam Cor
Balaree/ dantz/ spil vnd hoffart
Vnd der gleich stück vngenant
Doch jederman nach seinem stande
Als den erhebe sich flaisch vnd blut
Jn hoffart vnnd in vbermut
Vnd füere stolzen pomp vnd prachte
Sainen nechsten dar bey verachte
Vergünt vnd thut jm wenig guetz
Sonder bewaist jm creütz vnd tautz
Vermaint jederman söll sich ducken
Zu füß fallen vnnd vor jhm schmucken
Vnd jm gantz vnterthenig sein
Sam hab er Gott selber im schein
Darzu sich auff sein gut/ er vnd gewalt
Weyl ich Fortuna ob jhm halt
Doch das ich sache flatsch vnd list
Nit sehen oder merck en thue
Das ich Fortuna das glück
Bin wanckel/ schlüpferig vnd flück
Wann die ich erheb vbersich
Bey den bleib ich nit ewigklich
Sonder ich schwing jnen gesider
Vnd nem jr all mein gäbe wider
Dann felt all jr wolust vnnd pracht
Werden ellent/ arm vnd verachte
Darumb söll menant auff mich pawe
Hoffen/ noch jnie zu viel vertrawen
Weyl ich sitz kan bestandig fuß
Darumb der weyß Clobulus Cuz
Sagt welchem schon dz glück mild gi
Der söll drumb nit werden hoch mütig
Sonder bedenck das alle tag
Das glück sich wieder wenden mag
Durch mancherley weg vnnd straß
Darumb er wol sein hoffart las
Vnd bleyb sein messig vnd demütig
Dergleichen wenn das glück vngütig
Vertruck vnnd wider wertig sey
Mit Armut/ Brancklosyt/ Thürentey
Das er darin auch nit verzag
Weyl glück wol wider kummen mag
Das jhm auch vor zu seiner zeyt
Geschehen hat mit frölichkeyt
Das kein zweyffel jm daraus wachs
Hoff er des glücks das wünscht Hans
Sachs.

Gedruckt zu Nürnberg durch Hansen
Guldenmund/ hinter Sant Lorentzen
auff dem Platz.

Bild 6

Digitized by Google

Allein trotz dieser Berührungen liegt in dem Holzschnitt, der uns in dem Hans Sachsischen Drucke erhalten ist, ein hohes Maß von Selbständigkeit und Eigenart. Wem dankt Hans Sachs dieses meisterliche Blatt? Vergegenwärtigt man sich den Titelholzschnitt des Hans Sachsischen Einzeldruckes „Nachred das grewlich laſter“ [1] und den Namen Georg Pencz, dem er zugehört [2], so scheint die Frage entschieden. In der Tat läßt sich kein anderer Künstler und kein anderes Werk bezeichnen, dem „das wanckel glück“ näher stünde. Zieht man zum Vergleich überdies ein weiteres Penczblatt wie das vom „armen gemeinen Esel“ heran [3], so sieht sich vor ihm die Annahme von der Herkunft auch der Fortuna aus Pencz' Hand nur bekräftigt.

Gleichwohl soll der Abstand nicht übersehen werden, der zwischen dem bisher Georg Pencz zugewiesenen Holzschnittwerk einerseits und unserem Blatte andererseits besteht. In der ganzen Reihe der Holzschnitte des Meisters einschließlich der von mir ihm zugewiesenen [4] ist keiner, der die geradezu klassische Strenge der Form und der Zeichnung an sich trüge, welche unserer Fortuna ihre Weihe und ihren Charakter gibt. Wenn mithin etwas an der rückhaltlosen Einordnung unseres Holzschnittes in die Penczsche Holzschnittreihe zögern läßt, so ist es diese geradezu herbe, unnahbare, namentlich im Gesichtsausdruck faszinierende Energie, die in solchem Maße innerhalb der bisherigen Penczblätter keine, jedenfalls keine volle Parallele hat. [5]

Dieser strenge, einerseits wohl an bestem Dürerschen Ernst orientierte, andererseits aber von der reifen Hochrenaissance genährte Formwille ist es zugleich, der, ob man das Blatt Georg Pencz zuspricht oder nicht, für den Holzschnitt eine Datierung fordert, die diesen in eine etwas vorgerücktere Zeit des 16. Jahrhunderts ansetzt. [6]

8.

Zu den bisher namhaft gemachten Meistern, die für den Nürnberger Meistersinger gearbeitet haben, treten nun zwei neue. Ihre Namen sind unbekannt bezw. ungewiß, ihre künstlerische Hand aber liegt festumrissen vor Augen.

Als erster, künstlerisch zwar von recht untergeordneter Bedeutung, gleichwohl an einigen Holzschnitten eigenen Gepräges als künstlerische Persönlichkeit erkannt, ist zu verzeichnen der von Heinrich Röttinger ermittelte und so genannte *Meister des Hederleins.* [7] Zwei der ihm von Röttinger zugewiesenen Holzschnitte gehören zu Dichtungen des Hans Sachs.

129 (684)	Der Hederlein		1535	R Seite 31, 2
(2592)	Der pfaff in der wolfsgrůeben		1548	R Seite 31, 3

9.

Den Beschluß bilde der Hinweis auf einen Holzschnitt, der, an sich längst bekannt und von seiten der Kunsthistorie wiederholt ins Auge gefaßt, als Originalillustration zu einem Hans Sachsischen Gedicht noch so gut wie unbekannt ist. Das Gedicht ist die „Warhafte geschichte pfalzgraf Friedrichs“ vom 4. April 1560. [8] Daß zu diesem Gedichte des Hans

1 *Goetze* a. a. O. Bd. 24 Enr. 64.

2 *Heinrich Röttinger*, Die Holzschnitte des Georg Pencz. Leipzig 1914, Nr. 12 nebst Abbildung auf Tafel 6.

3 S. o. S. 197.

4 S. *Georg Stuhlfauth*, Drei zeitgenössische Flugblätter des Hans Sachs mit Holzschnitten des Georg Pencz, a. a. O.

5 Dies betont mir nachdrücklich Herr Geheimrat Prof. Dr. *Max J. Friedländer*, Direktor am Kupferstichkabinett zu Berlin, dem ich erneut Dank schulde dafür, daß er hier wie auch sonst diese Arbeit in freundlicher Beratung wieder gefördert hat.

6 Über den terminus ante quem siehe das Chronologische der Dichtung: Anhang III. — Ich möchte bei dieser Gelegenheit nachtragen, daß der Holzschnitt des Georg Pencz *Röttinger* 25 zu dem Einzeldruck des Hans Sachs *Goetze* Bd. 24 Enr. 93b (s. *Stuhlfauth*, Das Hauß des Weysen usf., a. a. O. S. 7) bei dem Einzeldruck *Goetze* ebda. 179 (Bd. 25 nr. 1001) vom Jahre 1540 übernommen ist, ursprünglich aber, wie *Goetze* schon angibt, zur Fabel von dem Geizigen und dem Neidischen gehört: Enr. 93b (521).

7 *Heinrich Röttinger*, Peter Flettners Holzschnitte (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 186. Heft). Straßburg, Heitz, 1916, S. 30 ff.

8 Text in *Hans Sachs*, herausg. von *A. v. Keller* und *E. Goetze*, Bd. 4, S. 444—446, dazu Bd. 21, S. 412 f. S. Bd. 25 nr. 5417. Das Gedicht ist handschriftlich überliefert im 14. Spruchbuche des Dichters (Stadtbibliothek in Nürnberg), das am 10. Oktober 1559 begonnen und am 23. März 1562 abgeschlossen ist. Es fehlt in der Erstauflage der Folioausgabe Bd. I vom Jahre 1558, ist aber in der 2. Auflage vom gleichen Jahre aufgenommen und das einzige Stück, welches die neue Auflage mehr hat gegenüber der ersten.

Digitized by Google

Sachs der umfangreiche Holzschnitt (346 mm hoch und 558 mm breit), dessen Druckstock mit der gesamten Holzstocksammlung des ehemaligen Kgl. Preuß. Hauptmannes Hans Albrecht von Derschau in Nürnberg sich seit 1844 im Kupferstichkabinett zu Berlin befindet und dessen Neudruck in dem Werke *Holzschnitte alter deutscher Meister* in den Original-Platten gesammelt von *Hans Albrecht von Derschau.* Als ein Beytrag zur Kunstgeschichte herausgegeben . . . von *Rudolf Zacharias Becker,* Lieferung 1, 1808, C 9, ihn zur allgemeinen Kenntnis gebracht hat[1], eine unmittelbare Illustration ist, hat vor nunmehr fünfzehn Jahren der Antiquar *Albert Carlebach* in Heidelberg nachgewiesen in einem Aufsatze: „Die Sage vom Mahl zu Heidelberg", den er in dem Organ des Mannheimer Altertumsvereines „Mannheimer Geschichtsblätter", 5. Jahrgang, 1904, Spalte 195—199 (nebst Tafel mit Abbildung) veröffentlichte und durch einen weiteren Aufsatz „Neues zur Sage vom Mahl zu Heidelberg" in derselben Zeitschrift vom Jahre 1912, Jahrgang 13, Spalte 148—150 ergänzte.[2] *Carlebach* hat zugleich über den Derschaustock hinaus die Existenz von vier Exemplaren des Holzschnittes festgestellt: 1. in der städtischen Kunst- und Altertümersammlung auf dem Heidelberger Schloß; 2. im Privatbesitze des Verfassers; 3. in der Heidelberger Universitätsbibliothek (sog. Novaksches Exemplar, weil früher im Privatbesitze des Prager Sammlers J. V. Novak, alsdann ebenfalls im Besitze des Verfassers): der älteste und schärfste Abdruck, auf zwei Platten gedruckt; 4. im Museum zu Gotha (koloriert): auf zwei Platten gedruckt, mit der Überschrift „Ein Warhafte Histori Wie Pfaltzgraff Fridrich am Rein | Ein Sighaften Krieg gefurt hat Anno Salutis 1452" [statt 1462].

Obwohl nun freilich der inhaltliche Zusammenhang des Holzschnittes mit dem Gedicht des Hans Sachs gesichert ist, kann dies nicht ohne weiteres mit der gleichen Zuversicht behauptet werden hinsichtlich der äußeren Zusammengehörigkeit. Keines der Exemplare des Holzschnittes ist mit dem Hans Sachs-Texte verbunden; ein Einzeldruck, der beide zusammenfaßte und wiedergäbe, ist unbekannt. Das einzige der vier Holzschnittexemplare, das eine Überschrift führt, das zu Gotha, gibt diese Überschrift in anderer Fassung als der Text des Dichters selbst. Unter diesen Umständen muß die Frage, ob der Holzschnitt je mit dem Text und dieser mit jenem zusammen ausgegeben worden ist, zum mindesten offen bleiben.[3]

Unsicherheit besteht nun aber auch bezüglich des Namens dessen, der die Zeichnung und den Holzschnitt gefertigt hat. Nur eins ist gewiß: er bezeichnet sich mit C. S. Allein diese Signatur, die der Holzstock und seine Abzüge tragen, so deutlich und unzweideutig sie an sich ist, reicht nicht aus, den Künstler mit Sicherheit zu bestimmen. Ausgeschlossen ist jedenfalls der schon an sich fragliche Christoph Stimmer, ein angeblicher Bruder des Tobias Stimmer, den *Becker*[4], *Nagler*[5] und *Passavant*[6] für den Holzschnitt vermutungsweise in Anspruch nehmen wollten, eine Vermutung, die auch an den chronologischen Schwierigkeiten scheitern müßte. Ausgeschlossen ist ferner der in Zürich und nur hier in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts tätige Formschneider Christoph Schweytzer (Schwytzer), dessen Namen, wohl in Anlehnung an eine Bemerkung *Passavants, Eugen Diederichs* unter seine Abbildung schrieb.[7] Etwas ansprechender ist die von *Carlebach*[8] mitgeteilte Vermutung *Burckhardts* in Basel, unter dem C. S. sei zu verstehen *Christoph van Sichem,* der um 1570 in Basel lebte. Nun gibt es zwei Träger dieses Namens, von denen jedoch nur der ältere in Betracht kommen könnte; er hat auch für Sigmund Feyerabend in Frankfurt a. M. gearbeitet[9], denselben Verleger, bei dem z. B. Jobst Ammans Ständebilder mit den Versen des Hans Sachs erschienen sind, 1568. Dennoch vermag auch der Name Christoph van Sichem das Rätsel der Signatur C. S. auf

---

1 Weitere Abbildungen: *Georg Hirth*, Kulturgeschichtliches Bilderbuch, Bd. III, 1885, S. 891, Nr. 1395. *Eugen Diederichs*, Deutsches Leben der Vergangenheit I, 1908, Abb. 723. *K. Wild*, Bilderatlas zur Badisch-Pfälzischen Geschichte, 1904, S. 30.

2 Ich danke dem Herrn Verfasser, daß er mich auf seine wertvollen Veröffentlichungen aufmerksam zu machen die Güte hatte, die, wie meiner, so auch anderer Kenntnis entgangen waren.

3 Vgl. den ähnlichen Fall bei dem „Lügenberg" (1533): *Georg Stuhlfauth*, Zum Werke des „Pseudo-Beham" (Erhard Schön?), Amtliche Berichte aus den Preuß. Staatssammlungen 40, 1918/19, Sp. 135 f.

4 *Becker*, Holzschnitte . . . Derschau, Lf. 1, S. 27.

5 *G. K. Nagler*, Künstler-Lexikon, Bd. 17, 1847, S. 365 und Monogrammisten II, 1860, S. 263, 7.

6 *Passavant*, Le peintre-graveur IV, 1863, S. 212, 3.

7 *Eugen Diederichs* a. a. O.; dazu s. *Passavant* a. a. O. III, 1862, S. 460; vgl. auch *Nagler*, Monogrammisten II, Nr. 658.

8 *Carlebach*, Neues usf., a. a. O., Sp. 148.

9 Vgl. *Nagler*, Künstler-Lexikon, Bd. 16, 1846, S. 346 f. Es ist allerdings nicht zu vergessen, daß die Daten über die van Sichems nicht feststehen. Hätte *H. W. Singer*, Allgemeines Künstler-Lexikon, 3. A., Bd. 4, 1901, S. 271 f. recht, wonach der ältere Christoffel van Sichem auch erst um 1550 geboren wäre, so müßte auch er schlechterdings ausscheiden.

Digitized by Google

unserem Holzschnitte nicht zu lösen, so lange über die Sichems nicht eingehendere Nachforschungen bzw. Aufschlüsse vorliegen und so lange vor allem über die Kunst und den Stil der einzelnen nichts Näheres ermittelt ist. Die Holzschnitte der Derschautafeln, die *Becker* in der zweiten Lieferung des Derschau-Werkes, 1810, unter C 18, 19, 20, 21, 22, 23 wiedergibt, sind offenbar Arbeiten desselben Meisters, der das Mahl zu Heidelberg geschaffen, aber den Namen dieses Meisters erschließen auch sie uns nicht.

Immerhin bestätigen sie uns, daß wir es auch in ihnen mit einer bestimmten künstlerischen Einzelpersönlichkeit zu tun haben, einem Meister, der als C. S. signiert und im Einzelfalle, neben Jobst Amman, Hans Sebald Beham, Peter Flötner, Georg Pencz, Hans Leonhard Schäufelein, Pseudo-Beham (Erhard Schön?), Virgil Solis und dem Meister des Hederleins, gleich dem erstgenannten in der Spätzeit des Hans Sachs, für diesen bzw. für dessen Verleger gearbeitet hat. Wie der des Pseudo-Beham (Erhard Schön?) und des Meisters des Hederleins bleibt auch sein eigentlicher Name vorerst im Dunkel.

Anhang I.

Zu Nr. 3.

Der Beck.

Zu mir wem ist zu kauffen noth
Ich hab gut weiß vnd Rücken Brodt
Aus Koren | Waitz vnd Kern Bachen
Gesaltzen recht mit allen sachen
Die selbig gröss | das recht Gewicht
Nicht delcket auch vergossen nicht
Von Semel | Spuln vnd von wecken
Von Lößlein | Pretzen vnd von flecken
Layb | Röckelein | Kümel Läblein
Geschmach vnd wol gekümelt sein
Fladen vnd auch die Ayer Kuchen
Thut man die Ostern bey mir suchen
Auch bach ich Kuchen mit dem Speck
Das ist den Buben gut geschleck
Die Haußlayb ich auch Bachen kan
Wer mir darumb gibt zimlich lonh[1]
Also ich jetzund vnd allmal
Eim jeden sein Pfennig zal.

H. S. S.

Anhang II.

Zu Nr. 6.

[Der schafstal Cristi].

Christus spricht.

Kumptber zů mir jr Christenleüt
All die jr schwach můselig seyt
Wañ ich will euch erquicken all
Ich bin die thür in den Schawff[-]stal
Vnd bin von ewernt wegen kummen
Han ewer sünd auff mich genommen
Bin vor euch an dem Creütz gestorben
Euch bei dem vatter huld erworben
Darumb wer nun durch mich eyngeet
Der wirt selig on wider[-]ret
Wer aber anderst wo steygt eyn
Der můß ain dieb vnd mörder seyn
Wañ all ewer werck die seind entwicht
Ich han allain es außgericht
Ich bin der weynstock | jr die reben
Bin ewer weg | warhayt | vnd leben
Vnd ewer aynige hoffnung
Gerechtigkayt vnnd seligung
Alle die da glawben in mich
Werden nit sterben ewigklich
Sonder hand den Todt übersprungen
Seynd hyndurch in das leben drungen
Darinn sy leben ewigkleych
Bey mir in meynes vatters reych

Der Engel spricht:

O blindt gotloser hauff sagt an
Was hat euch der frum̄ Christus than
Das jr nit glawbet seynem wort
Sonder steygt eyn an frembdem ort
Sůcht ewer hayl | hilff | trost | vñ sterck
In den erdichten menschen werck
Die doch vergebens seyndt vor gott
Weyl jr volgt menschen leer vnd pott
Die all mit lügen seynd vergyfft
Darumb durch[-]sůcht die haylig schrifft
Die zayget euch allain Christum
Durch den jr werdt gerecht vnd frum̄
Dem Christo last allayn die Eer
Er sey das hayl sonst nyemant mer
Zů dem kert euch wider gentzlich
Er nympt euch auff gnedigklich
Vnd leßt euch durch sich selb eyngan
Wenn er ist der genaden tran
Gůttig vnd sänfftmůttig von hertzen
Volgt jr jm nit | jr kumpt mit schmertzen
Wie frum̄ vnd haylig jr yetzt gleyßt
Wie hoch die welt euch lobt vnnd preyßt
So werdt jr doch endtlich verderben
Mit sampt den wercken ewig sterben

1 Druckfehler für lohn.

Digitized by Google

Der Gotloß hauff ſpricht

O Engel ſchweyg ſag vns nit mer
Von dyſer newen ketzer leer
Die vnſer gütte werck veracht
Sam hab vns Chriſtus ſelig gemacht
Unnd ſey vns gar kayn werck mer not
Zur ſäligkayt das iſt ain ſpot
Vnd ſpricht das Euangeli weyß
Das ſey allayn der ſeelen ſpeyß
Darinn ſy hab jr gayſtlich leben
Veracht all menſchen leer darneben
Vnd vernichtet vnſern Gotßdienſt
Der doch geſtanden iſt auffs minſt
Bey drey oder vier hundert jaren
Vil haylig leüt die vor vns waren
Die ſölche werck vns hand geleert
Die wir täglichen hand gemeert
Das hayſt[1] die new leer gleyßnerey
Wie haylig ſchon vnd gůt das ſey
Sam vermög wir nichts gůts auff erdn̄
Dardurch wir ewig ſälig werden
Wir laſſen euch ſchreyben vnd ſagen
Auff vnſere werck da wöln wirs wagen
Vnd darinn auch verharren gantz
Vn̄ den ſchopff laſſen bey dē Schwantz

[Unter der mittleren Spalte:]

Hans Sachß Schůſter.[2]
M. D. XXIIIj.

Anhang III.

Zu Nr. 7.

Eine eigentümliche Fügung verleiht dem Einblattdruck „Das wanckel glück mit ſeiner vngetrewen eygenſchafft" einen ganz besonderen Wert, sofern uns in ihm, abgesehen von dem künstlerisch bedeutenden Holzschnitt, wiederum *ein gänzlich neuer, sechzig Verse umfassender Reimtext des Hans Sachs* erschlossen wird. Nur ein tückisches Versehen hat es verschuldet, daß er nicht längst bekannt und von *Goetze* in die Hans Sachs-Ausgabe übernommen worden ist. *Goetze* verzeichnet Band 24 seiner Ausgabe unter Einzelnummer 122 (Seite 148) wohl das hier von uns veröffentlichte Exemplar des Einblattdruckes in dem ehemaligen Hans Sachs-Sammelbande der Berliner Staatsbibliothek Y g 7895[3], beschreibt auch, wie schon bemerkt (s. o. S. 202), den Holzschnitt, weist zugleich aber bezüglich des Textes auf das Band 4 der Hans Sachs-Ausgabe Seite 157—160 gedruckte Gedicht „Das waltzend glück" (vom 27. Juni 1534) und identifiziert dann dieses Gedicht in Band 25 unter Nr. 645 mit Einzelnummer 122 („Das wanckel glück") in Band 24, ohne zu beachten, daß nicht bloß die Überschriften beider Gedichte anders lauten und nicht bloß die von ihm angeführten Gedichtanfänge verschieden sind, sondern *daß es sich tatsächlich um zwei völlig verschiedene Dichtungen handelt.* Ganz besonders drollig wird aber das Versehen noch dadurch, daß *Goetze* in Band 25 seiner Ausgabe unter Nr. 3665 bzw. dem 1. September (?) 1551 nach dem Generalregister des Dichters aus dem siebenten Spruchgedichtbande Blatt 149 „Das wanckel glueck" für sich verzeichnet und es, da der siebente Spruchgedichtband, der es enthielt, verloren ist, zugleich mit der Beifügung „Unbekannt" versieht!

Hans Sachs selbst hat „Das waltzend glück" im 4. Teil seines ersten Foliobandes vom Jahre 1558 abgedruckt (S. CCCXCVII f., 124 Verse), dem „wanckel glück" aber die Aufnahme in die Folioausgabe versagt.

Wann letzteres entstanden ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen; der Einblattdruck ist undatiert. Natürlich ist das von *Goetze* Band 24 Enr. 122 von dem „waltzend glück"[4] auf „das wanckel glück" übertragene Datum (27. Juni 1534) für dieses hinfällig. Desgleichen aber ist für die Entstehung des Flugblattes unmaßgeblich die laut Generalregister am 1. September (?) 1551 erfolgte Abschrift der Dichtung in dem am 1. September (?) 1550 begonnenen und am 18. Juni 1552 abgeschlossenen siebenten Spruchgedichtbande des Meisters. Atmet, wie oben (S. 204) ausgeführt, die Art des Holzschnittes den Geist der vollausgereiften Hochrenaissance (c. 1540?), so möchte man immerhin vermuten, daß auch das mit ihm verbundene Gedicht kein viel höheres Alter hat als das, welches das Generalregister bzw. das Spruchbuch ihm beizulegen scheint. Im übrigen muß keineswegs angenommen werden, daß Gedicht und Holzschnitt für einander und gleichzeitig entstanden sind.

Ich gebe nun in getreuer Wiedergabe nach dem Originaldruck den Wortlaut des „wanckel glück" und verweise zum Vergleich auf Bild 6.

1 Von dem ȳ sind nur noch Reste sichtbar, sie deuten aber eher auf ȳ als auf i, zumal der Setzer auch sonst im Gedicht immer ay, nie ai druckt.

2 Wenn *Goetze* Bd. 23 seiner Hans Sachs-Ausgabe, S. 508, anmerkt, Hans Sachs habe sich nie Schuster, sondern immer Schuhmacher genannt, so wird dieses „nie" nicht aufrecht zu halten sein.

3 Der Sammelband ist jetzt zerlegt, die alte Signatur gelöscht, die neue für die einzelnen Blätter zurzeit noch nicht bestimmt. Man wird sie finden unter den Einblattdrucken des 16. Jahrhunderts (Ya . . .).

4 Betreffs des Holzschnittes des Einzeldruckes s. *Georg Stuhlfauth*, Das Hauß des Weysen usf., a. a. O. S 7.

Digitized by Google

Das wanckel glück mit ſeiner vngetrewen eygenſchafft.

JCH Fortuna das frölich Glück
Bin alle zeyt | vnſtet vnnd flück
Wo jch regier bey fleyſch vnd blut
Gib jm gewalt | macht | Ehr vnnd gut
Adel | künſt | wird ſchön weyb vnd kind
Vnd was der gleich nur gaben ſind
Darmit mach jch den menſchen ſchwe
In einem wolüſtigen leben (ben
Mit vberfluß auff dieſer Erdt
In allem was ſein hertz begerdt
Vnd thut zeitlich frolockent geuden
Jnn allerley kürtzweyl vnd freuden
Mit köſtlich kleydung vnnd gepewen
Waydwerck thut jn auch hoch erfrew
Gaſterey | mumerey vil purſchirn (en
Bulerey | dentz | ſpil vnd hoffirn
Vnd dergleich ſtück vngenant
Doch jederman nach ſeinem ſtandt
Als den erhebt ſich fleiſch vnd blut
Jn Hoffart vnnd in vbermut
Vnd füeret ſtoltzen ponp [!] vnd pracht
Seinen nechſten dar[=]bey veracht
Vergünt vnd thut jhm wenig guetz
Sonder beweiſt jm trotz vnd trutz
Vermaint jederman ſoll ſich duckn
Zu fuß falln vnnd vor jhm ſchmuckn
Vnd jm gantz vnterthenig ſein
Sam hab er Gott ſelber im ſchrein
Drutzt ſich auff ſein gut | er vnd gwalt
Weyl jch Fortuna ob jhm halt
Jdoch das thöricht flaiſch vnd blud
Nit ſehen oder mercken thut
Das jch Fortuna das gelück
Bin wanckel | ſchlüpferig vnd flück
Wann die jch erheb vberſich
Bey den bleyb jch nit ewigklich
Sonder jch ſchwing mein geſider
Vnd nem jn all mein gabe wider
Denn felt all jr wolueſt vnnd pracht
Werden ellent | arm vnd veracht
Darumb ſoll niemant auff mich pawē
Hoffen | noch mir zu viel vertrawen
Weyl jch ſetz kein beſtending fuß
Darumb der weyß Cleobulus (tig
Sagt welchem ſchein dz glück milt gü
Der ſoll drumb nit werden hoch[=]mütig
Sonder bedenck das alle tag
Das glück ſich wieder wenden mag
Durch manicherley weg vnnd ſtras
Darumb er wol ſein hoffart las
Vnd bleyb fein meſſig vnd demütig
Dergleichen wem das glück vngüttig
Vertruck vnnd widerwertig ſey
Mit Armut | Krancheyt | Thiranney
Das er darin auch nit verzag
Weyl glück wol wider kummen mag
Das jhm auch vor zu ſeiner zeyt
Geſchinen hat mit frölickeyt
Das kein zweyfflüg jm daraus wachs
Hoff er des glücks das wünſcht Hans
Sachs.

Gedruck zu Nüremberg durch Hanns
Glaſſer | hinter Sanct Lorentzen
auff dem Platz.

Digitized by Google

Ein Bildnis Wackenroders.[1]

Von

Professor Dr. Wilhelm Waetzoldt in Halle a. S.

Mit einer Beilage.

Der Wackenroderforschung war ein Bildnis des Verfassers der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" bisher unbekannt; auch die Neuausgaben des Büchleins pflegen sich mit der Voranstellung des durch Übermalungen so stark entstellten Selbstbildnisses Raffaels aus den Uffizien zu begnügen.

Wilhelm Heinrich Wackenroder hat in seinem kurzen Leben nur wenige bildende Künstler kennen gelernt, nahegestanden hat er nur einem: dem Bildhauer *Friedrich Tieck*, dem Bruder seines Herzensfreundes Ludwig Tieck. Friedrich Tieck wurde, wie Edmund Hildebrandt in seiner schönen Monographie über den Künstler (Leipzig 1906, S. 5) dargestellt hat, im Jahre 1794, in welchem er in Schadows Atelier eintrat, in den Berliner Freundeskreis seines Bruders Ludwig gezogen, dem Wackenroder und Bernhardi, Rahel Levin, A. W. Schlegel u. a. m. angehörten. Von der Hand Friedrich Tiecks rührt nun auch das vermutlich einzige Bildnis Wackenroders her. Dieses von Hildebrandt bereits kurz erwähnte, heute im Potsdamer Marmorpalais befindliche scheibenförmige Marmorrelief[2], dessen Vorder- und Rückseite hier abgebildet werden, ist wohl identisch mit einer der Wackenroderforschung als verschollen geltenden „Büste" Wackenroders.

Tiecks saubere Arbeit ist während seiner Pariser Studienzeit entstanden, also zwischen 1797 und 1801 (vgl. Hildebrandt a. a. O. S. 12), wahrscheinlich 1798 unter dem Eindruck des frühen Todes Wackenroders, lautet doch die Inschrift: Den(atus) 1798 aet(atis) s(uae) 25. In Gesamterscheinung und Einzeldurchführung zeigt sich der Einfluß von Tiecks Pariser Meister David d'Angers, der für die Darstellung berühmter Zeitgenossen die Form des Bildmedaillons bevorzugte und seinen Schülern die Liebe zu den vorbildlichen Basreliefs der Antike einpflanzte.

Stark und reif ist dieses Tiecksche Relief freilich nicht. Es leidet an der Blutleere fast aller seiner Schöpfungen, ist aber in der Reinlichkeit der Formenbehandlung, im Kompositionellen und Dekorativen nicht ohne Reiz. Die Entstehung des Werkes aus der Erinnerung an den abgeschiedenen Freund und der neuhellenistische Stilzwang, dem sich der junge Bidhauer willig unterwarf, erklären es zur Genüge, daß das Individuell-Charakteristische des Kopfes zu beinahe unpersönlicher Jünglingsidealität abgeschwächt und verallgemeinert worden ist. Aber wir nehmen dankbar dies mädchenhaft zarte, reine Haupt hin, weil es sich mit dem Bilde deckt, das wir von Wackenroder in uns tragen.

Tiecks Reliefbildnis ist ein Jünglingswerk in zweifachem Sinne: ein Zweiundzwanzigjähriger schuf es zum Gedächtnis eines Fünfundzwanzigzährigen. Gedachte der Bildhauer bei der wehmütig-frohen Arbeit der Verse, die sein Bruder Ludwig in den „Herzensergießungen" einem schwärmenden Jüngling vor dem Bildnis des „göttlichen Raffael" in den Mund gelegt hatte:

Ach! er scheint nicht älter als ich selber.
Über kleine frohe Spiele scheint er sinnend,
Und das Sinnen wieder scheint ihm Spiel?

---

1 Für mannigfache Hilfe bei der Beschaffung der Bildervorlagen und für freundliche und wertvolle Auskünfte danke ich auch an dieser Stelle den Herren: Geheimrat Dr. P. Seidel (Potsdam), Professor Dr. E. Hildebrandt, Professor Dr. C. Glaser (Berlin), Professor Dr. R. Wolkan (Wien) und Professor Dr. O. Walzel (Dresden).

2 Plattendurchmesser 41 cm, Plattendicke 3,5 cm, mit Kranz 6 cm. Die Platte ist mit einem Metallzapfen in einem Fuß drehbar eingelassen.

Digitized by Google

Rara et Curiosa.

Von

Fedor von Zobeltitz auf Spiegelberg.

VI.—XIII.

VI. Ein so umfassendes Nachschlagewerk wie der Goedeke kann natürlich nicht in allen Teilen absolut zuverlässig sein. Zuweilen aber stellt es Behauptungen auf, die mit aller Sicherheit vorgetragen werden und schließlich doch auf einem Irrtum beruhen müssen. Da stoße ich u. a. auf einen Quartband:

Der Freimüthige für Deutschland. Zeitblatt der Belehrung und Aufheiterung. Herausgegeben von *K. Müchler* und *J. D. Symanski.* Erster Jahrgang 1819. Zweiter Band. Juni bis Dezember. Berlin. In der Expedition des Freimüthigen für Deutschland. Der Druck besorgt von Karl August Wilhelm Schmidt, Adlerstraße Nr. 7.

Von den beiden Herausgebern ist Müchler der bekanntere (1763—1857), Kriegsrat, dann Sekretär des Grafen Schulenburg-Kehnert, Polizist in Dresden, Pensionär des Zaren, Verfasser zahlloser Romane, Novellen, Übersetzungen, Taschenbücher und derlei mehr — 108 Stück verzeichnet Goedeke allein, aber doppelt soviel mag Müchler veröffentlicht haben. Sein vielbändiges Anekdotenlexikon war wohl am verbreitetsten. Mit Julius von Voß redigierte er 1804 die durch zwei Quartale erscheinende humoristische Zeitschrift „Sphynx", mit J. F. Schink 1817 den nur zwei Hefte umfassenden „Kolibri". Von seinen Liedern ging „In kühlem Keller sitz ich hier" in das Kommersbuch über, und das Gedicht „Der Eroberer" wurde sogar Schiller zugeschrieben. Das war eine kuriose Sache, die Goedeke auch nicht genügend aufklärt. Er führt richtig an (VI, S. 378), daß die Dichtung in Müchlers „Gedichten, niedergelegt auf dem Altare des Vaterlands" (Berlin bei C. Salfeld 1813) erschien. Das war indes nicht der erste Abdruck; der erfolgte vielmehr schon vorher, nämlich im Mai 1813 in der Zeitschrift „Rußlands Triumph. Oder das erwachte Europa", wie ich nachweisen konnte. 1817 brachte nun die „Abendzeitung" in ihrer Nr. 127 das „Mag die Welt in thörigtem Erstaunen" als aus dem Nachlaß von C. D. Ehrhardt herrührend, wogegen Müchler in Nr. 162 protestierte. Trotzdem erschien in der Brockhausschen „Urania" schon ein Jahr später das Gedicht abermals unter der Überschrift „Aus Schillers Nachlaß". Nur wenige Änderungen waren vorgenommen worden; z. B. hieß es statt Schicksalsgöttin „Zufalls-Göttin", statt Schmeichelworten „Schmeichelrede", statt Ferne Pole „Ferne Kronen". Ob Müchler darauf geantwortet hat, ist mir unbekannt geblieben, aber er wurde rebellisch, als lange Jahre später, nämlich 1835, das Gedicht im „Morgenblatt" vom 27. Februar abermals als aus Schillers inzwischen an Cotta übergegangenem Nachlaß herrührend mit der Jahreszahl „1804" abgedruckt wurde. Müchler reklamierte sein Eigentum in der „Abendzeitung" Nr. 149 von 1835 und 1841 in einer (gleichfalls in der „Abendzeitung" von 1842 Nr. 51/52 wiedergegebenen) Flugschrift, als Karl Hoffmeister das Gedicht in seine „Supplemente zu Schillers Werken" 1. Abt. 1840 S. 281, aufnahm. Und als dieser es auch aus der zweiten Auflage der „Supplemente" nicht entfernte, ließ Müchler 1855 seine Flugschrift unter dem Titel „Nothgedrungene Reklamation zur Abwehr eines Plagiats 1841" neu drucken und erreichte damit, daß Hoffmeister die Dichtung in der Auflage von 1858 endlich fortließ. Da weilte Müchler selbst freilich nicht mehr unter den Lebenden, konnte sich also auch nicht darüber ärgern, daß in den nächsten Jahren „Der Eroberer" abermals in verschiedenen Blättern als Schillersche Dichtung auftauchte und als solche auch noch in Bloemers „Lessing, Schiller und Goethe", Berlin 1863, aufgenommen wurde. In jüngster Zeit fiel Bleibtreu gelegentlich auf das alte Märchen herein und wurde von Gensichen korrigiert. Nun hat ja Schiller freilich ein Jugendgedicht unter dem Titel „Der Eroberer" geschrieben, das 1777 in Haugs „Schwäbischem Magazin", 3. Stück S. 221—225, anonym zum Abdruck kam, das aber nichts mit dem 1806 entstandenen Müchlerschen „Eroberer" zu tun hat. Übrigens hatte Müchler mit einem anderen seiner Gedichte, einem seiner besten: „Der Wein erfreut das Menschen Herz" ähnliches Pech. Es erschien zuerst in Schmidts „Neuem Berliner Musenalmanach für 1797", S. 48 f., wurde fälschlich J. H. Voß zugeschrieben und später in Fr. v. Sonnenbergs Gedichten aufgenommen, die Gruber 1808 nach dessen Tode veröffentlichte.

Digitized by Google

Der zweite Herausgeber, Johann Daniel Symanski (1789—1857, häufiger verwechselt mit seinem Bruder, dem Königsberger Justizrat S.), auch ein entgleister Jurist, war eine etwas reizbarere Natur als der behäbige Müchler, dem man eigentlich nur nachsagen konnte, daß er an jedem Finger eine Feder zu haben schien. Mit der Zensur stand Symanski von jeher auf gespanntem Fuße. Als Referendar in Königsberg hatte er 1812 ein Blatt „Die Geißel" ins Leben gerufen, das „auf höheren Befehl" schon mit der ersten Nummer sein Erscheinen einstellen mußte. Vorher war er für Kotzebue-Merkels „Freimüthigen" lebhaft literarisch tätig gewesen, und als nach Kotzebues Rücktritt dies Blatt in verschiedene neue Phasen trat, andere Untertitel annahm und Ableger erzeugte, die von früheren Redakteuren weitergeführt wurden, schien vielleicht auch Symanski der Augenblick gekommen, den populär gewordenen Namen abermals auszunützen. Er hatte schon 1818 ein „Zeitblatt für Wissenschaft, Kunst und Leben" unter dem Titel „Die Leuchte" begründet, das mit der Nr. 104 abschloß, und setzte es im Januar 1819 mit Unterstützung seines bisherigen Mitarbeiters Müchler als „Der Freimüthige für Deutschland" fort. Und nun kommt das Merkwürdige: Goedeke behauptet an zwei Stellen, Bd. VII, 419, 9 und Bd. VIII, 32, 141, der Jahrgang 1819 sei nur von Nr. 1—130 geführt und dann verboten worden, ebenso wie der zweite Jahrgang 1820 von Nr. 98 ab. Das ist bei 1819 aber jedenfalls nicht der Fall gewesen. Mein Exemplar des zweiten Bandes beginnt mit der Nr. 110 vom 2. Junius 1819 und reicht bis zur Nr. 261 vom 31. Dezember desselben Jahres, ist also durchaus vollständig. Entweder liegt bei Goedeke daher ein Versehen vor oder das Blatt erschien trotz des Zensurverbots unter der Hand weiter und mein Exemplar ist eins dieser verbotenen. Das kann ich mir aber deshalb nicht denken, weil der Gesamtinhalt überaus zahm ist und sich politische Notizen nur vereinzelt finden (wobei freilich zu bemerken ist, daß die vorzügliche Zensur durchaus nicht alles für zahm hielt, was dem Leser so erschien). Brümmer, Deutsches Dichter-Lexikon, 1877, II, 415, gibt denn auch nur das erwähnte Verbot des zweiten Jahrgangs an. Symanski ließ übrigens schon 1821 ein neues Blatt erscheinen, „Der Zuschauer", das sich bis zum 33. Stück 1823 hielt, um dann ebenfalls der Zensur zum Opfer zu fallen.

VII. In dem von Karl Kipka ausgezeichnet bearbeiteten Goetheband der dritten Auflage des Goedeke, IV, III, sind nicht weniger als 146 sogenannte *deutsche Wertheriaden* registriert, von denen ich eine Anzahl unbekannterer in meiner Bücherei finden konnte. Mit diesen Wertheriaden ist es eine eigene Sache. Es läßt sich wirklich nicht immer feststellen, ob da und dort in der Zeichnung der Charaktere Werther Vorbild gewesen ist, ob die Verfasser bei ihren Arbeiten überhaupt an Goethe gedacht haben. Die Heftigkeit der Empfindung, das Verlieren „in schwärmende Träume" und die unglückliche Leidenschaft sind schließlich nicht allein die maßgebenden Merkmale einer Wertheriade, und wenn auch durchaus nicht geleugnet werden soll, daß die Empfindsamkeitsliteratur zahlloser Romane auf den Werther zurückzuführen ist, so werden doch auch viele Schriften als Nachahmungen, Anlehnungen und derlei mehr bezeichnet, die in der Tat gar nichts mit dem Original zu tun haben. Ich kam zu diesen Erwägungen bei dem Buche:

Die Postkutsche oder Schwärmereyen menschlicher Leidenschaften. Ein satyrisch komischer Roman. Est jocus in nostris, sunt serie multa libellis. Weißenfels und Leipzig, bey Friedrich Severin und Comp. 1799. Titelkupfer, G. Boettger sen. 350 S. und 1 S. Verlagsanz.

Goedeke notiert den Roman in dem erwähnten Bande S. 192 unter Nr. 104 nach Hellers Katalog der Elischerschen Goethesammlung; bei Kippenberg und Meyer findet er sich nicht, ebensowenig bei Holzmann-Bohatta, auch in den Antiquariatskatalogen und auf dem Auktionsmarkt ist er mir noch nicht vorgekommen. Hayn-Gotendorf VI, 216, gibt den Titel mit dem Vermerk „Einiges etwas frei. Selten". In Ebelings „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts" (III, 639 f.) wird er kurz charakterisiert als ein Roman, „der sich durch sorgfältigen flüssigen-Stil und anmuthige Laune empfiehlt, stellenweise aber an Weitschweifigkeit und den Auswüchsen erzwungenen Scherzes leidet." Den Verfasser kann ich nicht nachweisen.

Der Titel steht mit dem Inhalt nur insofern in einem losen und zufälligen Zusammenhang, als die Heldin Caroline in der Journalière — der Postkutsche — zwischen Berlin und Grünau ihre zukünftige Beschützerin kennen lernt. Der Untertitel „Schwärmereyen menschlicher Leidenschaften" könnte für zehntausend andere Romane ebensogut passen und ist wohl hauptsächlich schuld daran, daß das Buch zu den Wertheriaden gerechnet wird. Die junge Caroline wird von ihrem Vormund, einem theatertollen Apotheker, erzogen, dessen ebenfalls

Digitized by Google

literaturwütige überspannte Gattin ihr das Leben unleidlich macht. Caroline nimmt deshalb gern durch die Vermittlung einer Bekannten verschiedene Stellungen als Gesellschafterin an: zunächst bei einer adelsstolzen Frau, deren Sohn sie mit unsittlichen Anträgen verfolgt, bis eine eifersüchtige Nichte sie zu entfernen versteht — dann bei einer an einer eingebildeten Krankheit leidenden Dame der eleganteren Bourgoisie und ihrer ebenso an eingebildeter Schönheit leidenden Schwester. Hier findet sie ihre Mutter wieder, die sich nie um sie gekümmert hat und ihr in schwerer Krankheit, ehe sie im Wahnsinn stirbt, den Namen ihres Vaters nennt, eines adligen Gutsbesitzers, den sie trotz seiner Bitten nicht heiraten wollte, weil sie „aus Ehrgeiz" einen ungeliebten Geheimrat vorzog. Caroline nimmt nun abermals eine neue Stellung an, diesmal bei einer verlobten jungen Dame, die auch in ihrer Ehe sie bei sich behält. Im Theater sieht sie gelegentlich ihren ersten Verehrer wieder, der aus Leidenschaft zu ihr schwer krank geworden ist, trifft dann ihren natürlichen Vater, der sie aus dunkler Sympathie heraus heiraten will, dem sie aber ihre Tochterschaft entdeckt und der sie nun an sein Herz nimmt und reich ausstattet. Jetzt hat auch die adelsstolze Dame nichts mehr gegen eine Verbindung mit ihrem Sohn, die beiden heiraten sich und treffen schließlich noch den Apotheker, Carolinens einstigen Vormund, der völlig heruntergekommen ist, während seine Frau sich dem Trunke ergeben hat. Eine wortreiche Entschuldigung bildet die Einleitung der Erzählung und eine ebensolche das Nachwort, in dem betont wird, daß es sich nicht etwa um einen Schlüsselroman handelt (was ich indes dennoch glaube) allgemein lesephilosophische Ansprachen an das Publikum finden sich zu öfterem eingestreut. Am unterhaltsamsten ist das Kapitel in dem vornehmen Bürgerhause Berlins mit seinen hübschen Bildern aus dem Alltagsleben der Zeit, Menüs, Toiletteneinzelheiten und dergl. mehr und der Schilderung eines gierigen à la mode-Predigers, der sicher Porträt ist, wie denn auch der berühmte Arzt Heim charakteristisch handelnd eingeführt wird. Wenn man den Roman den Wertheriaden einreihen will, kann es nur in Hinblick darauf geschehen, daß der junge Leutnant von Bornemann vor Liebe krank wird — und das ist ein bißchen wenig.

VIII. In seiner Wertheriaden-Bibliographie nennt Goedeke eine Anzahl Schriften, die wahrscheinlich zum Thema gehören, über die er indessen nichts Näheres feststellen konnte und die er deshalb nur in den Fußnoten mitteilt. Dazu zählt auch (S. 194) folgendes:

Über moralischen Ehebruch, Weiber-Unbestand, Weiber-Launen, Weiber-Eifersucht; und: die Frau, wie es wenige gibt. Acht Gespräche. The proper study of a Man is Women. Leipzig, 1811. Bei Paul Gotthelf Kummer. VIII, 342 S. und 1 S. Verbess.

Goedeke zitiert den Titel (nach Katalog Elischer Nr. 537) nicht vollständig. Nach dem Vorbericht des ungenannten Herausgebers ist der Verfasser der Gespräche der im Juni 1810 in Wernigerode „verstorbene vormalige Professor der Geschichte, Alterthümer und griechischen Sprache, nachherige Regierungs-Rat und Schöffen zu Utrecht, *Ryklof Michael van Goens*, oder *Cuninghame*, wie er selbst nach seiner Mutter sich nannte, nachdem die wüthenden Verfolgungen der Anti-Oranischen Partei, deren furchtbarster Widersacher er war, ihn gezwungen hatten, im Jahre 1783 sein ihm nun verhaßtes Vaterland zu verlassen; ein durch seine Schicksale und seinen Charakter gleich ausgezeichneter Mann . . ." Er übergab das Manuskript einem Freunde mit dem Bedeuten, es zu behalten und jedenfalls nicht vor seinem Tode drucken zu lassen. Die Gespräche sind moralisierender Natur, nicht ohne Geist, aber auch nicht sonderlich tiefgehend. Eine Verbindungslinie zum Werther könnte man in ihnen insofern finden, als sie sich teilweise gegen die übertriebene Empfindsamkeit richten, gegen die „schöngeisterischen Schwärmer und Empfindler" und durch Beispiele, Anekdoten und kleine Geschichten nachzuweisen suchen, daß der moralische Ehebruch der „idelalisierten Gefühle, und wie der Schnickschnack weiter heißt", verwerflicher sei als der physische. Der „Tollhäusler Werther" selbst wird einmal erwähnt, doch nur in einer Klammerbemerkung zu einer Stelle aus dem Briefroman „Valérie" der Frau von Krüdener, der eine viel ausgesprochenere Wertheriade ist. Auch

Felsheims Jugend und seine Fragmente. „Der Sturm brach die Krone ab" (unter der Titelvignette). Mannheim, in der Schwanischen Buchhandlung. 1783, 156 S.

ist wenigstens in *dem* Sinne zu den Wertheriaden zu rechnen, als ein typisch weltschmerzlicher Zug das ganze Buch durchweht (Goed. ebda. S. 189 Nr. 72). Andererseits fehlen — da der zwischen Handwerk und Studium hin und hergerissene Wilhelm Felsheim eine sehr harte Jugend verlebt und nur infolge von Überanstrengungen am Blutsturz stirbt, wenn

Digitized by Google

auch der Tod der Geliebten das Ende beschleunigt haben mag — die Hauptkennzeichen der Wertherperiode: des Lebens grundlos überdrüssig zu sein und es in jungen Jahren freiwillig von sich zu werfen. Mancherlei Ausdrücke in dem stark empfindsam gehaltenen erzählenden Teil wie in den reflektierenden Stellen der angehängten „Fragmente" und in den eingestreuten Gedichten erinnern daran, daß der Verfasser seinen Goethe gut kennt.

IX. Der Roman eines Sprachreinigers ist

Ferdinand von Felsenthal und Alwina Lindenhain. Eine Geschichte aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Braunschweig, 1817. Druck und Papier von Friedrich Vieweg. 400 S. u. 1 Bl. Druckf.

Goed. X, 497, 269, nur obige Titelangabe. Hayn-Gotendorf II, 249, ebenso mit dem Vermerk „Liederlich". Nicht bei Holzmann-Bohatta, auch im Russell (Ergänzungen) ohne Verfassernamen. Der Roman an sich bietet nichts Bemerkenswertes, wird aber dadurch interessant, daß der Verfasser sich sichlich bemüht, alle Fremdausdrücke durch entsprechende deutsche zu ersetzen. Als Anhang gibt er denn auch eine „Erklärung einiger neuen und minderbekannten, in diesem Buche vorkommenden *deutschen* Wörter durch bekanntere *fremde*", d. h. er überträgt seine Verdeutschungen erläuternd zurück in das Fremdsprachliche. Dabei beruft er sich in einer Fußnote auf Campe, dessen „Wörterbuch der Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke" ihm Vorlage gewesen zu sein scheint, obwohl er sagt, er habe seine guten Gründe, „diese Sprachreinheit jetzt noch nicht so weit zu treiben als Campe", dessen „Erklärungsart, welche die fremden Wörter hinter die neuen deutschen sogleich in ein Schaltzeichen (Parenthese) setzt", er mißbilligt, weil sie „den Genuß eines Kunstwerks auf eine unangenehm-schulmäßige Weise stört." Einige seiner Verdeutschungen sind recht verständig, andere wieder etwas gesucht. Beispielsweise setzt er für Billard Balltafel, für Perspektive Fernscheinlehre, für Diadem Fürstenbinde, für Modelektüre Gelese; Roman = Geschichtsdichtung, Salto mortale = Gewaltsprung, Professor = Hochlehrer, Null = Hohlziffer, elastich = prallweich, Frikassee = Schnittgericht, Pedant = Steifling usw. Jedenfalls ist das Buch meines Wissens der erste *Roman,* in dem die Bemühungen der Sprachgesellschaften auf vernünftigere Grundlage geführt wurden und der in gewisser Weise doch auch die Verdienste Campes, Kolbes u. a. widerspiegelt.

X. Als es dem alten *Fouqué,* dem einst vergötterten Verfasser der „Undine" und Wiedererwecker des Nordlandsreckentums, auf seine alten Tage recht schlecht erging, suchte man ihm zu helfen, soweit es sich ermöglichen ließ. Sein geliebtes Nennhausen hatte er aufgeben müssen, in Halle langweilte er sich zu Tode, konnte dort aber wenigstens noch seine „Ausgewählten Werke" als Ausgabe letzter Hand veröffentlichen und zog dann nach Berlin, wo er von einer kleinen Pension lebte, die sein gutmütiger König ihm bewilligt hatte. Das war gerade genug, um nicht zu verhungern. Er hatte so viel geschrieben, daß er seine eigenen Werke kaum kannte und noch weniger die seiner Caroline, aber er war immer noch fleißig, verfaßte seine Biographie, übersetzte Andersens Bilderbuch ohne Bilder, begann auch noch einen neuen Roman (der indessen erst nach seinem Tode erschien), konnte sich aber trotzdem kaum über Wasser halten. Da griff er denn begierig zu, als ein anderer federflotter Edelmann, Carl Ludwig Friedrich Wilhelm Gustav v. Alvensleben, als Herausgeber der neuen, bei Heinrich Franke in Leipzig erscheinenden *Zeitschrift für den deutschen Adel* ihm 1840 anbot, die Redaktion dieses Blattes zu übernehmen. Der Adel deutscher Nation hatte bis dahin nur einmal eine journalistische Vertretung seiner Interessen gefunden, das war in den „Blättern für den deutschen Adelsstand", die der Legationsrat v. Pfeilschifter 1832 herausgab, die aber bald wieder eingingen, weil sie nicht genügend Absatz fanden. Nun sollte Fouqué die Ideale des Adels zu neuen Triumphen führen. Vier Jahrgänge dieser, wie es scheint, gänzlich verschollenen Zeitschrift liegen mir vor, doch auch die von Fouqué redigierten sind von einer unglaublichen Dürftigkeit des Inhalts. Das Programm, das er in Nr. 1 als „Vorwort an unsere Leser" gibt, ist eine phantastisch-historische Reflexion, wie er sie liebte, die aber gar nichts besagt. Sonst sind die Fouquéschen Beiträge spärlich gesät. In Nr. 51 des Jahrgangs 1840 bringt er einen warm empfundenen Nachruf auf Friedrich Wilhelm III., in den Nummern 65 und 66 streitet er sich mit einem Ungenannten, der in Brans „Minerva" einen Aufsatz gegen die Prinzipien der Adelszeitung veröffentlicht hatte. Nr. 21 des zweiten Jahrgangs (1841) enthält von ihm eine Würdigung des Beckerschen Rheinlieds, das im Jahre vorher erschienen war und sofort eine ungeheure Verbreitung gefunden hatte; Fouqué bringt

Digitized by Google

dazu als „Wiederhall aus verwandter Seele" ein eigenes Rheinlied. Im selben Jahrgang finden sich noch zwei kleinere Artikel von ihm: eine biographische Notiz über den Grafen Gustav zu Münster (Nr. 11) und eine Antwort auf zwei Aufsätze über den Adel in der Allgemeinen Leipziger Zeitung (Nr. 46). Mit dem dritten Jahrgang wechselt der Verlag, B. G. H. Schmidt in Nordhausen und Leipzig übernimmt ihn an Stelle Frankes. Wieder leitet Fouqué den Jahrgang mit einigen Worten ein. „Wer den Adel-Stand gründlich befestigen hilft, hilft auch zugleich den Bürger- und Bauern-Stand gründlich befestigen", ist das Leitmotiv. Dann folgt von ihm in Nr. 11 bis 13 eine nicht uninteressante Untersuchung: „Wann hörte der Norddeutsche Adel großentheils auf, in Niederdeutscher Mundart zu sprechen? und wo redet er in selbiger noch jetzt?" — und weiter: in Nr. 21 „Etwas über den Charakter der Adelszeitung", in Nr. 29 eine Schlußbemerkung zu einem Aufsatz L. B. von Medems über die Grundlagen der Stände, in Nr. 45 in Artikel über Adel und Entadlung, in Nr. 47/48 eine Paralelle „Friedrich und Napoleon" und schließlich noch ein aphoristisches Feuilleton „Andeutungen". Dazu kommen in den Nummern 28 und 29 zwei kleine literarische Anzeigen. Der vierte Jahrgang (1843) endlich enthält das *Letzte* aus Fouqués Feder: in Nr. 1 eine biographische Notiz über den Grafen Franz Adam von Waldstein und in Nr. 5 eine kurze literarische Kritik. Die Nr. 8 bringt seine Todesnachricht (23. Januar 1843) mit der Bemerkung des Verlags, daß diese Nummer noch selbständig von dem Verstorbenen redigiert worden sei, daß sich aber über die künftige Redaktion „ohne die Erlaubnis der Hohen vorgesetzten Behörde" nichts bestimmen lasse; doch hoffe man, die notwendige Pause nach Möglichkeit verkürzen zu können.

Die Pause währte immerhin ein Vierteljahr. Erst am 21. April konnte das Blatt weiter erscheinen und zwar im Verlage von Julius Helbig in Altenburg und unter der Redaktion von Heinrich Alexius Freiherrn von Einsiedel, einem sächsischen Rittmeister a. D. und entfernten Verwandten des lustigen Weimarischen Kammerherrn Friedrich Hildebrand v. E. Schon von Nr. 45 des dritten Jahrgangs ab zeichnete Herr v. Alvensleben nicht mehr als Herausgeber. Es ist dies derselbe Alvensleben, der, teilweise unter dem Pseudonymen Gustav Sellen und Clodwig unglaublich viel geschrieben und übersetzt hat. 1836 war er Intendant des Meininger Hoftheaters, 1840 lebte er in Leipzig und mag dort von Franke für die neue Zeitschrift gewonnen worden sein. Er trat von der Herausgabe zurück, als er nach Wien verzog, wo ihm 1848 seine Teilnahme an der Verteidigung der Stadt eine einjährige Festungshaft zuzog; er starb 1868 in Wien. Goedeke erwähnt die Adelszeitung in Band VI, 131, 183 unter Fouqué, gibt aber fälschlich an, daß dieser sie bis 1842, statt bis zu Beginn 1843, redigiert habe. Auch die Notiz in Band X, 423, 115, unter Alvensleben enthält einen kleinen Irtum: der vierte und fünfte (letzte) Jahrgang erschien nicht mehr in Nordhausen, sondern wie erwähnt bei Helbig in Altenburg.

Der schriftstellerische Adel beteiligte sich nicht allzu lebhaft an dem Unternehmen. Nur Wilhelm von Schütz, der Freund Tiecks und erste mittelmäßige Bearbeiter der Memoiren Casanovas, ließ sich häufig vernehmen, neben ihm zuweilen auch noch Friedrich von Sydow, der mit seiner Frau Wilhelmine (Isidore Grönau) eine ganze Menge Unterhaltungsromane geschrieben hat, dann Carl Graf Hülsen, L. B. v. Medem, F. v. Löhneysen und wenige andere. Ein bekannterer Name ist sonst in dem Blatte nicht zu finden, aber als letzte literarische Zufluchtsstätte des Sängers der „Undine" mag es diese kleine Ausgrabung verdienen.

XI. Ich möchte gern wissen, ob

Des alten Kauz Meditationen über Besenstiele, Stiefelknechte, Schubürsten, Schlafmützen, Quirl' und Konsorten. Ein Buch zur Beförderung der Humanität. Berlin und Stettin, bei Friedrich Nicolai. 1800. Titlkpfr., 172 S.

in der Tat von Nicolai stammen oder nur angeblich. Hayn-Gotendorf III, 532 spricht von einer „Parodie auf Herders Briefe zur Beförderung der Humanität". Das liegt schon im Titel, stimmt auch zum Teil. Aber das Swift nachgebildete, im allgemeinen leider wenig unterhaltsame Parodistische geht doch auch weiter und kann sich auf alles Mögliche beziehen. Goedeke 3. Aufl. IV, I, 503, 36 erwähnt das Büchelchen nur vergleichsweise zwischen den Kampfschriften Nicolais gegen Kant und Fichte, sonst habe ich bis auf eine kurze Notiz bei Menzel (Deutsche Dichtung 1859, Bd. III, 151), der Nicolai als Verfasser annimmt, nichts darüber finden können. Das Titelkupfer zeigt den Verfasser in sokratischer Aufmachung am Arbeitstische, der mit den Gegenständen bedeckt ist, denen seine Meditationen gelten. Dann folgt eine kurze Widmung: „Dem lieben, gesunden Menschenverstande, und der geraden, schlichten Hausmannsvernunft in aller Ehrerbietung geweiht" und hierauf eine Vorrede ganz

Digitized by Google

im Nicolaischen Stil, die zu den verschiedenen „Nachgedanken" hinüberleitet, einem großen Gequassel, wie der Berliner von heute sich ausdrücken würde, aus dem nur hier und da einmal ein echt satirisches Blitzlicht aufleuchtet. Möglich ist es schon, daß Nicolai selbst der Verfasser ist. Als junger Mann trat er in seinen Literaturbriefen fast an die Seite Lessings, als alter geriet er in eine handfeste Borniertheit hinein, die weder Fichte noch Kant, weder Goethe noch die Schlegel zu verstehen vermochte.

XII. Ein merkwürdiges Bekenntnisbuch sind die

Auszüge aus dem Tagebuch einer trauernden Wittwe. Nebst einer kurzen Biographie der Verfasserin. Mit einem Kupfer (von J. Penzel). Leipzig 1803, bey Heinrich Gräff. XXXII S. und Bll. und 264 S.

Holzmann-Bohatta notieren das Buch doppelt, einmal (I, 3707) als „Auszüge" wie vorstehend und dann als „Auszug", das erstemal nach Kayser, das zweitemal nach Meusel. Kaysers Zitat ist das richtigere, wie mein Exemplar beweist, oder aber das Buch müßte unter zwei Titeln erschienen sein. Hayn-Gotendorf wieder hält sich an Kayser und bemerkt dazu „Sehr rar." Goedeke 3. Aufl. IV, I, 662, 25a gibt den Titel wie ich an. Verfasserin ist *Albertine Pfranger*, geb. Hieronymi, die Gattin des Meiningenschen Hofpredigers Johann Georg Pfranger, des Verfassers des „Mönch vom Libanon", über den K. Albrecht 1894 eine kleine Programmschrift erscheinen ließ, die das Buch aber auch nicht erwähnt. Es ist auf Subskription in vermutlich nur kleiner Auflage erschienen, ist mir auch nie in den Katalogen aufgestoßen, ein paar Worte darüber mögen also am Platze sein. Es beginnt mit einer „Albertine Pf." unterzeichneten überschwenglichen Widmung an „alle treuen Gattinnen von Europa", besonders die „treuen Ehefrauen auf die Thronen", unter denen die große Kaiserin der Reußen, die Königin der Britten, die Königin von Schweden und die Kurfürstinnen von Bayern fettgedruckt hervorgehoben werden, dann aber geht die Widmung weiter an die eigene Landesfürstin, also die Herzogin von Meiningen, an die liebenswürdige Herzogin von Württemberg-Oels, an eine Gräfin Dürkheim und die Herzensfreundin Frau von Palm und schließlich an die Gesamtschar der sonstigen „Freundinnen von meinem Stande und von meiner Familie." Es ist die umfassendste Widmung, die mir je vorgekommen ist. Hierauf folgt eine Vorrede, in der die Verfasserin sich mit der Leserin über die Gründe auseinandersetzt, die sie zu der Veröffentlichung ihres Tagebuchs getrieben haben, dann der Inhalt und das Pränumerantenverzeichnis (mit dem Herrn Kanonikus Gleim in Halberstadt und der Frau Etatsrätin von La Roche in Offenbach als bekannteren Namen) und endlich närrischerweise ein Gedicht aus der Zeitschrift „Eunomia", das der Verleger Gräff hier wieder abdrucken läßt, obgleich es absolut nicht zur Sache gehört. Es ist nämlich ein Poem des Herrn Mühlhäuser, das der Verfasser dem Zettelträger beim Hoftheater in Dresden in den Mund legt und das insofern eine Kuriosität ist, als darin alle im Jahre 1802 daselbst aufgeführten Stücke mit den Titeln angegeben werden. Dann beginnt das Tagebuch, das vom Januar 1797 bis zum Oktober 1801 reicht.

Es ist übrigens kein gemachtes, sondern ein tatsächliches Tagebuch, das sich viel mit der Erinnerung an den verstorbenen Gatten und mit den sechs Kindern beschäftigt. Dazwischen liegen weitschweifige Reflexionen über Gott, Welt und Menschen, Betrachtungen über Wünsche des Herzens, bei Krankheit und Genesung, über Erziehungsfragen und derlei mehr, Gedankliches über den Nutzen der Ordnung und das „schnelle Entfliehen der Zeit", über die Kälte mancher Mitmenschen und religiösen Leichtsinn, über Glauben und Sittlichkeit und ähnliche Fragen. Angefügt ist als Erzählung für ihre Kinder die Autobiographie Albertinens mit eingestreuten Briefen und Versen ihres Gatten, aber nur weniges über die dornenvolle schriftstellerische Tätigkeit Pfrangers enthaltend. Das Interessanteste an dem Tagebuche ist die Gefühlsseligkeit in den beschaulichen Partien, und insofern ist des Buch auch als Dokument einer noch immer im Zeichen des Werther stehenden Zeit zu betrachten.

XIII. Zweifellos auch eine Art von Selbstbiographie ist ein anderes seltsames Buch:

Das Veilchen, die Rose, die Lilie, oder die drey Gräber. Libenter in diebus dilapsis moror! Danzig 1805, bey Carl Goldstamm. 296 S.

Goedeke und Holzmann-Bohatta erwähnen es nicht. Hayn-Gotendorf VIII, 74, nennt es „selten", weiß aber auch nichts über den Verfasser zu sagen. Die Widmung an den „ewig theuren Bruder Heinrich" ist Carl unterzeichnet. Der Prolog errichtet der Erinnerung an die

Digitized by Google

drei Gräber (der drei Geliebten) ein Denkmal, dann beginnt der in 49 „Hefte" (Kapitel) geteilte Inhalt. Der Anhang „Meine Glaubensartikel und zehn Gebote" enthält Aphorismen im Stile des Ganzen.

Der Roman der drei Lieben ist einfach, aber gleichfalls mit dem gewaltigen Schwulst der Wertherzeit vorgetragen. „Wer wie ich", sagt der Autor, „dreimal mit allem Feuer mit höchstmöglichster Kraft geliebt, und ebensoviel mal unglücklich geliebt hat; wem widriges Geschick jeden Plan ein so sehnlich gesuchtes Glück zu erreichen vereitelte; wer so oft, mit so vielem Fleiße säete, keine Ernte, nie goldne Saaten reifen sah und dennoch heitrer und tätiger blieb als ich: der hatte — ich will mich nicht härter ausdrücken — der hatte nicht mein Herz, nicht mein Gefühl, nicht mein Blut; ihm sind diese Blätter nicht geschrieben. Wohl aber dir, weichen, gefühlvollen Seele, die du mit zarten Schmetterlings-Flügeln in den warmen Sommertagen deines Lebens mit weichen Fühlfäden von Blume zu Blume schwebst, und von dem Duft derselben genährt, vom reinen Tau des Äthers reiner Liebe getränkt, alles Unsaubere des Lebens meidest, und dann, für die rauhen Herbst- und eisigen Wintertage nicht geschaffen, in die stille Höhle des Grabes dich verbürgst — Dir weihe ich sie"... Das Veilchen ist Linchen, das zwölfjährige Kantorstöchterchen, das den gleichaltrigen Jungen bezaubert, die Rose ist Veronia, die von einem andern verführt wird, und die Lilie die schöne Hulda, bei der der Vater Nein sagt. Um dieses Dreiblatt webt nun der Verfasser das Gewirr seiner Empfindungen und schließt mit einem Aufruf in Versen an alle, die es angeht: erstens nicht zu früh zu lieben (wie bei Linchen), zweitens nicht zu stark zu lieben (wie bei Veronia) und drittens mit Vorsicht und Kennerblick zu lieben (siehe Hulda). Sich selbst aber tröstet er:

„Ich kann heitern Blickes rückwärts sehen,
Milde lächelt mir der Abend zu,
Nie werd' ich, was ich genoß, bereuen,
Denn mir blieb der Seelen hohe Ruh,
Keines Vorwurfs Larve kann mich schrecken,
Menschlich wärs ja, wenn ich Blößen gab,
Dies Bewußtsein wird mich schützend decken,
Senkt man einst dies warme Herz hinab."

Komisch wirkt, natürlich ebenso ungewollt, daß der Verfasser dann und wann ein Kapitel ohne Abschluß in das nächste übergehen läßt. Beispielsweise schließt das 13. Heft:

„Stets wird diese gesunkene Sonne meine Seele, so wie das

14. Heft

mit rosigem Schimmer füllen."

Auf dem Titelblatte findet sich noch die Notiz: „Das von einem berühmten Meister gestochene Titelkupfer nebst Vignette wird nachgeliefert." Es ist aber wohl nie erschienen. Vielleicht ist der Verleger auch der Verfasser.

Digitized by Google

Bibliographische Miszellen.

Von

Curt Michaelis, Bibliothekar der Universitäts-Augenklinik in München.

1. Zu Bacon von Verulam: De Sapientia Veterum Liber.

Ebert 1494 und Brunet I, 604 zitieren die Ausgabe Lugd. Bat. 1633 ohne weitere Beschreibung. Es gibt zwei Ausgaben dieses Jahres, die bei Maire in Leyden erschienen sind.

1. FRANCISCI || BACONI EQUI- || TIS AURATI, || Magni Angliae Sigilli || Custodis || DE SAPIENTIA || VETERUM, LIBER, || Ad Inclytam Academiam || Cantabrigiensem. || Editio tertia. || [Druckermarke.] || LUGDUNI BATAVORUM, || Ex officinâ JOANNIS MAIRE. || CIↃ IↃ CXXXIII. Titelbl., 2 Bl. Dedicatio, 6 Bl. Praefatio (letzte Seite weiß), 201 SS. Text, 3 unb. S. (201 Verso u. 1 Bl.) Priscae Sophiae.
2. FRANCISCI BACONI || De || VERVLAMIO, || Summi Angliae Cancellarii, || & Magni Sigilli Custodis, || DE || SAPIENTIA || VETERUM, LIBER. || Editio tertia. || [Druckermarke.] || LUGDUNI BATAVORUM, || Ex officinâ JOANNIS MAIRE. || CIↃ IↃ CXXXIII. Titelbl., 2 Bl. Dedicatio, 5 Bl. Praefatio, 1 Bl. Priscae Sophiae, 200 SS. Text.

Die Vorwegnahme des Inhaltsverzeichnisses „Priscae Sophiae" (nach der Praefatio und vor den Text) in der zweiten Ausgabe ist organisch, da die Schlußseite der Praefatio, Sign.: (?) 8, verso den Custos: Friscae (sic!) hat. Der Textdruck beider Ausgaben verläuft gleich bis Seite 190: H. 7 verso.

Hier lautet der Custos in 1: METIS, in 2: XXX. S. 191 lautet die Überschrift in 1: Metis, sive Consilum (sic!), während 2 richtig Consilium hat. Daraus ergibt sich die Reihenfolge der beiden Ausgaben. Die zweite wurde unter Einsparung von Papier hergestellt (Zusammenrücken der Praefatio, wodurch die Vorwegnahme des Inhaltes ermöglicht wurde, und Zusammenrücken des Textes auf der zweiten Hälfte des Bogens H und auf Bogen I, so daß die sieben Zeilen der Seite 201 in 1, in 2 noch auf Seite 200 placiert werden konnten.

Die beiden beschriebenen Exemplare der Schrift Bacons sind im Besitz des Antiquariats J. Halle in München.

2. Zu Bacon von Verulam: Sermones.

Willems 1279 (vgl. Ebert 1495, Brunet I, 604) führt drei Ausgaben der Sermones bei Franc. Hackius in Leyden an, eine von 1641, zwei von 1644. Mir liegt eine vierte vor:

Fr. Baconi || DE VERULAMIO || SERMONES FIDELES, || ETHICI, || POLITICI, || ŒCONOMICI: || Sive || INTERIORA RERUM. || Accedunt || FABER FORTUNÆ || COLORES BONI ET MALI, &. || LUGD. BATAVORUM, || Apud Franciscum Hackium. A°. 1659. (Das Ganze in gestochener Umrahmung wie die von 1644.) 404 pp., 2 ff. Index Sermonum (letzte Seite weiß).

Diese Ausgabe von 1659 ist aber, wie eine Vergleichung zeigt, nur Titelauflage der von Willems a. a. O. zitierten zweiten Hackius-Ausgabe von 1644 mit ebenfalls 404 pp. (der dritten von Hackius überhaupt herausgegebenen).

3. Zu Nic. Reusners Icones.

Von Nic. Reusners Contrafacturbuch existiert eine lateinische Ausgabe (Straßburg, Jobin, 1590), die Andresen (Der deutsche Peintre-Graveur III, 76, III) beschreibt. Sie weicht in einigen Punkten von der deutschen Ausgabe 1587 ab, vor allem in der Zahl der Stimmerschen Porträts. Alle vollständigen Exemplare der lateinischen Ausgabe von 1590 enthalten gerade 100 Porträts, während es nach Andresen 101 sein müßten. Der Fehler Andresens klärt sich folgendermaßen auf: Er zählt S. 69—75 die 103 Überschriften der Porträts der deutschen Ausgabe richtig auf und bemerkt bei den Nummern 32, 33, 81, 86 und 103 richtig dazu, daß sie in der lateinischen Ausgabe fehlen. Bei der Beschreibung der letzteren erwähnt er aber nur vier als fehlend und vergißt, Nr. 103 (Scheck) anzuführen. Das Rechen-

Digitized by Google

exempel lautet demnach einfach: D. A. 1587 Porträts 103; davon bringt die L. A. 1590 abzüglich dieser fünf 98; es kommen hinzu die Porträts des Orl. di Lasso und im Vorstück das von Reusner selbst. Das gibt zusammen 100 Porträts.

Am gleichen Orte S. 77 ff. beschreibt Andresen Reusners Icones sive Imagines vivae. Auch hier ist ihm ein übler Irrtum unterlaufen. Alle vollständigen Exemplare der Imagines vivae enthalten 92 Porträts (größtenteils von Tobias Stimmer), während es nach Andresen S. 83 nur 82 + 9 = 91 sind. Der Fehler erklärt sich folgendermaßen: Porträt Nr. 63 ist fälschlich im Originaldruck und danach bei Andresen als „Cataneus" bezeichnet; es stellt aber in Wirklichkeit den „Manardus" dar; das richtige Porträt des Cataneus ist R 8 verso (auf der letzten Seite des Werkes) mit einer Entschuldigung an den Leser nachgetragen. Dies letzte Porträt hat Andresen ganz übersehen. Seine Aufzählung wäre demnach in nachstehender Weise richtigzustellen:

S. 81: 63. Joh. Manardus Medicus Ferrariensis. † 1531.
„ 82: Es ist nach Nr. 82 nachzutragen: 83. Joan. Marius Cataneus.

So ergeben sich richtig 83 + 9 = 92 Porträts.

4. Zu Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur.

Im Jahre 1780 erschien bei Decker in Berlin die Übersetzung von Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur; der Übersetzer war C. C. W. von Dohm (Holzmann-Bohatta IV, 6765). Von diesem Druck sind zwei Ausgaben nachzuweisen. Ich nenne die frühere A, die spätere C.

A hat auf dem Titelblatt: „Mängel die man ihr vorwerfen kann;"; C hat: „Mängel die man ihr vorwerfen kann,". Auf S. 11 von A lautet das letzte Wort der Seite und der Custos fälschlich: „und und"; C hat richtig: „und wo". Auf S. 18, Zeile 23 und 24 in A sind die Kommata hinter den Schlußworten der Zeilen „Flügel" und „Wasseruhr" fast 2 mm abgerückt; in C stehen sie in gehörigem engen Abstande. Dagegen haben beide Ausgaben S. 50, Z. 4 die wohl nicht als Druckfehler empfundene Schreibart: Cahos (ebenso wie im französischen Text; Berlin, Decker, 1780, p. 64, l. 1) für Chaos.

5. Zum Thema: Synästhesien.

In der jüngsten Literatur mit ihrer zum Teil recht geschraubten Sprechweise, und anschließend daran in Rezensionen und Feuilletonnotizen findet man öfter das Thema: Farbhören, Tonsehen und Verwandtes angeschlagen. Wissenschaftlich haben sich diese „Synästhesien" bisher geringer Beachtung zu erfreuen gehabt. Abgesehen von gelegentlichen Erwähnungen in den großen physiologischen Handbüchern haben sich nur wenige Verfasser wissenschaftlich, und zwar besonders kasuistisch, mit der Frage beschäftigt. Die Liste der kasuistischen Literatur über Synästhesie, die ich im folgenden gebe, ist daher sehr klein. Ich wäre für weitere Mitteilungen dankbar.

H. Kaiser, Compendium der physiologischen Optik. Wiesbaden 1873, Anmerkung zu S. 197.

J. A. Nußbaumer, Ueber subjective Farbenempfindungen, die durch objective Gehörempfindungen erzeugt werden. Wiener medic. Wochenschr. 1873, SS. 4–7, 28–31, 52–54.

Nagel's Jahresbericht über die Leistungen und Fortschritte im Gebiete der Ophthalmologie. IV, 1873 (Tübingen 1875), S. 101.

E. Bleuler und K. Lehmann, Zwangsmäßige Lichtempfindungen durch Schall und verwandte Erscheinungen auf dem Gebiete der andern Sinnesempfindungen. Leipzig 1881.

Schenkl, Casuistischer Beitrag zur Association der Worte mit Farben. Prager medic. Wochenschrift 1881, Nr. 48.

H. Kaiser, Association der Worte mit Farben. Archiv f. Augenheilkunde XI, 1882, S. 96.

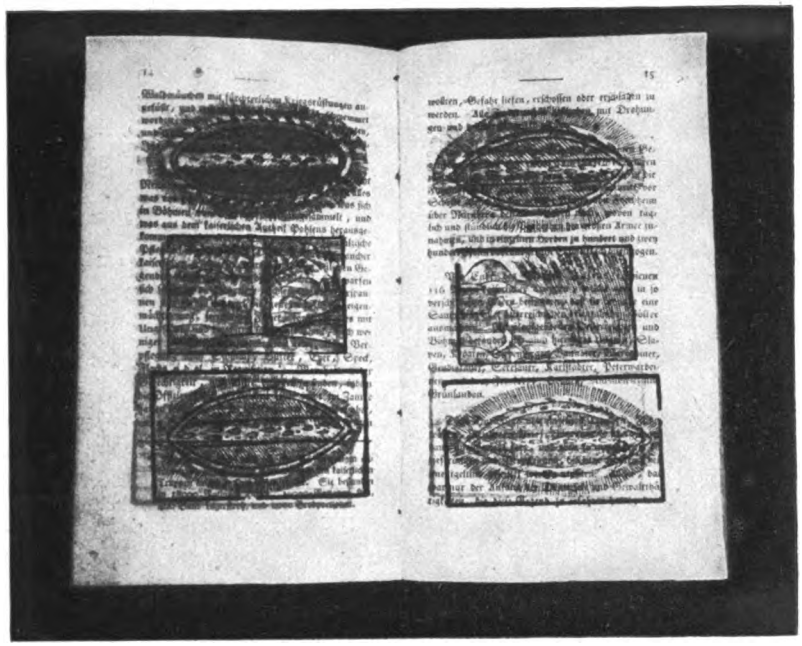
G. Mayerhausen, Ueber Association der Klänge, speciell der Worte, mit Farben. Klinische Monatsblätter für Augenheilkunde. 1882, November.

Heinz Richard Stock, Die optischen Synaesthesien bei E. T. A. Hoffmann. Diss. München 1914.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google



110

armen Mönche in dem Kapuziner-Kloster ließ man
nicht ungehudelt. Man raufte sie bey den Bärten,
und schlug, und mißhandelte sie. Sogar die Pfrüm-
der des Spitals verschonte man nicht. Man forderte
mit Ungestüm Geld und Kleidungsstücke von ihnen.
In der Spitalkirche zerschlug und zerhieb man Altar,
Orgel, Priesterkl[illegible] d. gl. und nahm die
Leuchter von dem[illegible] aus der Sakristey hin-
weg. Die schr[illegible]r aber drohte der gan-
zen Stadt d[illegible], der in dem fürstlichen
Schlosse heimli[illegible] die Balken
eines Zimmers[illegible]
schah, [illegible]
verlass[illegible] Stadt
vogt, [illegible] Burg-
das F[illegible] kam,
lich d[illegible] red-
ohne si[illegible] davon,
Unter [illegible] —
immer noch [illegible] menschlich denkt.

[illegible] Raubereyen
war ers[illegible] über die grimmigen
Verzweiflung, und dem Be[illegible] der Gemeinde, wo-
mit diese [illegible] sich [illegible] quellen-
sten Ra[illegible] gezwungen [illegible] Dörfer,
und einsch[illegible] Häuser [illegible] also von einem
ihrer Wuth und Gewalt preisgegeben. Muthwilli-
ger Weise wurde zu Bödericht ein Bauernhof ab-
gebrannt, zu Poppenricht eine Bäuerinn unter
der Thüre ihres Hauses erschossen, zu Rührsberg

Zu M. A. v. Lütgendorff,
Ein Beispiel der Bücherzensur aus der guten alten Zeit

Beilage zur Zeitschrift für Bücherfreunde,
XI. Jahrgang, Heft 10/11

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

AUG 10 1920

Digitized by Google

Zu dem Aufsatz

Christian Friedrich Köhlitz und der Leipziger Kupferstich des 18. Jahrhunderts

Von D. Dr. Georg Buchwald

Bild 1

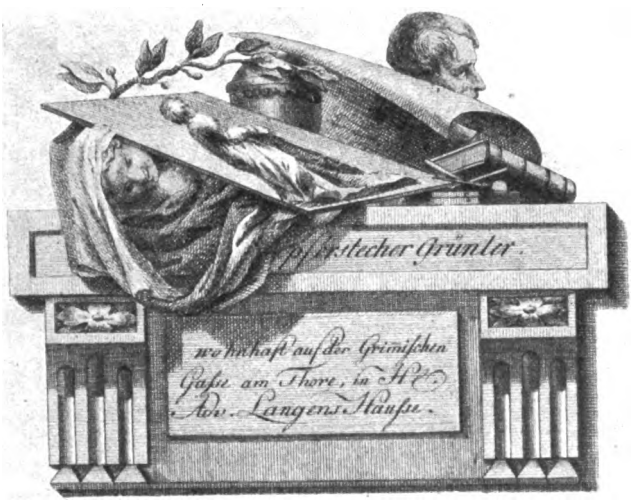


Bild 2

Digitized by Google

Bild 3

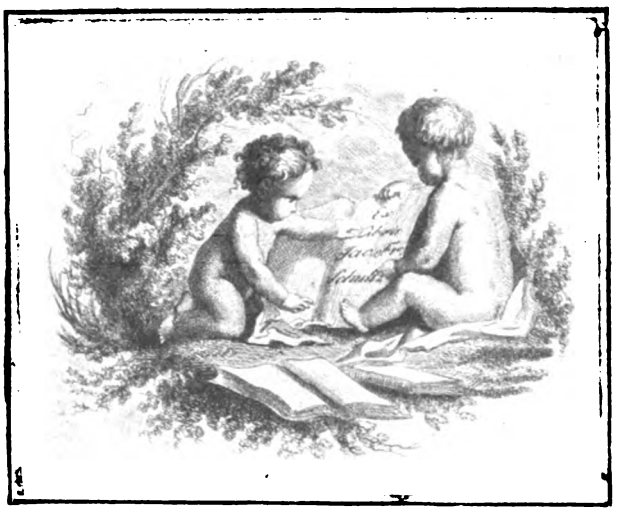


Bild 4

Bild 5

Digitized by Google

Bild 6

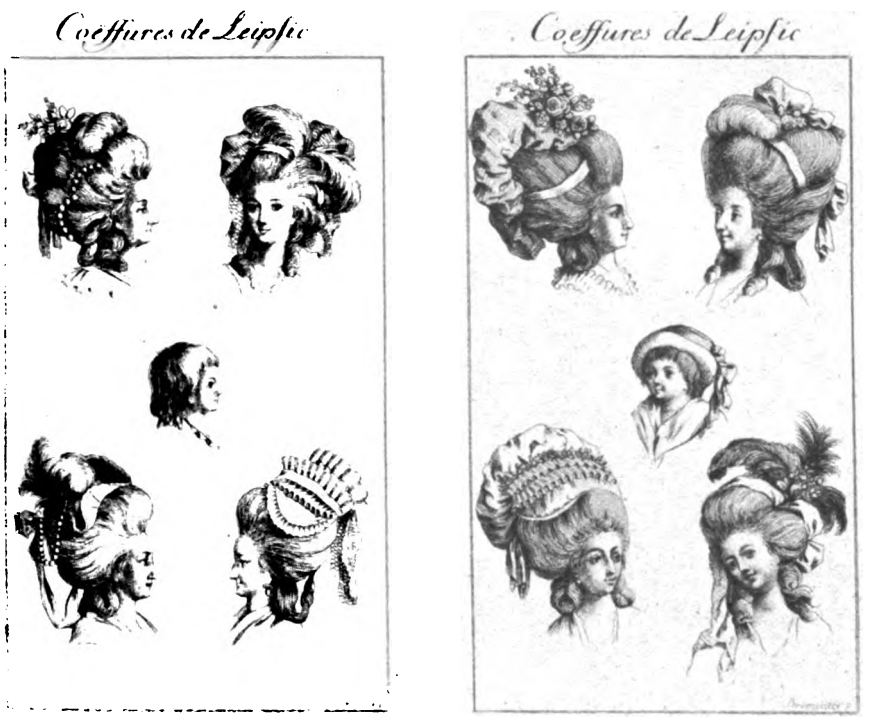


Bild 7

Digitized by Google

Bild 8

Bild 9

Bild 10

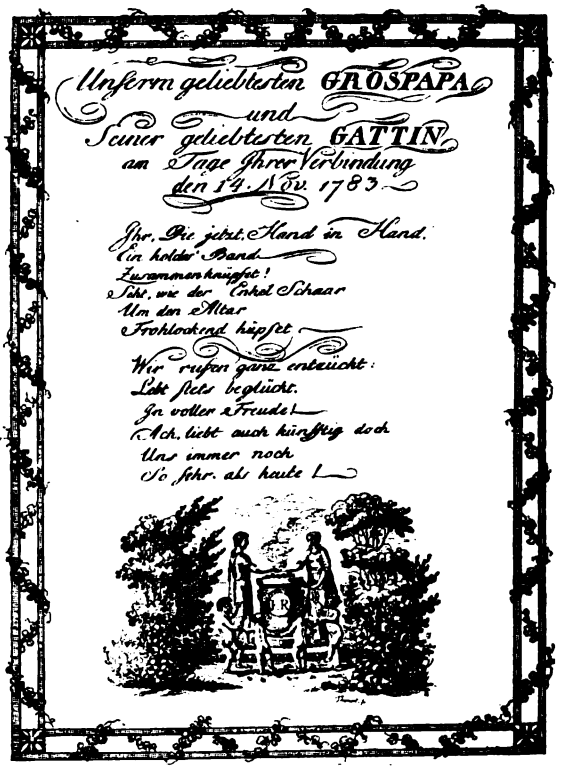


Bild 11

Digitized by Google

Christian Friedrich Köhlitz und der Leipziger Kupferstich des 18. Jahrhunderts.

Von

Superintendent D. Dr. Georg Buchwald in Rochlitz.

Mit elf Bildern.

Alle Achtung vor alten Böden, besonders vor solchen, die lange kein Aufräumen erlebt haben Sind sie nicht ein herrliches Eldorado, ein vielbegehrtes Entdeckungsgebiet schon für die Kinder! Wer hätte nicht gern als Kind einmal auf dem Boden des elterlichen, lieber noch des großelterlichen Hauses herumgestöbert? Auf alten Schrankböden habe ich einen meiner wertvollsten Lutherfunde gemacht. Alte Briefe aus der Reformationszeit, die ein ordnungsliebender, Wichtiges von Unwichtigem sondernder Bibliothekar, der aber in dankenswerter Ehrfurcht vor dem Alten nichts, ob auch unwichtig scheinendes, zu vernichten wagte, vor etwa zweihundert Jahren auf dem Boden eines hohen Bücherschrankes bei Seite gelegt hatte! Da haben sie lange ruhen und schlafen können, völlig ungestört, ganz im Frieden, aber auch ganz sicher, wie begraben unter einer dicken Schicht des bekannten Zwickauer Kohlenstaubes. Was heißt denn „wichtig" oder „unwichtig"? So manches, was vor zweihundert Jahren für ganz unwichtig galt, erscheint uns heute als recht wichtig. Und was hat sich alles in diesen Bündeln, die fest verschnürt eins wie das andere die Aufschrift trugen: „Briefe von geringerer Wichtigkeit" gefunden! Hunderte Briefe von Buchdruckern aus der Reformationszeit, teilweise mit den Rechnungen, hunderte Briefe des alten Schloßherrn von Mylau, Josef Levin Metzsch, eine Menge Briefe des Wittenberger Diakonus und Mitarbeiters Luthers, Georg Rörer, ja sogar ein eigenhändiger Brief Doktor Martin Luthers an seinen alten Freund, den Pirnaer Superintendenten Anton Lauterbach, in dem der Reformator sich entschuldigt, nicht zur Hochzeit des biederen Bäckermeisters Balthasar, des Bruders jenes Lauterbach, kommen zu können. Welche Freude bereitete es, in jenen alten Briefen forschen zu können! Da ließ sich ein Bild des Buchdruck- und Buchhandelsbetriebs in jenen Tagen zeichnen. Da feierten die Leute auf dem alten voigtländischen Kaiserschloß ihre Auferstehung. Und die Briefe des würdigen Magister Rörer, in denen dieser alles einigermaßen Wichtige aus Wittenberg seinem Freund, dem Zwickauer Stadtschreiber Stephan Roth mitteilt, insbesondere, woran Luther gerade arbeitet und welche Schriften von ihm eben gedruckt worden sind oder bald erscheinen sollen, lichteten das Geheimnis, das über der Entstehung der Katechismen Luthers trotz aller gelehrten Forschung schwebte, und führten zur Lösung von Rätseln, vor denen man bis dahin ratlos gestanden hatte.

Aber nicht auf Bücherschrankböden, sondern auf einem richtigen Hausboden wollte ich den Leser führen. Dreißig Jahre etwa mag es sein, daß ein mir benachbarter Kaufmann (in Zwickau) sein Haus niederreißen wollte, um einen Neubau erstehen zu lassen. Da gab's ein großes Aufräumen — auch auf dem Boden. Der Mann kannte mich als einen Altertumsfreund. Das war's offenbar, was ihn bewog, mir eines Tages mitzuteilen, auf seinem Boden läge eine Menge schmutziger Bündel mit alten Bildern. Das Zeug solle in die Papiermühle. Wenn ich's aber haben wollte, könnte ich mir's holen lassen. Ohne erst zu prüfen, griff ich zu. In meiner Studierstube sah's freilich in den nächsten Wochen nicht gerade peinlich sauber aus. Die alten großen Bündel, an denen und in denen sich der Staub vieler Jahrzehnte angesammelt hatte, wurde aufgebunden und aufgerollt — und was fand sich da? Der gesamte künstlerische Nachlaß eines Leipziger Kupferstechers, der zu jener Zeit, als Goethe in Leipzig studierte, ein fleißiger Schüler der Akademie der Pleißenstadt gewesen war.

Selten ist sein Name in einem Künstlerlexikon zu finden.[1] Und wo er zu finden ist, ist er falsch angegeben. Er heißt *Christian Friedrich Köhlitz.* Vergebens wird der Leser in einem öffentlichen Museum nach seinen Werken fragen. Hier aber liegt ein dicker Stoß

1 Vgl. Füßli, Künstlerlexikon. 2. Teil. 1806 p. 635. Der dort erwähnte Stich, ebenso die drei bei Heinecken, Neue Nachrichten von Künstlern. 1786 p. 32 und Frenzel, Catalogue des éstampes du Cabinet de feu Madame la Comtesse d'Einsiedel. Dresden 1833 I, Nr. 553 verzeichneten Stiche von Köhlitz finden sich in der Sammlung.

Digitized by Google

sogenannter Aktstudien, an denen der Schüler Auge und Hand übte, eine ganze Reihe wohlerhaltener Pastellporträts und mehrere Kupferstiche, darunter ein Christusbild — und alles bekundet, daß unser Köhlitz kein unbegabter und kein ungeschickter Mann gewesen ist.

Aber die Hauptsache an unserem Funde sind doch nicht die „Werke" des ursprünglichen Besitzers selbst. Der Fund stellt — und das ist das besonders Wertvolle! — eine, man möchte sagen: ein abgeschlossenes Ganze bildende Sammlung von Kupferstichen dar, in der sich die Leipziger hochbedeutende Kupferstichkunst jener Zeit spiegelt, die aber auch in sich vereinigt, was ein Leipziger Kupferstecher sonst auf dem Markte dieser Kunst für wertvoll hielt und — gewiß mit den bescheidensten Mitteln — erwerben konnte. Und was vielen dieser Blätter einen besonderen Wert verleiht, ist dies, daß dieselben scharfe Erstabdrucke „vor der Schrift" auf Büttenpapier sind, in denen alle Feinheiten, insbesondere auch des intimsten, zartesten Kleinstichs zur Geltung kommen.

Von manchem Prachtstück, insbesondere Meister Chodowieckis, — ich nenne nur die berühmte Parade des alten Fritz — und von manchem besonders interessanten Blatt könnte ich nun erzählen. Aber da sich auch hier in der Beschränkung der Meister zeigen muß, will ich dem Leser nur wenige von den etwa vierzig Leipziger Kupferstechern jener Zeit vorstellen, deren Werke in einer ganz vorzüglichen Auswahl sich in der geretteten Sammlung finden. Vielleicht sieht er auch einmal auf seinem Boden nach oder prüft alte, bisher unbeachtete und bei Seite gelegte Bilder, wobei ich ihm den besten Erfolg und erfreuliche Entdeckungen wünsche.

Da nenne ich zuerst den Meister *Johann Friedrich Bause*, der 1766 von Halle nach Leipzig kam. Sein Lessingbildnis wird manchem Leser bekannt sein. Gleich eine der größten Seltenheiten! Einer seiner ersten Stiche, die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnis darstellend, mit der Unterschrift: „Dem Herrn Direktor Oeser widmet diesen Versuch desselben Verehrer und gehorsamster Diener Johann Friedrich Bause". Und dann der Prachtstich, ein Bild der berühmten Leipziger Schauspielerin Christiane Henriette Koch als Pelopia, ferner das große Blatt, das den Leipziger Kunstmäzen Gottfried Winkler darstellt, und endlich ein Bild, das seine rührende Geschichte hat. Da lebte in Leipzig ein alter Antiquar Christoph Gottfried Wendler. Als armer Waisenjunge war er einst von Taucha nach Leipzig gekommen. Ein Altbücherhandel ernährte ihn und ermöglichte ihm, in den Ehestand zu treten. Notdürftig konnte er seine Kinder erziehen. Im Alter stand er wieder ganz allein da und lebte wie Diogenes fast bedürfnislos. Dabei war er ein frommer Mann, der keinen Bissen zu essen pflegte, ohne vorher in der Kirche gewesen zu sein. Eine Gesellschaft von befreundeten Künstlern kam auf einen guten Gedanken, die Not des würdigen Greises zu lindern. Akademiedirektor Oeser zeichnete den Alten, Bause stach das Bild in Kupfer und Professor Clodius machte ein Gedicht dazu, darin Wendler seine Lebensgeschichte erzählt. Mit dem Bilde, das die Unterschrift:

„Diß ist der Philosoph, der keine Meinung stahl,
Er lebte fromm und arm und war Original"

trägt, und dem Gedicht schickten sie ihn hausieren. Vom Ertrag dieses Geschäftes hat er noch einige Jahre leben können, bis er 1776, achtzig Jahre alt, starb.

Und nun eine kleine Goetheerinnerung! Vor mir liegt ein Kupferstich, bezeichnet: „Erster Versuch d. 28. Febr. 1767", unterschrieben: „Prospect bey der Stunden-Saeule vor Maeckern, Nach Golis und Leipzig zu, Nach der Natur gezeichnet und gestochen von C. G. Hermann". Dieser *Christian Gottfried Hermann* war ein Studiengenosse und Freund Goethes. Dieser aber, wie Hermann in der Kunst des Zeichnens und Radierens sich übend, nahm als achtzehnjähriger Student, diesen Stich des Freundes — der übrigens zu den größten Seltenheiten gehört — und zeichnete ihn mit Rötelstift auf grauem Strohpapier nach. Erst vor einigen Jahren wurde Goethes Zeichnung entdeckt. Sie ist jetzt Eigentum des Weimarer Goethe-National-Museums.

Soll ich nun die alte fleißige Kupferstecherfamilie der *Bernigeroth*, die beiden *Oeser*, die *Rosmäsler*, den Vater und die Tochter *Sysang* vorführen? Oder den trefflichen *Christian Gottlieb Geyser* und seinen Sohn *Friedrich Christian Gottlieb*, dessen kleines, seinem „lieben Pappa zum Geburtstag" gewidmetes Erstlingswerkchen — wohl auch eine hervorragende Seltenheit, wenn nicht ein Unikum! — sich hier findet? (Bild 1). Sicherlich würde es dem Leser Freude bereiten, des „Pappa" Geyser größtes Blatt einmal zu sehen, darstellend „ein fürstliches Banquet in einem aufs prächtigste ausgeschmückten und beleuchteten Saale, worin die Summe der Figuren an der Tafel und der versammelten Zuschauer umher sich auf weiter 600 beläuft".

Digitized by Google

Doch ich glaube den Leser am wenigsten zu ermüden, wenn ich ihn noch mit einigen anderen Stücken der Sammlung bekannt mache. Wie prosaisch sind unsere heutigen Besuchskarten! Da liegen vor mir solche von vor 100 Jahren. Es sind kleine Kunstwerke, in deren Mitte der Besucher seinen Namen selbst geschrieben hat. Aber wie ärmlich sind diese Karten gegen die in Kupfer gestochenen, wie ich sie hier in der Abbildung zeigen kann. Da hat der Leipziger Kupferstecher Karl Heinrich Grünler, 1761 als Pfarrerssohn in Trünzig bei Zwickau geboren — Urgroßvater, Urgroßvater, Großvater und Vater sind nacheinander, von 1641 bis 1801 dort Pfarrer gewesen! — seine Besuchskarte in Kupfer gestochen (Bild 2). Die wird jeder sich sorgsam aufbewahrt haben. Und dazu die andere mit der gemütvollen Aufschrift: „Herr Treitschke sen. und Frau Liebste" (Bild 3). Die alte Sitte der Ex-libris wurde auch damals gepflegt, wie die drei niedlichen Blättchen, die leider den Namen ihres Stechers nicht verraten, zeigen (Bild 4—6). Sie wetteifern an Feinheit mit der Darstellung Leipziger Haartrachten, die wir der Nadel Rosmäslers verdanken (Bild 7).

Wie jene Besuchskarten verdienen wieder Nachahmung die Art, mit der kunstsinnige Freunde ihr Glückwünsche zur Vermählung darbrachten. Eine ganze Reihe solcher Blätter bietet meine Sammlung (Bild 8—10). Da hat der Leipziger Stecher Mechau zu Ehren des Pfarrers von Pommsen in der Nähe von Grimma, Magister Johann Samuel Vertrauegott Schieck, der etwa 1790 mit der Mademoiselle Messerschmidtin die Ehe schloß, ein sauberes Blatt geschaffen, das die Verse trägt:

Der Genius, der Ihnen heute
Bis an den Altar Blumen streute,

Dort ihres Liebgens Herz und Hand
Mit Ihnen untrennbar verband:

Der sorge bei der Ehstandsreise
Für gutes Wetter, offne Gleise.

Wo diese fehlen, o da fahr
Er selbst Sie, hochgeehrtes Paar.

Ein anderes Blatt, von dem Leipziger Kupferstecher Thönert geschaffen, haben Enkelkinder zur Vermählung ihres „geliebtesten Großpapa" überreicht (Bild 11). Die Schaar der vier „hüpfet frohlockend" um den Altar, über dem der „Großpapa" seiner Erwählten die Hand zum Bunde reicht.

Wie viel wäre verloren gegangen, wenn diese reiche Sammlung der Papiermühle zum Opfer gefallen wäre! Der verehrte Leser wird sicherlich mit mir der gleichen Meinung sein.

Digitized by Google

Die Veröffentlichungen zu den Friedensverhandlungen.

Ein Beitrag zur Geschichte des Buches als Mittel im politischen Kampf.

Von

Maximilian Müller-Jabusch in Charlottenburg.

In den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk hat die von den Mittelmächten zugestandene öffentliche Verhandlungsführung den Russen einen gar nicht hoch genug einzuschätzenden Vorteil gebracht. Daß die Russen den Wert dieses Zugeständnisses zu nutzen wußten, hat ihre Verhandlungsmethode bewiesen. Die Reden, die vor allem Trotzki hielt, waren durchweg zum Fenster hinaus gehalten und der endliche Erfolg hat ja auch gezeigt, daß die russische Methode ihre Wirkung nicht verfehlt hat.

Die Warnung, die darin lag, mag die Ententeregierungen zu der Weigerung veranlaßt haben, sich überhaupt mit den Mittelmächten an den Verhandlungstisch zu setzen. Das widersprach nicht nur der bei Friedensverhandlungen üblichen Gewohnheit, die peinlich von unseren Feinden bis in die anscheinenden Formalien hinein beiseite geschoben ist. Die beständig betonte Absicht, uns nicht als gleichberechtigten Verhandlungsgegner erscheinen zu lassen, die man wohl nicht mit Unrecht in erster Linie dem Hasse Clemenceaus zuschreibt, hat sich ja besonders in solchen Formalien gezeigt. Ihren schärfsten Ausdruck hat diese Gesinnung in der sogenannten Friedensformel gefunden. Bei dieser Formel war es sonst üblich, dem Willen, in Zukunft in Frieden und Freundschaft zu leben, Ausdruck zu geben. So sagt der Prager Frieden zwischen Österreich und Preußen (1866): „Es soll in Zukunft und für beständig Friede und Freundschaft zwischen S. M. dem König von Preußen und S. M. dem Kaiser von Österreich sowie zwischen deren Erben und Nachkommen und den beiderseitigen Staaten und Untertanen herrschen." Und fast gleichlautend der Friede von Portsmouth zwischen Japan und Rußland (1905): „Il y aura à l'avenir Paix et amitié entre Leurs Majestés l'Empereur de toutes les Russies et l'Empereur du Japon, ainsi qu'entre Leurs Etats et sujets respectifs." Dagegen der Versailler Friede: „Mit dem Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrages nimmt der Kriegszustand ein Ende. Von diesem Augenblick an werden *unter Vorbehalt* der Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages die *amtlichen Beziehungen* der alliierten und assoziierten Mächte mit Deutschland und dem einen oder anderen der deutschen Staaten wieder aufgenommen." Welches Maß von schneidender kalter Ablehnung, welche Unsumme von Haß auch über den Niederbruch des Gegners hinaus!

Wie sehr diese ganze Methode des Verhandelns den beim Waffenstillstand als „pactum de contrahendo" anerkannten Punkten Wilsons widersprach, kann nicht oft genug betont werden. Der erste der Punkte fordert klipp und klar: „Offene Friedensverträge, die offen zustande gekommen sind, und danach sollen keine geheimen internationalen Vereinbarungen irgendwelcher Art mehr getroffen werden, sondern *die Diplomatie soll immer offen und vor aller Welt arbeiten.*" Was Wilson bewogen hat, von dieser klar ausgesprochenen Forderung abzurücken, ist eines der vielen Rätsel, die die Psyche dieses Mannes uns aufgibt, und die auch nach den Enthüllungen Bullits noch nicht gelöst erscheinen.

Jedenfalls hatte die deutsche Regierung allen Grund, die Öffentlichkeit der Verhandlungen vor ihrem eigenen Volk und vor der ganzen Welt anzustreben, denn der Besiegte kann die Öffentlichkeit als Waffe, wie der Fall Brest-Litowsk zeigt, gar nicht groß genug bewerten. Die Tatsache, daß sich die Verhandlungen auf das Wechseln von Noten beschränkten, konnten diesen doch wenigstens durch den Druck eine große Publizität verschaffen, wenigstens in Deutschland, wo die Presse allen nur möglichen Wünschen entgegenkam. Schwieriger gestaltete sich die öffentliche Kundmachung aber im neutralen und feindlichen Auslande, denn unsere Bemühungen mußten vergeblich bleiben, wenn nur im eigenen Lande die Resonanz, die den Absichten der Verhandlungsführer erst die rechte Geltung verlieh, erklang, das feindliche Ausland und die Neutralen aber schwiegen, weil sie gar nicht oder nur unvollständig oder falsch informiert waren. Die geistige Blockade, die immer noch nicht überwundenen Nachwirkungen der Behandlung, die die fremde Presse vor dem Kriege durch die kurzsichtige Tarifpolitik der Postverwaltung und im Kriege durch die Methoden des Kriegspresseamtes erfahren hatte, und der böse Wille der Feinde und deren eigener Propaganda, haben hier vereint gewirkt, um die deutschen Publizitätswünsche zu hindern. Dazu kam,

Digitized by Google

daß die Noten und Aktenstücke, die gewechselt wurden, einen Umfang annahmen, der selbst den deutschen Zeitungen bei ihrem beschränkten Umfang den vollständigen Abdruck und die ausgiebige Kommentierung unmöglich machte. Dadurch ergab sich der Zwang, in ausgiebiger Weise das *Buch* als Mittel in diesem politischen Kampf zu benutzen. So sind die verschiedenen Veröffentlichungen zu den Friedensverhandlungen entstanden, die hier in Entstehung, Benutzung und, so weit sich das feststellen läßt, auch in ihrer Wirkung eingehend geschildert werden sollen.

Die Vorbereitung der Friedensverhandlungen bei den Mittelmächten hat außerordentlich früh begonnen. Es ist bezeichnend dafür, wie die Mittelmächte die Kriegsdauer einschätzten, daß schon am 5. September 1914 die Direktion der K. u. K. Haus-, Hof- und Staatsarchive die Ausarbeitung einer Vorlagensammlung für die Friedensverhandlungen beantragen konnte. Dem Antrage wurde stattgegeben und bis zum Dezember 1914 wurde das Werk, das den Titel „Corpus Pacificationum" (Nr. 1 des angehängten Verzeichnisses) führte, im Manuskript fertiggestellt, das dann von der deutschen Reichsdruckerei in 200 Exemplaren gedruckt wurde. Das umfangreiche, schön in Halbleder gebundene Werk ist auf Grund der Friedensverträge seit 1792 ausgearbeitet. Nach Stichworten geordnet, enthält sein Hauptteil die wichtigsten Bestimmungen aller dieser Friedensverträge. Der Gang der Ereignisse hat es mit sich gebracht, daß es für die späteren Friedensverhandlungen einen Teil seines Wertes verlor. Da von seiner Existenz aber bisher kaum etwas bekannt ist, möchte ich wenigstens darauf hinweisen, denn dem Forscher bietet es immer noch unendlich reiches Material.

Es ist bekannt, daß das Auswärtige Amt zur Vorbereitung der Verhandlungen eine unter der Leitung des Grafen Bernstorff stehende „Geschäftsstelle für die Friedensverhandlungen" gebildet hat. Diese Geschäftsstelle hatte auch in ständiger Fühlung mit der in Versailles weilenden Friedensdelegation den Kampf der Bücher zu leiten. Dabei ist ihr die Initiative deutscher Verleger und einer politischen Organisation, der Deutschen Liga für Völkerbund, weit entgegengekommen, ja hat teilweise die Führung des Kampfes auf sich übernommen. Die Arbeit der Friedensstelle begann mit der Zusammenstellung und Drucklegung von Denkschriften zur Information unserer Unterhändler. Diese Schriften, die den Obertitel „Drucksache Nr. . . . der Geschäftsstelle für die Friedensverhandlungen (Auswärtiges Amt)" tragen, sind durchweg interner Natur. Sie sind zum größten Teil in der Reichsdruckerei in Folioformat mit gelbweißem Kartonumschlag gedruckt, die Kürze der Zeit hat aber auch in manchen Fällen dazu gezwungen, bei Überlastung der Reichsdruckerei die Vervielfältigung mit Wachsplatten oder lithographisch vorzunehmen. Von diesen „Druckschriften" existiert ein Verzeichnis, das 45 Nummern, dabei eine zurückgezogene Schrift, umfaßt, im ganzen sind 50 Schriften erschienen. Druckschriften mit mehreren Abteilungen sind dabei gelegentlich als eine Nummer gezählt. Von allgemeinem Interesse ist die Denkschrift Nr. 32 des deutschen Generalstabes über die militärpolitische Lage vor dem Kriege (Nr. 2 des angehängten bibliographischen Verzeichnisses).

Neben diesen „Druckschriften" ist eine Reihe von Schriften hergestellt, die ebenfalls den Friedensunterhändlern dienen sollten, die aber auch für weite Kreise Interesse haben. Auch diese Schriften sind zum Teil in der Reichsdruckerei in gleicher Aufmachung wie die Druckschriften hergestellt, zum Teil aber auch in anderer Art bei anderen Druckereien. Ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben, nenne ich von ihnen die folgenden: „Die siebenundzwanzig Punkte des Präsidenten Wilson", eine Zusammenstellung der als Grundlage des Waffenstillstandes angenommenen Bedingungen (Nr. 3 des Verzeichnisses), „Geschichte der linksrheinischen Gebietsfragen" von Professor Dr. Meinecke, eine deutsch und französisch synoptisch gedruckte und mit Karten versehene Darstellung des Berliner Historikers (Nr. 4), „Schädigung der deutschen Volkskraft durch die feindliche Blockade", eine ebenfalls deutsch und französisch synoptisch gedruckte Denkschrift des Reichsgesundheitsamtes (Nr. 5), „Elsaß-Lothringen, Zahlen und Tatsachen", eine dreisprachige graphisch-statistische Zusammenstellung (Nr. 6), „Das Elsaß, Volks- und Kulturfragen", eine in Quartformat gedruckte, auch französisch erschienene Schrift mit Abbildungen (Nr. 7 und 7a). Diese Schriften und fast das ganze Material, das an Broschüren im Zusammenhang mit den Friedensverhandlungen erschienen ist und den Mitarbeitern bei den Verhandlungen zur Verfügung gestellt werden konnte, hat die Friedensstelle in einem Drucksachenverzeichnis zusammengestellt, das 444 Nummern umfaßt. Diese Ziffer, die freilich auch eine Anzahl weniger wesentlicher Dinge umfaßt, gibt einen Begriff davon, in welchem Maße von allen Seiten das Buch als Kampfmittel benutzt wurde. Schon vor Beginn der Verhandlungen erschienen auch die „Vorschläge der deutschen Regierung für die Errichtung eines Völkerbundes", ebenfalls im Folioformat deutsch und französisch synoptisch gedruckt (Nr. 8). Diese Vorschläge brachte sofort die Deutsche

Digitized by Google

Liga als ihre sechste Flugschrift mit Einleitung von Professor A. Manes und Dr. Hans Wehberg heraus (Nr. 9). Bei der Rolle, die diese Vorschläge in unserem Kampfe um die Revision des Friedens spielen werden, die sich ja nur durch den Völkerbund ermöglichen läßt, sei sie hier besonders hervorgehoben. Auch die deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Charlottenburg hat die deutschen Vorschläge und die des Präsidenten Wilson unter dem Titel „Völkerbund und Völkerbund" veröffentlicht (Nr. 10). Die Völkerbundsvorschläge Wilsons waren vom Amte bereits vorher in zwei Ausgaben veröffentlicht worden (Nr. 11 und 12). Auch die Völkerbundliga hatte sie als fünfte Flugschrift mit einem Interview von Brockdorff-Rantzau und einer Einleitung von Hans Wehberg herausgegeben (Nr. 13).

Den Notenwechsel[1] der eigentlichen Friedensverhandlungen von der ersten Einladung an hat die Friedensstelle dann in den „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen" veröffentlicht, von der fünf Teile (Teil 1 und 2 vereint) erschienen sind (Nr. 11—14). Neben dieser in Folio erschienenen Ausgabe hat das Auswärtige Amt noch eine zweibändige Oktavausgabe unter dem Titel „Die Friedensverhandlungen in Versailles" herausgebracht, die wegen ihrer Handlichkeit sich als besonders brauchbar erwies (Nr. 15 und 16). Hauptsächlich auf dieser Ausgabe beruht die für die breite Öffentlichkeit bestimmte Veröffentlichung der „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen", die die deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte vornahm und die sie noch um andere Teile vermehrte, so daß im ganzen zehn Teile vorliegen (Nr. 20—29). Diese Materialien sind zum Teil vom gleichen Satz wie die amtlichen Veröffentlichungen, nur mit verändertem Titel gedruckt. Den amtlichen Satz benutzt auch eine Veröffentlichung, die die Deutsche Liga für Völkerbund bei Hans Robert Engelmann in Berlin erscheinen ließ, und den ersten Teil der „Friedensverhandlungen in Versailles" (Nr. 18) unter dem Titel „Der Kampf um den Rechtsfrieden" wiedergibt (Nr. 30).

Mit dem Hinweis auf diese Gesamtveröffentlichungen sind wir aber den Ereignissen vorausgeeilt. Chronologisch müssen wir mit den ursprünglichen Friedensbedingungen beginnen, die der deutschen Delegation in öffentlicher Sitzung am 7. Mai übergeben wurden. Diese französisch und englisch synoptisch gedruckten „Conditions de paix — Conditions of peace" stellen einen dicken Folioband mit vier Karten dar (Nr. 31), von dem der deutschen Delegation 200 Exemplare übergeben wurden. Ein Inhaltsverzeichnis befand sich zunächst nicht dabei. Es wurde zusammen mit einem Druckfehlerverzeichnis erst später nachgeliefert. Sofort nach der Überreichung der Friedensbedingungen begann auch in Versailles die Übersetzung, die in einer Nacht beendet wurde. Diese Versailler Übersetzung wurde sofort nach Berlin gebracht und hier vom Amte in Druck gegeben. Der Satz zu diesem ersten deutschen Druck wurde von der Norddeutschen Druckerei in einer Nacht, allerdings mit Hilfe anderer Druckereien, hergestellt. Trotzdem ist das schon eine gewaltige Leistung, denn diese Ausgabe (Nr. 32), bei der darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die Übersetzung nur als vorläufige zu betrachten sei, umfaßt 231 Druckseiten. Auf ihrem Satz beruht die Ausgabe der Friedensbedingungen, die bald darauf der Verlag Reimar Hobbing herausbrachte, und die außer dem Text noch eine Einleitung und ein Inhaltsverzeichnis hat (Nr. 33). Inzwischen war auch in Berlin eine Übersetzung angefertigt worden, die, ohne ganz korrekt zu sein, doch schon genauer war. Sie wurde in Folioformat in der Reichsdruckerei gedruckt (Nr. 34). Um den englischen und französischen Text möglichst schnell zu haben, wurde er photographiert und in der Admiralstabsdruckerei lithographisch vervielfältigt (Nr. 35). Dieser Ausgabe wurden auch Nachbildungen der Karten beigegeben.

Während diese Ausgaben in erster Linie amtlichen Zwecken dienten, wurde auch alles getan, um der breitesten Öffentlichkeit den Wortlaut der Bedingungen bekanntzugeben. Als erste Ausgabe erschien die schon oben erwähnte Hobbingsche. Viel intensiver drang aber die von der Völkerbundliga hergestellte Ausgabe durch. Die Liga hatte auf Grund der Versailler und der Berliner Übersetzung eine revidierte Übertragung herstellen lassen, die sie unter dem Titel „Die Friedensforderungen der Entente" mit einer Karte für den beim Umfange der Bücher ganz erstaunlich billigen Preis von 1,36 Mark auf den Markt brachte. Sie setzte sich vor allem auch dafür ein, daß nicht nur das deutsche Volk, sondern auch das *Ausland* die Bedingungen kennen lernte. Zu diesem Zweck ließ sie eine englische und eine französische Ausgabe der Bedingungen erscheinen (Nr. 37 und 38).

1 Eine bibliographische Geschichte des Friedensvertrages hat Dr. *Herbert Kraus*, der bei den Verhandlungen mitwirkte und neben den Ministern Bell und Müller bei der Unterzeichnung zugegen war, für die Zeitschrift für Verfassungswissenschaften verfaßt. Kraus, der mir sein Manuskript in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat, hat im wesentlichen die die eigentlichen Verhandlungen begleitenden Veröffentlichungen verzeichnet. Seine Angaben sind in den folgenden Ausführungen benutzt. Für die Erlaubnis dazu danke ich ihm.

Digitized by Google

Es ist ja bekannt, daß die Entente ihren eigenen Völkern den Text ihrer Bedingungen verheimlichte. Selbst die Parlamente bekamen ihn nicht zur Kenntnis, geschweige denn zur Genehmigung vorgelegt. Die Öffentlichkeit protestierte zwar, auch die Parlamente rührten sich. Am meisten begehrte der amerikanische Senat auf, den diese Verleugnung der Wilsonschen Grundsätze tief verletzte und den der Präsident in einem eigenen Telegramm vergeblich zu beruhigen versuchte. Diese Erregung der Öffentlichkeit, die von der Presse noch geschürt wurde, fand in dem Begehren nach dem Friedensvertrag ihren Ausdruck. Als die Ausgabe der Völkerbundliga angekündigt wurde, teilte das der Matin sofort mit, freilich mit der Überschrift „Heureux peuple allemand!", glücklich deswegen, weil es den vollständigen Text lesen könne. „Mit der Ansicht, daß das deutsche Volk glücklich zu schätzen ist, die vollständigen Bedingungen zu kennen, dürfte dem Matin freilich nur ziemlich bedingt zuzustimmen sein", bemerkt der Vorwärts resigniert zu dieser Nachricht. Der Matin hat es dann auch verstanden, sich zunächst ein deutsches Exemplar der Bedingungen in der Ligaausgabe zu verschaffen, dessen Vorder- und Rückseite er photographisch nachbildet. Durch Vermittlung des neutralen Buchhandels, aber auch auf anderen Wegen, gelang es, diesem Bedürfnis der Ententevölker Rechnung zu tragen. Gegen Ende Mai gelingt es dem Herausgeber des Pariser „Bon soir", Robert de Jouvenel, 50 Exemplare der französischen Ligaausgabe in seinen Besitz zu bringen, die er an Abgeordnete, ehemalige Minister und Kommissarmitglieder versendet. Er fügt einen, die Regierung, die sich bei ihrem Verhalten mit dem Artikel 8 der Verfassung deckt, scharf ironisierenden Brief bei. Die französische Zensur versuchte zuerst, diese Nachricht zu unterdrücken, verhielt sich dann aber passiv, um sich nicht lächerlich zu machen. Die Pariser Presse beutete dieses Ereignis entsprechend aus.

Auch nach Amerika kamen Exemplare, nach Angaben, die ich nicht nachprüfen kann, ebenfalls solche der Ligaausgabe. Sie waren von dem amerikanischen Journalisten Grayer Hunt mitgebracht worden und gelangten in die Hände der Bankiers Morgan, Stuth, Lamont, Davison, Vanderbildt, Warburg. Das Staatsdepartement besaß 35 Exemplare der Originalbedingungen, die aber nicht aus dem Safe herausgekommen waren. Als Senator Borah nun den englischen Text verlesen wollte, beschloß der Senat, die Bedingungen als amtliche Drucksache trotz der Bitte Wilsons zu veröffentlichen. Nach einer Reutermeldung ist das am 11. Juni geschehen.

Während der Frist bis zur Überreichung der deutschen Gegenvorschläge ging in Versailles der Notenwechsel weiter. Am Tage vor der Überreichung der Gegenvorschläge, am 28. Mai, wurde die Note über die Schuldfrage mit einer Anlage überreicht, die ihres Umfanges und ihres Inhaltes wegen weder in die amtlichen Materialien noch in die kleine Ausgabe der „Friedensverhandlungen" aufgenommen wurde. Sie erschien als deutsches „Weißbuch betreffend die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges" (Nr. 39). Für die große Öffentlichkeit brachte der Verlag Carl Heymann dieses Weißbuch unter dem Titel „Deutschland schuldig?" (Nr. 40).

Am 29. Mai wurden dann die deutschen Gegenvorschläge übergeben, die dann schnell der Öffentlichkeit vermittelt wurden. Die erste bei Hobbing erschienene Ausgabe ist allerdings trotz der ausdrücklichen Bezeichnung *nicht vollständig* (Nr. 41). Wirklich vollständig ist nur der Text in dem schon erwähnten „Kampf um den Rechtsfrieden" (Nr. 30) der Völkerbundliga und im Teil III der Materialien betreffend die Friedensverhandlungen der deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte (Nr. 22), daneben natürlich der in den amtlichen Drucken.

Am 16. Juni erfolgte dann das Ultimatum der Entente. Es bestand aus einem mit der Maschine in französischer Sprache geschriebenen und von Clemenceau unterzeichneten Briefe, der sogenannten Mantelnote, und der eigentlichen Antwort, außerdem noch dem Rheinlandsabkommen. Von der Mantelnote (Lettre d'envoi, Nr. 42) und der Antwort (Reponse, Nr. 43) wurden etwa 100—120 Exemplare, davon der größere Teil bei der Abfahrt der Delegation, die zu dem bekannten Zwischenfall führte, übergeben. Das Abkommen folgte erst später (Nr. 44). Noch während der Nacht begann im Zuge die Arbeit der Übersetzung, so daß diese fertig vorlag, als der Zug im Morgengrauen in Weimar einlief. Von Weimar fuhr sofort ein Mitglied der Delegation (Dr. Kraus) nach Berlin, um den deutschen und fremdsprachlichen Text des „Ultimatums" in Druck zu geben. Die deutsche, natürlich vorläufige Übersetzung wurde in der Reichsdruckerei gedruckt (Nr. 45) und war um Mitternacht fertig. Sie wurde im Flugzeug nach Weimar befördert, wo sie fertig morgens um 7 Uhr vorlag. Das Rheinlandsabkommen ist nicht darin enthalten. Die Veröffentlichung des englischen und französischen Textes, die ebenfalls am anderen Tage in Weimar vorliegen sollte, übernahm die Deutsche Liga für Völkerbund. Es gelang jedoch nicht, in Berlin eine Druckerei zu finden,

Digitized by Google

die die Arbeit in dieser kurzen Frist machen konnte. Telephonische Verständigung ergab, daß die Spamersche Buchdruckerei in Leipzig den Auftrag übernehmen konnte. Der Verleger der Liga fuhr sofort nach Leipzig und hier hat dann die Spamersche Druckerei den englischen und französischen Text des Ultimatums während der Nacht in vier Stunden gesetzt, in zwei Stunden gedruckt und in drei Stunden die Broschur der für die Nationalversammlung nötigen Exemplare besorgt, eine Leistung, die ihresgleichen sucht. Die Exemplare gingen dann im Flugzeug nach Weimar (Nr. 46 und 47).

Die im Zuge angefertigte Übersetzung des Ultimatums wurde sofort in Berlin überprüft und war am Nachmittag fertig, sie ist dann ebenfalls sofort in der Reichsdruckerei gedruckt worden (Nr. 48), war am folgenden Tage fertig und am nächsten Tage in Weimar. Gesondert daraus wurde der Entwurf des Rheinlandsabkommens gedruckt (Nr. 49), zugleich in deutscher Übersetzung und im englisch-französischen Text. Den revidierten deutschen Text gab dann die Völkerbundliga unter dem Titel „Das Ultimatum der Entente" (Nr. 50) heraus. Auch diese Ausgabe wurde in einer Nacht von Spamer hergestellt. Vom gleichen Satze wurde Teil IV der „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen" der deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, die hier mit dem Verlag Engelmann zusammen auftrat, hergestellt.

Inzwischen arbeitete die deutsche Delegation in Weimar weiter. Außer dem eigentlichen Ultimatum war der Delegation ein Exemplar der ursprünglichen Friedensbedingungen übergeben, in dem die Änderungen, die auf Grund unserer Gegenvorschläge gemacht waren, mit roter Tinte eingetragen waren. Dieses Exemplar war ein an mehreren Stellen geänderter Neudruck der ursprünglichen Conditions, auf dem Außentitel durch eine kleine 2^0 gekennzeichnet (Nr. 51). Eine photographische Wiedergabe dieser „roten Bedingungen" soll noch erfolgen (Nr. 52). Die Conditions, in denen die handschriftlichen Eintragungen im Druck verändert waren, wurden erst später nachgereicht (Nr. 53). Auf Grund des Ultimatums und der abgeänderten Bedingungen stellte die Delegation die erreichten Erleichterungen zusammen, zunächst in einer Ausgabe, die den ursprünglichen Text und die Änderungen französisch und englisch synoptisch wiedergab (Nr. 54), dann in einer deutschen Ausgabe, die in dreispaltigem Satz die ursprünglichen Bedingungen, die deutschen Gegenvorschläge und die Rückantwort der Gegner zusammenstellte (Nr. 55). Mit dem Satz der ersten Zusammenstellung ist auch Teil V der „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen" der deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte gedruckt (Nr. 24). Zur Orientierung in den Friedensbedingungen diente ebenfalls das von der Friedensstelle hergestellte Sachverzeichnis (Nr. 56). Ihren ja genügend bekannten Standpunkt zu den Bedingungen legte die Delegation in einem als vertraulich bezeichneten Bericht nieder (Nr. 57), der den Mitgliedern der Nationalversammlung zuging. Die heutigen Verhältnisse verbieten die Geheimhaltung nicht mehr in so hohem Maße, so daß man diese Denkschrift ruhig erwähnen kann. In dem moralischen Zusammenbruch, der in jenen Tagen in Weimar erfolgte, ist sie eines der würdigsten Dokumente.

Die Tragödie fand ihren formellen Abschluß in der Unterzeichnung des Friedens. Der Satz der veränderten Friedensbedingungen ist für diesen Akt mit bedeutend breiterem Rand auf Büttenpapier gedruckt, mit Seidenbändern durchzogen. Ein Exemplar hat die Unterschriften der Bevollmächtigten und ihre Siegel aufgenommen. Ein zweites, ebenfalls breitrandig auf Bütten gedrucktes und in Pergament gebundenes Exemplar ist der deutschen Regierung zugestellt. Der deutschen Regierung sind dann etwa 25 Exemplare des Vertrages überreicht, bei dem die Worte Condition de paix überklebt worden sind (Nr. 58). Später kamen dann noch 25 Exemplare, bei denen diese Worte schon im Satz entfernt sind (Nr. 59). Mit dem Vertrage kam das Rheinlandsabkommen (Nr. 44) und das Protokoll der Unterzeichnung (Nr. 60).

Von dem endgültigen Friedensvertrage sind dann mehrere amtliche Übersetzungen von der deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte veröffentlicht, zunächst eine dreisprachige Folioausgabe mit den Karten (Nr. 61), dann eine dreisprachige Quartausgabe ohne Karten als Teil VII und eine deutsche Volksausgabe im Oktav als Teil VIII ihrer Materialien. In französischer und englischer Sprache ist ein Exemplar breitrandig auf Bütten gedruckt und als Ratifikationsexemplar mit den Unterschriften des Reichspräsidenten und des Reichskanzlers der Entente übergeben. Von demselben Satz mit vorgeheftetem Gesetzentwurf ist auch die Drucksache Nr. 478 der Nationalversammlung gedruckt worden (Nr. 62). Der Vertrag ist dann in überprüfter Übersetzung, vielfach verändert, ohne Karten im Reichsgesetzblatt Nr. 140 vom 12. August 1919 veröffentlicht worden (Nr. 63). Diese Übersetzung, die freilich auch noch nicht von allen Fehlern befreit ist, hat als endgültige amtliche zu gelten. Inzwischen sind Ausgaben einzelner Verleger erschienen, die anzuführen sich nicht lohnt. Als Wegweiser

Digitized by Google

durch den Friedensvertrag hat das Auswärtige Amt das schon erwähnte nach den ursprünglichen Bedingungen angefertigte „Sachverzeichnis" umarbeiten lassen (Nr. 64). Mit dem Satz dieses Sachverzeichnisses ist Teil X der Materialien der Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte (Nr. 29) gedruckt.

Ein erster kurzer Kommentar ist ebenfalls schon erschienen. Den Standard-Kommentar wird das Werk bilden, das Professor Walter Schücking, der ja selbst Friedensunterhändler war, im Auftrag der Deutschen Liga für Völkerbund in Verbindung mit etwa 50 Männern der Theorie und Praxis, Juristen, Wirtschaftlern und Politikern, die fast sämtlich an den Verhandlungen beteiligt waren, herausgibt und das auf vier Textbände im Lexikonformat und einen Ergänzungsband, der das urkundliche Material enthält, veranschlagt ist. So niederschmetternd der Gegenstand dieser Arbeit ist, so ist doch zu hoffen, daß deutsche Geistesarbeit hier ein Werk schaffen wird, das für die Auslegung der Bestimmungen richtungweisend wird und das dadurch, daß es alle Schwächen und Ungeheuerlichkeiten des Vertrages mit den Mitteln der reinen Wissenschaft prüft, der deutschen Außenpolitik, deren Arbeit der nächsten Jahrzehnte die Revision des Schandwerkes bilden wird, die Waffen des Rechtes schmiedet.

Verzeichnis der Veröffentlichungen zu den Friedensverhandlungen.

Nr. 1. *Corpus pacificationum.* Systematische Zusammenstellung der Texte der Friedensverträge 1792—1913. Folio. VI Seiten Einleitung. 616 Seiten Text. In Halbleder gebunden.

Nr. 2. Drucksache Nr. 32 der Geschäftsstelle für die Friedensverhandlungen (Auswärtiges Amt). Denkschrift. *Urkunden des deutschen Generalstabs über die militärpolitische Lage vor dem Kriege.* Hat der deutsche Generalstab zum Kriege getrieben? Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei. Folio. Mit Kartonumschlag. Innentitel gleichlautend. 19 Seiten.

Nr. 3. *Die siebenundzwanzig Punkte des Präsidenten Wilson.* Kein Innentitel. Folio. Durchschossen. Text englisch, französisch und deutsch. Dreispaltig gedruckt. 8 Seiten.

Nr. 4. *Geschichte der linksrheinischen Gebietsfragen.* L'historique des questions territoriales de la rive gauche du Rhin. Innentitel gleichlautend. Über dem Text ist als Verfasser Professor Dr. Meinecke genannt. Auf der linken Seite deutscher, auf der rechten französischer Text. Folio. Paginierung fortlaufend. 27 Seiten. Eingeheftet drei Karten.

Nr. 5. *Schädigung der deutschen Volkskraft durch die feindliche Blockade.* Les effets pernicieux du blocus ennemi sur la vigueur et sur la santé du peuple allemand. Innentitel gleichlautend, jedoch findet sich unter dem deutschen Text der Zusatz: Denkschrift des Reichsgesundheitsamtes, Dezember 1918, und unter dem französischen der Zusatz: Mémoire du Departement de la Santé publique decembre 1918. Folio. Linke Seite deutscher, rechte Seite französischer Text. Fortlaufend paginiert. 83 Seiten. Graphisch-statistische Darstellung in Mappe auf dem Rückendeckel.

Nr. 6. *Elsaß-Lothringen.* Alsace-Lorraine. Zahlen und Tatsachen. Chiffres et donnés. Facts and figures. Innentitel gleichlautend. 18 Seiten einseitig bedruckter graphisch-statistischer Darstellungen mit deutschem, englischem und französischem Text. Groß-Quart. Druck des Berliner Lithographischen Institutes.

Nr. 7. *Das Elsaß, Volks- und Kulturfragen.* Kein Innentitel, erste Seite Bilddarstellung, folgende Seite: Die natürliche Einheit und der kulturelle Zusammenhang der oberrheinischen und süddeutschen Lande, darunter kleiner: Nicht der Rheinstrom, sondern der Gebirgskamm der Vogesen bildet im wesentlichen die Natur-, Sprach- und Kulturgrenze gegen Westen. Quart. 22 Seiten, Bildertafeln, außerdem im Text gedruckte Abbildungen.

Nr. 7a. *L'Alsace, Nationalité et culture.* Dasselbe Werk wie Nr. 7, in französischem Text. Gleiche Seitenzahl und Tafeln.

Nr. 8. *Vorschläge der deutschen Regierung für die Errichtung eines Völkerbundes.* Projet du Gouvernement allemand rélativement à la constitution d'une Ligue des Nations. Innentitel gleichlautend. Auf der linken Seite der deutsche, auf der rechten der französische Text. Folio. Fortlaufend paginiert. 31 Seiten.

Nr. 9. Deutsche Liga für Völkerbund. 6. Flugschrift. *Der Völkerbundsvorschlag der deutschen Regierung mit dem Entwurf für ein Weltarbeiterrecht.* Eingeleitet von Hans Wehberg und Alfred Manes. 1919. Hans Robert Engelmann, Berlin. Oktav. Genauere Angaben erübrigen sich hier und zu den im folgenden noch erscheinenden, der Öffentlichkeit allgemein zugänglichen Schriften.

Digitized by Google

Nr. 10. *Völkerbund und „Völkerbund"*. Wie Paris ihn uns aufzwingen will. Wie Deutschland ihn fordern wird. Amtlicher Wortlaut des Pariser Entwurfs und des deutschen Gegenentwurfs (nebst dem Entwurf eines Abkommens des internationalen Arbeiterrechts). Oktav. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Nr. 11. Auswärtiges Amt. *Die Pariser Völkerbundsakte vom 14. Februar 1919.* Französischer und englischer Text mit deutschen Übersetzungen. Innentitel gleichlautend. Auf der linken Seite zweispaltig französischer und deutscher Text, auf der rechten ebenso englischer und deutscher. Auf Seite 47 beginnt die Rede Wilsons bei Vorlegung der Akte, englischer und deutscher Text zweispaltig. Oktav. 62 Seiten.

Nr. 12. *Die Völkerbundsakte des Präsidenten Wilson vom 14. Februar 1919.* Französischer Text und deutsche Übersetzung. Herausgegeben vom Auswärtigen Amt. Auf der linken Seite französischer, auf der rechten deutscher Text. Oktav. 23 Seiten. In Weimar gedruckt.

Nr. 13. Deutsche Liga für Völkerbund. Fünfte Flugschrift. *Wilsons Völkerbundplan.* Die Akten der Pariser Konferenz vom 14. Februar 1919 mit einer kritischen Einleitung von Dr. Hans Wehberg. 1919. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin.

Nr. 14. Auswärtiges Amt. Geschäftsstelle für die Friedensverhandlungen. *Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen. I. und II. Teil.* (III. Teil folgt.) Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei. Gleicher Innentitel. Folio. 66 Seiten. Enthält den Schluß der Lansingnote vom 5. November 1918, die deutsche Note vom 11. November 1918, den Notenwechsel anläßlich der Einladungen zu den Verhandlungen, die bei der Überreichung der Friedensbedingungen gewechselten Reden um den Notenwechsel bis zum 29. Mai 1919.

Nr. 15. *Gleicher Titel. III. Teil.* Gleicher Innentitel. Folio. 119 Seiten. Enthält im wesentlichen die deutsche Antwort auf die Friedensbedingungen.

Nr. 16. *Gleicher Titel. IV. Teil.* Gleicher Innentitel. Folio. 218 Seiten. Enthält Ultimatum der Entente, eine Gegenüberstellung der ursprünglichen Bedingungen, der deutschen Gegenvorschläge und der Rückantwort und eine Zusammenstellung der an den Friedensbedingungen vorgenommenen Änderungen.

Nr. 17. *Gleicher Titel. V. Teil.* Gleicher Innentitel. Folio. 85 Seiten. Enthält Notenwechsel bis zum 29. Juni 1919.

Nr. 18. Auswärtiges Amt. *Die Friedensverhandlungen in Versailles.* Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei. Innentitel gleichlautend. Enthält die Noten usw. von der ersten Einladung bis zur Überreichung der deutschen Gegenvorschläge. Oktav. 295 Seiten.

Nr. 19. Auswärtiges Amt. *Die Friedensverhandlungen in Versailles.* (Notenwechsel zwischen Überreichung des Ultimatums der gegnerischen Mächte und Unterzeichnung des Friedensvertrages.) Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei. Innentitel gleichlautend. Oktav. 102 Seiten.

Nr. 20. „Materialien betreffend die Friedensverhandlungen." Teil I. Abgeschlossen am 21. Mai 1919. *Der Notenkampf um den Frieden in Versailles.* Reden und Noten. Teil I. Autorisierte Ausgabe. Mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Innentitel gleichlautend. Oktav. (Bis zur sg. Note vom 21. Mai.)

Nr. 21. „Materialien betreffend die Friedensverhandlungen." Teil II. Abgeschlossen am 25. Mai 1919. Amtlicher Text. *Der Notenkampf um den Frieden in Versailles. Reden und Noten.* Teil II. Autorisierte Ausgabe. Mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte. Innentitel identisch. Oktav. (Bis zur deutschen Note vom 19. Mai.)

Nr. 22. „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen." Teil III, abgeschlossen am 29. Mai 1919. Amtlicher Text. *Die deutschen Gegenvorschläge* zu den Friedensbedingungen der alliierten und assoziierten Mächte. Autorisierte Ausgabe. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Oktav.

Nr. 23. „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen." Teil IV, abgeschlossen am 16. Juni 1919. Amtlicher Text. *Mantelnote und Antwort* der alliierten und assoziierten Mächte auf die deutschen Gegenvorschläge (einschließlich des Abkommens über die besetzten Gebiete). Autorisierte Ausgabe. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Innentitel gleichlautend. Oktav. Gleicher Satz wie das „Ultimatum der Entente" (Nr. 50).

Nr. 24. „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen." Teil V. Amtlicher Text. *Zusammenstellung der von den alliierten und assoziierten Regierungen infolge der deutschen Gegenvorschläge*

Digitized by Google

vorgenommenen Änderungen des ursprünglichen Wortlauts der Friedensbedingungen. Autorisierte Ausgabe. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Innentitel gleichlautend. Oktav. Abdruck des Weimarer Drucks. (Nr. 54.)

Nr. 25. „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen." Teil VI. *Das deutsche Weißbuch über die Schuld am Kriege* mit der Denkschrift der deutschen Viererkommission zum Schuldbeweis der alliierten und assoziierten Mächte. Autorisierte Ausgabe. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte m. b. H. Innentitel gleichlautend. Oktav.

Nr. 26. „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen." Teil VII. *Der Friedensvertrag zwischen Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten* nebst dem Schlußprotokoll und der Vorbereitung, betreffend die militärische Besetzung der Rheinlande. Amtlicher Text der Entente und amtliche deutsche Übersetzung. Volksausgabe in drei Sprachen. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Innentitel gleichlautend. Oktav. Linke Seite französischer und englischer Text, rechte Seite deutscher Text. Ohne Karten.

Nr. 27. „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen." Teil VIII. *Der Friedensvertrag zwischen Deutschland und der Entente.* Vollständige Volksausgabe der deutschen Übertragung auf Grund der letzten amtlichen Revision. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Innentitel gleichlautend. Oktav. Mit deutschem Text.

Nr. 28. „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen." Teil IX. Abgeschlossen am 28. Juni 1919. Amtlicher Text. *Der Notenwechsel von der Überreichung des Ultimatums der alliierten und assoziierten Mächte bis zur Unterzeichnung des Friedensvertrages.* Autorisierte Ausgabe. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Innentitel gleichlautend. Oktav. Satz des kleinen Weißbuches. (Nr. 19.)

Nr. 29. „Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen." Teil X. Amtlicher Text. *Sachverzeichnis zum Friedensvertrage.* Autorisierte Ausgabe. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Innentitel gleichlautend. Folio. Gleicher Satz wie der amtliche Druck. (Nr. 64.)

Nr. 30. Deutsche Liga für Völkerbund. *Der Kampf um den Rechtsfrieden.* Die Urkunden der Friedensverhandlungen. Vollständiger Abdruck des amtlichen Weißbuchs. Mit den deutschen Gegenvorschlägen. 1919. Verlag Hans Robert Engelmann. Innentitel gleichlautend. Auf der Rückseite des Innentitels ein Vorwort der Liga, sonst bis auf wenige Anmerkungen Druck vom Satze des kleinen Weißbuches. (Nr. 18.) Oktav.

Nr. 31. *Conditions de paix. Conditions of peace.* Auf der linken Seite der französische, auf der rechten der englische Text; jede Sprache oben auf der Seite für sich gezählt, unten fortlaufend paginiert. Mit vier Karten. Innentitel ebenso. Folio. 415 Seiten. Dazu nachgeliefert „Conditions de paix Sommaire. Conditions of peace Summary", ebenso angeordnet. Inhalt- und Druckfehlerverzeichnis. XV Seiten.

Nr. 32. Vorläufiger Druck. *Die Friedensbedingungen der alliierten und assoziierten Regierungen* (Übersetzung). Innentitel gleichlautend. Mit aufgeklebtem Zettel, daß die Übersetzung in größter Eile in Versailles hergestellt ist. Übersetzung nicht korrigiert. Oktav. 231 Seiten.

Nr. 33. *Die Friedensbedingungen der alliierten und assoziierten Mächte.* Verlag Reimar Hobbing, Berlin. Innentitel gleichlautend. Oktav. Mai 1919 erschienen.

Nr. 34. Auswärtiges Amt. Geschäftsstelle für die Friedensverhandlungen. Vorläufiger Druck. *Die Friedensbedingungen von Deutschlands Gegnern.* (Deutsche Übersetzung nach dem französischen Text.) Innentitel: „Friedensbedingungen". Folio. 192 Seiten. Vormerkung, datiert Berlin, den 11. Mai, besagt, daß die Übersetzung in größter Eile in Berlin hergestellt ist.

Nr. 35. *Conditions de paix.* In der Admiralstabsdruckerei hergestellte photo-lithographische Nachbildungen der ursprünglichen Bedingungen. (Nr. 28.) Oktav. Die Karten separat.

Nr. 36. Deutsche Liga für Völkerbund. Volksausgabe. *Die Friedensforderungen der Entente.* Vollständige revidierte deutsche Übersetzung der Versailler Bedingungen. Mit Karte der geforderten Gebietsabtretungen. 1919. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin. Innentitel gleichlautend ohne das Wort Volksausgabe.

Nr. 37. Société allemande pour une ligue des nations. *Conditions de Paix des Puissances alliées et associées* Reproduction complete du texte officiel. Avec carte des territoires à céder. 1919. Edition par H. R. Engelmann. Innentitel gleichlautend.

Digitized by Google

Nr. 38. German Union for league of nations. *Conditions of Peace of the Allied and Associated Powers.* Complete reproduction of the official text. And map showing the territories to be ceded. 1919. Publication by H. R. Engelmann. Innentitel gleichlautend. Oktav.

Nr. 39. Auswärtiges Amt. *Weißbuch, betreffend die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges.* Berlin, Juni 1919. Gedruckt in der Reichsdruckerei. Innentitel gleichlautend. Folio. 187 Seiten.

Nr. 40. *Deutschland schuldig?* Weißbuch über die Schuld am Kriege. Oktav. Carl Heymann, Verlag.

Nr. 41. *Die Gegenvorschläge der deutschen Regierung zu den Friedensbedingungen.* Vollständige amtliche Ausgabe. Verlag Reimar Hobbing in Berlin SW 69. Diese Ausgabe ist trotz der ausdrücklichen Bezeichnung *nicht* vollständig. Es fehlt der Nachtrag zu den Bemerkungen der deutschen Delegation (besondere Rechtsfragen), die Äußerung der Finanzkommission und die Bemerkungen zu den Artikeln 259 und 263.

Nr. 42. (Mantelnote.) *Lettre d'envoi* au président de la délégation allemande de la réponse des puissances alliées et associées. Letter to the president of the german delegation covering the reply of the allied and associated powers. Briefartige Aufmachung mit Briefkopf. Conference de la paix. Le président. Peace conference. The President. Folio. Auf der linken Seite französischer, auf der rechten englischer Text; jede Sprache oben für sich gezählt, unten fortlaufend gezählt. 21 Seiten.

Nr. 43. (Antwort.) *Réponse* des puissances alliées et associées aux remarques de la délégation allemande sur les conditions de paix. Reply of the allied and associated powers to the observations of the German delegation on the conditions of peace. Innen folgt sofort Sommaire/Summary, dann auf der fünften Seite, mit der die Zählung beginnt: Réponse des puissances alliées et associées. Replay of the allied and associated powers. Auf der linken Seite der französische, auf der rechten der englische Text; jede Sprache oben für sich gezählt, unten fortlaufend gezählt. Folio. 131 Seiten.

Nr. 44. (Rheinlandsabkommen.) *Arrangement* / Agreement. Folio. Ohne Umschlag. Auf der linken Seite der französische, auf der rechten der englische Text; oben jeder für sich gezählt, unten fortlaufend gezählt. Auf Seite 6 beginnt zweispaltiger Satz, dem die Unterschriften folgen. Nach fortlaufender Zählung 17 Seiten.

Nr. 45. Auswärtiges Amt. Vorläufiger Druck. *Antwort der alliierten und assoziierten Mächte* auf die Bemerkungen der deutschen Delegation zu den Friedensbedingungen nebst Mantelnote. (Deutsche Übersetzung.) Berlin 1919. Gedruckt in der Reichsdruckerei. Innentitel gleichlautend. Auf der dritten Seite eine Berlin, 17. Juni datierte Vorbemerkung, daß die Übersetzung auf der Fahrt von Versailles nach Weimar in aller Eile angefertigt wurde, und Korrektur nicht gelesen werden konnte. Oktav. 99 Seiten.

Nr. 46. Deutsche Liga für Völkerbund. *Das Ultimatum der Entente.* Vollständiger englischer Text der Mantelnote (Letter) und der Antwort auf die deutschen Gegenvorschläge (Reply of the allied and associated powers to the Observations of the German Delegation on the Conditions of Peace) 1919. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin W 15. Innentitel gleichlautend. Oktav.

Nr. 47. Deutsche Liga für Völkerbund. *Das Ultimatum der Entente.* Vollständiger französischer Text der Mantelnote (Lettre d'envoi) und die Antwort auf die deutschen Gegenvorschläge. (Réponse aux remarques de la délégation allemande sur les conditions de paix.) 1919. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin W 15. Oktav.

Nr. 48. Auswärtiges Amt. *Antwort der alliierten und assoziierten Mächte* auf die Bemerkungen der deutschen Delegation zu den Friedensbedingungen nebst Mantelnote und Entwurf eines Abkommens über die militärische Besetzung der Rheinlande. Berlin 1919. Gedruckt in der Reichsdruckerei. Auf der dritten Seite eine Berlin, den 18. Juni datierte Vorbemerkung, daß die Übersetzung eine in Berlin überprüfte Ausgabe der von der Delegation hergestellten ist. Oktav. 112 Seiten.

Nr. 49. Auswärtiges Amt. *Entwurf eines Abkommens über die militärische Besetzung der Rheinlande.* Berlin 1919. Gedruckt in der Reichsdruckerei. Innentitel: Entwurf eines Abkommens über die militärische Besetzung der Rheinlande. (Deutsche Übersetzung.) Oktav. 21 Seiten. — Auf Seite 9 beginnt der französisch-englische Text. Auf der linken Seite französisch, auf der rechten englisch.

Nr. 50. Deutsche Liga für Völkerbund. *Das Ultimatum der Entente.* Vollständiger Text der Mantelnote und der Antwort auf die deutschen Gegenvorschläge. Amtlicher Wortlaut. 1919. Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin W 15. Innentitel gleichlautend. Oktav.

Nr. 51. (Die „roten Bedingungen".) *Conditions de paix* — Conditions of peace. Überblick von Nr. 31, jedoch mit einigen Änderungen im Text und handschriftlichen Änderungen mit roter Tinte.

Nr. 52. (Die „roten Bedingungen".) Photomechanische Reproduktion von Nr. 51. Noch nicht erschienen.

Digitized by Google

Nr. 53. *Conditions de paix* — Conditions of peace. Innentitel gleichlautend. Auf der linken Seite der französische, auf der rechten der englische Text; oben auf der Seite jede Sprache für sich gezählt, unten fortlaufend gezählt. Nur mit der Karte von Schleswig. Eine Vorbemerkung besagt, daß die anderen Karten denen der ersten „Conditions" entsprechen. Folio. 418 Seiten.

Nr. 54. *Zusammenstellung der von den alliierten und assoziierten Regierungen infolge der deutschen Gegenvorschläge vorgenommenen Änderungen* des ursprünglichen Wortlauts der Friedensbedingungen. Innentitel gleichlautend. Die Änderungen sind in zweispaltigem Satz, links französisch und rechts englisch wiedergegeben. Oktav. 57 Seiten. In Weimar gedruckt.

Nr. 55. Deutsche Friedensdelegation. *Gegenüberstellung der ursprünglichen Friedensbedingungen, der deutschen Gegenvorschläge und der Rückantwort der Gegner.* Weimar. Gedruckt bei Dietsch & Brückner. Kein Innentitel. Deutscher Text, dreispaltig: Ursprüngliche Bedingungen, deutsche Gegenvorschläge, Rückantwort der Gegner. Quart. 38 Seiten.

Nr. 56. Auswärtiges Amt. Geschäftsstelle für die Friedensverhandlungen. Vorläufiger Druck. *Sachverzeichnis zum Friedensvertrage.* Es ist nicht möglich gewesen, die in dem Friedensvertrage niedergelegten sachlichen Änderungen sowie Verbesserungen in der deutschen Übersetzung zu berücksichtigen. Alle Änderungen werden deshalb an Hand des Vertrages nachgeprüft werden müssen. Innentitel gleichlautend. Aufgeklebt ein roter Zettel: Anhalt für die Nachprüfung. Folio. 143 Seiten.

Nr. 57. Vertraulich! *Bericht der deutschen Friedensdelegation an die deutsche Regierung* über die Rückantwort der alliierten und assoziierten Regierungen. Innentitel gleichlautend ohne Vertraulichkeitsvermerk. Oktav. 11 Seiten. In Weimar gedruckt.

Nr. 58. *Traité de paix entre les puissances alliées et associées et l'Allemagne* signé à Versailles le 28 Juin 1919. Treaty of peace between the allied and associated powers and Germany signed at Versailles. Juni 28, 1919. Kein Innentitel. Zunächst Inhaltsverzeichnis (Sommaire / Summary) von XV Seiten, dann weiße Seite, auf der Conditions de paix und Conditions of peace überklebt ist. Dann Vertragstext, links französisch, rechts englisch; oben jede Sprache für sich gezählt, unten fortlaufend gezählt. In dieser Weise bis zur Doppelseite 212, dann folgt zweigespalten die Schlußformel und die Unterschriften. Folio. In fortlaufender Zählung 428 Seiten.

Nr. 59. *Traité de paix* genau wie vorige Nummer, nur ist die erste Seite nicht überklebt, sondern die Worte sind schon im Satz entfernt. Karten wie bei den Friedensbedingungen, nur mit der bekannten Änderung auf der Karte von Schleswig.

Nr. 60. *Protocole* / Protocol. Ohne Umschlag. Folio. 4 Seiten; erste und zweite bis zu den Unterschriften zweigespalten; links französischer, rechts englischer Text. Dann die Unterschriften.

Nr. 61. *Der Friedensvertrag zwischen Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten* nebst dem Schlußprotokoll und der Vereinbarung, betreffend die militärische Besetzung der Rheinlande. Amtlicher Text der Entente und amtliche deutsche Übersetzung. Mit mehrfarbigen Karten. Im Auftrag des Auswärtigen Amtes. Charlottenburg 1919. Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte m. b. H. Folio. 549 Seiten. Karten in einer Tasche. Links französischer und englischer Text, zweispaltig; rechts deutscher Text einspaltig.

Nr. 62. Reichstagsdrucksache. Vorgeheftet ein Blatt mit Schreiben des Ministerpräsidenten und Entwurf eines Gesetzes über den Friedensschluß. Dann folgt Blatt: *Condition de paix* Sommaire. Conditions of peace Summary. Friedensbedingungen Inhalt. Auf der linken Seite der französische und englische Text zweispaltig, auf der rechten der deutsche einspaltig. Die einzelnen Seiten oben für sich, unten fortlaufend gezählt. Angehängt das ebenso angeordnete Protokoll und die Vereinbarung (Rheinlandsabkommen). Folio. 549 Seiten.

Nr. 63. *Friedensvertrag.* Sonderabdruck der Nr. 140 des Reichsgesetzblattes von 1919, Seite 687 bis 1360. Innentitel gleichlautend. Quart. Mit 4 Karten.

Nr. 64. Auswärtiges Amt. *Sachverzeichnis zum Friedensvertrage.* Berlin 1919. Gedruckt in der Reichsdruckerei. Innentitel gleichlautend. Beigelegt ist Anlage zum Sachverzeichnis zum Friedensvertrage: Graphische Darstellung der Beteiligung der Mächte an den Ausschüssen usw. Vorbemerkung: Die Zahlen verweisen auf die Artikel. Folio. 268 Seiten.

Digitized by Google

Unbekannte Brentano-Literatur.

Mitgeteilt von

Dr. Friedrich Seebaß in München.

Clemens Brentanos Name wird — so kann man mit Genugtuung feststellen — seit einem Jahrzehnt etwa wieder häufiger genannt und sein Werk gern gelesen; große und kleine Ausgaben wurden gedruckt, und allmählich setzt sich die ihm gebührende hohe Schätzung im deutschen Bewußtsein durch. Da wird der folgende bescheidene Beitrag manchem nicht unwillkommen sein, der einige verborgene Quellen nachweist, in denen die unterirdische, weitverbreitete Liebe zu unserem Dichter um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts ans Licht der Öffentlichkeit trat. Damals, im Anfang des Jahres 1852, erschienen 7 Bände der Gesammelten Schriften, von Clemens Bruder *Christian Brentano* herausgegeben, und erneuerten sein Andenken, das durch die verzettelte Art, in der die Perlen seiner Lyrik, Erzählung und Dramatik veröffentlicht waren, zu erlöschen drohte. Aus der Fülle der daran anschließenden gleichzeitigen Literatur heben wir eine ausführliche, anonym erschienene kritische Besprechung heraus, die in eine umfassende Lebensbeschreibung Brentanos ausmündete. Sie erschien in der Beilage zur *Neuen Münchener Zeitung* von 13. März — 16. Juli 1852 und hatte den fleißigen, vielwissenden *Hyacinth Holland* zum Verfasser.[1] Ein höchst merkwürdiges Geschick aber vereitelte die Veröffentlichung in ihrer Mitte, und zwar findet sich in Hollands Exemplar darüber folgende Bemerkung, anschließend an das „Fortsetzung folgt" unter dem Abschnitt in Nummer 168: „Kam aber nicht. Die Artikel wurden plötzlich abgebrochen, wie mir Dr. Haller (der Herausgeber) mitteilte, auf leisen Wunsch der Französischen Gesandtschaft, da die hier abgeschilderten politischen Verhältnisse mit neuern Ereignissen doch zu unwillkürlichen Vergleichen herausfordern könnten! — So kam Brentano um seinen ersten Biographen!" Eine spätere Notiz Hollands im Register seiner Abhandlungen in diesem Jahrgange vom 2. Juli 1910 bemerkt ferner dazu: „davon hatte M. Koch, deutsche Nationalliteratur 146. Band, keine Kenntnis. Diese Artikel machten zuerst auf Brentano und die Heidelberger Romantiker aufmerksam: Die Fortsetzung unterblieb auf Dr. Jos. Hallers Wunsch, als „zu ausführlich", *man* hatte ihm von irgend einer Seite her, „abgewunken".

Nun ist zwar zu sagen, daß Holland meist auf die Vorarbeiten der *Guido Görres*, von *Strambeck* u. a. sich stützt, die er ohne weiteres wörtlich abschreibt, aber immerhin hat sein warm und kenntnisreich geschriebener Versuch für seine Zeit Bedeutung gehabt: mit Recht wirft er den Deutschen vor, „daß Einer der größten und genialsten deutschen Schriftsteller noch in schmählicher Vergessenheit liege und daß ihn die Literaturhistoriker mit erstaunlicher Oberflächlichkeit behandeln", und auch in seiner Kritik der großen Ausgabe steckt viel Berechtigtes: „nicht einmal die einzelnen Erzählungen, oder höchst selten, sind die einzelnen Gedichte mit den Jahreszahlen der Entstehung oder erster Veröffentlichung bezeichnet, geschweige danach geordnet; alles, was sich vorgefunden, gleichviel „ob im Augenblicke übersprudelnder Laune weggeworfen oder in überdrüssiger Gemütsstimmung ausgefeilt, scheint nach beliebigen Überschriften einregistriert und mit unbeschreiblicher Unbesorgtheit aufgenommen zu sein". Zu bedauern bleibt, daß infolge vis maior die Aufsätze mit Nr. 168 abgebrochen wurden, gerade als Holland damit beginnt, von Brentanos Zusammenarbeiten mit Arnim am Wunderhorn zu erzählen.[2]

---

1 Gezeichnet sind die Aufsätze mit —d. Daß Holland der Verfasser war, ward aus seinem mir freundlicherweise zur Verfügung gestellten Handexemplar ersichtlich, das die Bayrische Staatsbibliothek München mit seinem Nachlaß aufbewahrt. Wie mir Herr Oberbibliothekar Dr. Petzet mitteilte, läßt sich die Handschrift mit Fortsetzung und Schluß der Biographie Brentanos leider nicht mehr darin auffinden.

2 Freilich ist nicht recht ersichtlich, wo eigentlich das gefährliche Tertium comparationis liegt, da uns die Darstellung als durchaus politisch harmlos erscheint. Am Schluß gibt Holland nach dem Rheinischen Antiquarius eine Schilderung von Brentanos Besuch in Wien| anläßlich der Ponce de Leon-Aufführung, die fälschlich schon ins Jahr 1804 verlegt wird. vgl. Eckardt: Hochland VIII. Hg. 1910. I. S. 349.

Digitized by Google

Auf eine sonst unbekannte Brentano-Arbeit wies Holland in seinen Literaturangaben hin, die in dem streng christlich-konservativen Volksblatt für Stadt und Land 1851[1] erschienen war und eine Reihe weiterer Einsendungen hervorrief. Dieser „Lebensumriß eines frommen Dichters" will Brentano, die confessionellen Unterschiede beiseite schiebend, *als Christen* betrachten, „irrend zuerst, suchend, ringend, dann geläutert und festaufblickend zur Gnade, bis er von ihr emporgehoben ward zur ewigen Seligkeit". Diese gewiß einseitige Auffassung läuft der heute gangbaren, nach der es mit Brentanos schöpferischer Kraft nach seiner Bekehrung vorbei war, ergo auch seine Persönlichkeit nunmehr ad acta gelegt werden kann, schnurstracks zuwider, ist aber mit solchen lebendigen Farben dargelegt, daß man den Aufsatz gerne liest und sich des warmpersönlichen Bekenntnisses zum Dichter aufrichtig freut; auch wissenschaftlich kommt allerlei Neues darin zur Sprache, wenn auch der Verfasser eng seinen Quellen folgt. Von ihnen nennt er den zarten *Frühlingskranz* Bettinens; „farb- und duftreich aber, wie er auch ist: es sind zu viel Phantasieblumen eingewoben; sie überschatten des Dichters Spiegelbild, sie umgeben es mit fremdartigem Flimmer;" ferner den Freiherrn *von Stramberg*, dessen Ausführungen im Rheinischen Antiquarius er „ruhig vielleicht hie und da etwas kalt, aber genau und die Tatsachen gewissenhaft sichtend" bezeichnet, und endlich die schönen begeisternden Andeutungen *Guido Görres* in seiner herrlichen Vorrede zu den Märchen." Eingangs bedauert unser Autor[2], daß Brentanos sowenig gedacht werde: nicht einmal Frankfurt besitze ein Erinnerungszeichen „und doch war auch *er* ein Frankfurter Bürgerssohn und es war seine reiche poetische Begabung vielleicht kaum geringer als die *Goethes*, nur minder praktisch geordnet und nicht emporgetragen von der Zeit; an Überschauung, Witz und strahlenden Geistesblitzen war er *Börne* überlegen, milder, faßlicher, und gediegener wie *Klinger*", denen die Heimatstadt Denkmale gesetzt. Drum will er den „schwachen Versuch nicht für überflüßig halten", die werten Volksblattleser mit dem Dichter bekannt zu machen, die er mit viel feinem Verständnis gerade auf die damals völlig vergessenen, weil zu den höchsten Seltenheiten auf dem Büchermarkt gewordenen Schriften hinweist: so rühmt er Brentanos „unübertrefflichen Philister" als köstliches, in tiefer Wahrheit aufgefaßtes und gezeichnetes Scherzbild und wünscht es in aller Hände, „indem es recht eigentlich wie *für diese Zeit geschrieben ist*".

Jedoch sollen hier nur solche Bemerkungen zu des Dichters Leben und Werk wiedergegeben werden, die der anscheinend gut unterrichtete Verfasser zur Ergänzung seiner Quellen bringt, wie gelegentlich des Aufenthaltes zu Bukowan[3]: „Man erzählt von Brentanos Betätigung als Landwirt Wunderliches: von Schafböcken, mit denen er auf dem blanken Parkett geschmückter Säle Dreschversuche angestellt, — von bunten Korduan-Zierraten mit Schloß und Schlüssel, den Kühen umgetan, damit das edle Volk der Czechen nicht diebischer Weise die beste Milch vorab nehme usw." Aber wer will, fügt unser Gewährsmann mit Recht hinzu, nicht immer gern einem Poeten Mißgriffe im praktischen Leben nacherzählen? Das sei die gewöhnliche Waffe all derer, welchen das Lied und des Liedes Verständnis versagt ist. Zu der Erzählung von Brentanos Beichte gegenüber dem bekannten Redemptoristenpater Clemens Maria Hoffbauer[4], nach der ihn die Not zwänge, auf unwürdige Art um die Gunst der Menge zu buhlen und ihr den täglichen Unterhalt abzugewinnen, macht der Verfasser uns mit einer heiteren, sonst unbekannten Anekdote bekannt in einer Anmerkung: „In heiterer Weise hat Herr Clemens einmal solches getan[5]: ganz ohne Geld in dem besuchtesten Gasthof einer von vielen fremden Truppen besetzten und durchzogenen Rheinstadt, schrieb er vor seine an einem Durchgange gelegene Tür auf Deutsch, Französisch und Italienisch: »*hier werden Briefe geschrieben*«. Und reichliche Arbeit gaben ihm die Soldaten und brachten freudig ihre 6 bis 12 Kreuzer für den Brief. Wie manches zagende Mutterherz von weiter Ferne mag damals getröstet sein durch des großen Dichters Schriftzüge, in wie manches Hüttlein mögen die

1 Herausgeber Philipp Nathusius; VIII. Jahrg., 22./26. Februar.

2 Es ist mir nicht gelungen ihn festzustellen. Einen Anhalt gibt eine Anmerkung auf Sp. 263: „Es sei dem Verfasser erlaubt hier zu bemerken, daß er in den frühesten Tagen den Namen Clemens Brentano zuerst hat in der Stolbergschen Familie (Friedrich Leopold in Sondermühlen, Westphalen) die seinen ganzen Wert erfaßt, nennen hörte; und dieser Klang hatte in der Seele des Kindes einen Widerhall gefunden!" 1826 war Brentano wohl zum letzten Male dort.

3 Die folgenden Streiche werden weder von Görres noch von Stramberg berichtet, die sonst der Abenteuer und tragikomischen Erlebnisse aus der böhmischen Zeit viel zu erzählen wissen.

4 S. den oben zitierten Aufsatz von Eckardt: Cl. Maria Hoffbauer und die Wiener Romantikerkreise am Beginn des 19. Jahrh. Hochland, Jahrg. VIII, Heft 1 ff. S. auch Seb. Gruner: Cl. M. Hoffbauer und seine Zeit, 1858, S. 172.

5 Die Geschichte muß sich während der Wanderungen rheinauf und -ab zwischen 1800—1804 zugetragen haben.

Digitized by Google

Briefe Freudenbotschaft getragen und frommen Dank gegen Gott erweckt haben. Fröhlich aber lebte derweil der jugendliche »Schreiber« von dem ehrlichen Erwerb, bis Geldsendungen ihn erreichten, wo er dann noch eine Weile umsonst schrieb, bis er den Ort und das Geschäft verließ."

Eine recht anschauliche Schilderung des alten Brentano gibt uns *Philipp Nathusius* in einer Anmerkung zu unserm Aufsatz: mit Grüßen von der Bettina, seiner Freundin, die ihrer Freundschaft im Briefroman *Ilius Pamphilius und die Ambrosia* ein Denkmal setzt, war er zu ihrem Bruder gekommen; doch lassen wir ihm selber das Wort[1]: „Es war im Herbst des Jahres 1837, als der Volksblattschreiber als ein Knabe, dessen Sinn nach dem Lande Italia stund, zu München in Herrn Clemens Zelle trat. Der saß am Schreibtisch zwischen großen Folianten in der etwas gotisch (mit Faust zu reden) »vollgepfropften« künstlerisch nachlässig verzierten und poetisch dämmernden Zelle und schaute den Eintretenden fragend an. Er hielt ihn etwa für einen armen Künstler, der ein Anliegen um Viaticum hätte. Dergleichen mochten wohl öfters vorsprechen. Dann aber, als ich mich zu erkennen gegeben, war der Empfang sehr wohltuend herzlich. Wenigen Menschen ist es gegeben, andern gegenüber, zumal beim ersten Begegnen *ohne Umstände* und doch nicht ohne Zartgefühl zu sein. — Doch was schwätz ich: ich soll ja nur sagen, wie Herr Clemens ausgesehen hat. Er war ein untersetzter starker Mann von nur sehr mittlerer Größe, in den Zügen seiner vielgenannten Schwester — wer sie etwa aus dem Bilde oder von Angesicht kennt — auffallend ähnlich, nur diese Züge ins männlich Stärkere und etwas Vollere übersetzt. Deutsches Gemüt und italienische Lebendigkeit verbanden sich in diesem sprechenden Gesicht, im freundlichen Auge lag jugendliches Feuer, und wenn ich's nicht seitdem aus der Literaturhistorie erfahren, würde ich noch heute nicht glauben, daß der straffe Mann, mit dem ich da etliche Tage auf den Straßen und Spaziergängen Münchens und an den lieblichen Ufern und Fällen der Isar gewandert bin, und der so teilnehmend in eines kaum erwachsenen Knaben Welt einzugehen wußte, damals 59 Jahre alt gewesen ist. — Dazu trug er einen schlichten braunen Überrock mit stehendem Kragen, über schwarzem Unterzeug, einen niedrigen Hut mit breiter Krämpe und einen einfachen Stab. Bei einem Glase Bier mit Brot in einem der Gärten vor dem Tore ließen wir uns dann wohl nieder und erzählten einander; selten habe ich mich jemand, noch dazu einem berühmten Manne gegenüber, so frei und vertraut gefühlt, habe mir auch den Eindruck seines herzlichen Wohlwollens nicht dadurch stören lassen, daß man mir später sagen wollte, so finge er's eben an, um Proselyten zu machen. — Er zeigte mir die Bilder zu seinem eben vollendeten »Gockel, Hinkel und Gackeleia«[2] und erzählte mir, wie sie ihm erst keiner recht machen gekonnt, bis er selbst sie angegeben und nach seiner Erfindung habe zeichnen lassen. Er lehrte mich die feenhaften Töne der Bergzither kennen, die ein junger Blinder schlug; machte mich mit einem armen Maler bekannt, den er beschützte; machte mich aufmerksam auf die in neueren Meistern wiederauflebenden naiven Züge altchristlicher Kunst und gab mir einen Brief an *Friedrich Overbeck* nach Rom mit.[3] Aus seinem Munde zuerst hörte ich auch etwas von Anschauungen konservativer Politik; so weiß ich noch, daß er mir erzählte, wie *Ringseis*, der Arzt, beim Eisenbahn-Expropriationsgesetz in der Münchner Kammer den Liberalen das Wort Gottes aus dem Katechismus als das stärkste der Argumente entgegen gesetzt habe: »Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus usw.«[4] »Das sind echt konservative Männer, meine Freunde, die so auf das Recht halten«, setzte er hinzu. Mir war das fast verwunderlich damals, doch machte es auf mich einen tiefen Eindruck. — Von eigentlich innerlicheren religiösen Dingen, mir damals ein fremdes Gebiet, erinnere ich mich nicht, daß die Rede gewesen wäre. Doch erzählte er mir von den barmherzigen Schwestern (gerade in jenen Tagen kamen ihrer einige durch München, durch seine Vermittlung aus Frankreich gerufen, um ein Schwesternhaus in Prag zu begründen, ich sah sie bei ihm, als ich Abschied nahm), ja er machte mir den — doch mehr als ein Bild hingezeichneten — Vorschlag, ihnen auch in meinem Wohnorte, einem ehemaligen Kloster, einen Aufenthalt zu bereiten. Daneben konnte

1 Zum folgenden vergleiche man die Beschreibung, die anläßlich des ersten Besuches des jungen *Eduard Steinle* im selben Jahr von Diel: Biographie Bd. II, S. 501 f. entworfen wird; ferner die Begegnung mit *L. E. Grimm* in dessen Erinnerungen 1911, S. 483 ff. Das von H. Cardauns, C. Brentano, Beiträge Köln 1915, S. 17, Anm. 2, zitierte Werk von L. Clarus blieb mir unzugänglich.

2 S. den Brief vom 27. Febr. 1837 Ges. Briefe II, S. 359. Das Märchen erschien 1838 in Frankfurt bei Schmerber.

3 S. F. Binder: Histor. pol. Blätter Bd. 45 über das Verhältnis des Malers zu unserm Poeten.

4 S. Diel-Kreiten l. c. S. 463 u. 465. S. über den damaligen Kreis Brentano, auch W. Kosch: Bayerische Staatszeitung 4. Juni 1914, Nr. 128.

Digitized by Google

er mir denn freilich auch wiederum den Vorschlag machen, in München einen Gasthof anzulegen, deren es noch nicht *einen* guten gab. Er mochte wohl die hohen und tiefen Töne auf dem jungen Instrumente einmal probend anschlagen wollen. Überhaupt war nichts Auffallendes oder gar Gezwungenes in seinem gewöhnlichen Wesen. Er konnte ganz wie in hergebrachter Weise harmlos lebensfroh sein, ja wir verstiegen uns wohl bis zu einem Glase Champagner, und wenn ihm der wohl ungewohnte Trank über die Lippen perlte, dann ward sein Auge immer dunkel geheimnisvoll leuchtender, seine Züge immer bizarrer gleich eines Propheten Angesicht, und dann ergoß sich seine Rede in apokalyptischen Gesichten über die Zeit und ihre Zeichen, daß mich schier ein Grausen überlief.[1] Die Zerstörung alles Volkstümlichen, Naiven, Kindlichen, Poetischen — war sein tiefer Schmerz; in einer Lokomotive, die die Kultur auch in abgelegene glückliche Landstriche brachte, sah er den Satan leibhaftig durch die Länder schnauben; und das kalte Verstandeswesen, die moderne Impietät und wüste sittenlose Zerfahrenheit, der er grollte, konzentrierte sich in seiner einseitigen Anschauung (es war kurz vor der Kölner Katastrophe)[2] auf das protestantische Norddeutschland, auf Preußen, auf Berlin. *Steffens*[3], mit dem wir in jenen Tagen in München zusammentrafen, seinen Jugendfreund, meinen in allen seinen Schwächen mir so liebenswürdigen Lehrer, vor dessen Lehrstuhle ich kürzlich gesessen, nannte er (mit einer Anspielung auf seine Schrift »wie ich wieder Lutheraner ward« und auf Coopers Mohikaner) »den letzten Lutheraner«. — Nun sie stehen seitdem, beide Jugendfreunde, der Lutheraner und der Katholik, vor Gott, der ihnen beiden gnädig sein wolle, und — so hoffen wir — haben sich Hand in Hand gefunden.

Auch bei *Görres* führte Clemens mich eines Abends ein, wo wir zwei auf der Durchreise begriffene Väter des Jesuitenordens in ihrer Ordenstracht trafen. — Auffallend war mir noch eins: er hatte mir versprochen, mir nach Tirol Briefe mitzugeben, wo ich etwas mir gewiß Interessantes sehen und hören würde (ich hörte später, er habe damals mit einer Nonne in Tirol, bei der sich ähnliche Erscheinungen zeigten, wie der von Dülmen, in viel Verkehr gestanden); als ich ihn beim Abschied um jene Empfehlung bat, ging er kurz darüber weg; er mochte mich doch zu unreif oder zu norddeutsch-verständig gefunden haben.

Das war Clemens Brentano, treu abgemalt, wie er sich mir in einigen flüchtigen Tagen darstellte. Ich fürchte fast, ich habe des Unbedeutenden zu viel gesagt. Es sollte nur einen Eindruck wiedergeben. Sein Andenken ist mir immer lieb geblieben, darum ging auch der Mund . . über. — Gott habe ihn selig." — —

Mit den wärmsten Worten kommt der ungenannte Verfasser am Schluß auf die Sammlung der Märchen durch Guido Görres zu sprechen, und auch dieser höchst persönliche Ausklang des Ganzen sei hier wegen der gewinnenden Form wiedergegeben: „Außer dem Märchen von Hinkel, Gockel und Gackeleia und dem Myrtenfräulein, war darin, soweit unsere Kenntnis reicht, alles neu, spielend in wunderbar zauberischer Frische, von einem Schmelz überhaucht, davon Worte keinen Begriff geben können; wenn freilich nicht alles auf *einer* Höhe steht. Die beiden Bände schön und groß gedruckt, 1846 bei Cotta erschienen, kosten, irren wir nicht, nahe an fünf Taler. Man sollte familienweis sich zusammentun, sie anzuschaffen. Wenn du, lieber Leser, von Ursulus und seiner Mutter, im tiefen Turm, dahinein die frommen Vöglein Speise tragen, und Blumen den Kruzifix schmücken, erzählen solltest in der Dämmerstunde, wenn das Feuer im Ofen knistert und das Schneelicht in die Fenster scheint, so wird dein kaum vierjähriger Knabe die Worte von den Lippen dir pflücken und deine Großmutter — wir wünschten, du hättest eine solche — wird innehalten mit dem Spinnrade, die Kreuzzeitung aus der Hand legen, oder sie wird in Arndts wahres Christentum, darin sie im Halbdunkel mehr mit der Seele als den Augen gelesen, das Lesezeichen an seinen Ort tun und den schweren Einband zuschlagen, um deinen Worten zu lauschen, während ein süßes Lächeln über die ernsten Züge spielt. — Wir haben es aus täglicher Erfahrung, daß die früheste Kindheit, das höchste Alter dieser Märchen sich freut, und was dazwischen liegt, mit frischer sowohl als vollgereifter Empfänglichkeit für das Schöne der Frömmigkeit und das Fromme der Schönheit und den harmlosen Scherz und das wunderbar Ahnungsreiche des Geistesblitzes — sollte es minder daran sich erfreuen?"

Zum Schluß warnt er davor, „wie weiland Ehrn Voß es getan, Anstoß zu nehmen an Brentanos Schriften und einen giftigen Dolch zu suchen im Kelche der duftenden und farben-

1 Vgl. dazu Emma v. Niendorf: Aus der Gegenwart. Berlin 1844.

2 Verhaftung des Erzbischofs von Köln, Droste-Vischering 20. Nov. 1837 durch die preußische Regierung.

3 S. Heinrich Steffens: Was ich erlebte, 1840, Bd. VI.

Digitized by Google

glühenden Wunderblumen, weil sie innerhalb des Bereiches der *katholischen* Kirche erblüht sind."[1] „Warum der bedeutendsten, der klangvollsten, der reichsten Dichter einer so wenig erwähnt, gelesen, angeführt, geliebt wird, warum er namentlich *da*, wo er nicht übergangen werden *kann* (Mundt), so klug und vornehm abgetan wird, möchte weder leicht noch erfreulich zu ergründen sein. Wir fügen hinzu: in seiner Ganzheit ist er nicht allein nicht *er*kannt, sondern auch gar sehr wenig *ge*kannt."

In dem angehängten Schriftenverzeichnis werden Strambergs bibliographische Angaben ergänzt und erweitert[2]; nach seinen Angaben wurde das Spiel Victoria und ihre Geschwister schon vor 1817 mehrfach früher gedruckt, wovon sich anscheinend kein Exemplar bisher gefunden hat. Ebenso behauptet er von der bekannten Ballade: Die Gottesmauer, daß sie zuerst als fliegendes Blatt gedruckt sei. Der Verfasser des Aufsatzes hatte um den Abdruck des mit eingesandten Gedichtes gebeten: „wer es kennt, wird es gern wiedersehen und den Raum ihm gönnen, und wer's nicht kennt, o dem wüßten wir kaum lieberes zu bieten!" aber die Redaktion bemerkte dazu: es sei doch wohl zu bekannt, um einen Abdruck zu rechtfertigen.

Als jedoch noch von anderer Seite der Druck der Gottesmauer gewünscht wurde, insbesondere von einem Unbekannten in Hamburg[3], „der Brentano seit 1807 in Heidelberg, Frankfurt und München persönlich gekannt und lange an dessen Schriften gesammelt hat, aber die Gottesmauer dennoch nicht kennt", wurde das Gedicht am 3. Mai 1851 im Volksblatt abgedruckt, obzwar es „in mehreren Sammlungen" (?) stehe, und zwar mit einer Melodie von *Louise Reichardt*, die C. Reinthalers Werk „Des Königs und des Volkes Freude" 1840 entnommen wurde. Die Textfassung war eine andere, als sie der bisher bekannte Erstdruck bei Wackernagel: Auswahl deutscher Gedichte 1832, S. 446 ff. bringt, dessen Text hingegen dem „Jugendfreund für Schule und Haus" 1838 zugrunde lag, davon die Varianten im Volksblatt gegeben werden.[4] Einer weiteren Bemerkung ist zu entnehmen, daß der geschichtliche Vorgang vom 5. Januar 1814, der Brentanos Gedicht zugrunde lag, in J. A. Kannes Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi und für dasselbe, Nürnberg 1815 aufgezeichnet wurde.

Mehrere Zuschriften aus seinem Leserkreis druckte Nathusius im Volksblatt ab, die beweisen, wie wertvoll jene Mitteilungen über den Dichter waren. Ein Einsender[5] meint sehr mit Recht, die Unbekanntschaft mit Brentano habe ihren Grund weniger in der Gleichgültigkeit gegen den Dichter, als in der Unzugänglichkeit der Werke und fordert darum die Veranstaltung einer billigeren Ausgabe. „Ich für meinen Teil habe den sinnigsten der deutschen Dichter erst kennen gelernt, als mir der Zufall vor mehreren Jahren das wunderliebliche Märchen: Gockel, Hinkel und Gackeleia in die Hände spielte und ich fühlte mich davon so angezogen, daß ich mich nicht enthalten konnte, in diesen Blättern darauf hinzuweisen (Volksblatt 1846, Nr. 81). Seitdem hab ich auch die Märchen zum Besten der Armen und manches andere von Brentano gelesen; eines des reizendsten ist das Märchen vom Murmeltierchen; als die Krone seiner bezaubernden Poesien erscheint mir jedoch die *Chronik eines fahrenden Schülers* . . ."

---

1 Trotzdem mußte Nathusius in Nr. 37 vom 7. Mai anmerken: „dem Herausgeber sind auch einige Stimmen zugekommen, die sich bedenklich über die Empfehlung dieses katholischen Schriftstellers (!) aussprechen". Demungeachtet druckt er ein neues Lob für den Dichter ab „umso unbedenklicher, da es von einem protestantischen Theologen herrührt" (!!)

2 Ergänzt durch die Gottesmauer, die Geschichte von Herrn Publikum, das Märchen von der Kunst und Wissenschaft. Gegen das abfällige Urteil Strambergs wird das Spiel Victoria gerühmt und in Hinsicht darauf und den Rundgesang Rheinübergang bemerkt: „Tief und echt lebte in Herrn Clemens das vaterländische Gefühl und er hat es schmerzlich beklagt, daß seine schwache und gerade in jener Zeit höchst schwankende Gesundheit ihm nicht gestattete, unter die Reihen der Kämpfer sich zu stellen."

3 Gedruckt in der Nr. 30 vom 12. April 1851. Der Unbekannte schreibt ferner: „Wünschenswert wäre überhaupt, eine reichliche Auswahl aus den Schriften dieses Dichters drucken zu lassen, von dem ich, ihn anführend, schon vor vielen Jahren öffentlich sagte: *»daß er es verschmäht habe, ‚Deutschlands' Dante zu sein«*" [wann und wo?]. Dem schließt sich Nathusius an und meint, der Verfasser des Lebensumrisses wäre der *berufenste*. Der Unbekannte möchte diesen ihm vermutlich Bekannten jene Aufgabe recht ans Herz legen.

4 Max Preitz in seinen sorgfältigen Anmerkungen zur Gottesmauer: Brentanos Werke 1914, Bd. II, S. 478 f. scheint eine Fassung des Gedichtes nicht zu kennen, die aus dem Abdruck des Volksblatt zu konstruieren ist mit folgenden Varianten zu seinem Text Bd. I, S. 152 ff. und dem Wackernagels: 1. Pforten 2. der Feinde 33 mir 33 Trommelwirbel ringsum 43 Lärmen, fluchen, pochen. 61 f. Welch Gebrülle, welch Getöse / Welch Gewiehre, welch Geschwirr. 64 f. Ach die Fenster, klirr klirr klirr! Hurra, Stopi, Poschka, Kurme 67 Turbe 72 Sang 84 Sprach. 87 Hats dem Feind vor ihr gegraut.

5 Anfrage und Bitte 12. April 1851 des Volkshlatts. Unterzeichnet mit F. J. St. . . . . Die Anfrage bezieht sich auf den Erstdruck der Chronika eines fahrenden Schülers, die ihm nur als Bruchstück aus Wackernagels Lesebuch 1837 bekannt war.

Digitized by Google

„Noch etwas über Clemens Brentano" brachte das Volksblatt in seiner Nummer vom 7. Mai 1851; der ungenannte Verfasser[1] erinnerte sich durch die Lesung des ersten Aufsatzes „von neuem eines wunderlieblichen Spruches, den der Frankfurter Patriziersohn einst einer schönen Frau ins Stammbuch schrieb und von dem ich nicht weiß, ob er schon einmal gedruckt ist. Den schicke ich Ihnen:

‚Engel, die Gott zugesehn —
Mond und Sonn' und Sterne bauen,
Sprechen, es ist auch schön,
Mit dem Kind ins Nest zu schauen.'

Das sind vier Reihen und doch geben sie einen weiten, breiten Kommentar zu dem ganzen Herzen und Sinnen Brentanos." Weiterhin sagt er, das deutsche Volk solle solche seltenen Männer, die mit allen Wurzeln ihres inneren Lebens in der tiefen Erde des eigentlichen Volkstums und der eigentlichen Volkssitte wohnten, doppelt wert halten. „So sehr auch nach göttlicher Fügung das deutsche Volk zersplittert ist, so hat es ihm doch niemals an Menschen und Richtungen gefehlt, in die seine heilige und schöne Eigentümlichkeit ganz und ungetrübt aufging. Und ich glaube auf Ihre Zustimmung rechnen zu können, wenn ich Brentano zu diesen zähle ... in seinen Märchen und Liedern und Geschichten. Viel hat ihn bei dieser seiner Darstellung des ungestörten, naiven Deutschtums begünstigt, auch der Ort, wo er geboren wurde, dies schöne heitere Frankfurt a. M., dessen Signatur er so deutlich an der Stirn trägt. Wie sich schon in dem Volke und der Sitte dieser Stadt vielleicht für jetzt am glücklichsten der große Gegensatz zwischen Norddeutschland und Süddeutschland findet und ausgleicht: so vorzüglich in ihren befähigteren Kindern, in dem großen Goethe und dem ihm oft so ähnlichen Clemens Brentano. Solche Männer aber, die wie eine freudige, zukunftsvolle Weissagung in einem zerspaltenen und verwirrtem Volke aufstehen und mitten unter den Gegensätzen in aller Ruhe ihrer Natur den reinen, einigen, deutschen Geist wiederspiegeln, können von einem Volke, das nun einmal seinen Namen und die Heiligkeit seiner Geschichte nicht aufgeben will, nie genug betrachtet werden"...

Mit dieser heute, wie damals nur zu begründeten Mahnung nehmen wir Abschied von diesen alten, unbekannten, warmherzigen Brentanofreunden.

1 Er hat mit H. K. unterzeichnet und ist jener oben erwähnte protestantische Theologe.

Digitized by Google

„Der Gott und den Menschen wohlgefällige Christliche Kaufmann".

Heinrich Meisner zum 70. Lebensjahr.

Eine Untersuchung von Fritz Behrend in Berlin.

In dem also betitelten Werk findet sich im Anfang ein „Sende-Schreiben, in welchem erwiesen und dargethan, daß die öffentlichen Bücher-Auctiones denen Gelehrten nicht allein schimpflich, sondern auch höchstschädlich und nachtheilig sind; worinnen zugleich die List und der Betrug so dabey vorgehet, offenbahret und an Tag geleget wird." Herr Antiquar Rauthe in Berlin hat davon einen anastatischen Neudruck in wenigen Exemplaren für den Berliner Bibliophilen-Abend herstellen lassen. Das Werk, welches das „Sendschreiben" enthält, ist recht selten geworden: nur in der Staatsbibliothek zu Berlin und in der Universitätsbibliothek in Göttingen habe ich noch Exemplare gefunden. Ein anmutig-witziges Nachwort aus der Feder Fedors von Zobeltitz gibt dem Neudruck noch einen besonderen Wert. Er bedeutet, den Verfasser des Werkes nicht „herausgekriegt" zu haben, und versichert mit schalkhaftem Ernst, er würde sonst „natürlich eine erfreulich gelehrte Abhandlung über ihn und sein Werk" geschrieben haben.

Die „berufszünftige Welt" hat sich, wie ich dem Nachwort entnehme, um die Verfasserfrage schon mehrfach vergebens bemüht; so sei der Bogen aufs neue gespannt! Nach dem Anonymen-Lexikon von Holzmann-Bohatta[1] wäre Conradus Mel, ein geistlicher Schriftsteller um 1700, der Verfasser: eine irrige Annahme, da von ihm eine völlig anders gearteter „Christlicher Kaufmann" von 1711 herrührt.

Unser Opus, das nach seinem Untertitel die „Ursache der großen Armut und den entsetzlichen Geldmangel in Teutschland" aufdecken will, bietet einen Hauptteil von 832 Seiten, dem zwei breite Anhänge folgen. Der erste handelt über den erloschenen Kredit, ferner über Kornschinder, Geldmacher und Konsorten, der zweite aber betrifft Bankerottierer, Falschmünzer, Kipper und Wipper und ähnliches Gesindel und enthält außer unserem Sendschreiben ein Verzeichnis der Spitzbubensprache und allerlei churbrandenburgische Edikte gegen das Bettler-Unwesen, deren letztes Berlin 4. Dezember 1717 unterzeichnet ist. Eine Reihe von schlechten Kupfern verunziert die Anhänge. Angaben des Druckorts fehlen allenthalben; für das Druckjahr steht beim Hauptteil die Angabe: „gedruckt im Jahr, da Angst und Noth am größten war" (wiederholt beim 2. Anhang), beim ersten Anhang: „gedruckt im Jahr, da Kredit erloschen war".

Um einen festen Ausgangspunkt zu gewinnen, könnte man daran denken, diesen Umschreibungen der Druckzeit etwas zur Datierung abzugewinnen. Welche Jahre aber kommen nach unserer Geschichtschreibung in Betracht? Etwa 1621, wo sehr viele Flugschriften vom toten Kredit handeln, oder 1648, da der Friede das große Elend erst recht übersehen ließ? Zu denken wäre ferner an 1663, an die Zeit der Türkengefahr, da nachweislich unsere Angaben sich wiederfinden, oder schließlich an die Jahre des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts, wo eine Finanzmisère sondergleichen nicht nur in Deutschland herrschte, wo wir Münzen von 1716 oder Papiere mit der Umschrift finden:

„Kredit ist mausetot,
Bankerott ist à la mode."

Wir sehen, die Konkurrenz der elendesten Jahre ist erschreckend groß; auf ein bißchen mehr oder weniger kommt es da nicht an: „Kredit ist tot", wird zur typischen Zeitangabe. Wir müssen vom Holzweg zurück![2]

---

1 Der alte Joh. Christoph Mylius drückte sich in seiner Bibliotheca anonymorum et pseudonymorum, Hamburg 1840 unter Nr. 2167 sehr vorsichtig aus: ‚non satis constat an hic liber („Der Gott und den Menschen wohlgefällige christliche Kaufmann") idem sit cum libro „Der christliche Kaufmann" Frankfurt 1711 in 8°, quem librum debemus Conrado Mellio Inspectori quondam Hersfeldensi". Holzmann-Bohatta haben diesen Zweifel übersehen und nehmen zu Unrecht die Identität beider Werke an.

2 Noch 1752 erschien eine Schrift: „O weh, Kredit ist mausetot" von Gottlieb Wahrmund; s. Weller, Lexic. Pseudon.

Digitized by Google

Soviel ist klar, daß das Gesamtopus nicht vor 1718 herausgekommen sein kann. Ein glücklicher Griff nach dem „Allgemeinen Europäischen Bücherlexikon" von Georgi (1742) belehrte mich nun, daß unser „Gott und den Menschen wohlgefällige christliche Kaufmann" in der Tat 1718 bei Christian Gensch in Frankfurt a. M. erschienen sei. Solange nicht begründete Einwände erhoben werden, dürfen wir uns an diese Feststellung halten. Nach Georgi können wir uns ganz gut ein Bild von der Tätigkeit dieses Verlags von Christian Gensch machen: er beginnt 1671 mit einem Predigt-Werk „Der gekreuzigte Christus" und endet mit dem 67. Werk, wenn mich meine schnellen Auszüge nicht täuschen[1], 1733 mit einem Buch des Titels: „Die Perle der blühenden und florierenden Kaufmannschaft von Europa oder der politisch-kluge und wohlerfahrene Kaufmann". Ob Christian Gensch wirklich bis 1733 selbst verlegt hat — er müßte danach ein sehr hohes Alter erreicht haben —, ob unter seinem Namen von andern weitergedruckt ist, vermag ich nicht zu sagen. Den Schwerpunkt des Verlags bildet die theologische, kirchenrechtliche und kirchengeschichtliche Literatur; aber auch pädagogische, moralische, philologische, historisch-antiquarische, juristische, ja technische Bücher (wie Ludwig Hornicks 4 Fragen, die Apotheker und Materialisten betreffend, 1697) finden sich. Kuriositätsbücher wie Kormanni opera curiosa VI tractatibus distributa, 1696 fehlen nicht. Die eigentliche Schundliteratur scheint durch ihn nicht vertreten, wie denn die gesamten Verlagsartikel den Eindruck einer gewissen Solidität machen.

Welcher Feder aber bediente sich Gensch bei unserem Werk? oder waren es mehrere Federn? — Da die Stücke zum Teil einen sehr verschiedenen Charakter tragen, vermuten wir von vornherein das letztere.

Einen wertvollen Hinweis finden wir am Ende des vorn (hinter der Einleitung) abgedruckten Registers, wo der Inhalt des 1. Hauptteils noch einmal also zusammengefaßt wird: „Geldmangel in Teutschland und desselben gründliche Ursachen, nach Anleitung des warhaften Verlaufs des in unserm Vaterlande von etlich vielen Jahren her verführten Wesens und Wandels an Tag geben auch mit alten und neuen anmutigen Geschichten, nutzbaren politischen Regeln und Lehrens Arten auch allerhand erbaulichen Neben-Discursen, Rechts- und andern Fragen ausgezieret durch Gottlieb Wahrmund."

Wer versteckt sich aber hinter diesem Gottlieb Wahrmund? Holzmann-Bohatta verzeichnen unter diesem Pseudonym zwei Männer: Gottlieb Hosemann (1664)[2] und Johann Lyser 1679.[3]

In Wellers Pseudonymenlexikon findet sich außerdem noch G. Hofmann, 1708. Hofmann[4] geb. 1669 zu Stuttgart, 1691 Diaconus zu Stuttgart, 1717 Professor theol., Stadtpfarrer u. Ober-Superattendent des Stipendii, † 1728, kommt als süddeutscher Theologe nicht in Betracht. Johannes Lyser[5], 1631 zu Leipzig geboren, 1664 Inspector und Pastor in Schulpforta, wegen seiner Schriftstellerei zu Gunsten der Polygamie verfolgt, † 1684, wird wegen seiner uns vorliegenden Schriftstellerei auch nicht in Frage kommen. So bliebe nur noch Gottlieb Hosemann, über den ich zunächst weiter nichts beizubringen vermochte. Zedler kennt ihn nicht.

Wir müssen aber damit rechnen, daß noch eine ganze Anzahl uns nicht bekannt gewordener Männer sich dieses Pseudonyms bedient hat.[6]

Entscheidend aber wird sein, ob wir Gottlieb Wahrmund als Redactor des Ganzen oder nur als Verfasser des 1. wichtigsten Teils aufzufassen haben, und damit haben wir die Frage der verschiedenen Verfasser des Sammelwerks aufgeworfen.

Sie richtig zu scheiden, wird dadurch erschwert, daß der Gesamtredactor die Spuren der Entstehung zu verwischen gesucht hat: so scheint es wenigstens. Bei schärferem Zusehen werden doch Fugen bemerkbar.

Der 1. Hauptteil von 832 Seiten behandelt in 22 Kapiteln die Ursachen der großen Armut; ein 23. letztes Kapitel ist ohne inneren Zusammenhang angefügt und wird durch eine

1 Schwetschke, Codex, Nundinarius, Halle 1850, dem nur mit Vorsicht zu folgen ist, entnehme ich folgende Angaben: Christian Gensch 1679 1 Werk, 80 . . 1, 81 . . 2, 82 . . 3, 84 . . 1, 85 . . 2, 89 . . 2, 90 . . 28, 91 . . 9, 94 . . 5, 95 . . 9, 1701 . . 1, 1707 . . 8.

2 Unter Hinweis auf Peter Dahlmann, Schauplatz derer unmasquirten und der masquirten Gelehrten, Lpz. 1710.

3 S. Dahlmann u. Vincentii Placii Theatrum anonymorum et pseud. Hamb. 1708.

4 S. Bouginé, Handb. der Litteraturgesch. IV (1791) S. 306.

5 ebenda II (1790), 447.

6 Weller führt als nicht enthüllte Benutzer dieses Pseudonyms noch an: der vorwitzige Tadler (über den Krieg im Elsaß) 1677; Sendschreiben an N. C. Lynckern 1699; O weh Kredit ist mausetot, 1752.

Digitized by Google

Fürstl. Sächsische Mehl-Wagen-Ordnung, gegeben Eisenach 9. Februar 1700, ausgefüllt. Schon beim flüchtigen Lesen aber hat man den Eindruck, daß die vorangehenden Kapitel mindestens um ein Menschenalter vor 1700 verfaßt sein müssen. Die Nachprüfung bestätigt das. Im Vorwort spricht der Verfasser dieses Teils „von den in verwichenen Jahren solange ausgestandenen und jetzo von den Türken aufs neue angesponnenen Kriegsbedrängnissen": Türkenkriege gab es ja gegen Ende des 17. Jahrhunderts mehrere. Weiter führt uns die Angabe[1]: „Es ist aus den heutigen Geschichten bekandt, daß der Türk auch unter andern, dieses vor eine Ursache des wider die Römische Majestät angesponnenen Krieges vorwendet, daß seinen Grenzen zu nahe von dem tapferen Feldherrn Grafen Niclas Serin eine Festung Namens Serinvar gebauet sei, welche er geschlichtet und weg gethan wissen will." Um Gran, Neuheusel und Serinvar aber ging es im Kriege, den der Großvesier Ahmed Coprülü 1661 begann. Am 7. Juni 1664 wurde Serinvar erobert und zerstört.[2] Also 1664 vor der Eroberung von Serinvar hat der Verfasser zur Feder gegriffen, in einer Zeit, wo die besten Publizisten das schläfrige Reich, ja Europa zum Kampf gegen den Erbfeind wachriefen, wo Konring seine berühmte Sammlung von Türkenschriften herausgab. Den Erfolg stellte der Sieg bei St. Gotthard an der Raab August 1664 dar, dem aber ein schlechter Friede folgte.

Wir kommen aber in der Aufhellung der Entstehungsgeschichte noch weiter. Der Verfasser erzählt (S. 30): „Ich muß aber hierbey und ehe ich die erste Ursache beschließe, erwehnen, daß nachdem dieses Werkgen meistenteils schon vor etlichen Jahren zu Papier gebracht, aber aus sonderbahren Verhinderungen nicht so bald zum Druck befördert werden können, der jetzige Türken-Krieg Anlaß gegeben, nachgesetztes anzuhängen." Es folgt dann ein geschichtlicher Überblick über die Türken.

Daß diese Angabe „schon vor etlichen Jahren zu Papier gebracht" stimmt, läßt sich beweisen. Der Reichstagsabschied von Regensburg 1654 scheint nicht zu weit zurückzuliegen (S. 343). Wahrmund redet von den Präadamiten und einem vor kurzem über sie erschienenen Buch (S. 559), meint damit Joh. Peyserius' systema theologicum ex praeadamitarum hypothesi, 1655. Das bringt uns in die zweite Hälfte der fünfziger Jahre. Von der Kapitulation bei der 1657 erfolgten Wahl Kaiser Leopolds[3] ist die Rede. Auf diesen Zeitpunkt ungefähr weist auch die Angabe über die Politik der Holländer[4] im Nordischen Krieg, der durch einen Frieden (den von Oliva 1660?) bereits beendet zu sein scheint. Nehmen wir nun auch an, daß diese Notiz zu den Zusätzen gehört, so werden wir als Zeit der 1. Niederschrift die Jahre 1658/59 etwa erschließen.[5] Ende 1663 oder Frühling 1664 hat dann der Verfasser nochmals zur Feder gegriffen und das Türkenkapitel eingeflickt.

Diese Schlüsse mögen an sich bündig sein: dem steht gegenüber, daß der Geldmangel mit einem Edikt von 1700 abschließt. Trotzdem die Angabe: verfaßt durch Gottlieb Wahrmund, durch die Stelle, an der sie steht, den Schluß auf den Verfasser des 1. Teils zuläßt, ausgeschlossen ist es nicht, daß der Verfasser des Ganzen sich hinter diesem Pseudonym versteckt hat: also der Mann, der rund 50 Jahre später den 1. Traktat durch Zusätze aufschwellte und, wie wir annehmen müßten, herausgab. Eine Betrachtung allgemeiner Art führt einen Schritt weiter.

Der Gesamttitel lautet ja: „Der Gott und den Menschen wohlgefällige christliche Kaufmann". Daß dieser Titel erst im beginnenden 18. Jahrhundert gegeben ist, leuchtet ein: entspricht er doch dem in der breiten Masse befestigten und verflachten Pietismus, dem Pietismus, der um 1710 etwa nicht nur einen „Gott wohlgefälligen Schuhmacher", sondern auch einen „Gott gefälligen Teetrinker" zeitigte.[6] Der Traktat aber, bei dessen Register der Name Gottlieb Wahrmund steht, „Geldmangel in Teutschland und desselben gründliche Ursachen . . ." sieht seinem Titel nach weit mehr nach dem 17. Jahrhundert aus.

---

1 S. 128, s. auch S. 30.

2 Hammer, Geschichte des Osmanischen Reichs VI, 1830, S. 124.

3 S. 531.

4 S. 9.

5 S. a. S. 214, „in neulichen Jahren Joh. Theodor Sprenger tract. de bono principe": erschien 1652. — Das schließt nicht aus, daß ihm Kollektaneen älterer Zeit bereits damals vorlagen: seine Bemerkungen S. 204 über den spanischen Herzog d'Olivarez, gestürzt bereits 1643 und (S. 551) den Grafen Strafford, 1641 hingerichtet, lassen das vermuten: 1658 waren das bereits halb vergessene Facta.

6 1714 erschien nach Georgi „Jesus der himmlische Kaufmann" in 7 Passionspredigten von Klotz; 1738 noch „Die christliche und wohlgefällige Kaufmannschaft" in zwei heiligen Reden von Carl Gottl. Hoffmann.

Digitized by Google

Um 1663/64 konnte ich freilich zunächst kein Buch dieses Titels feststellen: die Nachprüfung der Angaben von Holtzmann-Bohatta aber ließ mich zu Peter Dahlmann „Schauplatz derer masquirten und demasquirten Gelehrten (Lpz. 1710)" greifen, und dort fand sich bei Gottlieb Wahrmund die Angabe: „Vom Geldmangel in Teutschland. Man sagt, daß der Marggräfliche Bayreuthische Hosemannus hiervon der Verfertiger sey". Und nicht lange darauf hatte ich sein Werk in Händen: „Geldmangel in Teutschland und desselben gründliche Ursachen . . . ausgezietet durch Gottlieb Wahrmund, Bayreuth, gedruckt bey Johann Gebhard, A. C. 1664". Mit Ausnahme des Titelkupfers und der ihn begleitenden jämmerlichen 12 Reimstrophen ist sein Werk mit Haut und Haaren in unsern „christlichen Kaufmann" übergegangen. Meine Erwägungen fanden so eine überraschende Bestätigung. Daß ein Bayreuther Beamter, noch dazu des Vornamens Gottlieb, Verfasser des in Bayreuth erschienenen Buches ist, hat so viel für sich, daß wir bis auf weiteres *Gottlieb Hosemann* als den gesuchten Verfasser gelten lassen können.

Bei meiner Suche nach Hosemann fand ich nun, daß Adelung, der Fortsetzer Jöchers, ihm (er schreibt Hosmann) noch drei weitere Werke zuschreibt, nämlich „den abgezogenen Französ. Staatsrock u. deutschen Schutzmantel o. O. 1675". 4^0; ein „geistliches Passionsgärtlein", Budissin 1680, 12^0 u. „Religionem Ruthenicam seu Moscowiticam in deutscher Sprache, Freyst. u. Lpz. 1698, 8^0. (Adelung II [1787] Sg. 2154)." Was es mit diesen Werken auf sich hat, werden wir noch berühren. Leider ergab die gedruckte Literatur über Bayreuths ältere Geschichte über unsern Hosemann nichts. Auch die Durchsicht der alten Akten weltlicher und kirchlicher Art förderte über ihn nichts zutage.[1]

So muß das, was wir aus dem Buch „Geldmangel in Teutschland" über Wahrmund erfahren, bis auf weiteres die Farben zur Charakteristik Hosemanns hergeben. Daß er kein Theologe war, vermuten wir mit Fug trotz seiner Bibelfestigkeit, die damals Allgemeinbesitz war. Eher sprechen wir ihn für einen Juristen an, der in seiner Jugend auch historische Studien getrieben hat. Denn es klingt so, als ob er in eigener Sache rede, wenn er (S. 377) sagt: „Es ist traun nicht so ein leichtes Ding, einen rechten Juristen zu geben: denn da hat man nicht allein das Kayserliche, sondern auch das Kanonische und Lehen Recht, welche auf Universitäten getrieben und gelernet werden müssen. Meinet einer, er gebe darin einen guten Meister, könne wohl daraus allegiren und disputiren, greift aber hernach zur Advocatur und soll in Bürgerlichen oder Malefiz-Fällen, bei Cantzleyen, Amts- u. Gerichtshäusern (von Kayserl. Reichs-, Hoffrats- u. Cammergerichts-Sachen will ich voritzo nichts sagen) eine Probe seiner Wissenschaft und Kunst thun, so befindet er, daß er aufs neue zu lernen anfangen müsse: denn da sihet man erst, was er für einen Grund geleget, u. wie er seine Kunst an den Mann bringen und ihm auch andern zu nutz machen könne." Hosemann war danach, wie wir mit Fug vermuten, Justizbeamter und war schon ergraut, als er 1664 nochmals zur Feder griff. Er sagt in der Vorrede von sich selbst: „Daß ich etlichen Orten nicht so sehr andern als mir selbsten durch Abbild- und Beschreibung einiger, dem gemeinen Wolwesen schädlichen Laster, eine Regul meines wenig noch restirenden Lebens, in dem mir verliehenen Amte und Stande vorschreibe, damit ich mich dafür hüte." Für den aufmerksamen Leser bedarf es dieses Altersgeständnisses gar nicht: die Gelehrsamkeit, die er einst in sich aufgenommen hatte, ist meist antiquiert. Er schreibt wie die Straßburger Schüler Berneggers († 1640), wie Freinsheim und Böcler es taten; vielleicht hat er sogar in Straßburg zu ihren Füßen gesessen; ein im Allemannischen übliches „zehren" für essen könnte eine Reminiszenz sein; er zeigt sich sehr vertraut mit Justinus, den Bernegger 1632 als Buch erscheinen ließ. Das Ideal einer Gelehrsamkeit, die durch eingeflochtene lustige Historien ergötzen will[2], weist ebenso auf die Berneggersche Schule hin, die darin von dem spröderen Gelehrtenstil der norddeutschen Universitäten vorteilhaft abstach. Freilich im Ausbreiten seines Wissens gleicht auch Hosemann-Wahrmund dem Geizigen, der mit seinen Schätzen spielt. Dieses Wissen zu neuer Erkenntnis fruchtbar anzulegen, war erst Pufendorf und wenigen seiner Nachfolger gegeben. Hosemanns nationalökonomische Kenntnisse sind dürftig. Wie alle Welt, erklärt er sich (S. 649) gegen die Geldausfuhr; was er aber da zur Begründung des Geldmangels aufführt: Abnahme der Bevölkerung, Raub von Gold und Geld, schlechte Festungen, schlechte Justiz, unglückliche Ehen usw. geht über Allgemeinheiten nicht hinaus; das hatte

1 Dem Bibliothekar der Stadtbibliothek sei auch an dieser Stelle für seine Mühewaltung gedankt.

2 z. B. Geldmangel, S. 244, S. 352 u. a. m.

Digitized by Google

schon vor dem Kriege 1613[1] ein Laie in ökonomischen Fragen, der Pastor Sommer in seiner „Ethographia mundi" nicht viel schlechter auseinandergesetzt. Hosemann lobt einmal Hamburgs Armenwesen (S. 520): wie nahe aber hätte es gelegen zu erwähnen, daß Hamburg schon damals in seinen Girobanken vortreffliche Schutzmittel gegen das Finanzelend besaß.[2]

Für die Fachkenntnisse treten gelehrte Zitate in Hülle und Fülle ein: das verlangte damals auch der „curiöse Leser". Demgegenüber aber hat es beinahe etwas Versöhnendes, wenn Hosemann bekennt[3], „Gottseliger Halbgelehrter besser als ein ruchloser Ganzgelehrter." Gelegentlich begegnen wir auch vernünftigen Anschauungen über Fürstenerziehung: Die jungen Prinzen sollen nicht Schulfüchse werden[4]; am Rat sollen auch erfahrene Kaufleute teilnehmen und ähnliches mehr.

Vergebens suchen wir nach stärkeren nationalen Beweggründen, wie sie z. B. die Brandenburgischen Publizisten der Zeit gegen Frankreich beibringen. Nur gegen die Türken findet er, augenscheinlich unter dem Druck der Verhältnisse, kräftigere Töne. Aber es ist recht bezeichnend: als einen Hauptgrund des 30jährigen Elends gibt dieser Quietist an[5]: „Es war unser Teutsches Vaterland einem gar vorwitzigen Menschen ähnlich, dem der Kützel durch Blutlassen pflegt benommen zu werden".

Das ist Sache der Urteilskraft, des Temperaments, nicht so sehr des Alters. Aber es war in der Tat ein alter Mann, der das schrieb. Wenn er Scherze einflickt, so greift er zu dem, was in seiner Jugend galt; er bezieht sich auf Daniel Heinsius' ‚laus asini' oder gibt eine Probe aus Simon Majolus und seinen ‚colloquia postcanicularia' (1617) — 1664 bereits eine Art fliegender Blätter von Anno Toback.

Nicht ohne Absicht bin ich auf diesen Punkt näher eingegangen: war Hosemann 1664 schon der alte Mann, als den er sich gibt, wenn er von seinen „wenigen noch restierenden Jahren" spricht, so ist er schwerlich auch noch Verfasser des „abgezogenen französischen Staatsrocks" (1675), der überdies eine antifranzösische Richtung zu vertreten scheint, geschweige denn späterer Werke gewesen. Adelung hat ihn mit einem andern, der sich des gleichen Pseudonyms bediente, zusammengeworfen.

Manche Angabe in unsern Katalogen, auch dem Gesamtkatalog, ohne dessen wertvolle Hilfe solche Untersuchungen kaum anzustellen sind, wird demnach zu berichtigen sein; wichtiger ist es mir, an einem besonderen Beispiel gezeigt zu haben, mit welcher Vorsicht Angaben alter und neuer Lexikographen zu übernehmen sind.

Über die Anhänge kann ich mich kurz fassen. Kapitel 1 des 1. Anhangs behandelt den Gegenstand „daß Kredit tot sei" und gibt als Einführung eine Verdeutschung der Schrift des Nicolaus Vigelius ‚de fide jurisconsultorum'; der Verfasser sagt, daß diese Schrift, 1582, was richtig ist, vor 107 Jahren erschienen sei, schrieb also 1689. Eigen berührt es, daß dieser 1. Anhang mit den Einleitungsversen des alten „Geldmangels" beginnt. Ob das als absichtliche Irreführung oder eine unbeabsichtigte Verschiebung aufzufassen ist, bleibt zunächst eine offene Frage. Festzustellen, woher die einzelnen Stücke dieses und des 2. Anhanges entlehnt sind, lohnt kaum der Mühe. Kapitel 3 des 2. Anhangs, das von Schatzgräbern handelt, ist einem Halberstädter Skribenten glatt nacherzählt.[6] Das doppelte Verzeichnis der Feldsprache der Gauner[7], um das noch zu erwähnen, ist einfach aus Moscheroschs „Philander von Sittewald"[8] übernommen. Was in Versen von Georg Hanauer, einem gerichteten Gauner, beigebracht wird, spielte in der niederen Volksliteratur eine Rolle. Inmitten dieser öden Kompilation, die zur Füllung auch gelegentlich breite Versstellen aus Rollenhagens „Froschmäuseler" abdruckt, und aus z. T. recht schmieriger Literatur gegriffen ist, findet sich als Kap. 11 unser „Sendschreiben", nach unserem heutigen Geschmack wie eine Oase in der Wüste.

---

1 pars. IV: Geld-Klage d. i. Gründliche Beschreibung der altnewen Klag und Plag, woher es komme, daß sonderlich zu unsern und mehr als zu vorigen Zeiten bei Hohes- und Niderstands Personen fast in aller Welt, bevoraus aber in Teutschland über das Fieber im Beutel gewinselt und geklagt werde, und wie und durch was mittel dasselbe möge vertrieben werden."

2 s. Wilhelm Roscher, Die dtsche. Nationalökonomie an der Grenzscheide des 16. u. 17. Jahrhunderts (Abh. d. Kgl. Sächs. Akad. d. Wiss. 1865, Phil.-Hist. Kl.) S. 263—344.

3 S. 149.

4 S. 371.

5 S. 100.

6 II. Anhang S. 154.

7 II S. 124.

8 Neudruck von Bobertag (Kürschners Nationallitter. Bd. 32) S. 286 f. nach der Ausgabe von 1650.

Digitized by Google

Zu dem, was v. Zobeltitz bereits beigebracht hat, möchte ich noch folgendes fügen. Das Schreiben wird unterzeichnet von Mag. A. W. Pr. zu M. Daß ein Magister und zugleich Prediger damit sich darstellen will, ist unzweifelhaft. Weniger sicher ist mir, daß wirklich (s. v. Z.) ein Theologe der Verfasser war. Goethe, der 1773 einen „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***" ausgehen ließ, war ja, soweit bekannt, doch auch nicht, nicht einmal eine Zeit lang, Landpastor irgendwo bei Sachsenhausen. — Das Schreiben aber verweist auf einen demnächst erscheinenden Traktat eines Dr. Blume über Auktionen; in einem Anhang verbreitet sich dann Dr. Blume im Gespräch mit Magister Dieme über die Hauptpunkte seines Buches. Ob dieses Buch von Dr. Blume wirklich erschienen ist, vermag ich nicht zu sagen. Zunächst müssen wir aber annehmen, daß es 1718 erscheinen sollte. — Waren wirklich die Auktionsverhältnisse damals so besonders drückend?

Während des letzten Viertels des 17. Jahrhunderts hatte sich die Einrichtung von Bücherauktionen von Holland her bei uns einzubürgern gesucht, unter dem heftigen Widerspruch des regulären Buchhandels.[1] In Leipzig scheint Christian Kirchner zuerst Auktionen veranstaltet zu haben: vor 1671 schon sicher deren zwei. Wir wissen, daß er bei der Behörde ein Gesuch für die Abhaltung von Bücher-Auktionen priviligiert zu werden, einbrachte. Später griff der auktionsweise Vertrieb von alten oder gebundenen Büchern auch auf den rohen Sortiment über und erregte dadurch noch mehr den Zorn der gerade geschädigten Buchhändler. Als Leibnizens Vater, der gelehrte M. Johann Friedrich Leibniz, die ihm durch Erbschaft zugefallenen Büchervorräte auf Michaelimesse 1671 versteigern lassen wollte, erhoben „sämtliche Buchhändler allhie" (d. h. in Leipzig; in Wirklichkeit waren es nur 3) einen geharnischten Protest dagegen.

1678 wurden die Auktionen in Leipzig durch ein Reskript in geordnete Bahnen gebracht; eine besondere Auktionsordnung datiert vom 12. Juni 1680. Hier finden wir schon im § 3 „Der Auktionierer solle alle in dem Kataloge genannten Bücher in die Auktion zu liefern schuldig sein bei Strafe eines Reichsthalers von jedem Buch, so nicht vorhanden. § 7 aber bestimmt, daß ein Auktionirer weder selbst noch durch andere licitieren solle und da sich Verdacht ereignen würde, daß der Verkäufer andere subordinire nur zum Schein auf die Bücher zu bieten und dadurch dieselbigen hochzutreiben suche, sollten beide willkürlich, selbst mit Gefängnis bestraft werden. Jeder Bieter habe sein Gebot laut in Zahlen anzugeben. Diese Ordnung bewirkte in Leipzig bei den Buchhändlern bis gegen 1710 etwa eine Beruhigung; in den nächsten zwanzig Jahren aber in der Zeit, wo der Prozeß der Trennung von Verlag und Sortiment wiederbegann und manche große Handlung ihre umfänglichen Sortimentslager durch Auktionen abstoßen wollte, setzte der Kampf mit großer Heftigkeit von neuem ein. Und neben den Auktionen spielen etwas später auch die Bücherlotterien, die Dr. Blume mit besserem Recht als eine Art von Glückstöpfen hätte brandmarken können, eine Rolle. So kündigte z. B. Zedler, der Verleger des großen Universallexikons, 1735 eine solche Lotterie von Büchern im Werte von 10000 Thalern an, „welche dem Publico zum Besten vor 5000 Thaler verlassen werden" sollten. Daß beim Auktionsbetrieb auch fiskalische Interessen mitsprachen, ergibt sich z. B. aus den Verhandlungen, die 1737 der tiefverschuldete Hofrat Sellius in Leipzig wegen einer Auktion zu führen hatte. Er hebt hervor, wie er der Leipziger Universitätsbibliothek die versprochenen 50 Thlr. Bücher „ohne dem, was ihr ordentlich daraus zukommt", abfolgen zu lassen, sich verbindlich gemacht habe. Auch im fiskalischen Interesse liege die Abhaltung der Auktion, da von jedem Hundert Thaler Bücher 18 Groschen Wagegeld gegeben werden müßten.

Mitten in diese Kämpfe für und gegen die Auktionen stellt uns unser Sendschreiben mit seinem Anhang. Es macht den Eindruck, als ob Gensch in Frankfurt selbst oder durch eine besoldete Feder in diesen Kampf gegen die Auktionen eingegriffen habe. Daß gerade theologische Bücher als zu teuer bezahlt angegeben werden, beweist nichts: das konnte ein geschickter Griff des Masquierten, der die Rolle eines Predigers spielen wollte, sein. Wollen wir aber trotzdem wirklich an einen geistlichen Verfasser glauben: er wird um so schwerer festzustellen sein, da es dann ein Dorfpastor gewesen sein muß; denn er gibt selbst an, daß er zur Feststellung der richtigen Bücherpreise sich „in der nächsten Stadt im Buchladen" darüber habe unterrichten lassen. Ich bin aber eher geneigt, darin die Arbeit eines buchhändlerischen Angestellten zu sehen. Das Sendschreiben steht aber, wie wir sehen, inmitten von andern Stücken, die wesentlich vor 1718 entstanden sind. Das mahnt zur Vorsicht. Der Gesamtkatalog ergab auch wirklich, daß unser Sendschreiben bereits 1697 in 4° „zum ander-

1 S. Albrecht Kirchhoff im Archiv für Gesch. d. dtsch. Buchh. XIV (1891), S. 208 f.

Digitized by Google

mahl" erschienen war. Wann die 1. Auflage gedruckt wurde, wer sie lancierte, muß noch eine offene Frage bleiben. Nach 1681 muß sie bestimmt liegen, denn in diesem Jahr erschien der als zu teuer bezahlt aufgeführte „Seelenschatz" Scriveri.

Soviel aber ist gewiß, daß auch in diesem Fall die Firma Gensch ein altes mindestens über zwanzig Jahre zurückliegendes Stück stillschweigend als neu wieder abdruckte; sie konnte sich damit entschuldigen, daß es ein aktuelles Thema betraf.

Um diese Feststellungen zu machen, habe ich das Gesamtopus zerpflücken müssen: eine Rose war es ja gerade nicht, dieses Sammelsurium von z. T. längst antiquierten, z. T. recht fragwürdigen Werken. Auf die Firma Gensch, die sich wohlweislich nicht genannt hat, fällt dabei ein schlechtes Licht. Vielleicht nicht ganz mit Recht. Antiquierte Werke als neu auf den Markt zu werfen, war damals Sitte, wenn auch schlechte Sitte. Ich erinnere nur daran, daß der deutsche, auf eine bestimmte Zeit eingestellte Traktat des Neumärkischen Kanzlers Hans Georg von dem Borne, consultatio politico-theologica, 1641 zuerst erschienen, 1681 zu Halberstadt, 1719 zu Berlin, also 80 Jahre nach dem Erstdruck, wieder abgedruckt worden ist. Ein anderes aber mag die Firma noch mehr entlasten. Mit Bestimmtheit können wir schließen, daß unser Korpus bereits etwa 20 Jahre früher, bald nach 1700, ans Licht treten sollte. Mit einer Eisenachischen Mehlwagenordnung von 1700 schloß der 1. Hauptteil; es leuchtet ein, daß eine so gleichgültige Verordnung lokaler Art bereits kurz nach 1700, nicht erst zwanzig Jahre später in das Gesamtopus eingefügt sein muß. Dazu stimmt, daß einige Teile des 1. Anhangs, worauf ich bereits hinwies, 1689 kompiliert worden sind, daß ungefähr in dieser Zeit auch der erste Druck des Sendschreibens fallen muß. Gegen 1700 war die Kompilation danach bis auf wenige spätere Nachschübe zur Drucklegung fertig: sie unterblieb, aus welchen Gründen immer. Man flickte neue Teile an im Jahre 1704, z. B. Kap. 2 des 1. Anhangs.[1] Andere Zusätze erfolgten später. Erst 1718 kam der langgehegte Plan zur Ausführung: daß man das tun konnte, zeigt freilich, was man dem Publikum damals zu bieten wagte.

Etwas mehr belastet es den Ruf der Firma, wenn bänkelsängerische Verse über den verbrecherischen Hanauer in denselben Band mit dem zwar nicht bedeutenden, aber ehrlich gemeinten Traktat von Hosemann-Wahrmund gepfercht wurden. Aber der Geschmack des lesenden Publikums und nicht nur der niederen Kreise, war Verbrechergeschichten merkwürdig günstig.[2] Die Kramer, Spieß späterer Tage fanden bereits einen festen Abnehmerkreis ihrer Phantasieware vor. Was schließlich an der Firma Gensch als Vorwurf haften bleibt, ist, daß das Publikum durch die eingefügten neueren und neuesten Zeitedikte über den Wiederabdruck alter z. T. stark antiquierter Literatur hinweggetäuscht werden sollte.

Die Wahl des Titels „Der Gott und den Menschen wohlgefällige christliche Kaufmann" bleibt fast allein — und auch er ist über die Hälfte entlehnt — auf dem Pluskonto. Erwägen wir aber, daß in dem 1. Teil von christlicher Kaufmannschaft kaum, in den Anhängen aber nur von Spitzbuben und Gaunern die Rede ist, so scheint uns doch ein Zusatz von nöten, wie ihn eine vortrefflich ausgestattete Sammlung von Räuber- und Verbrechergeschichten aus dem Jahre 1700 beibringt: „beschrieben, nicht zur Nachfolge, sondern zur Ergetzlichkeit und Warnung".

---

1 S. 128. Anh. 1.

2 Man vergleiche z. B. die gute Ausstattung des 2 Teile umfassenden Werks: „der alten und neuen Spitzbuben und Betrüger böshafte und gewissenlose Praktiquen" 1700.

Digitized by Google

Kleine Bausteine zur Bibliographie des Wiener Schauspiels im 18. Jahrhundert.

Von

Artur Tulla in Mährisch-Schönberg.

III.

Der
Junge Gelehrte
in der Einbildung,
ein
Lustspiel
in drey Aufzügen,
des
berühmten Herrn Lessing.
Auf
der kaiserl. kön. privilegirten deutschen
Schaubühne zu Wien aufgeführet,
Im Jahr 1764.
[Zierst.]

Wien,
gedruckt und zu finden in dem von Ghelischen Zeitungsverlag im neuen Michaelerhaus.

88 S. (S. 1 Titel, 2 Pers.-Verz. mit den Namen der Darsteller, darunter *Anton — Hr. Prehauser*, 3/88 das Stück). = D. Sch. 15. Theil. —

Von Goedeke IV[2] — §. 221, C II 4 als Einzelausgabe des Lessingschen Stückes ohne jedweden Beisatz abgetan, so daß man annehmen muß, es handle sich um einen bloßen Nachdruck. Dem entgegen sei festgestellt, daß wir hier das Stück Lessings in einer veränderten Gestalt vor uns haben. Schon eine flüchtige Betrachtung ergibt, daß das Lustspiel, an das der Dichter vier- bis fünfmal bessernde Hand gelegt hat, durch diese Bearbeitung dem Verständnis der damaligen Wiener Zuhörer näher gebracht werden sollte. Äußerlich zeigt das schon der Titel durch den Zusatz *in der Einbildung*, ebenso das erweiterte Personenverzeichnis, das hier neben dem Lessings Platz finden möge.

Chrysander, ein alter Kaufmann	Chrysander, ein alter reicher Kaufmann, Vater des Damis
Damis, der junge Gelehrte, Chrysanders Sohn	Damis, ein junger Mensch, so sich einbildet, gelehrt zu sein
Valer	Valer, Liebhaber der Julie
Juliane	Julie, Ziehtochter des Chrysander
Anton, Bedienter des Damis	Anton und Lisette } Bediente des Chrysanders
Lisette	
Der Schauplatz ist die Studierstube des Damis.	Der Schauplatz ist die Studierstube des Damis zu Leipzig.

Der Text selbst ist aller Weitläufigkeiten entkleidet und die Veränderungen, die er erfahren hat, haben ihn vergröbert. Sogar die üblichen *Lazzi* der Stegreifkomödie durften, wie eine Spielanweisung zu Eingang des 1. Auftritts des 3. Aufzuges beweist, nicht fehlen.

Digitized by Google

Offenbar haben wir es hier mit jener Fassung des Stückes zu tun, die ihm der Vater des Wiener Volksstückes, Philipp Hafner, angedeihen ließ und in der es nach Müllers *Genauen Nachrichten* am 21. Juni 1766 zur ersten Aufführung kam. Wenn auch das Titelblatt 1764 als das Jahr der Erstaufführung bezeichnet, so hat sich doch Müller sonst als ein so zuverlässiger Gewährsmann erwiesen, daß wir vorläufig eher ihm als dem Titelblatte Glauben schenken wollen. —

•

Bei diesem Anlasse will ich ein paar frühe Ausgaben Hafnerscher Werke, die Goedeke IV[8] §. 226, 13 entgangen und auch den übrigen Bibliographen unbekannt geblieben sind, zum ersten Male verzeichnen. In den ersten Ausgaben sind ihm nur die beiden *Megären* bekannt.

Ein neues | Zauberlustspiel, | betitelt: | Mägera[1], *| die | förchterliche Hexe, | oder | das bezauberte Schloß | des Herrn von Einhorn || verfaßt | von | Philipp Hafner, | aufgeführt | auf dem kaiserl. königl. | Theater. | Auf vielfältiges Verlangen im | Druck gegeben. || Wien, zu finden bey Joseph Kurtzböck, Univer. | Buchdrucker auf dem Hofe.*

112 S. (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/112 das Stück). — D. Sch. 1. Theil. — Mit Odoardo, Colombina, Hanswurst und Riepel. —

Die erste Aufführung im neuen Hause fand am 31. Mai 1766 (Müller Nr. 64) statt. Die Erstaufführung muß vor dem 9. Juli 1763, dem Tage der Eröffnung des neuen Hauses, mit dem Müllers Spielplan anhebt, erfolgt sein. Gedruckt wurde das Stück „auf vielfältiges Verlangen" wahrscheinlich erst nach einer Reihe von Aufführungen, wie Meusel (Lex. V, 37) angibt, im Jahre 1764. —

Der | förchterlichen Hexe Megära | zweyter Theil; | unter dem Titel: | Die in eine dauerhafte | Freundschaft | sich verwandelnde | Rache. | Von Philipp Hafner. || Aufgeführt auf dem K. K. Theater. [Zierst.] || Wienn im Verlag bey Joseph Kurtzböcken auf | dem Hofe. 1765

106 S. (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/106 das Stück). — D. Sch. 1. Theil. — Mit Odoardo, Colombina, Hannswurst und Riepel. —

Erste Aufführung im neuen Hause 23. August 1766 (Müller Nr. 70). Ist die Jahreszahl 1765 auf dem Titel richtig, dann müßte auch *Megära zweyter Theil* schon vor dem 9. Juli 1763 zur Erstaufführung gekommen sein. —

Unbekannt blieben Goedeke und vor ihm Meusel folgende frühe Ausgaben:

Die | dramatische Unterhaltung | unter | guten Freunden || Ein Lustspiel | von einem Aufzuge. | verfaßt | von Philipp Hafner. [Zierst.] || WIENN, | gedruckt bey Joseph Kurzböcken, Univ. Buchdruckern. | 1763.

120 unbez. Seiten (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/120 das Stück). — D. Sch. 15. Theil. — Auf S. 51/120 ein Stück im Stücke, betitelt:

Der beschäftigte | Hausregent, | oder | Das in einen unvermutheten Tod- | fall verkehrte Beylager | der | Fräule Fanille. || von zwo Abhandlungen | verfaßt | von Philipp Hafner.

Aufgeführt?

Die | Bürgerliche Dame, | oder | Die bezämmten Ausschweiffungen | eines zügellosen Eheweibes, | mit | Hannswurst und Colombina | zweyen Mustern heutiger Dienstbothen. | verfaßt | vom | Philipp Hafner. | Aufgeführt in dem K. K. privilegirten Theater. [Zierst.] || Wien, | gedruckt und zu finden bey Joseph Kurzböcken, | Universitäts-Buchdruckern. 1763.

100 unbez. S. (S. 1 Titel, 2 Vorstellende, 3/100 das Stück). — D. Sch. 5. Theil. — Erstaufführung 8. Dezember 1763 (Müller Nr. 19). —

Neue | Bourlesque | betitelt: | Etwas zu Lachen im | Fasching. | Oder: | Des | Burlins und Hannswursts | seltsame | Carnevals Zufälle. | verfaßt | von Philipp Hafner | Aufgeführt in dem K. K. privilegirten Theater. [Zierst.] || Wien, | gedruckt und zu finden bey Joseph Kurzböcken, | Universitäts-Buchdruckern. 1764.

112 unbez. S. (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/112 das Stück). — D. Sch. 15. Theil. — Mit Odoardo, Colombine, Pantalon, Burlin, Hannswurst und Crispin. —
Erstaufführung 3. März 1764 (Müller Nr. 28). —

1 So!

Digitized by Google

Der | Furchtsame | Ein Lustspiel | in drey Aufzügen. | Verfaßt | von Philipp Hafner. | Aufgeführt in dem | kaiserl. königl. privilegirten Theater. [Zierst.] Zweyte Auflage. || WIEN, | gedruckt und zu finden bey Joseph Kurzböcken, | Universitäts-Buchdruckern, auf dem Hofe 1766.

110 S. (S. 1 Titel, 2 Pers. mit den Namen der Darsteller, darunter *Hannswurst — Hr. Prehauser*, 3/110 das Stück). — D. Sch. 1. Theil. —

Erstaufführung 1. September 1764 (Müller Nr. 40). —

•

Sancio | und | Sinilde. || Die Stärke | der | Mütterlichen Liebe. | Ein | Schauspiel | in fünf Aufzügen. || Wienn, | Zu finden in Krausens Buchladen, nechst der Kaiserl. | Königl. Burg, 1753.

80 S. (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/80 das Stück). — D. Sch. 6. Theil. —

Sancio | und | Sinilde. || Die Stärke | der | Mütterlichen Liebe. | Ein | Schauspiel | in fünf Aufzügen. || Wienn, | Zu finden bey Johann Paul Krauß, nächst der Kaiserl. | Königl. Burg das Gewölb habend, 1761.

80 S. (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/80 das Stück). — Wr. Sch. 5. Theil. (Wiener Stadtbibl. u. Klagenfurter Studienbibl.). —

Von dem berühmten Schauspieler Heinrich Gottfried Koch nach einer Operette Königs in Alexandrinern abgefaßt (Chronol. 65 alt, 43 neu), gehörte dieses Schauspiel zu dem festen Spielplane der Neuberin. In Deutschland schon vor dem Jahre 1739 dargestellt, gelangte es durch sie auch nach Wien. Hier kam es nach Ostern 1753 (Répert. 38) zur ersten Aufführung. Die Neuberin spielte die Sinilde, fand aber keinen Beifall (Goth. Theat.-Kal. auf 1776 [S. 154]). — Das Stück fehlt sowohl bei Goedeke (III² — § 200, 2), wo der Verfasser Heinrich *Georg* Koch genannt wird, als auch im Anon. Lex.

Goedeke kennt a. a. O. überhaupt nur den Democrit, den er auch IV³ — § 215, I, 2 verzeichnet. Der vollständige Titel lautet:

Democrit | Ein Lustspiel | Aus dem Französischen des | Herrn Regnard, | übersetzt | von | H. G. Koch. | Auf der Kaiserl. Königl. privilegierten | Schaubühne zu Wien aufgeführet. | 1763. [Zierst.] || WIEN, | Zu finden bey Johann Paul Krauß, nächst der | Kaiserl. Königl. Burg.

104 S. (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/104 das Stück). — Neue Sammlung, 1. Band. —

Erstaufführung 20. September 1763 (Müller Nr. 10).

Auch von Kochs Oedipus aus dem Voltaire gibt es nur Wiener Drucke. Der erste aus dem Jahre 1749 ist mir noch nicht untergekommen. Dagegen ein Druck von 1756 und von 1765.

Oedipus. | Ein Trauerspiel, | Aus dem Französischen | des | Herrn von Voltaire. | Uebersetzt | von | Heinrich Gottlieb[1] Koch || Aufgeführt zu Wienn | in dem | Kaiserl. Königl. privilegirten | Stadt-Theater. || Wienn, | Zu finden bey Joh. Paul Krauß, nächst der Kai- | serlichen Burg das Gewölb habend, 1756.

84 S. (S. 1 Titel, 2 leer, 3/4 Innhalt, Personen, 5/84 das Stück). — Wr. Schaub. 1. Theil, nach dem Exemplar der Klagenfurter Studienbibl. —

Oedipus, | Ein Trauerspiel, | Aus dem Französischen | des | Herrn von | Voltaire | übersetzt | von | Heinrich Gottlieb[1] Koch. || Aufgeführt zu Wienn | in dem | kaiserl. königl. privilegirten | Stadt-Theater. || Wienn, | Zu finden bey Joh. Paul Krauß, nächst der kaiserl. | königl. Burg das Gewölb habend, 1765.

84 S.[2] (S. 1 Titel, 2 leer, 3/4 Innhalt. Personen, 5/84 das Stück). — Wr. Schaub. 1. Theil nach dem Exemplar der Wiener Stadtbibl. —

Die Erstaufführung auf dem Wiener Theater fand 1748 zum Vorteile Kochs statt. Im neuen Hause wurde das Trauerspiel nach Müller Nr. 38 noch am 17. Februar 1770 dargestellt.

1 statt Gottfried.

2 Dieser Druck hat gleich dem von 1756 80 S., ist aber doch neu gesetzt. Dasselbe gilt von den zwei Sancio-Drucken wie von allen übrigen Wiener Drucken dieser Zeit, die bei gleicher Seitenanzahl auf den ersten Blick bloße Titelausgaben zu sein scheinen. Die Unterschiede beschränken sich oft nur auf einen Kustoden oder ein Zierstück.

Digitized by Google

Gottscheds *Beyträge* (23. Stück, 1740, S. 523) sowie die Chronologie (65/6 alt, 43 neu) überliefern uns noch ein viertes Stück von Koch, *Titus Manlius oder Der Edelmann in der Stadt*, ein Original. Ein Druck davon ist bis heute nicht zum Vorschein gekommen. —

•

Die Jagd, | eine | komische Oper | in | zween Aufzügen. | Auf | der kais. königl. privil. deutschen Schaubühne | aufgeführet | im Jahre 1766. [Zierst.] || Wien, | zu finden bey Johann Paul Krauß, | nächst der kais. kön. Burg.

48 S. (S. 1 Titel, 2 leer, 3 [Vorrede] Mein liebster B*b [= Bob], 4 Pers., 5/48 das Stück). — D. Sch. 15. Theil und Neues Theater von Wien 2. Theil. —

Fehlt im Anon. Lex. — Der Verfasser ist Christian Gottlob Klemm. Sonnenfels, Briefe S. 322 (Neudruck). Goedeke V^2 — § 259, 8, 10. — Erstaufführung 26. Juli 1766 (Müller Nr. 67). —

•

Die doppelte | Verwandlung | eine | freye Nachahmung von der | bekannten und beliebten | komischen Oper: | Le Diable à quatre; | Aufgeführet | auf der kaiserl. königl. privil. | deutschen Schaubühne. || Wien, | Zu finden im Krausischen Buchladen nächst | der kais. königl. Burg, 1767.

80 S. (S. 1 Titel in reicher Holzschnitt-Umrahmung, 2 Pers., 3/80 das Stück). — D. Sch. 17. Theil und Neues Theater von Wien, 1. Theil. —

Fehlt im Anon. Lex. — Verfasser: Friedrich Wilhelm Weiskern. Goedeke V^2 — § 259, 2, 9. — Erstaufführung 29. April 1767 (Müller Nr. 81). —

•

Die | Heurath | wider die Mode. || Ein Lustspiel | von drey Aufzügen. [Zierst.] || WIEN, | gedruckt bey Joh. Thomas Edl. von Trattnern | k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. || 1767.

103 S. (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/103 das Stück). — D. Sch. 2. Theil. —

Ein zweiter Druck im Neuen Theater von Wien, 3. Theil:

Die | Heurath | wider die Mode. || Ein Lustspiel | von drey Aufzügen. [Zierst.] || 1768.

95 S. (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/95 das Stück). —

Fehlt im Anon. Lex. — Verfasser: Christian Gottlob Klemm. Sonnenfels, Briefe, S. 322 (Neudruck). Goedeke V^2 — § 259, 8, 14. — Erstaufführung 1. August 1767 (Müller Nr. 86). — Mit Hannswurst. —

„Ein Lustspiel, welches die Sitten, besonders die Kinderzucht allhier einiger verdorbenen Häuser vor Augen stellet, da man die Tugendhaften und Vernünftigen öfters hasset und verfolget, die zu Lastern Geneigten aber vorziehet und verzärtlet, doch ereignet sich auch bald beyder Straff und Belohnung. Es hat bey einigen Vorstellungen Beyfall gefunden, da es hauptsächlich auf lustige Caraktere gerichtet ist" (Aus der Vorrede zum 3. Theil des *Neuen Theaters von Wien.*) —

•

Die | Hofmeisterinn; | ein | musicalisches Lustspiel; | mit | Tänzen von Kindern, | und | pantominischen Auftritten vermischet; auf dem | kaiserl. königl. deutschen Theater zu Wien | vorgestellet, | Im Jahre 1764. [Zierst.] || WIEN, | verlegts Johann Paul Kraus, Buchhändl. | nächst der kaiserl. königl. Burg.

28 unbez. S. (S. 1 Titel, 2 Pers., 3/28 das Stück). — D. Sch. 1. Theil und Neues Theater von Wien 3. Theil. —

Fehlt im Anon. Lex. — Verfasser: Josef Felix von Kurtz. Goedeke V^2 — § 259, 5, 35. — Erstaufführung 11. Juli 1764 (Müller Nr. 36). — Mit Crispin. —

•

Der | Galerensclave, | oder | Belohnung | der | kindlichen Liebe. || Ein | rührendes Lustspiel | in | fünf Aufzügen, | von Herrn | Fenouillot von Falbaire. | aus dem Französischen übersetzt [Zierst.] Aufgeführt auf dem k. k. priv. Theater zu Wien. || Zu finden beym Logenmeister. || 1769.

(4) + 84 S. (S. 1 Titel, 2 leer, 3 [Vorbericht], 4 Pers., 1/84 das Stück). — D. Sch. 8. Theil. —

Digitized by Google

Der | Galerensclave, | oder | Belohnung | der kindlichen Liebe. || Ein | rührendes Lustspiel | in | fünf Aufzügen, | von Herrn Fenuillot von Falbaire. | Aus dem Französischen übersetzt. [Zierst.] Aufgeführet auf dem k. k. priv. Theater zu Wien. || 1769.

88 S. (S. 1 Titel, 2 leer, 3 [Vorbericht], 4 Pers., 5/88 das Stück). — Neues Theater von Wien, 6. Theil. —

Fehlt im Anon. Lex. — Falbaires L'honnête criminel (Sonnenfels, Briefe S. 306 Neudruck), übersetzt von Johann Andreas Wieland (De Luca, Gelehrtes Österreich, I, 2, 258), verändert von Stephanie dem Älteren (Müller Nr. 98). — Goedeke meldet die Übersetzung, auf de Luca zurückgehend, V² — § 257, 7, 2, kennt aber nicht einmal den deutschen Titel. Erstaufführung 7. Januar 1769. Das Stück wird von Sonnenfels a. a. O. ausführlich besprochen. —

•

Das | Duell, | oder | der Weise | in der That. | Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. || [Zierst.] || Aufgeführt in dem K. K. privil. deutschen Theater | zu Wien, im Jahre 1768. || Zu finden beym Logenmeister.

(2) + 79 S. (S. 1 Titel, 2 Pers. mit den Namen der Darsteller, darunter *Herr v. Blankenfeld Vater, ein gewester Offizier — Hr. Prehauser,* 1/79 das Stück). — D. Sch. 15. Theil. —

Das | Duell, | oder | der Weise | in der That | Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. || [Zierst.] || Aufgeführt in dem K. K. privile- | girten deutschen Theater in Wien. || Im Jahre 1768.

83 S. (S. 1 Titel, 2 Pers. mit den Namen der Personen, 3/83 das Stück) und 5 unbez. S. Verlagsanzeigen. — Neues Theater von Wien, 6. Theil. —

Nach dem Vorbericht zum 6. Theil des Neuen Theaters in Wien aus dem Französischen des Dedaine, soll heißen Sedaine. — Übersetzt von Ernst Friedrich Jester (Müller Nr. 93). — Erste Aufführung 14. Mai 1768. — Goedeke IV² — § 226, 24, 6, doch ohne einen Druck zu kennen. — Fehlt im Anon. Lex. — Ausführlich besprochen von Sonnenfels a. a. O. S. 143 ff. — Der von Worzel (G. K. Pfeffels Theatral. Belustigungen, Diss. Bruchsal 1911) S. 70 ff. vergeblich gesuchte Druck. —

•

Demetrius. | Ein Schauspiel | von drey Aufzügen, | aus dem Italienischen | des | Herrn Abb. Peter Metastasio | gezogen. [Zierst.] || Wienn, | zu finden bey Johann Paul Krauß, nächst der Kaiserl. | Königl. Burg das Gewölb habend, 1761.

88 S. — Wr. Schaub. 1. Theil (Wiener Hofbibl. und Studienbibl. Klagenfurt. —

Im Anon. Lex. nicht verzeichnet. — Zweifellos die nach Müller Nr. 4 im neuen Hause am 4. August 1763 zum ersten Male gegebene Übersetzung Friedrich Wilhelm Weiskerns (Goed. V² — § 259, 2, 13), wiewohl Weiskern selbst in der Vorrede zum 1. Teil der Wiener Schaubühne erklärt, daß das Stück von einer geistlichen Feder in Wien übersetzt worden sei und Gottsched im Neuen Büchersaal (IX, 1, Jenner 1750) bedauert, daß Weiskern keine eigene Arbeit zu diesem ersten Bande beigesteuert habe. — Die Erstaufführung fand schon vor dem Monate März 1749 statt. — Der erste Druck aus diesem Jahre ist mir noch nicht untergekommen. —

•

Mahomed | der Vierte. | Ein | Trauerspiel. || Aufgeführet zu Wienn, | auf dem Kaiserl. Königl. privile- | girten Stadt-Theater. || Wienn, | Zu finden in dem Krausischen Buchladen nächst der Kaiserlichen Burg. | 1751.

78 S. und 2 unbez. S. Verlagsanzeigen. — Wr. Schaub. 3. Theil. (Wiener Stadtbibl.). —

Fehlt im Anon. Lex. — Der Verfasser blieb auch Goedeke III² — § 200, 60 unbekannt obwohl er sich am Schlusse des Stückes nennt. Es ist Ephraim Benjamin Krüger aus Danzig. Aus dem 5. Bande der Gottschedischen Schaubühne nachgedruckt. Der einzige Einzeldruck dieses Stückes.

Digitized by Google

Ein wertvolles Exemplar von Sebastian Francks Sprichwörtersammlung (1541).

Von

Professor Dr. Adolf Hauffen in Prag.

Während meines Sommeraufenthaltes zu Neuern im oberen Böhmerwald 1918 machte mich der als Fachlehrer dort wirkende bekannte Dichter Hans Watzlik freundlich aufmerksam auf ein mit vielen handschriftlichen Eintragungen aus dem 16. Jahrhundert versehenes Exemplar von *Sebastian Francks* „Sprichwörter, schöne, weise, herrliche clugreden und hoffsprüch ... zusamengetragen in ettlich tausend ... Franckfurt a. M. 1541". Dieses Exemplar befindet sich seit langem im Besitz des im Böhmerwald als Glasherren altansässigen Geschlechtes *Abele*. Auf deren Gut Altbrunst unweit von Eisenstein im obern Böhmerwald befand es sich bis vor kurzem. Der gegenwärtige Besitzer Ferdinand Abele, Korvetten-Kapitän a. D., hat vor einigen Jahren Altbrunst verkauft und beherbergt jetzt seine reichhaltige Bibliothek mit diesem Stück in seinem stattlichen Wohnhaus zu Eisenstein.

Dieses Exemplar ist darum von besonderm Wert, weil es dasjenige Stück ist, welches Franck seinem Freund und Gönner *Christoph Uttmann* (Vttmann, Utmann oder Uthmann), dem dieses Buch überhaupt gewidmet ist, übergeben hat. Das ersieht man daraus, daß Christoph Uttmann selbst und zwei seiner Söhne, Paul und Hans, dieses Buch mit zahlreichen handschriftlichen Randbemerkungen versehen haben. Christoph stammt glaubwürdigen Quellen zufolge aus Löwenberg in Schlesien als Sproß eines adeligen Geschlechts. Er muß sich vor 1535 in Annaberg in Sachsen angesiedelt haben, weil er sich in diesem Jahr mit Barbara von Elterlein vermählt hat, die bekanntlich, spätestens 1560, das Spitzenklöppeln im Erzgebirge eingeführt hat. Er starb am 11. September 1553 zu Annaberg.[1]

Von seinen Beziehungen zu Franck erfahren wir nur das, was dieser, hauptsächlich in seiner Vorrede, darüber sagt. Darum führe ich die wichtigsten Stellen daraus an. Zunächst die Widmung: „Dem Erbarn ... Christoffer Vtman Burger auff S. Annenberg seinem fürgeachtenn sonderen lieben und guten freund". Ferner in den ersten drei Zeilen der Vorrede: „Mein geliebter Christoff, sonder guter freundt und patron". Dann wird weitläufig von einer wahren Freundschaft im Vergleich zu einer guten Ehe gehandelt. „Weil es nun Got also gefügt, daß er euch mir ... ohn mein werben zugefürt hat vnd jr gleich mit woltat vmb mein gering vnachtbar freundschafft geworben habt, darob ich mich ... anfänglich geweret, so hab ich doch befunden, als ich euch zuletzt erkanndt vnd jr euch meiner not annemende, mir wol zu thun nit nachliessen ... daß es Gots werck war, welcher ... vns zusamengefüget hat, habe ich euch ... in die zal meiner sondern freund nit an die letst zeil geschriben." Dann ist unter anderem von eigennützigen Freunden die Rede. „Einen solichen freundt könden jhr zwar an mir nit suchen, als der ich euch vmb ein har nit nützen vnd jr ja weder lust noch nutz, ehr oder rhum an mir geringen erjagen ... mögen. Derhalb ob ich wol neu freund on prob schwerlich pfleg anzunemen, ... so pfleg ich doch die einmal angenommen tieff in meinem hertzen ... ewig zu behalten ... Weil ir nun bißher an aller prob bestanden vnd mit eitel lieb freundtschafft, wolthat mir vnverdienter sach bewisen, ... lieb ich billich mein woltheter als nit ein kleine gab mir inn mein nöten ein trost vonn Gott verlihen." Und nach einigen weiteren ähnlichen Äußerungen setzt Franck fort: „Vnd als ich mein vermögen vberleget, fand ich weder silber noch gold ... da fiel mir ein, mit dieser meiner mühseligen weitleuffigen arbeyt meinen guten willen ... zu bezeugen und euch meinem freund meinen tag und nacht schweyß zu dediciern." Und zum Schluß der Vorrede heißt es noch: „Wil mich hiemit in ewer freundtschafft eingeleibt und ewig zu bleiben angedingt vnd mit dem sigel diser meiner arbeit versigelt haben."

Da Franck sein Leben lang in bedrängten Verhältnissen war, dürfte die Freundschaft Chrisoph Uttmanns meist in Geldspenden bestanden haben. Diese Vermutung wird erhärtet durch eine spätere Äußerung Francks und eine handschriftliche Bemerkung dazu von dem

1 Emil Finckh, Barbara Uttmann. Annaberg 1881. S. 11.

Digitized by Google

Sohn Christophs Paul Uttmann. Im Sprichwörterbuch (II 78a) sagt Franck: „Ich bin mein tag selbs in not kommen, dauon mein nachbaur nicht gewißt vnd Got mir vber vil meil weg einen mann erweckt und geben hat, der mir den karren aus dem moß halff schieben und sich also anname, als müßt er mir allein helffen." Diese Worte sind im erwähnten Exemplar unterstrichen und mit folgender Bemerkung versehen: „Diser Sebastian Franck meint hier ohn zweiffel mein lieben Vatter seligen, dan er ihm viel hülflich woltat erzeiget und auch dis buch an ihn als seim guten freunde Christoff Uttmann zur dancksagung geschriben."

Auch die obige Äußerung Francks, daß sein Freund viele Meilen von ihm entfernt sei, paßt auf Christoph Uttmann. Denn die beiden waren wirklich dauernd voneinander entfernt. Nach den früheren Äußerungen Francks müssen sie sich doch einmal persönlich kennen gelernt haben. Und da es unwahrscheinlich ist, daß Franck jemals nach Annaberg kam, so dürfte Uttmann ihm auf irgendeiner geschäftlichen Reise, vielleicht in Nürnberg, wo Franck von 1525—1529 weilte und das der nächste seiner verschiedenen Aufenthaltsorte zu Annaberg ist, zusammengetroffen sein. Um 1542 verschied Franck zu Basel.

Als Barbara Uttmann am 14. Jänner 1575 starb, hinterließ sie laut der erhaltenen Grabschrift 64 Kinder und Kindeskinder. Belegt darunter sind sieben Brüder: Matthäus, wahrscheinlich der älteste, weil er am 4. März 1562 in Wittenberg als Student verstarb; ferner Paul, Heinrich, Hans, Lukas, Jakob und Markus, „Die als die Söhne Barbaras zu betrachten sind", sagt Finck (a. a. O. S. 22). Daß sie es wirklich waren, erweist die obige Bemerkung Pauls. Außer Matthäus und dem jüngsten Sohn, Markus, der wegen leichtsinniger Schwindeleien auf Antrag seiner Brüder 1574 in Gewahrsam genommen wurde, waren die übrigen gleich dem Vater im Bergwesen tätig. In den handschriftlichen Zusätzen ist einmal auch ein Jonas Uttmann (I 43b) erwähnt, der also urkundlich nicht belegt, doch wahrscheinlich auch ein Sohn Christophs ist.

Unter den Handschriften der Eintragungen in dieses Exemplar lassen sich ziemlich deutlich drei unterscheiden, die des Vaters Christoph und seiner Söhne Paul und Hans, die alle nur sehr selten ihre Namen angeben. Weitaus die meisten Eintragungen rühren von Paul her, dessen Handschrift verhältnismäßig am besten leserlich ist. Jahreszahlen der Eintragungen werden selten angegeben. Sie reichen von 1564—1600. Die von Christoph sind natürlich zwischen 1541 und seinem Todesjahr 1553 erfolgt. Aus den Randbemerkungen von Christoph und Paul Uttmann ersieht man, daß sie humanistisch gebildet waren. Sie übersetzen oder ergänzen lateinische Sprichwörter aus Francks Sammlung und fügen solche hinzu. Beide, auch Hans, sind Protestanten, treue Anhänger Luthers und Gegner der Lehren von Calvin und Zwingli. Paul und Hans erweisen sich auch als bibelfest. Die meisten Eintragungen bestehen aus Sprichwörtern, welche denen von Franck verwandt sind. Manchmal ergänzen sie diese, sogar mit einem Reimwort. Ich teile nun mehrere Beispiele solcher Art mit. Ich gebe zunächst den Text Francks, auf den sich die handschriftliche Bemerkung bezieht, und dann diese selbst mit der Bezeichnung B. Ich beginne mit *Eintragungen Christoph Uttmanns.*

I 5b, 11 „die ein clare sach finster machen". B: „Juristen". — 7a, 12 „Einem jeden gefelt sein weiß wol", B: „darumb ists land Narren voll". — 13b, 11 v. u. „Glaubig leut sind seltzam breut", B: „Es hats einer jeder Frau zu Freiberg gsagt." — 16a, 1 „Man kent den Esel bey den orn". B: „Und ein Hur beim gesicht". — 70b, 15 ff. (Das Leid nicht klagen dürfen) B: „Weiß Niemandt wie langs werdt". — 79b, 11—13 v. u. „Vier ding wöllen all weiber hon / Vil kind, groß gut vnd schöne man, Herschen im hauß vmb müßig gon." B: „Ein guter Prügel sollt dabei ston." — 146b, 3f. „Der muß vil mel haben, der iederman das maul verstopfen wil." B: „Ich ken einen, der schreit vil, / hab sorg, die Proßnitz ist sein Zil." (Von Paul Uttmann hinzugefügt:) „ist wahr worden". — 152a (zu einem Gedicht, wo Sparsamkeit in Lebensmitteln empfohlen wird) B: „Nur nicht zu vil vernaschen, sonst richts maul nach der Taschen." — 162b, 1 „Frid düngt die Äcker wol." B: „Besser ist Fried dan Krieg, / weil vngewiß ist der Sieg." — Auf dem letzten leeren Blatt: „1564. Post vinum Verba / Post membrum nascitur herba."

II 16a, 4 v. u. „Sie (die Welt) badet in lügen." B: „Sunderlich jetz." — 55a, 3 v. u. „Alt kirchen haben dunckel gläser". B: „Alt Kirchen haben böse fenster." — 61a (Übers Bergwerck.) B: „für die Bergleut ein drost". — 65a, 3f. v. u. „Den Kauffleuten und bauren gehört zu trawen und glauben zu halten, nit den großen hansen." B: „Kaufleut glauben ist auch auß, dan der sein zuviel." — 71a (Vergleiche zwischen Weibern und Rößern) B: „Wan das bereiten brauch wer auff erden, / So wolt ich ein Roßtauscher werden." — 84a, 3f. Phenicia ward voller Kaufleut, da hielt mann pact wie man mocht." B: „ist noch der Prauch", —

Digitized by Google

89a, 5 „Vil geschreys, wenig woll." B: „Sagt der Teufl, beschur er eine sau." — 96b „Dieb vom galgen nemen" B: „ist hier der Prauch". — 100a, 16 „Er ist ein weidlich man." B: „daran mus er sich genügen lahn." — 169a, 15 „Der vil redt, der leugt viel" B: „eim burgermeister stat es zumal vbl an." —

Nun folgen *Eintragungen von Paul Uttmann*, zunächst auch Sprichwörter und Verwandtes, dann in besonderen Reihen Andeutungen auf Zustände und Personen seiner Zeit und zuletzt persönliche Anspielungen. Streng auseinanderhalten lassen sich diese Gruppen allerdings nicht.

I 1a, 11 „Du stichest daneben." B: „ist ein Jungfrauen Sprichwort". — 1a, 14 „Er ist im gestirn verirrt." B: Schön dirren, Vnd des himmels gestirrn verderbn manchen sein guet gehyrrn." — 1b, 2 „Von eyern biß zun öpffeln." B: Von öpffeln bis zum Pferd[d]reck". — 4b, 13 „Ex musca Elephantem facere." B: „Oder aus eim Floch." — 16b, 6 „Mit vnwilligen hunden fahet man nicht." B: „Mit böswilligem gesindt, zeucht man wenig Ryndt." — 17b, 9 „So du sitzest mit einem fürsten zu tisch .... schweig." B: „An Herrenhöffen heißts: Hensichen vernimb vnd hab acht vffs maul." — 32a, 12 „Gang für einen spiegel" B. „Besihe dich selbst". — 32b (Zu einem längeren Abschnitt über Bestechlichkeit.) B: O Juristen, böse Christen, wie die Calvinisten". — 35a Den todten soll man nit fluchen." B: Alles guts nachsag oder gar schweig." — 47b, 7 v. u. (Über Frauentränen.) B: „Drey verlorne wasser. 1. Das weichwasser im Bapsttum, das ist vergeblich. 2. Wann die Weiber weynen, geht selten von hertzen. 3. „Wann die Weiber ins Bad seichen, da ist es vorhin naß." — 48a, 3 v. u. „Judas Kuß" B: „Und Joabs gruß morden beide." — 52, 12 v. u. „Wilt dich an eim rechen, so schweig." B: „Und leid mit gedult." — 60b, 6 „verhalt dein glück". B. „Die Eglaster verschwetzt ir Näst, das sonst wol nymandt west. — 64a, 9 v. u. „Das böß glaubt man gern." B: Und heilloß leutt hörens gern. — 66a, 13 „Es ist keyn grösser buberey, dan heuchlerey." B: „sonderlich bei grosen herrn." — 66a, 13. „Ein guter glaub ist besser dann bargelt." B: „Vbertrifft alles in der welt." — 66a, 4 v. u. „Ein guter nam scheint auch in der nacht." B: „Und nach dem Tott." — 68a, 10 „Hoch thürn fallen hart." B: „Je hoher das Schloß am berge lag, Je harter was der Donnerschlag." — 68a, 19 „Die schöne fürdert heimlich." B: „Sie hans heyratsgutt im angesicht." — 76b, 15 v. u. „Lendtlich sitlich." B: „sagt ein Pauer, fraß die Milch mit der mistgabl." Ebenso zu II 52a, 4. — 78a, 10 v. u. „Zeit bringt Rosen." B: „Und auch Nesseln." — 79a, 5 f. „Mönch vnd pfaffen, Geyß vnd alt affen." B: „Es gehören auch rein die Juristen, Vnd die schädlichen Calvinisten." — 80b, 7 „Der will thut vil." B: „sprach der Müller zum Melsack." — 81a, 2 „mit verheyssen alt adelich." B: „Und mit halten Peurisch." — 88b, 5 v. u. „Gelehrt narren sindt über all narren." B: „Lateinische Narren sein die besten." — 112b Zu einem Ausspruch über Mund und Herz. B: „Wo man gutt Seyden will spinnen, Muß Hertz und Mundt zusamen stimmen." — 139b (Zum Absatz über Gottes Willen.) B: „Der Mensch gedenket alzeit viel, Aber Gott machts, wie er wil." — (Über Haus und Giebel.) B: „Wie einer liest in der Bibel, also hat sein haus ein gibel." — 145a, 14 f. „Von fride wegen muß man etwas thun und nachgeben." B: „Dises Sprichwort wirt sehr gebraucht, wo man in der güt vnd Sühne handlet." — 153a, 5 v. u. „Ein jeder weyß am besten, wo ihn der schuch truckt." B: „Sunderlich weil er noch neu ist." — 159a, 16 „Mit guten worten fahet man dleut." B: Mit werken teuscht man die leut." — Auf der leer gebliebenen Seite 163b sind noch einige deutsche gereimte Sprichwörter aufgeschrieben.

II 5b, 6 v. u. „Alt freund sol man nit verkiesen, dann man weyß nit, wie die newen gerathen." B: „Die alten schuch verwirff nicht gar, Du hast dann vor ein neues Par." — 16b, 1 „Dem wolf oder hencker beichten." B: „Dein Not nicht eim jeden clag." — 31a, 11—13 v. u. „Ihr leben ist ein Requiem, jr todt ein Gaudeamus *vnd* Te deum laudamus." (Von einer Sau.) B. (berichtigend für) „*vnd*] ihr fleisch ist ein" — 40a, 14 v. u. „Klein Leut haben grosse hertzen." B: Kleine hannen, große kemb. Kleinen schusoln hengt man gros Klüppel an." — 42a, 13 v. u. „Wer den schalk hinder im laßt, der hat ein gut tagreiß thon." B: „Er kombt aber gern hernach glauffen." — 46b, 7 v. u. „*W* deut wein." B: „Wein bringt mich vmbs mein, noch kan ich im nit feind sein." — 51b, 6 „Lendtlich sitlich." B: „wers nicht weis, der erfahrs." — 53a, 10 „Man muß die Zeit nemen wie sie kompt." B: „Es kompt alles vom Herren." — 60b, 10 v. u. „Gleich vnd gleich gesellt sich gern, sprach der teuffel zu eim koler." B: „Waren sie beide Schwartz" — 61a, 6 „Gelt, das thuts, wers hat". B: „Wers nicht hatt, der ligt im Katt". — 61a, 6 „Was liebt, betrübt" B: „wan einer durchn Korb falt", — 62b, 3 „Das wir nit sollen hoffen auf unser freund". B: „Wer sich in Nöten der freundte tröst, Vnd gelt von alten schuldigern leycht, Sein farb damit gwis machen wil, Der kartet ein verlorn Spyl." — 64a, 6 „vnd laufft ihn guts zu thun nach."

Digitized by Google

B: „nicht allemal". — 80b, 4 v. u. „nur ertrencken" B: „wie die jung blind hundelein". — 82a, 7 „Biß nit zu fromm." B: „David Pöllner saget: Frum sein ist wol gut, Aber nur frum bringt Armut, Halb schlymm und halb frum, das macht Reichtumb." — 93a „Je mehr einer trinckt, je mehr in dürst." B: Je lenger einer schlaft, je fauler einer wirt." — 105a, 11 v. u. „Aequalem tibi quaere uxorem." B: „Wens allmal recht finden konnt". — 110a, 14 „Kurtze predig vnd lang bratwürst." B: „Und ein gut bier, wan eim dürst." — 130b, 6 f. „Es laßt sich ein ding nit vbereilen, es wil sein zeit haben." B: Festina lente eil mit weyl, So hat ein jedes ding sein Zeit." — 148b (Die trunken Metten singen.) B: „Habens die Alten" [gemeint sind hier die Griechen] „gesungen, So treibens jetz die Jungen." — 171a, 4 „Heut ist die best zeit." B: „Vil wirdt verfrumbt vmb des worts *cras* willen." — 178a, 10 v. u. „Ein bider fromm weib ... die seindt aller ehren werdt." B: „Mancher von Frauen vbel redt, / Vnd weis nicht, was sein Mutter tett, / Drumb sol man die Frauen lobn, / Es sey gleich war oder verlogen." (Diesen Zusatz dürfte Paul in Erinnerung an seine tüchtige Mutter hinzugefügt haben.) — 181a, 7 v. u. „Es schmeckt alles nach seinem vaß". B: „Gott gibt eim diß, dem andern daß / Vnd geht doch alls aus einem Faß." — 193a, 14 „Grosser bracht, kleyne macht" B: „wird für nichts geacht." — 207a, 1—3 v. u. (Von Fürsten, die viel vertun.) B: „Mit vil halt man hauß, / Mit wenig kombt man auch aus."

Hindeutungen auf Personen und Zustände jener Zeit: I 6b, 10 „Wortschleiffer" B. „Fuchsschwentzer. Handlen wider das eilfte gebot, sagen daß teuer helt Churfürst von Saxen, das hies düßler, nicht fuschsschwentzer." — 17a, 1 v. u.; 17b, 1 „Groß herrn haben ... vil kunndtschaffter, durch die sie jr feind vber 100 meil sehen vnd hörn." B: Wie sein feindt Churfürst Augustus zu Saxen fahen ließ durch Peter Drosen [?], den Krugschaffer." — 76a, 15 „Wann mann den Baurn bit, so grotzelt jhm der bauch." B: „daß ist war vber war, dan kein stölzer Thier ist vf Erden als ein Pauer, wan man sein bedarff, so gschwillt er wie ein Kröt, dagegen wan sie eins bedürffen, können sie sich kleglich gar genug stellen." — 77a, 9—11 v. u. „Wer nit hurn vnd buben vnder seim Geschlecht hab, der zieh ghen Nürnberg vnd wisch den reymen ab." B: „Es will Nymandt aufwischen, steht noch dise stunde." — 145 6 v. u. „Es ist böß wider die schreiben, die mögen vertreiben." B: „Augustus Churfürst konnts nit leiden."

II 15b, 12 „Die jungen engel werden alt teuffel." B: „Daß sihet man an den grossen Potentaten, Wan sie ins Regiment kommen, sein sie in der erst als frum wie Engl, zuletz werden ir arge Teufl genug darauß." — 20a, 9 f. v. u. „Schwaben land ist ein gut land, es wachsen vil schlehen darinn." B: „Es heist das Landt zu Hessen, da hat es wenig zu freßen. Es hat berg vnd thall Im landt zu Hessen vberal, Vnd einen sauren wein, Der teuffel solt im land zu Hessen sein." — 35b, 3 f. v. u. „Es ist jm langest vergangen. Er fragt, ob mans noch thu." B: „Peter Hübner, so will er als sein weib." — 47a, 13 „Der gefüllt Ulrich". B: „Vlrich Nadler." — 50a, 11 f. „Ein sterbender Athener streckt sein hand auß." B: „Die Böhmen, so balt sie geboren werden, greiffen vmb sich." — 79b, 13 ff. (Vier Dinge kann die Welt nicht ertragen) „so ... ein onflatt vnd holtzbock zu ehrn kompt vnd geehlicht wirt" B: „wie des alten Schrollen drey Holzböketter döchter." (Eine ähnliche Bemerkung zu 93b, 2—4 v. u.) — 98b, 11 „Was eim am liebsten, das fürt jm der teuffel hin." B: Fritz Rauscher sagt zu Churfürst Augustus, wie Lautterbach, der Rentmeister gestorben und Rauscher gsagt war, das er todt wehr." — 172a, 15 f. „Es ist kein tödtlicher Gifft, dann eim alten ein jungs weib." B: „Churfürst Augustus fand den Tod wohl am jungen weib, desgleichen Paul Gröbel, der Jagdmeister vnd vil ander mehr. Es sein nur solche Zeldter vnd Paßgang, darauf sie gen hymmel reytten."

Anspielungen persönlicher Art. I 9, 1 v. u. „Ein gut wort bringt ein gut stat." B: „Wers nicht glaubt, der erfahrs ... Dan ich kenn drey Böhmische starrkopff, da ist alls verlohren an." — 18b, 2 f. „Leg dein reichtum nit alles auff ein schiff." B: „Ich hab die Regel nicht gehabt vnd alles aufs Berckwergk allein gewandt." — 20b, 13 f. „Dann es spieglen sich die hertzen gegen einander" usw. B: „ist wahr worden des 70g. Jahrs." — 24a, 14 f. v. u. „Einer, der ein böß weib hat vnd kent sie, weiß sich inn jren kopff zu richten." B: Die kunst kan der P. Pirker. — 31b, 4 v. u. „Bürgen soll man würgen." B: „Habs vmb 1600 erfaren, wie ich bin gewürgt worden." — 37a, 14 „Freund, dieweil man hat." B: „Freundt in der großen Not / Gehn 24 vf ein Lot usw. Ich habs furwar recht erfahren." — 43b, 9 f. v. u. „Im selbs ein liedlein singen. Seiner schanz warten, Seim kopff volgen." B: „wie Jonas Uttmann". — 44b, 8 f. v. u. „die gewaltigen werden von armer leut schweiß vnd blut groß." B: „Wunder ists. Ich habs oft gesehen, das man arme leut vmb 30 oder 35 gl. willen gepeinigt vnd ghenkt ghat, Vnd liderlich vf ein Abend ettlich 3000 f. verschwendt. O welt,

Digitized by Google

welt, wie groß Vngleichheit hastu." — 65a, 3 v. u. „Glücks kan sich niemandt erweren." B: „Ich wehr mich nicht, noch wils nicht zu mir kommen." — 86b, 5 v. u. „Narren haben gut glück." B: „solt einer gern ein Narr sein." — 108a, 9 „Ziemlich glück lebt am besten." B: „davon hab ich am meisten." — 119b, 6 „Gelt hunger, auß wem machstu nit einen Vnger?" B: „Anno 1592 starb ein Weib vf Sankt Annabergk, die hat vor irem Endt offt klagt, sie hett kein gl. vnd müst noch not leiden. Nach irem Tot fund man 13000 Taler Par gelt. Also blendet der geytzteufel die leut, das sie es nicht genießen sollen."

II 15a „Bei den scherern vend im bad erfert man alzeit etwas news." B: „Aber wenig wahres." — 23b, 5 „Was geht das graf Ego an." B: „Was geht mich die stadt Nürmbergk an, hab ich doch kein Hauß darin." — 38a, 6ff. v. u. „die menschen flichen alle auffs wenigst in der not vnd das ist gleich, etwas ein freundschaft vom baum flichen" usw. B: „Ich habs recht erfahren." — 48b, 6f. „Es gehet keinem so wol, es gehet dem andern so vbel." B: „Hatt ich die mühe. Eim andern graust das. Mein lohn war böß vnbillichs Nachreden, so gehts, wo den weibern der zigel zu lang gelassen wirt, vber den Man hab ich nichts zuklagen 1595. — 61b, 12 „Von seinen 4 ahnherrn ein Edelmann." B: Ich kenn ein Jungfraulein (ist sie anders nur), die ist ein hurenkindt von 4 Ahnen her." — 62a, 3 f. v. u. „Der saur vnnd so ernstlich sihet, daß ein milch von seinem gesicht ersauren solt." B: „wie zu zeiten Paul Uttmann." — 133a, 1—6 v. u. „Das glück ist sinbel [kugelrund], den es jetz bis inn himel hebt, wirfft es offt biß in die hell in eim augenblick," usw. B: „O glück, wer kann aussagen dein dück. O, Gott, du bist ein gewaldiger mechtiger Herr. Wer kan deine wunderliche Vrteil vber die Menschen auf erden ergrunden. Du bis ein rechter Richter, Du kanst erhöhen vnd erniedrigen. Wie die libe Maria in irem Lobgesange spricht, wer ist dir gleich." — 134b, 12 v. u. „Frü witzige Kinder leben nit lang." B: „Hab ich an meinen jungen söhnen erfahren, die waren vil zu witzig nach irem Alter vnd sturben im 7. vnd 8. Jahr."

Dann gibt es noch mehrere Aussprüche Hans Uttmanns, die sich gegen die weiberfeindlichen Äußerungen Francks richten: I 86a „Franck, du verdienst vmb die weiber kein danck." — II 61b „Franck, Franck, so verdienstu vmb die weiber klein danck." — 95a „Franck, Franck, du wilst der weiber gar nicht vergessen." — 111a, „Franck geht nur vber die weiber." — 132b „Franck, du tust das maul weit auff wider die weiber. Ich acht, das dich vmb dises buchs willen Doktor Luther einen weiberschender geheissen hat." — 164b „O schreiber, schreiber, du gehst nur vber die weiber."

Schließlich sind noch zwei umfänglichere Äußerungen Hans Uttmanns im zweiten Teil der Sprichwörtersammlung wiederzugeben, die religiöse und politische Erörterungen Francks heftig bekämpfen. Zu dem Ausspruch „Die erfarung ist alles" fügt Franck (II 168af.) mehrere verwandte Sprichwörter und eine längere Betrachtung hinzu. Darunter heißt es: „Die aber Christum im geyst gsehen vnd erfarn haben, was glaub ist, wissen lebendig jres glaubens ankunfft rechenschafft zugeben. Das leren nachher die gotlosen nachlallen, stelen den gotseligen dise wort Gots vnd reden auch also, aber es ist ein gehört, gelert, gelesen vnd gstolen vnd kein lebendig erfaren, gesehen ding. Darumb richten sie auch wenig damit auß, dann sie verstehens nit, welcher glaub, wie, wo, wann oder woher er komm, wie er erlangt werden muß vnnd was er für ein art vnd ankunfft hab, noch was er mit sich bringe. Ursach sie habens gestolen, gelesen, gehört vnd nie im geyst gesehen, empfunden noch erfaren. Darumb ist jr kunst buchstabisch vnd todt." Dazu H. Uttmann: „Franck hier bist auch nicht wahr, denn es steht geschrieben, *die* Gottes wort hören vnd auch bewahren. Wie kans Einer bewahren, ders nicht hört, noch liset. So ist ein klein glaub, auch ein glaub. Wo wollt hier die liebe Einfalt in manchen frommen Christen bleiben. So führen, Ihr, geschwind scharffsinnige köpff eher Ketzerei ein; dann die Einhellige deiner sophistischen Klugheit ist nichts. Dann in göttlichen sachen sagt Hierimas: Ersäufft der elephant, das schaff schwimmt durch. Drum sein *die* Du gottlos nennst offt gottseliger dann die sie vernichten. Vnd ich halts noch mit dem wort vnd buchstaben in göttlichen vnd glaubens sachen."

Am Schluß eines sehr umfänglichen Abschnittes über Recht und Gesetz, wo Franck auch Aussprüche Luthers anführt, sagt er: (II 191a) „Es wöllen auch die gsetz, eyd, schrifft kein supersticion leiden, daß mans wie zauberwort nit vmb ein buchstäblich oder tittel fehl, sonder bloß wie es laut halten, dann also müßten wir nit zwen röck haben, kein gelt, die hend abhawen, niemand vatter und mutter hassen ... vnd vil dings gaucklen. Es heyßt alles trewlich vnd vngefehrlich vnd es nicht so fest, es hat ein exception vnnd wirt dick zu vil recht vnrecht. Trewlich vnd vngefehrlich, wie man all eyd schwert. Solichs alles nach dem geyst vnd sinn des gsetzgebers, eydgebers, schreibers sol verstanden vnd gehalten werden on gefahr." Dazu die Bemerkung: „Franck ich merks hier dies und worauff

Digitized by Google

dein Exempel gehn, gar wol, du bist damals und bis an dein Endt wider den Luther gewesen, daß der in den Werken des herrn Christi so gar beim Buchstaben bleibet. Sovil des herrn Christi letztes Testament betrifft, so grob ist Niemandt, der nicht ein geistlichen Verstand nehm." (Nun übernimmt Uttmann einige Wendungen aus dem eben angeführten Text Francks, ändert diese ab und schließt mit den Worten:) „Darumb bleibt der heilige Luther billich beim Buchstaben. Du bist gut Zwinglisch gewesen, das weis man gar wohl. Hanns Uttmann."

Uttmann erschließt also ganz richtig aus den Äußerungen Francks in diesem Werke, daß er kein Anhänger der Lehren Luthers war; doch war er auch nicht „gut Zwinglisch", noch Calvinist oder Wiedertäufer, obwohl er mit Führern dieser Gruppen freunschaftlich verkehrte, sondern er hegte eine damals ganz vereinzelt dastehende religiöse Überzeugung, eine durch kein Dogma, keine Kirchengemeinde und keinen äußerlichen Gottesdienst gebundene, von einem innerlichen Christentum und einer wahren innerlichen Frömmigkeit erfüllte Auffassung[1], die man als Spiritualismus benennt.

Ein Beispiel der Bücherzensur aus der guten alten Zeit.

Von

M. A. v. Lütgendorff in München.

Mit einer Beilage.

Wenn man die beifolgenden Abbildungen betrachtet, möchte man auf den ersten Blick glauben, irgend ein unnützer Junge hätte in seinem Schaffensdrang die Blätter eines Buches mit einer Schablone zu verschönern versucht. Aber das Ding ist weniger harmlos als man denkt, denn die Landschaften mit dem wogenden Kornfeld, den alten Baumriesen und der stolze Hahn standen einst im Dienste einer blutig ernsten Sache: sie verdecken mit kräftiger Druckerschwärze alle jene Stellen des Buches, die durch Zensurverbot nicht an die Öffentlichkeit gelangen durften. Nun könnte man freilich meinen, beim genauen Zusehen müßte man die betreffenden Sätze dennoch lesen können. Das gelingt jedoch keineswegs so ohne weiteres. Die Stellen, auf die es ankommt, sind immer überdruckt, man mag das Blatt drehen und wenden und durchs Licht halten, wie man will. Und damit hat denn die Zensur ihren Zweck auch voll erreicht.

Dieses ziemlich seltsame Beispiel einer Bücherzensur ist heute mehr als hundert Jahre alt und ist dem im Jahre 1802 zu Amberg in Bayern erschienenen Werke eines Anonymus „Der Kriegsschauplatz in der oberen Pfalz 1796 samt der Reisebeschreibung der durch Österreichs tapferen Kriegern geretteten Ambergischen Geiseln" entnommen. Es handelt sich also um bayrische Zensur. Immerhin bilden der Hahn sowohl, wie auch die anderen Überdruckbilder doch einen einigermaßen annehmbaren Anblick, während man zum Beispiel in Rußland seinerzeit solche der Zensur mißliebige Stellen einfach dick mit Druckerschwärze überschmierte — oft ganze Seiten! —, wodurch nicht selten die kostbarsten Werke rücksichtslos verdorben wurden.

1 Vgl. meine Abhandlung: S. Franck als Verfasser freichristlicher Reimdichtungen. (Zeitschrift für deutsche Philologie 45, S. 389—426.) Besonders S. 400, wo auch die weitere Literatur erwähnt ist. Auf S. 400 Z. 2 v. u. muß eingeschoben werden nach „Artistenfakultät": „in Ingolstadt".

Digitized by Google

Das künstlerische Buch der Gegenwart.

VIII.

Die Avalun-Drucke.

Von

Georg Witkowski.

In Avalun, dem Feenreiche der Morgana, fanden Artus und die Ritter seiner Tafelunde die ewige Ruhe. So wollen auch die Bücher des Wiener Avalun-Verlags eine Insel der Seligen bereiten, wo von den Unbilden dieser Zeit kein rauher Hauch kündet, wo alles Wohlsein, Stille, Frieden atmet.

Leicht fühlt man aus solcher Absicht das Phäakentum heraus. Ernste nordische Deutsche werden sich nicht auf die schwellenden Polster zu üppigem Genießen nötigen lassen, wenn rings der Weltbrand lodert und die Not aufstöhnt. Aber mit Sardanapal noch den letzten Becher vor dem Untergang mit prüfender Zunge schlürfen, lächelnd dem Verderben ins Auge schauen, — kündet das auch nicht von Seelengröße, so ist es doch die Haltung einer zum feinsten Genießen durch Jahrhunderte geschulten Edelrasse, die in Schönheit zu sterben vermag.

Wer das Wien des letzten Kriegsjahrs geschaut hat, wer seine Frauen strahlender und lockender als zuvor, seine Weltleute an allen Stätten der Kunst und der Gourmandise schwelgend erblickte, dem erscheinen diese Drucke des Avalun-Verlags wie das sinnlichste Zeichen solcher, dem Fremdling kaum begreiflicher Lebenskünstlerschaft. Denn hier ist der letzte Grad jener Möglichkeiten erreicht, die in dem mechanisch vervielfältigten Geistes-erzeugnis zu genießerischem Gestalten gegeben sind. Damit ist zugleich gesagt, daß alle plumpen, billigen Massenwirkungen umgangen werden, daß schon in der Wahl der Themata, mehr noch in ihrer Behandlung dem Verlangen nach feinsten Sensationen Genüge geleistet ist, daß die Ansprüche an Güte der Stoffe und der Arbeit sich wie selbstverständliche Voraussetzungen erfüllen.

Das erste Buch, in schlankem Oktav 72 Seiten enthaltend, stellt aus *Andersens* Reise-buch „En Digters Bazar" von 1842 unter der Aufschrift *„Reiseblätter aus Österreich"* jene Abschnitte zusammen, die in leichtem Plauderton von den Eindrücken des vielgewanderten Erzählers auf dem Boden der einstigen Doppelmonarchie der Habsburger berichten: die Fahrt über den Brenner, die Donaureise von der türkischen Grenze bis Wien, die Wiener Theater, endlich ein paar Skizzen aus dem Böhmerland. Schnell ziehen diese Bilder einer vergangenen romantischen Zeit an dem Leser vorüber. Zu den zarten Aquarellfarben passen die zwei-farbigen Lettern der Ehmcke-Antiqua, die so gut auf dem edlen japanartigen Bütten stehen, paßt der Goldschnitt und der Einband aus zartestem Leder und lichtbraunem Papier mit dem aufgeprägten, zum Monogramm verschlungenen Kennworte Avalun, passen vor allem die ein-gefügten zwölf Originalradierungen des bekannten Wiener Architekturmalers *Luigi Kasimir*, in ihren zarten Tönungen und ihrer sorgsamen Detailzeichnung der Art Andersens sich eng anschmiegend. Noch schöner geschmückt als die so ausgestatteten 250 Exemplare ist das erste Hundert, für das alle Radierungen auf Japanbütten vom Künstler gezeichnet, die Hand-einbände von Josef Borderau mit weißem Ganzleder überzogen wurden.

„Der Spiegel der Agrippina", eine historische Novelle des vielgewandten, erfolgreichen Wieners *Hans Müller*, füllt den zweiten Band der Avalun-Drucke. Der Muttermörder Nero geht an einem Zauberspiegel der toten Agrippina zugrunde, der dem Kaiser sein Antlitz stets so zeigt, wie die Andern es gerade sehen. Der gute Einfall gibt den Vorwand für eine Anzahl farbiger Bilder aus dem kaiserlichen Rom mit der oft genug geschilderten Umgebung Neros bis zum Hereinbrechen des Cäsarenwahnsinns und dem großen Stadtbrande. Wie alle historisierenden Erfindungen sucht auch diese den Eindruck der Monumentalität, des großen Sehertums zu wecken. Dem entspricht das stattliche Großquartformat, der Ernst des schwarzen Moiréseidenbandes mit violettem Signet, die fettere, breitlaufende Schrift, die auf dem gleichen Papier der zarten Ehmcke-Antiqua des ersten Buches an Wirkung überlegen ist. Zwölf Original-radierungen von *Stefan Hlawa* dienen dem edlen Druck zum würdigen Schmuck. Die Gesichte

Digitized by Google

des Verfassers sind mit allen Hilfen einer reichen künstlerischen Erfindung und ausgebildeter Plattentechnik verkörpert, und wenn Text und Bild nicht die höchsten Forderungen künstlerischen Schaffens erfüllen, so schlagen sie auch damit nur die Note genießerischen Artistentums, die Grundtonart der Avalun-Melodie, an.

Diese Tonart, ein weiches B-moll, wandelt sich in dem folgenden Werke, *Wagners „Tristan und Isolde"*, in das kräftigere Dur reichsdeutscher Gesinnung. Zwar hat auch hier als bestimmend ein Wiener gewaltet: der bekannte Graphiker *Alois Kolb* hat den Satz und die gesamte Ausstattung geleitet, die Bilder radiert. Aber Kolb ist seit Jahren in Leipzig heimisch und Leipziger Werkstätten — W. Drugulin für den Druck, E. A. Enders für die Einbände — haben die technische Arbeit besorgt. Und wer das nicht aus der Schlußnotiz erführe, könnte doch aus dem ganzen Habitus des Buches erfühlen, daß es nicht auf Wiener Boden gewachsen ist. Die Kleukens-Fraktur auf festem, kartonartigem Zanders-Bütten wirkt sehnig und zugleich, dank dem unterlegten Tondruck, mit einem weichen, samtigen Braun, zu dem das Grau der Personennamen in pikanten Gegensatz tritt, eine neue und für dramatische Werke weit empfehlenswertere Farbenkombination als das übliche Rot-Schwarz. Satz und Druck der Dichtung erfüllen höchste Ansprüche; aber das gedankenreiche und edelgeformte Nachwort *Berthold Viertels* (auch ein ins Sachsenland verpflanzter Wiener) wurde leider nicht fehlerfrei wiedergegeben. Der Halbpergamentband ist überzogen mit prächtigem grünen Kleisterpapier, mit golden punktierten Wellenlinien und mit einem famosen Doppelmonogramm als Rückentitel geschmückt; er wirkt mit den durchgezogenen Pergamentbünden ebenso festlich wie solide. Den Hauptwert der höchst gelungenen Publikation bedeuten die Radierungen Kolbs. Man weiß von seinen ‚Kronprätendenten", seinem „Michael Kohlhaas" her, wie er kraftvoll nordisches Menschentum zu gestalten und zugleich seine Beigaben mit sicherem Takt in das Gefüge des Buchrahmens einzuordnen weiß. Hier hat er noch harmonischer, noch enger Schrift und Bild zu binden vermocht. Ein radierter, ornamental geschmückter Doppeltitel findet seine Entsprechung in einem radierten Schlußblatt, das ein wenig an das Eingangsbild der Klingerschen Brahms-Phantasie erinnert. In den Text sind symbolische und realistische Bilder voll beherrschter Kraft und reicher Erfindung eingefügt, gedruckt für das erste, in Ganzpergament gebundene Hundert auf Japan. Vor diesen Bildern könnte man wohl die Frage stellen, ob sie aus dem Geiste der Wagnerschen Kunst geboren seien, ob hier nicht ein anders geartetes, strenger gebundenes Fühlen waltet; doch bleibt ja dem Bildner das volle Recht, die Träume des Tondichters auf seine Weise zu deuten, und auf jeden Fall ist der Eigenwert dieser Radierungen hoch anzuschlagen. Gerade neben den anderen Avalun-Drucken kommt durch den Stilunterschied dieser persönliche Charakter des von Kolb geschaffenen Bandes als erfrischender Kontrast zur Geltung.

Der vierte, und vorläufig letzte dieser Drucke läßt am rauschendsten die Wiener Lebensfreude — trotz Tod und Tränen — aufschäumen. Er bringt die schönste französische Novelle des Mittelalters, *„Aucassin und Nicolette"*, diese liebliche cantefable, mit ihrem eigenartigen Wechsel erzählender und lyrischer Abschnitte ein einziges Beispiel inniger Vereinigung zweier poetischer Formwelten, zu reizvoller Wirkung. Was später die Ritterromane in breiten, unendlich wiederholten Berichten dem Stoffhunger der Leser als rohen Bericht darboten, ist hier von hoher Kunst eines unbekannten Dichters verklärt worden: junge Liebe, die dem Verlangen des Herzens alles opfert, Heldenmut, Edelsinn, Entführung, Seesturm, Abenteuer in fabelhaften Ländern, Verkleidungen, endlich der Lohn standhafter Treue durch nach so vielen Leiden errungenes Eheglück. Der „tumbe" Knabe und das frische, kluge Mädchen gesellen sich zu den unsterblichen Liebespaaren der Weltdichtung für jeden, der sie einmal in der kunstvollnaiven mittelalterlichen Urgestalt der Novelle oder in einer guten neueren Verdeutschung, etwa der von Wilhelm Hertz, kennen gelernt hat.

Zu diesen vorhandenen Übersetzungen gesellt sich die *Erwin Riegers* als ebenbürtige Leistung. Er hat den süßen Ton ohne fade Sentimentalität, den die alte Erzählung fordert, und er stimmt die gesungenen Stücke durch seine vierfüßigen Trochäen mit der Prosa trefflich zusammen. Man hat das Gefühl, eine Originaldichtung zu lesen, und sieht den Erzähler mit dem Sänger in einer Person vereinigt.

Ohne Zweifel ist dieses Geisteserzeugnis edler Fassung vor vielen andern würdig, und so ist es auch bereits vor einigen Jahren in der französischen Urgestalt durch einen wahrhaft entzückenden Druck des Verlags Ernst Rowohlt gebührend geehrt worden. In zierlichem Kleinoktav gab die Civilité-Letter der Enschedé-Offizin den Eindruck eines wunderhübschen alten Manuskripts, gebunden von Carl Sonntags Meisterhand in ein schlichtes Pergamentbändchen mit schwarzer Aufschrift. Kein stärkerer Gegensatz im weiten Felde der guten

Digitized by Google

Buchtechnik ist denkbar als der jenes Druckes und des neuen im Avalun-Verlag. Für den Sachkundigen ist alles gesagt, wenn man *Rudolf Junk* als den Schöpfer dieses Denkmals wienerischer Kunst der Gegenwart nennt. Es ist der Geist der Wiener Werkstätten, Hoffmanns und seiner Mitarbeiter, der auch im Bereich des graphischen Gewerbes Herr geworden ist und uns so verschiedenartige Leistungen beschert hat, wie sie namentlich bei dem Wettbewerb der Hof- und Staatsdruckerei für neue Schriften zutage traten. Barock heißt noch immer die Losung, ein daseinsfreudiger, üppiger, förmlich die Flächen herauswölbender Ansturm farbiger Sinnlichkeit, Lebensfreude in höchster Kultiviertheit, fern allem ursprünglichen Empfinden, aber ebenso fern aller mechanischen, von Nützlichkeitstendenzen beherrschten intellektuellen Bildung. Diese Welt assimiliert sich alles, auch das fremdartigste, mit wundersamer Kraft, hier ist Überkultur ohne Dekadenz, animalische Glut im spanischen Hofkleid mit vornehmer Anmut gepaart. Das neue Wien hat wohl die historischen Linien und Farben mit einem achtbaren Reichtum eigener Erfindung gewandelt; im wesentlichen ist die alte Formensprache unverändert geblieben.

Dafür zeugt als ein klassisches Beispiel der Junksche Druck von „Aucassin und Nicolette". Wollte man ein Kennwort für ihn prägen, so müßte es „warme Pracht" lauten. Die Ver sacrum-Antiqua füllt nur verhältnismäßig kleine Ausschnitte der Folioseiten. Der größte Teil der Fläche gehört einem wahrhaft üppigen, mannigfach wechselnden Ornament, dessen Karminrot durch die aufs reichste geschmückten Initialen auch in den Text übergreift und dem Schwarz kaum ein eignes Bereich gestattet. Nirgends bleibt tote Fläche, alles sprüht von Leben, von Reichtum der Erfindung. Dabei ist aber von aufdringlicher Überladung, von Haschen nach grobem Effekt keine Rede; der Eindruck bleibt im höchsten Maße vornehm und einheitlich, wozu der meisterhafte Schnitt der Ornamente und die unübertreffliche drucktechnische Leistung von *Adolf Holzhausen* das ihrige dazu beitragen, nicht zu vergessen den prachtvollen goldbraunen Ganzlederband *Carl Scheibes*.

Gewiß wird jeder, dem eines der 380 Stücke dieses Buches zufällt, es unter seine Cimelien einreihen, geschweige denn die glücklichen Besitzer der fünf auf der Handpresse gedruckten Japanexemplare.

Aber ich weiß, daß es heute nicht wenige Bücherfreunde gibt, die ein solches Geschöpf der für Deutschland versunkenen Welt überhaupt nicht um sich dulden wollen und können, denen sogar die Liebesmär von „Aucassin und Nicolette" heute nicht lesbar oder zum mindestens nicht lesenswert erscheint. Ihnen sei aus dem Nachwort Erwin Riegers (das leider nur als loses Blatt dem gebundenen Buche beiliegt) ein Satz entgegengehalten. Er sagt: „Uns aber, die wir leben mußten in einer blutigen Zeit, uns mag gerade wieder dies bedingungslose Hingegebensein an die Liebe am köstlichsten schienen."

Wer so fühlt, wem es möglich ist, aus Not und Tod sich nach Avalun zu retten, dem werden diese vier Bücher, jedes in seiner Art, tröstlich und erhebend sein. Und er braucht deshalb nicht als fühlloser Sybarit von den Zeitgenossen verachtet zu werden.

Digitized by Google

Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Berlin-Steglitz.

VII. Mäßige und unmäßige Gelehrte.

Den *Magen* bezeichnet schon *Homer* in der Odyssee VII, Vers 216 als einen „Tyrannen". *Aloys Blumauer* († 1798) dichtete auf ihn eine komische Ode (in der Ausg. v. 1827 II S. 44 ff.), welche anfängt: „Großmächtigster der irdischen Despoten, Tyrann" und in der es heißt:

„Doch niemand war aus allen, so dir dienen,
Dein Zepter je so schwer,
Als den Poeten: drum besang von ihnen
Auch keiner dich bisher."

Jean Paul redet in den „Grönländischen „Prozessen" (II 2. A. 1821 Nr. II) den Magen folgendermaßen an: „Allerheiligstes des körperlichen Autors, Lexikon des Übersetzers, alter Orbis pictus des Romanenschreibers und Gradus ad Parnassum des Poeten, sowie Formula concordiae des Priesters! Wiege der Bücher, welche die kritische Galle, sowie der Würmer, die die Ochsengalle tötet; in wenigen Tieren viermal und in denen nur einmal vorhanden, die ihre Gedanken wiederkäuen" usw., und sagt ebendort, daß ihn der Verfasser des Specimen novi medicinae conspectus (Paris 1751) für das zweite Gehirn ausgegeben habe, daß er selbst ihn aber für das erste (Gehirn) halte.

Carl Julius Weber († 1832) setzte im Demokrit dem Kapitel von der Leckerei und Gutschmeckerei (V, 19) die Verse vor:

„Das kleine Ding, das selbst Armeen zwinget,
Und bald als Muse aus dem Dichter singet,
Bald vom Katheder Wunderdinge lehrt,
Der Gläubiger, den nie ein Schuldner noch betört,
Das Ungetüm, das Männer zu Autoren
Und Mädchen oft zu Freudendirnen macht,
Dem selbst der Einzige[1]*, für einen Thron geboren,*
Trotz Zimmermanns Verbot manch Opfer dargebracht —
Der Magen ist das Zentrum aller Dinge,
Das erste Glied am großen Weltenringe."

Adolf Glaßbrenner reimte 1846 im „Neuen Reinecke Fuchs":

„Von je bis zu den fernsten Tagen
Herrscht der Tyrann: der kleine Magen.
Und hat es auch die Poesie
Bisher, sowie Philosophie,
Besonders auch Theologie
Und alle Wissenschaft vergessen,
Ich sag's zuerst: wir müssen essen.
Darum in unsrer Sprache ist
Gleichklingend auch das Ist und Ißt[2]*;*
Drum reduzieren alle Fragen
Sich auf den Magen!
Drum reimt sich alles Klagen
Und alles Jagen
Und alles Wagen
Und alles Zagen,
Behagen,
Ertragen,
Sagen und Schlagen,
Drum reimen sich alle Lagen
Auf den Magen!
Und alles Ermessen
Und Vergessen,
Und alles Erpressen
Aufs Essen und Fressen."

Aber nicht bloß die Dichter geben Zeugnis von der Macht des Magens, sondern auch Männer der Wissenschaft. Der reformierte Theolog *Heinrich Hulsius* (1654—1723), Professor in Duisburg, verfaßte — nach Dunkels Hist.-Crit. Nachrichten III 2) 1758 S. 327 — eine

1 d. i. Friedrich der Große, siehe weiter unten.

2 Vgl. desselben Glaßbrenner Werk „Berlin, wie es ist und — trinkt" (komische Erweiterung des Titels der Schriften von Santo Domingo: „Rom wie es ist", „Paris wie es ist", „London wie es ist", „Madrid wie es ist") 1832 ff. sowie L. Feuerbachs Ausspruch weiter unten.

Digitized by Google

Dissertation de deo Ventre, d. h. über den Gott Bauch. (Vgl. P. Laurembergs Acerra 1640 S. 345: „Mancher hält seinen Bauch für einen Gott", und Webers Demokrit V Kap. 18: „. . . wo Gott Venter und das Kloster Maulbronn allein heilig ist".) Der Groninger Professor *Alex. Arnold Pagenstecher* (1659—1716) schrieb eine Abhandlung de jure ventris, d. h. vom Recht des Bauches, Bremen 1704. Der lutherische Theolog *Georg Friedrich Nöldeke* (1765—1839), Superintendent im Hannöverschen, veröffentlichte eine „Lobrede des Magens, von ihm selbst im Unterhause des animalischen Staatskörpers gehalten". Diese ist 1709 als Manuskript für Freunde gedruckt, dann gekürzt mit einigen Fehlern im Berliner Archiv der Zeit 1800 II S. 190 ff. wiedergegeben; Bruchstücke findet man in F. W. Ebelings Geschichte der komischen Literatur 1869 III S. 110 ff.

Wenn nun auch *Paulus* im Briefe an die Römer 14 V. 3 sagt: „Welcher nicht isset, der richte den nicht, der da isset", so hat doch schon *Jesus Sirach* 31 V. 19 gemahnt: „Iß wie ein Mensch, was dir vorgesetzt ist, und friß nicht zu sehr, auf daß man dir nicht gram werde!" und ein anderer Weiser warnt:

„Tu deinem Bauche nichts zu gut,
Er ist ein undankbarer Gast.
Wer ihm am meisten gütlich tut,
Dem fällt am meisten er zur Last"

(Rückert), denn, wie ein Sprichwort lautet: „Vielfraße werden nicht geboren, sondern erzogen."

Die Pariser Salondame, *Madame Helvétius* (1719—1800) wünschte, „es gäbe Flüsse von Brei, damit nur der Magen in Ruhestand käme" (Jean Paul, Anhang zum Titan II S. 83). Daß dies nicht geschehe, dafür haben seit alten Zeiten die *Gastronomen* gesorgt, deren es schon früh viele in Unteritalien und Sizilien gab. So schrieb um 350 v. Chr. *Archestratos* von Gela „eine Gastronomie, wie man sich in Essen und Trinken der Wollust recht ergeben könne, in Versen" (Jöcher), nach Ribbeck eine Art gastrologische Reise um die Welt; dieses Ἡδυπάθεια betitelte Werk wurde von Aristoteles benutzt und von Ennius unter dem Titel Hedyphagetica in lateinische Hexameter übertragen. Im alten Rom verfaßte unter Tiberius der Feinschmecker *M. Gavius Apicius* Kochvorschriften, die Plinius in seiner Naturgeschichte anführt; das unter des Apicius Namen auf uns gekommene Werk de re coquinaria stammt jedoch aus dem 3. oder 4. Jahrhundert (s. Schuch 1874). Später taten sich besonders die Fransosen auf diesem Gebiete hervor: zuerst der Philosoph *Michel de Montaigne* (1533—92) mit einer „Science de la gueule"; zu Anfang des 19. Jahrhunderts *Joseph Berchoux* mit der Dichtung „La gastronomie", die ihm den Namen eines Restaurateur du Parnasse français eintrug (Webers Demokrit V Kap. 19) und die noch 1912 von Werner von der Schulenburg übersetzt wurde; dann 1803—12 B. L. *Grimod de la Reynière* mit acht Jahrgängen eines Almanach des gourmands (Jean Paul, Der Komet II 1820 S. 61 f. und Weber a. a. O.); und 1825 *Anthelme Brillat-Savarin* mit der „Physiologie du goût ou méditations de gastronomie transcendante", die der Naturforscher Carl Vogt übersetzte (5. Aufl. 1888; die 6. A. besorgte Alex. v. Gleichen-Rußwurm 1913). Über „Die moderne französische Gastronomie" schrieb 1893 der Wiener *Carl Scheichelbauer,* der auch 1908 ein „Gastronomisches Lexikon" herausgab. Die Deutschen standen den Franzosen hierin nach: nur „Joseph König's Geist der Kochkunst" wird von Weber a. a. O. rühmend erwähnt; eine neue Bearbeitung dieses Buches vom Jahre 1832 verriet den wahren Verfasser, den Dresdener Kunsthistoriker *Carl von Rumohr,* der die 1. Auflage unter dem Namen seines Kochs hatte erscheinen lassen. Der fränkische Arzt *Gustav Blumröder* gab 1838 unter dem Decknamen „Antonius Anthus" humoristische „Vorlesungen über Eßkunst" (2. Aufl. 1881) heraus. *Eduard M. Oettinger* verfaßte u. a. 1840 „Gastronomische Studien und Fresken"; derselbe sagt in seiner Geschichte des dänischen Hofes VIII S. 90, Christian VIII. sei, „wie jeder Mann von Geist, ein erleuchteter Feinschmecker" gewesen. *Eugen Baron Vaerst* ließ 1851 in Leipzig eine „Gastrosophie oder die Lehre von den Freuden der Tafel" erscheinen.

Mäßige Gelehrte.

„Von mäßigen Gelehrten" hat J. A. Bernhard in seiner „Historie derer Gelehrten" 1718 S. 164 ein Kapitel überschrieben, das er mit folgenden Worten einleitet: „Ohne Essen und Trinken kann man nicht leben. Es ist wohl eine richtige Fabel, wenn von dem Eremiten Nikolaus von Unterwalden, welcher gemeiniglich der Bruder Klaus genannt worden [der selige *Nikolaus von der Flüe,* 1417—87], erzählt wird, daß er ohne Essen und Trinken ganzer

Digitized by Google

21 Jahr sein Leben hingebracht habe. Es mag wohl sein, daß er als ein abergläubischer Waldmann sich mit Wurzeln und anderer schlechter Speise und Trank beholfen; daher es gekommen, daß er in seinem Leben einem Skelett nicht gar ungleich gesehen. In seiner Grabschrift, welche Freher im Theatrum p. 49 anführt, liest man unter andern diese Worte:

„Hiemit ich GOtt vertraut allein,
Mein Leib war dürr wie Haut und Bein,
Hat nur ein Rock bis auf den Fuß,
Viel Menschen ich vermahnt zur Buß.“

Vergleiche dazu Peter Lauremberg (Mediziner von Fach), Acerra philologica 1640 S. 432 ff.: „Der weise und weitberühmte Arzt Hippokrates schreibt, daß ein Mensch nicht könne über sieben Tage hungern und lebendig bleiben. Solches ist zu verstehen von frischen gesunden Leuten, die guten Appetit zu essen haben. Unterdessen aber, daß unterschiedliche Menschen gewesen, so nicht ein, sondern viele Jahre sich des Essens und Trinkens ganz enthalten und nichts im geringsten genossen, zwar nicht übernatürlicherweise, wie in der Heiligen Schrift zu finden, auch nicht mit Teufelskünsten, sondern aus Schwachheit und Untüchtigkeit der Natur, solches bezeugen die Historien und die tägliche Erfahrung. Fulgosus, ein berühmter und glaubwürdiger Mann [urspr. Fregoso, aus Genua, verfaßte u. a. eine Sammlung merkwürdiger Aussprüche und Taten, ins Lateinische übersetzt 1508], schreibt, daß 1460 im Schweizerland einer gewesen mit Namen ***Niklaus***, welcher, nachdem er mit seiner Frau fünf Kinder gezeuget, ein einsames Leben auf einem Dorf geführt und 15 ganzer Jahre ohne alles Essen und Trinken gelebt. Solches, ob sich's also verhielt, zu erfahren, sei der Bischof von Konstanz, in dessen Gebiet er gewohnt, selber in Person zu dem Niklaus gereist, und habe nicht allein alles wahrhaftig befunden, sondern auch mit seiner Hand alle Umstände beschrieben und aufgezeichnet. Und auf daß er sehe, wie es ihm bekäme, wenn er essen würde, hat er ihm bei hoher Strafe aufgelegt, etwas weniges von Speise zu sich zu nehmen. Niklaus hat's tun müssen, ist aber davon so krank worden, daß er drei Tage zu Bette gelegen und unerträgliches Hauptweh gefühlt. Die Sache ist nicht allein vom Bischof unzweifelig und ohne Betrug befunden, sondern auch von unzählig viel Deutschen, Franzosen, Italienern, die das Wunder zu sehen hingereiset. Er selber, Fulgosus, bezeugt, daß er mit vielen geredet habe, die bei diesem Mann gewesen und es wahrhaftig also erfahren. Nicht allein aber hat man bei Männern, sondern auch bei Frauenspersonen dergleichen Exempel. Im Jahre 1539 ist bei Speier gewesen ein Mägdlein, ungefähr von zehn Jahren, ***Margareta Weiß*** genannt, die anfänglich nach ausgestandenem langwierigen Haupt- und Bauchweh einen Ekel vor der Speise bekommen, über wenig Monate hernach sich ganz und gar erstlich der Speise entäußert, dann auch des Tranks, und also eine lange geraume Zeit gelebet. Der Römische König Ferdinand hat seine Leibmedizi zu ihr gesandt und alles aufs genauste erfahren lassen; welche dann nicht anders befunden, als daß dieses Weibsbild ohne Speise und Trank wahrhaftig ihr Leben hinbrächte.“

Bernhard fährt fort: „Auf diese Weise hat ***Johannes der Täufer*** auch ‚nicht gegessen und getrunken‘, wie unser Heiland selber von ihm spricht Matth. 11, 18, welcher Ort sich aber aus Kap. 3, 4 erklärt, daß er nur gemeine Speise und ohne Zweifel auch schlechtes Wasser zu sich genommen. [An letzterer Stelle heißt es: ‚Seine Speise war Heuschrecken und wilder Honig‘ und Ev. Lucä 7, 33: ‚Er aß nicht Brot und trank keinen Wein.‘] Sowenig aber der Leib ohne Nahrung bleiben kann, so beschwerlich fällt ihm hingegen der allzu große und ungemessene Überfluß. Daher entstehen vielerlei Krankheiten, welche belästigen und dem Studieren Einhalt machen können, ja welche nicht langsam den Tag des Todes beschleunigen. Dieses hat einige bewogen, von der Diät der Gelehrten zu schreiben; wohin ich billig des ***Marcellus Palingenius Stellatus*** Zodiacus vitae [ein Lehrgedicht aus dem 16. Jahrh.] und unter den Neuern des sächsischen Hippokrates, ich meine des Dr. ***Wedel*** [Georg Wolfgang, 1645 bis 1721, Professor und Leibmedikus in Jena] hierher gehörige Dissertation rechne.“ Hinzuzufügen sind ***J. Rottenberger's*** „Diaeta literatorum“, Jena 1721 und ***C. v. Hellfeld's*** „Entwurf einer Lebensordnung für Gelehrte“, Jena 1790; ferner ***Eduard Reich's*** Werk „Die Geschichte der Seele, die Hygieine des Geisteslebens und die Civilisation“ (1884), ***Otto Dornblüth's*** „Hygiene der geistigen Arbeit“ (1890, 4. Aufl. unter dem Titel „Wollen und Können“, 1911), ***Isidor Poeche's*** Schriften „Physiologie der geistigen Arbeit“ (1893) und „Kopfarbeit und Gesundheit“ (1894), und ***Gustav Stille's*** „Eßbuch für Kopfarbeiter“ (1911). Für die Gelehrten gilt besonders der von Weber (Demokrit V, Kap. 19) angeführte Spruch: Modicus cibi medicus sibi, d. h.: Wer mäßig im Essen ist, der ist sein eigener Arzt.

Digitized by Google

Schon einer der sieben Weisen, der Tyrann *Kleobulos* (um 600 v. Chr.) von Lindos auf Rhodos, soll die Lebensregel „Maßhalten ist das beste" aufgestellt haben. Wie hoch *Sokrates* (470–399 v. Chr.) die Mäßigkeit in allen Dingen geschätzt hat, geht aus seinen von Xenophon aufgezeichneten „Denkwürdigkeiten" IV, Kap. 5 hervor. Dort wird die Mäßigkeit als „das allerbeste für einen Menschen" erklärt. Denn „während die Unmäßigkeit nicht verstattet, den Hunger, den Durst, die wollüstigen Begierden, die Schlaflosigkeit zu ertragen, wodurch doch nur die Annehmlichkeit des Essens und Trinkens und der sinnlichen Lüste, die Süßigkeit der Ruhe verschafft wird, wenn wir nämlich warten und an uns halten, bis alles dieses uns erst recht angenehm wird; so lehrt uns die Mäßigkeit allein, das Angeführte zu ertragen, und gewährt uns allein einen würdigen Genuß der erwähnten Dinge. Die Unmäßigkeit hindert einen auch, das, was schön und gut ist, zu lernen, und für solche Dinge Sorge zu tragen, durch welche wir unsern Leib gesund erhalten, unser Hauswesen gut einrichten, unseren Freunden und dem Staate nützlich werden, unsere Feinde überwinden können; aus diesem allem aber entsteht ja nicht bloß der größte Nutzen, sondern auch das größte Vergnügen, das nur die Mäßigen genießen, die solches tun." So scheint dem Sokrates „ein unmäßiger Mensch, der auf das Beste gar nicht sieht und nur auf alle Weise seine Lüste zu befriedigen sucht, vom unvernünftigen Vieh nicht verschieden zu sein". Von *Platos* (427—347 v. Chr.) Mäßigkeit berichtet uns Cicero in den Tuskulanen V, Kap. 35. Da heißt es: „Von Timotheus, einer Berühmtheit in Athen und einem vornehmen Staatsmanne, erzählt man, er habe, als er bei Plato gespeist und sich sehr ergötzt, tags darauf zu ihm gesagt: ‚Euer Gastmahl ist nicht nur während man dabei ist, sondern noch am folgenden Tage angenehm'. ... Es gibt einen vortrefflichen Brief des Plato an die Verwandten des Dio, in welchem ungefähr dieses geschrieben steht: ‚Als ich nun dahin kam, gefiel mir das sogenannte glückliche Leben, voll von italischen und syrakusischen Tafeln, auf keine Weise: zweimal täglich satt zu werden und nie allein die Nacht zuzubringen, und was sonst mit solchem Leben verbunden ist, in dem einer nie weise werden wird, mäßig aber noch viel weniger'." Auch *Epikur* (342—270 v. Chr.), der fälschlich als bloßer Genußprediger hingestellt wurde, lehrte vielmehr die Mäßigkeit als Voraussetzung des Genusses und „suchte seine größte Delikatesse in einer Mahlzeit aus Wasser, Brot und Salz" (Jöcher).

Der griechische Kirchenschriftsteller *Origenes* (182—252) „verkaufte aus Not seine Bücher, ließ sich aber von dem Käufer täglich 4 Obolen [ungefähr 50 Pfennig] geben, welches bei seiner sehr mäßigen Lebensart zu Erhaltung des Leibes genug war" (Jöcher).

Mani (215—276), der Stifter der Manichäer-Sekte, die babylonischen Gnostizismus mit christlichen Vorstellungen verband, schrieb die Enthaltung vom Fleisch und vom Wein vor.

Der römische Rechtsgelehrte *Bartolus* (1314—57) „hat die Speisen allezeit abwägen lassen [vgl. weiter unten Sanctorius], damit er einen gleichen Verstand und Urteil behielte" (Jöcher). Ein anderer Italiener, *Lodovico Cornaro* aus Venedig, († 1566 in Padua), soll dem ebenfalls durch Abwägung der Speisen wie auch der Getränke geregelten Leben seiner letzten (60) Jahre das hohe Alter von über 100 Jahre (nach einigen starb er im 104. Lebensjahre) zu verdanken gehabt haben. Dieser hat darüber selbst ein Buch verfaßt u. d. T.: „Discorsi della vita sobria" (d. h. Gespräche vom mäßigen Leben, 1558, n. A. 1816, deutsch 1707[1] u. 1796) worin er nach Jöcher „von seinem in in der Jugend unmäßig geführten, hernachmals aber verbesserten Leben" handelt. Näheres teilte Hufeland mit, zuerst in dem von Wieland herausgegebenen „Neuen Teutschen Merkur" 1792 Stück 3, S. 256, woraus Lichtenberg im Göttingischen Taschenkalender 1793 einen Auszug machte (in den Vermischten Schriften VI, 1845, S. 234), sodann in seiner „Makrobiotik", wo es heißt (nach der Ausg. v. Klencke S. 22 f.): „Er hatte bis in sein 40. Jahr ein schwelgerisches Leben geführt, war beständig krank an Koliken, Gliederschmerzen und Fieber, und kam durch letzteres endlich dahin, daß ihm seine Ärzte versicherten, er werde nicht viel über zwei Monate leben, alle Arzneien seien vergebens, und das einzige Mittel für ihn sei eine sparsame Diät. Er folgte diesem Rat, bemerkte schon nach einigen Tagen Besserung, und nach Verlauf eines Jahres war er nicht nur völlig hergestellt, sondern gesunder, als er je in seinem Leben gewesen war. Er beschloß also, sich noch mehr einzuschränken, und so nahm er denn ***60 ganze Jahre***

1 Lud. Cornari, eines venetianischen Edelmannes, Consilia und Mittel, über 100 Jahr in vollkommner Gesundheit zu leben, bestehende in vier Tractätlein nebst einem Bericht von dem Leben und Tode des Autoris. Hierzu sind beygefügt Domergues leichte und gewisse Mittel die Gesundheit zu erhalten, eines Anonymi Tractätlein vom warmen Getränke und vom Wasser-Trinken, ein Anhang von allerhand Haus-Mitteln. In das Hoch-Teutsche übersetzt von Chr. Ludovici. Leipzig 1707. — Vgl. auch: Anti-Cornaro, ou Remarques critiques sur le traité de la vie sobre de L. Cornaro. Paris 1702.

Digitized by Google

hindurch täglich nicht mehr als 24 Lot Speise und 26 Lot Getränk zu sich. Dabei vermied er auch starke Erhitzungen, Erkältungen und Leidenschaften, und durch diese immer gleiche gemäßigte Diät erhielt nicht nur sein Körper, sondern auch die Seele ein so bestimmtes Gleichgewicht, daß nichts ihn erschüttern konnte. In seinem hohen Alter verlor er einen wichtigen Prozeß, worüber sich zwei seiner Brüder zu Tode grämten: er blieb gelassen und gesund. Er wurde mit dem Wagen umgeworfen und von den Pferden geschleift, daß er Arm und Fuß ausrenkte: er ließ sie wieder einrichten, und ohne sonst etwas zu brauchen, war er in kurzem wiederhergestellt."

„***Martin Luther*** [1483—1546] mögen die Widriggesinnten seines Fressens und Saufens wegen verdächtig machen, wie sie wollen", sagt Bernhard S. 165; „man weiß doch, daß dem Melanchthon als seinem geheimen Freund hier mehr zu trauen sei. Er hat sich oftmals verwundert, daß Luther, ohnerachtet er von starker Komplexion war, sich mit gar wenigem begnügen könnte. Denn er fastete nicht langsam den ganzen Tag über; wollte er aber essen, so war seine gewöhnliche Speise ein wenig Brot und Hering; und dieses tat er zumal, als er im Übersetzen der Bibel begriffen war. Der selige Mann wußte wohl, wozu es gut war. Seine Gedanken wurden reifer, als wenn sein Kopf mit vielen Dünsten, so von dem vielen Essen und Trinken entstehen, wäre angefüllt gewesen. Bei den Herren Ordensbrüdern wird dieses auch gar wohl in acht genommen; jedoch verfallen sie oft zu weit und entziehen dem Leib die Nahrung, deren er doch wohl bedürftig ist". Siehe auch weiter unten.

Der englische Mediziner ***Andrew Borde*** (†1549), Verfasser eines Gesundheits-Breviers, anfangs Kartäuser, „behielt allzeit seine strenge Lebensart bei, indem er ein hären Hemde auf der Haut trug und wöchentlich drei Tage Wasser trank" (Jöcher).

Den italienischen Reformator ***Bernardino Ochino*** (1487—1564, aus Siena, Kapuziner-General bis 1542, † zu Schladow in Mähren) „brachten sein strenges Leben, schlechte Kleidung, langer Bart, grauen Haare, blaß und abgezehrtes Gesicht nebst dem Rufe von seinem heiligen Wandel in große Hochachtung, so gar, daß ihn die größten Fürsten und Herren beinahe wie einen Heiligen verehrten. Er tat alle seine Reisen zu Fuß, ob er wohl von einer schwachen Gesundheit war, und ritt niemals. Wenn er zu Gaste gebeten ward, aß er niemals von mehr als einer Art vom Fleische, und zwar bloß von dem schlechtesten, und trank beinahe gar keinen Wein. Man bot ihm oft ein gutes Bett an; aber er breitete bloß seinen Mantel auf die Erde und schlief auf demselben." (Jöcher.)

Der Humanist ***Henricus Glareanus*** (eigtl. Loris aus Glarus, 1488 – 1563, † zu Freiburg i. B.) „aß und trank keinem andern zu Gefallen. Als er einst gefragt wurde, wie er lebe, war er mit dieser Antwort bald fertig: ‚Ich lebe gut nach Art der Fürsten.' Als ihm der andere versetzte: ‚Das verstehe ich nicht recht', war darauf seine Antwort: ‚Ich habe Speise und Trank und bleibe viel schuldig.' Als ihm zu einer anderen Zeit von einem mit dem Trunk zugesetzt worden, fragte er denselben: ‚Wofür hältst du mich denn?', und da jener erwiderte: ‚Für einen rechtschaffenen und gelehrten Mann', so sprach er zu ihm: ‚Damit ich also nicht unvernünftiger bin als mein Hund, weiß ich, daß ich nur so lange trinken darf, als ich Durst habe.'" (Bernhard, S. 166.)

Der Rechtsgelehrte ***Ämilius Ferretus*** (1489—1552, aus Toskana, † in Avignon) „aß des Abends selten" (Jöcher).

Des Arztes und Dialektikers ***Bernardus Plumatius*** (um 1506), eines Italieners, „vier Hauptregeln waren: man solle einmal des Tages speisen, einmal in der Woche mit seiner Frau ehlich leben, alle Monate einmal vomieren und jährlich einmal zur Ader lassen" (Jöcher).

Von ***Hieronymus Tragus*** (eigtl. Bock, 1498—1554, Prediger und Arzt zu Hornbach), dem Verfasser einer Anleitung zum Schutze der Gesundheit, „schreibt Adamus in den Vitae Medicorum p. 31, daß er 16 Jahre vor seinem Tode einen Anstoß von der Auszehrung bei sich vermerkt; seit der Zeit habe er sich aller Lustbarkeit entschlagen, die Gesellschaften vermieden, die ihm nur zu den geringsten Debauchen Anlaß geben können, und durch diese Vorsichtigkeit sei es gekommen, daß er sein Leben noch so weit hinausstrecken können" (Bernhard, S. 802).

Der italienische Kritiker ***Lodovico Castelvetro*** (1505—71) „lebte sehr mäßig und pflegte nur des Abends ein wenig zu essen" (Jöcher).

Der Reformator ***Johannes Calvin*** (1509—64) „pflegte" nach Bernhard a. a. O. „sich durch öfteres Fasten in der Ordnung zu erhalten". Auch nach Jöcher „lebte" er „ungemein mäßig".

Der Genealoge und Biograph Karls V. ***Georg Sigismund Seld*** (1516–65, aus Augsburg), dreier Kaiser Rat und Vizekanzler, „pflegte zu Mittag wenig zu essen, damit er zu seinen Geschäften desto muntrer sein möchte" (Jöcher). Sein kaiserlicher Herr ***Karl V.*** mied jedes Über-

Digitized by Google

maß im Genusse von Speise und Trank, und ließ sich auf einem Reichstage zu Augsburg von den Fürsten die Erfüllung einer Bitte zusichern, noch bevor er sie nannte; sie ging dahin, „sich doch wenigstens während der Dauer des Reichstages des Volltrinkens zu enthalten". Der französische Rechtsgelehrte *Franciscus Balauinus* (1520—73) „aß und trank wenig" (ders.). *Franciscus Toletus* (1532—96, aus Cordoba), der erste Kardinal aus dem Jesuitenorden, „behalf sich mit schlechten Speisen und lebte sehr mäßig" (ders.). Von dem Humanisten *Johannes Caselius* (eigtl. Chessel, 1533—1613, aus Göttingen, Professor in Rostock und Helmstedt) „schreibt Conradus Hornejus in dem Leben des Caselius, er habe eine kränkliche Natur gehabt, aber durch seine Niedlichkeit [hier s. v. w. Mäßigkeit] im Essen und Trinken sei es gekommen, daß er sein Leben bis auf 80 Jahre bringen können" (Bernhard S. 802). Der lutherische Prediger *Ambrosius Sidelius* (1533—1613, aus Annaberg im Erzgebirge, † in Cölleda) „hatte nebst der Theologie sein Vergnügen an der Medizin und ging seinen Zuhörern damit an die Hand; wie ihm denn auch dieselbe nebst einer sehr mäßigen Lebensart wohl zustatten kam, da er ein beständiger valetudinarius [d. i. Kränklicher] war" (Jöcher). Auch der Philologe *Josephus Justus Scaliger* (1540—1609, aus Agen a. d. Garonne, † in Leiden) „lebte sehr mäßig" (ders.). Der Jesuit *Erdmann Tolgsdorff* (1550—1620, Missionar in Livland) „konnte seinem Pläsier im Essen kein Genügen leisten, weil sein schwacher Magen ganzer 16 Jahre vor seinem Tod nichts als Brei annehmen wollen" (Bernhard S. 171). Der Jesuit *Martin Delrio* (1551—1608, † in Löwen) „nahm sehr früh allzeit einen Bissen Brot in Wein getunkt zu sich, und ließ sich kaum abends noch erbitten, etwas zu genießen" (Jöcher).

Der Rechtsgelehrte *Prosper Farinacius* (1554—1613) in Rom pflegte nur „einmal des Tages zu essen", gegen Abend, aber „es ging kostbar und lustig dabei her", oft unter Zuziehung einer Saitenspielerin (Bernhard S. 166 u. Mandosii Bibliotheca romana).

Der protestantische Erbauungsschriftsteller und Liederdichter *Valerius Herberger* (1562 bis 1627) „lebte überaus mäßig"; er „erlebte etlichemal die Pest und große Teuerung in Fraustadt, blieb aber jederzeit gesund" (Jöcher). *Bonaventura de Venere* (1573—1626, aus Chieti), „in den Humaniora wohl erfahren (auch Liederdichter), wurde ein Franziskaner-Eremit bei Perugia, verblieb bei dieser Lebensart 20 Jahre, aß nichts anderes als Brot und Kräuter, trank lauter Wasser, ging stets barfuß und schlief auf der bloßen Erde; er führte den Namen Eremita Pellegrino [‚Pilger']" (ders.). Der englische Theolog *Johannes Halesius* (1584—1656), Kanonikus zu Windsor, „hielt eine ordentliche Fasten, von Donnerstags zu Mittage bis Sonnabends" (ders.). Über den Italiener *Hupazoli*, der bei Wasser und wenig Essen fast 115 Jahre alt geworden sein soll, berichtete Lichtenberg (im Göttingischen Taschenkalender 1793, S. 137 ff., s. Vermischte Schriften VI, 1845, S. 231 ff.): „Er ward den 15. März 1587 zu Casale geboren, und starb den 27. Jänner 1702, lebte also in 3 Jahrhunderten. Er heiratete 5 Frauen, mit denen er 24 Kinder zeugte, und außerdem zählte er noch 25 Bastarde. Er trank nie etwas anderes als Wasser, rauchte keinen Tabak, aß wenig aber gut, besonders Wildbret und Früchte, öfters nichts als den Saft der Schwarzwurzel. Er wohnte nie einem Schmause bei, um allzeit früh zu Abend essen und eine halbe Stunde nachher zu Bette gehen zu können. Er ließ nie zur Ader und brauchte keine Arznei als seine Diät. Im 100. Jahre wurden seine grauen Haare wieder schwarz; im 109. verlor er die Zähne, und im 111. bekam er wieder zwei neue. Er hinterließ 22 Bände, worin alles aufgeschrieben war, was er in seinem Leben verrichtet hatte. Ich entlehne diese Geschichte, deren Wahrheit ich weiter nicht verbürgen kann, aus dem Hannöverschen Magazin 1787, Stück 38, in welches sie aus dem Berliner Intelligenzblatt gekommen ist. Man wird da noch mehrere Umstände aufgezeichnet finden."

Der spanische Diplomat *Lopez Zappata Walther, Graf zu Daralcalde* (1591—1643, † zu Münster i. W.) „führte ein ziemlich strenges Leben, aß des Tages oft nur einmal und ließ über 3 Speisen nicht auftragen, trank bloß Wasser, ließ sich zu keiner Gasterei erbitten, hielt auch selbst keine, näherte sich in Winterszeit fast niemals zum Ofen oder Kamin, lag stets über den Büchern, schlief nur auf harten Matratzen und lebte fast wie ein Ordensmann. Er starb an einem Schlagfluß." (Jöcher.)

Der englische Theolog *George Morley* (1597—1684), Bischof von Winchester, „aß des Tages nur einmal und wußte im hohen Alter von keiner Beschwerung" (Jöcher).

Der Mediziner *Sanctorius* (um 1600 Professor in Padua) „hat 30 Jahre lang Speise und Trank [vgl. oben Bartolus] und selbst seinen Abgang sorgfältig abgewogen" (Webers Demokrit III, Kap. 13).

Der französische Theologe *Daniel Huet* (1630—1721) „erzeigte sich in seiner Lebensart sehr mäßig; wie er denn von dem 40. Jahr seines Alters an niemals mehr abends gespeist, sich auch zu seinem ordentlichen Trank nur schlechten Wassers, worunter er den achten Teil

Digitized by Google

Wein mischte, bedient hat" (Jöcher). Der Philologe *Harris Dodwell* (1641—1711) aus Dublin „hat alle Wochen 3 Tage, Mittwoch, Freitag und Sonnabend, so strenge gefastet, daß er bis abends 7 Uhr nichts als Kaffee und Tee genossen und abends über der Mahlzeit kein Fleisch gegessen" (ders.; auch Bernhard S. 166). Der französische Geschichtschreiber *Jean-Pierre Moret de Bourchenu, Marquis de Valbonnays* (1651—1730) „lebte sehr mäßig und ordentlich, aß alle Morgen einige Früchte und trank darauf 2 Tassen Kaffee oder Schokolade, die übrige Zeit des Tages aber aß er nur einmal" (Jöcher). Der Literarhistoriker *Jakob Friedrich Reimmann* (1668—1743), Superintendent in Hildesheim, brachte seine infolge zu vielen Studierens geschwächte Gesundheit durch eine „sehr genaue und ordentliche Diät" wieder in Ordnung (Göttens Gelehrtes Europa 1735, S. 788). Der lutherische Theologe *Joh. Wilh. Zierold* (1669 bis 1731), Präpositus zu Stargard in Pommern, schrieb eine Abhandlung „von der Mäßigkeit in Essen und Trinken" (Jöcher).

Des Papstes *Clemens XIV.* (Ganganelli, 1705—74, reg. s. 69) „Mittagstafel war ganz bürgerlich; sie kostete sonst [d. h. unter den früheren Päpsten] 14 Scudi, jetzt nur 14 Paoli [d. i. ungefähr 56 M. bzw. 6 M.]. Hühner, Reis, Nudeln, Eier waren seine Speise und ein Gläschen Monte Porcio, der in der Nähe von Frascati wächst, sein Trank. Die Hofköche jammerten über diese Einfachheit, und er sagte ihnen: ‚Behaltet euer Gehalt, aber verlangt nicht, daß ich über eure Kunst meine Gesundheit verliere!'" (Webers Papsttum 1834, III, S. 258 f.)

Der französische Philosoph *Jean-Jacques Rousseau* (1712—78) sagte: „Wozu bedarf man einer Kochkunst?" (Webers Demokrit V, Kap. 19.) D. *Graham* lehrte sogar in seinen Vorlesungen, ohne Essen zu leben (Jean Paul, Hesperus II, 18. Hundposttag).

Der Königsberger Altphilologe *Karl Lehrs* (1802—78) „hielt eine vorsichtige und fast rigorose Diät inne: abends genoß er selten etwas, in Gesellschaften kaum mehr als ein Glas Wein" (Oskar Schade in den Wissenschaftlichen Monatsblättern, Jahrg. VI, 1878, Nr. 6).

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erklärte der amerikanische Arzt *S. Tanner* († 1913) das Fasten für ein Allheilmittel, führte sich selbst als Hungerkünstler vor und soll 40 Tage lang keine Speisen zu sich genommen haben.[1] *Horace Fletcher* (geb. ca. 1850, † Anfang Januar 1919), ein in Italien, zuletzt in Kopenhagen lebender Amerikaner, urspr. Dachpappenfabrikant in New York, schrieb: „Die Eßsucht und ihre Bekämpfung" (deutsch 1911 u. ö.). Das nach ihm benannte „Fletschern" bedeutet: sorgfältiges Kauen (gründliches Zerkleinern und Einspeicheln der Speisen), Enthaltung vom Trinken während des Essens und Beschränkung des Fleischgenusses. Siehe auch Kersting, Deutschand fletschere! (1916); und Dr. med. Siegfried Möller, Die Kunst des Essens und ihr Einfluß auf Gesundheit, Kraft und langes Leben! (2. Aufl. 1918; darin wird auch Cornaro erwähnt).

Vegetarier.

In dem biblischen Buche des Propheten Daniel, Kap. 1 wird erzählt: Der junge *Daniel* und seine Gefährten, die nach der Zerstörung Jerusalems 586 v. Chr. am Hofe Nebukadnezars in Babylon erzogen wurden, verschmähten die Speisen und den Wein der königlichen Tafel und baten, ihnen versuchsweise Gemüse und Wasser zu geben. Weil sie nun davon bald schöner und kräftiger als die anderen Knaben wurden, erhielten sie fortan nur vegetarische Kost.

Die *Brahmanen,* jene alte Oberpriesterkaste Indiens, „essen vermöge ihrer Religion nie etwas anderes als Vegetabilien, und erreichen meist ein 100 jähriges Alter" (Hufelands Makrobiotik, Ausg. v. Klencke, S. 304).

Bei den alten Griechen soll sich schon der sagenhafte Sänger *Orpheus* des Fleischgenusses enthalten haben (Plutarch, Gastmahl der sieben Weisen, Kap. 16). Der Philosoph *Pythagoras* (ca. 582—500 v. Chr.) enthielt sich des Fleisches auf Grund seiner Lehre von der Seelenwanderung. Er ermahnte die Menschen, „sie sollten kein Fleisch von geschlachtetem

1 Der Italiener Cetti hungerte 10 Tage, sein Landsmann Succi 30 Tage, ein Fakir (nach Max Verworn's Allg. Physiologie) 6 Wochen. — Dunkel (Hist.-Crit. Nachrichten von Gelehrten III, 3) 1759, S. 535) führt an: „Wahrhafte und ausführliche Beschreibung eines besonderen casus inediae, welcher sich 1728 mit eines Gärtners Tochter aus Steinbeck, Maria Jehnfels, zugetragen hat, worin man nicht nur historisch beschrieben antrifft, wie diese Person in einen solchen Zustand, daß sie sehr lange Zeit ohne Essen, Trinken und Sprache gelebet, geraten sei, was sich mit ihr auf dem Hamburgischen Pesthofe zugetragen und für Versuche vorgenommen worden, wie sie endlich wieder Speise genossen, gesprochen und sich in ihrem Tode bezeiget, sondern auch nach der befundenen anatomischen Beschaffenheit ihres Körpers beurteilet findet, welche die Ursachen ihrer Krankheit und ihres Todes gewesen sein. Diesem ist noch eine völlige Nachricht von den alten und neuen Skribenten, die dergleichen Zufälle von Leuten, so viele Monate und Jahre ohne Speise und Trank gelebet, ausgeführet haben, beigefüget, auf vieler Verlangen zum Druck befördert von Christian Joachim Lossau. 1729. 10 Bog. 4°." Der Verfasser war Holstein-Plön'scher sowie Mecklenburg-Strelitzscher Leibarzt und starb 1753 zu Hamburg.

Digitized by Google

Vieh essen, denn sie möchten vielleicht ihre eigenen Eltern, Schwestern, Brüder, Kinder verschlingen" (Peter Lauremberg's Acerra philologica 1640, S. 332; vgl. dessen jüngeren Bruders Johann niederdeutsche Scherzgedichte 1652, I, Vers 49 f.: „Woll solckes würde dohn, de müste twifflen sehr, / Off nicht dat Flesch ein stück van sinem Vader wehr"; Ausführliches in Ovids Metamorphosen 15, V. 75 ff.). Sein Gebot: „Töte nichts, was Leben hat!" wurde sogar auf die Eier bezogen, weil sie der Anfang tierischen Lebens seien. Noch heute gibt es strenge Vegetarier, welche auch die Erzeugnisse des lebenden Tieres, wie Eier, Honig, Milch, Butter und Käse, nicht genießen; die anderen nennt man „Laktovegetarier", d. i. Milch- (und) Pflanzenesser. Pythagoras verwarf auch noch den Genuß der Bohnen. Sein Biograph ***Porphyrios*** (233—304, † in Rom) schrieb „über die Enthaltung vom Belebten", d. h. vom Fleisch.

Der chinesische Religionsstifter ***Konfutse*** (551—478 v. Chr.) „erreichte bei Reis und Wasser zufrieden ein hohes Alter" (Webers Demokrit I, Kap. 9).

Der christliche Gnostiker ***Saturninus*** (Anfang 2. Jahrh., in Antiochia) „enthielt sich von dem Essen der Tiere" (Jöcher).

Im Jahre 1084 begründete ***Bruno von Cöln*** (ca. 1030, † 1101) den ***Kartäuserorden*** mit der Verpflichtung der Fleischenthaltung. Er war mit sechs Gefährten nach Grenoble gekommen und von dem dortigen Bischof in die Einöde La Chartreuse gewiesen worden. „Hier bauten sie sich sieben Hütten, ein eiskalter Waldbach tränkte sie, und alle Sonntage brachte man ihnen Brot und Hülsenfrüchte; eine Decke von Ziegenhaaren kleidete sie, und sie sprachen miteinander nur durch Zeichen. Sie aßen nur Kleienbrot und niemals Fleisch, selbst nicht in Krankheiten, — aber Fische aßen sie, wenn sie solche geschenkt erhielten" (Webers Möncherei II, 1819, S. 60 f.). Später fand man jedoch bei den Kartäusern „die besten und frischesten Seefische" (ebd. S. 72), und in der Kartause Weddern im Münsterlande wurden „Braten und Ragouts aus Fischen zubereitet, daß solche der delikateste Weltgaumen nicht von wahren Fleischspeisen zu unterscheiden wußte" (ebd. S. 66). Auch waren ihre Keller mit Wein wohlversehen (ebd. S. 72), und sie erfanden den nach dem Kloster benannten Kräuterlikör „Chartreuse".

„Der ***Bischof Heinrich von Würzburg*** († 1207) lebte so mäßig, daß man ihn nur den Bischof Käse und Brot nannte." (Webers Demokrit VII, Kap. 20.) Vgl. das lateinische Sprichwort: Caseum habens non eget obsonio (d. i.: Wer Käse hat, entbehrt nicht das Zubrot), und das deutsche: Wer Käs und Brot hat, stirbt nicht Hungers (G. Matthiae, Lexicon lat.-germ. 1748, s. v. caseus). — Der Mediziner ***Joh. Langius*** (1485—1565, aus Lemberg, Leibmedicus in Heidelberg) „aß gern Käs und daher wollte er ihn auch anderen nicht verbieten. Er hat demselben in einem besondern Epigramm das Lob gepriesen und das Essen desselben gegen andere Ärzte verteidigt (s. Adami Vitae Medicorum p. 63) und hat sich damit gegen die Käse und deren Liebhaber sehr verdient gemacht. Andere wollen zwar das Käsessen mit Tennhart [einem Schwärmer in Nürnberg und Frankfurt a. M., 1661—1720] für keine Sünde halten, doch mögen sie auch keine Orbilii [d. h. Schulmeister] abgeben" (Bernhard, S. 172).

Philipp Melanchthon (1497—1560) „ergötzte sich am Gemüse und sonderlich an der Suppe. Man liest von ihm, daß er, als er noch in Tübingen studiert, oftmals seine Portion Fleisch mit des andern Gerstensuppe vertauschet." (Bernhard, a. a. O.)

Der Paduaner Philosoph und Mediziner ***Bernhardinus Tomitanus*** (1506—76) „aß gern Obst" (Bernhard, a. a. O., der Imperialis citiert).

Benedictus Arias Montanus (1527—98, aus Sevilla), Herausgeber einer polyglotten Bibel, „hat die Zeit seines Lebens kein Fletsch gegessen" (Jöcher). Auch der Philolog ***Caspar Scioppius*** (eigtl. Schoppe, 1576—1649, aus der Oberpfalz, † in Padua) „lebte sehr mäßig, fastete oft und aß gar kein Fleisch, sondern nur Gartenfrüchte" (ders.). Ebenso „lebte" der italienische Naturforscher ***Giacinto Cestoni*** (1637—1718) „sehr mäßig, aß fast niemals Fleisch, sondern Erdfrüchte, Kräuter, Zugemüse und dergleichen, weil er meinte, nicht jenes, sondern diese wären unsere natürliche Speise, welche die ersten Eltern gegessen und lange gelebt" (ders.).

Die hauptsächlich durch ihr Schweigen bekannten ***Trappisten*** sind zu noch strengerer Fleischenthaltung verpflichtet als die obenerwähnten Kartäuser. Der Orden wurde 1665 von ***Jean Le Bouthillier de Rancé*** (1626—1700, aus Paris, Übersetzer und Erklärer des Anakreon) in der normannischen Cistercienserabtei La Trappe gegründet. Er „erlaubte weder Wein noch Fische, ob es gleich deren genug gab in den 9 Teichen, die das Kloster umgaben. . . . Täglich aßen sie einmal: Kräuter, Wurzeln, Erdäpfel, Obst und Hülsenfrüchte, nur abgekocht in Wasser und Salz, ohne Butter und Öl; das Getränk war Wasser, doch bekamen sie auch Zider". (Webers Möncherei II, 1819, S. 166, 169. Genaueres s. bei Rob. Suchier, Der Orden der Trappisten und die vegetarische Lebensweise, 1902, 3. Aufl. 1911.) (Fortsetzung folgt.)

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

Bild 1
Engelmanns erster Versuch

Bild 2
Versuch, von der behelfsmäßigen Presse abgezogen

Bild 3
Handzeichnung nach Ligozzi

Bild 4
Carle Vernet. Erster Versuch 1816

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY

A[illegible] 1920

Digitized by Google

Die Gründung der Engelmannschen Steindruckerei in Mülhausen i. E.

Von

Konservator Dr. Walter Gräff in München.

Mit einer Beilage.

In der „Geschichte der Einführung der Lithographie in Frankreich" habe ich bereits die Persönlichkeit Gottfried Engelmanns und seine Bedeutung für die Ausbreitung der neuen Kunst in Frankreich gewürdigt. Wenn ich nun von neuem auf ihn zurückkomme, so geschieht es vornehmlich deshalb, weil mir seitdem neue geschichtliche Tatsachen und bisher unbekannte Wiegendrucke aus seiner ersten Anstalt in Mülhausen bekannt geworden sind, die manches damals von mir Vermutete bestätigen und weitere wertvolle Einblicke in das Werden das Künstlers und seiner Anstalt erlauben. Ich hatte Gelegenheit, im Museum zu Mülhausen einen Klebeband einzusehen, der Engelmannsche Arbeiten aus den Jahren 1814—36 enthält, die mit beigeschriebenen Erläuterungen zu den einzelnen Blättern versehen sind. Besonders wertvoll wird dieser Fund dadurch, daß die frühesten Blätter zeitlich festgelegt und fast alle nur dieses eine Mal vorhanden sind.

Zur Einführung folge hier zunächst eine kurze geschichtliche Darstellung von Engelmanns Stellung zur neuen Kunstausübung.

Gottfried Engelmann, geboren in Mülhausen 1788, gestorben daselbst 1839, sollte nach dem Willen seines Vaters Kaufmann werden und wurde, um die Handlung zu erlernen, nach La Rochelle in die Lehre geschickt. Doch behagte dem künstlerisch veranlagten jungen Manne dieser Beruf wenig, daß er sich bald darauf nach Paris begab, um sein Zeichentalent bei Regnault, dem berühmten Malerakademiker, ausbilden zu lassen. Dort blieb er drei Jahre, kehrte dann im Jahre 1810 nach seiner Vaterstadt zurück, wo er die Tochter eines reichen Kattunfabrikanten heiratete, in dessen Geschäft er als Zeichner eintrat. 1813 verlor sein Schwiegervater infolge des Krieges sein Vermögen, so daß Engelmann nun mittellos dastand. Da wurde ihm seine Zeichengabe zum Heile.[1] In demselben Jahre brachte nämlich sein Freund Eduard Koechlin von einer Reise in Deutschland einige Steindruckzeichnungen und die Beschreibung des Verfahrens von Gottlob Heinrich Rapp in Stuttgart in dem Gieglerschen Nachdruck mit und schenkte sie Engelmann, dessen künstlerische Neigung er kannte.[2] Die Erzeugnisse der neuen Kunst und die Durcharbeitung des Rappschen Lehrbuchs machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sofort daranging, selbständig Versuche im Steindruck zu machen. Er verschaffte sich Steine, die er nach der Anleitung des Werkchens zurichtete und bearbeitete. Abdrücke stellte er mit Hilfe eines Falzbeins her. Im Winter 1813 auf 14 baute er sich eine behelfsmäßige Presse. Aber je weiter seine Versuche fortschritten, desto klarer wurde ihm die Unzulänglichkeit der Rappschen Anleitung, und er entschloß sich deshalb — inzwischen war der Umschwung in seiner Vermögenslage eingetreten — im Juli des Jahres 1814 nach München zu gehen, um dort von der lautersten Quelle schöpfend, das Verfahren von Grund aus kennen zu lernen.

Hier wandte sich Engelmann sofort an den rechten Mann, an Senefelder, den Erfinder selbst. Diesem aber gebot die Pflicht, als Vorstand einer vom Staate gegründeten Anstalt, Stillschweigen und nun wurde er durch Vermittlung eines Landsmannes, des Malers Johann

1 Vgl. hierzu die geschichtliche Einleitung zu Engelmanns „Traité de Lithographie" und die unten im Aufsatz selbst angeführten handschriftlichen Bemerkungen im Mülhäuser Klebeband.

2 Der Titel des Rappschen Lehrbuches ist: „Das Geheimniß des Steindrucks in seinem ganzen Umfange praktisch und ohne Rückhalt nach eigenen Erfahrungen beschrieben von einem Liebhaber". — Tübingen, Gotta, 1810. — Wie aus der Vorbemerkung Engelmanns zu den ersten Proben seiner Kunst hervorgeht, hat er aber nicht diese Originalausgabe, sondern den Nachdruck benutzt, der bei Georg Jakob Giegler in Schweinfurt erschienen war unter der Aufschrift „G. J. Giegler, das Geheimnis des Steindruckes". Text und 7 Tafeln. Schweinfurt 1810. Klein-Quart.

Digitized by Google

Stuntz, eines geborenen Straßburgers (des Vaters der bekannten Malerin Elektrine von Freyberg), mit den Lithographen Strixner und Piloty bekannt gemacht, denen wir das bedeutendste größere Werk der Frühzeit in Deutschland, das Bayrische Handzeichnungskabinett verdanken. Bei ihnen konnte er nun mehr als bloß das Drucken erlernen, denn sie beherrschten von der Zubereitung der Kreide und Tinte an bis zur letzten Handreichung des Druckens alle möglichen durch die Bemühungen des Meisters ersonnenen Vorrichtungen, Kunstgriffe und Vorteile jeder Art. Bei ihnen legte Engelmann den Grund zu seinen späteren großen Erfolgen als ausübender Steindrucker und als Erfinder neuer Verfahren. Wohlversehen mit Pressen, Steinen und den übrigen Geräten kehrte er in die Heimat zurück und eröffnete noch im Herbst 1814 in Mülhausen eine Steindruckerei, die erste in der französischen Provinz und die erste in Frankreich, der längere Dauer beschert war.[1] Von diesem Zeitpunkt ab, kann man sagen, ist der Steindruck in Frankreich heimisch geworden.

In der neuen Anstalt ging man sofort ans Werk. Bereits im Oktober 1815 konnte Engelmann eine Sendung seiner künstlerischen Erzeugnisse nach Paris an die „Société d'encouragement de l'industrie Française" abgehen lassen. Sie enthielt eine gedruckte Einführung in die neue Erfindung, erläutert durch vier vom Stein gedruckte Beispiele, sowie siebzehn andere lithographierte Blätter und eine in Stein gravierte Landkarte. Über diese Blätter berichtete als Fachmann der Graf v. Lasteyrie der Gesellschaft. Er stellte sie zwar noch nicht auf eine Stufe mit den Arbeiten der deutschen Künstler, meinte aber, daß Engelmanns Arbeiten wohl bald dieselbe Vollkommenheit erreichen könnten wie jene. — Im einzelnen habe ich bisher die Blätter noch nicht wieder auffinden können, darum lasse ich Lasteyries Angaben folgen. Die vier Musterbeispiele zu der Einführung stellten dar: 1. einen Stier in Kreidemanier, mit brauner Tonplatte und weiß ausgesparten Lichtern. 2. Zwei Darstellungen auf einem Blatte, zwei Satyrn in Holzschnittmanier und eine Federzeichnung mit brauner Tonplatte. 3. Musiknoten und durch Umdruck hergestellte Schrift, 4. eine Landkarte und ein kleiner Kopf, beide in Stein graviert. Von den 17 anderen Blättern waren 9 Umrißzeichnungen — wahrscheinlich mit der Feder gearbeitet — nach Loggienbildern von Raffael, die übrigen Tierzeichnungen in Kreidemanier und eine auf Leinwand gedruckte Landkarte.

Im Juni des folgenden Jahres — im April hatte der Graf von Lasteyrie seine schon seit Jahren vorbereitete Anstalt in Paris eröffnet[2] — errichtete Engelmann daselbst eine Zweiganstalt seiner Mülhäuser Druckerei. Die Veranlassung zu diesem Schritte war folgende: Im Jahre 1816 verweilte der Pariser Maler P. A. Mongin auf einige Monate in Rixheim bei Mülhausen bei Herrn Zuber, dem Besitzer der Tapetenfabrik J. Zuber & Cie. Als Sehenswürdigkeit wurde ihm die Engelmannsche Steindruckerei gezeigt. Der Künstler erkannte die Bedeutung der neuen Erfindung für die Zeichenkunst, nachdem er sich durch eigene Versuche von ihrem Werte überzeugt hatte. So entstanden mehrere Blätter, von denen der Maler eine Reihe von Abdrücken an seine Freunde in Paris sandte. Sie erregten lebhaftestes Aufsehen in den Kreisen der Künstlerschaft und trugen Engelmann die Aufforderung ein, auch in der Hauptstadt eine Anstalt zu errichten.

Darauf scheint Engelmann nur gewartet zu haben; seine neue Pariser Druckerei eröffnete er im Juni 1816 in der Rue Cassette Nr. 18. Aus dieser ging in der Folge eine große Reihe bedeutender Künstlersteinzeichnungen hervor.

Betrachten wir nun den Klebeband im „Musée industriel" in Mülhausen. Engelmann ist einer der Gründer der „Société industrielle de Mulhouse" gewesen, und auf seine Anregung hin richtete die Gesellschaft das ihr heute noch gehörige Museum ein. Als ein Denkmal der Entwicklung seiner Anstalt und als Nachweis über seine Tätigkeit hat Engelmann dem Museum diesen Band zum Geschenk gemacht. Er trägt die Aufschrift: „Collection historique des produits des établissements lithographiques fondés par Mrs. Engelmann et Cie. à Mulhouse & à Paris". Der Band ist 1,00 m hoch und 0,65 m breit. Unter einer ganzen Reihe der eingeklebten Drucke finden sich handschriftliche Bemerkungen, die ohne Zweifel von Engelmann selbst herrühren, welche die geschichtliche Stellung der betreffenden Blätter und ihre Bedeutung dartun, gleichzeitig aber auch die Darstellung Engelmanns über die Gründung seiner Anstalten, die er in seinem Lehrbuch gegeben hat, maßgeblich ergänzen.

---

1 Gottfried Engelmann kehrte 1830 nach Mülhausen zurück; die Engelmannsche Anstalt in Paris besteht noch heute im Besitz der Familie; die Mülhäuser Druckerei dagegen ist seit dem siebziger Kriege in andere Hände übergegangen.

2 Die näheren Umstände bei der Gründung von Lasteyries Anstalt finden sich in des Verf. Gesch. der Einf. d. Lith. in Frankr. S. 92 ff.

Digitized by Google

Auf der ersten Seite finden sich fünf Steindrucke die die allgemeine Beischrift tragen: „Premiers essais faits par M. Engelmann d'après un traité publié par Giegler de Schweinfurt". Das erste und früheste Blatt enthält vier Darstellungen, kleine Versuche, die mit der Feder, mit Pinsel und Tusche und mit Kreide ausgeführt sind (Bild 1; 95/170 mm groß). Die Zeichnungen sind recht scharf und sattfarbig mit dem Falzbein abgedruckt, wie die Beischrift Engelmanns bezeugt; „premier essai tiré moyennant un plioir".

Die anderen vier Blätter der Seite, sämtlich Blumen darstellend, sind z. T. weniger klar, obwohl schon mit der selbstgebauten behelfsmäßigen Presse abgedruckt, und tragen die Unterschrift: „Essais tirés sur une presse provisoire construite d'après le susdit traité". Ihre Höhe schwankt zwischen 290 und 220 mm, ihre Breite zwischen 130 und 190 mm (Bild 2).

Die zweite Seite enthält vier Blätter, es sind „essais faits par M. Engelmann à Munich pour apprendre la Lithographie". Die ersten beiden sind Blumenstudien, auf fein gekörnten Stein mit Kreide gezeichnet, eine Mohnblume bezeichnet: G. Engelmann del^{t} 1814, 210/145 mm und 205/165 mm groß. Dann folgt eine vereinfachte Wiederholung jener Pilotyschen Lithographie nach einer dem Ligozzi zugeschriebenen Handzeichnung aus der k. b. Handzeichnungssammlung, die im Heft IV der „Oeuvres lithographiques" als Blatt 4 veröffentlicht worden war (Bild 3). Es ist eine Federzeichnung mit gelbem und braunem Ton und ausgesparten Lichtern, 165/225 mm. Das Blatt ist wohl eine Erinnerung an seine Lehrzeit bei Strixner und Piloty. Die vierte Zeichnung auf der Seite ist ein Akanthusblatt in Kreide mit zwei Tonplatten und ausgesparten Lichtern, 208/169 mm.

Die dritte Seite enthält zwei Zeichnungen; es sind die ersten Arbeiten Engelmanns nach seiner Rückkehr von München: „premières planches exécutés par M. Engelmann après son retour à Mulhouse". Die obere ist nach einem Gemälde des Malers Jacques Swebach des Fontaines; dargestellt ist ein Wagenzug, der auf einer Brücke einen Fluß überschreitet; zur Linken werden Pferde in die Schwemme geführt. Die Zeichnung ist mit Kreide und einer gelben Tonplatte gearbeitet, über die dann noch mit dem Pinsel ein Ockerton gelegt ist, um die Wirkung zu verstärken. In Zeichnung und Druck ist das Blatt wohlgelungen. Die Unterschrift lautet: „Swebach D. F. pinxit" und „Lythographie de G. Engelmann à Mulhouse H^{t} Rhine". Die Größe ist 238/315 mm.

Die zweite Zeichnung dieser Seite ist ebenfalls in Kreide nach einem Gemälde ausgeführt: Ein Bauernjunge, der einem Schimmel den Tränkeimer hinschiebt. Im Hintergrund rechts ist eine Strohhütte. Ebenfalls bezeichnet: „Lythographie de G. Engelmann à Mulhouse h^{t} Rhin". (350/275 mm.) Die beiden erwähnten Blätter sind die einzigen in dem Klebeband, die noch die Bezeichnung Lythographie auf der Adresse tragen.[1] Ich schalte deshalb noch einige mir anderweitig bekannt gewordene frühe Mülhäuser Steindrucke hier ein, die jedenfalls in dasselbe Jahr 1814 oder in den Anfang von 1815 gehören. 1. Ein Steinbock, von l. nach r. laufend, Kreidezeichnung, 270/240 mm. Bezeichnet: „B. Huet pinx". — „Lythographie de G. Engelmann à Mulhouse". Ein Exemplar befindet sich im Berliner Kabinett. 2. Ein Bildnis Napoleons I. bei Austerlitz: „Tiré du tableau de la Bataille d'Austerlitz de Gérard". — „Lythographie de Engelmann à Mulhouse h^{t} Rhin. 4°; Hochformat. In der Strichführung finden sich Erinnerungen an Grabstichelarbeiten. (Paris, Cab. des Estampes, unter den Napoleonbildnissen.) 3. Stiere in Potters Art nach Swebach. (Paris, Cab. des est.)[2]

Auf der vierten Seite ist ein Blatt vom Jahre 1815: Drei Stiere nach Paul Potter. Ein Stier schaut brüllend rechts über einen Zaun, dahinter ein zweiter liegend, links ein stehender Ochs, nach rechts gewendet. Im Hintergrund drei Schafe, links ein Dorf. Es ist eine Kreidezeichnung mit einer gelben Tonplatte abgedruckt, in der weiß ausgespart ist, und trägt die Unterschrift in der Mitte: „PAUL POTTER" und „Imprimé par le procédé Lithographique de G. Engelmann à Mulhouse, h^{t} Rhin". Größe 315/474 mm. Das Mülhäuser Stück ist ein nicht tadelloser Druck des mehrfach vorkommenden guten Blattes.

Die fünfte Seite nimmt eine Zeichnung von Pierre-Antoine Mongin ein; und zwar ist es nach der Beischrift Engelmanns dasjenige gewesen, welches den Anlaß zu der Gründung der Pariser Niederlassung gegeben hat. Es ist eine groß angelegte italienische Landschaft mit

---

1 Die Schreibweise Lythographie mit „y" habe ich in der erwähnten Arbeit S. 122, da sie auf keinem Pariser Blatt sich findet und auf späteren Mülhäuser Blättern auch nicht mehr vorkommt, als ein äußeres Erkennungszeichen für frühe Mülhäuser Drucke angegeben. Hier finden wir eine zweifellos zuverlässige Bestätigung meiner Vermutung.

2 Genauere Notizen über dieses Blatt fehlen mir leider. Es ist jedenfalls im Werke Swebachs im Cab. d. est. der Bibliothèque Nationale in Paris zu finden. Mit dem folgenden ist es nicht übereinstimmend, da dieses ja die spätere richtige Schreibweise zeigt.

Digitized by Google

Gestalten belebt und trägt die Unterschrift: „LES VOEUX", dazu links Engelmanns Mülhäuser Anschrift und rechts: „Composé et dessiné par P. Mongin". Unterschrift. Darunter findet sich die Widmung an den Minister des Inneren Exc. Vaublanc. Größe 287/386 mm. — Dazu ist hier handschriftlich bemerkt: „Planche exécuté par M. Mongin de Paris pendant un Séjour qu'il fit chez Mr. J. Zuber à Rixheim. C'est par suite des épreuves de cette planche que Mr. Mongin envoya à Paris que M. Engelmann fut engagé à former un établissement lithoge dans la capitale". Das Gegenstück zu diesem Blatte, mit ihm im künstlerischen Gepräge, in Größe und Schrift übereinstimmend, befindet sich nicht in diesem Bande. Es ist benannt: „Les regrets"; einen Abdruck davon sah ich in der Sammlung des Leipziger Buchgewerbemuseums, es ist zur selben Zeit wie das zuerst genannte entstanden.

Die sechste Seite des Klebebands trägt eine weitere Landschaftszeichnung von Mongin aus demselben Jahr 1815. Dargestellt ist eine weite Parklandschaft; unter einem vom Blitz zersplitterten Baum sitzt auf einer Felsbank ein Zeichner mit seiner Mappe, zwischen Felsen ist im Hintergiund ein Durchblick auf eine Brücke. Es ist eine handwerklich geradezu vollendete Arbeit in Kreidezeichnung. Die Unterschrift lautet links: „Impression Lithographique de G. Engelmann à Mulhouse haut Rhin", rechts: „Composé et dessiné sur pierre par P. Mongin". Größe 436/318 mm.

Die bisher besprochenen Blätter waren Mülhäuser Wiegendrucke; nun folgen einige frühe Pariser Blätter aus dem Jahre 1816. Sie beginnen mit dem „premier essai lithographique fait par Carle Vernet", wie unter dem Blatt von Engelmann bemerkt ist. Er stellt einen nach links sprengenden Kosaken dar, Lanze im Schuh; links ist eine Holzbrücke, auf dem Wege dahin reiten weitere Kosaken. Bezeichnet in der Mitte, innerhalb der Darstellung: „Carle Vernet", unter der Darstellung rechts: „Lithographié par G. Engelmann, rue Cassette Nr. 18 à Paris". Flüchtige Kreideskizze auf etwas grob gekörntem Stein. Größe 273/360 mm (Bild 4). Engelmann hat in kluger Erkenntnis sich sofort einen der damals besonders bei den Käufern in Gunst stehenden Künstler herangezogen, um seine ersten Versuche in der neuen Anstalt machen zu lassen, denn dieses Blatt scheint auch die erste künstlerische Steinzeichnung gewesen zu sein, die aus seiner Anstalt hervorgegangen ist. Es ist nämlich das erste Blatt, das der Drucker als „Dépot légal" am 26. August 1816 unter Nr. 394 dem Cabinet des Estampes übergeben hat, wo es heißt: „Cosaque à cheval d'après Carle Vernet". In Béraldis „Graveurs du 19e siècle" ist es unter Nr. 407 des Verzeichnisses der Griffelkunstblätter von Carle Vernet beschrieben „Cosaque à cheval, à gauche d'autres cosaques sur un pont".

Auf derselben Seite und den beiden nächsten folgen weitere frühe Blätter von Vernet, dann von Engelmann gezeichnete Blumen, zehn Blätter vom „Recuil d'essais Lithographiques", verschiedene Ansichten aus Italien von Bourgeois aus dem Jahre 1817 und endlich Zeichnungen von Horace Vernet, Mongin, Engelmann, Hippolyte Lecomte, Roehn, dem älteren Isabey (1818), Pernot, Bellangé und Chrétien. Eine Besprechung dieser Blätter aber würde den Rahmen unserer Untersuchung überschreiten.

Digitized by Google

Magnus Hund der Ältere von Magdeburg († 1519).

Von

Superintendent D. Dr. Georg Buchwald in Rochlitz i. Sa.

Mit einem Bilde.

An der Leipziger Universität wirkten am Ausgange des Mittelalters fast gleichzeitig drei Gelehrte namens Hund, miteinander verwandt, sämtlich aus Magdebung stammend, tres celebres Parthenopei, wie sie die Matrikel bezeichnet: Andreas, Magnus der Ältere und Magnus der Jüngere. Sie gehörten alle drei zunächst der Artistenfakultät an; Magnus der Ältere, der zugleich medicinae baccalarius war, ging in die theologische Fakultät über, Andreas scheint dann Jurist, Magnus d. J. Mediziner geworden zu sein. Die Gesichtszüge dieser drei Magdeburger bewahrt die Matrikel der Artistenfakultät auf, deren Dekan Magnus d. J. im Sommersemester 1521 war. An der betreffenden Stelle der Matrikel findet sich ein großes Bild. „Links steht in ganzer Figur mgr. Andreas, in der Mitte dr. Magnus, rechts mgr. Magnus d. J. Über dem ersten, der im schwarzen Talar erscheint, liest man Jurista, über dem zweiten, der über dem Talar einen großen Pelzmantel trägt und ein rotes Barett in der Hand hält, steht theologus et medicus doctor. Der dritte, der als medicus bezeichnet wird, ist mit einem violetten Talar angetan. Andreas und Magnus halten einen Schild, der die untere Hälfte von dem älteren Magnus verdeckt. Der Schild ist wagerecht geteilt, oben rot, unten weiß, im oberen Felde erscheint ein nach links springender weißer Hund, im unteren eine Hausmarke."

Der hervorragendste unter diesen drei ist sicher Magnus d. Ä., 1449 in Magdeburg geboren. Konrad Wimpina, eine Zeitlang — bis zu seinem Weggang nach Frankfurt — Hunds Kollege, zählt in seiner Centuria — deren Verfasserschaft wird ihm allerdings von manchen bestritten — eine lange Reihe grammatischer, rhetorischer, philosophischer, theologischer und juristischer Schriften auf. Nur wenig Gedrucktes ist uns von ihm erhalten. Er gab eine dem Seneka untergeschobene Schrift des Bischofs Martinus Dumiensis zusammen mit der Epistel des Marsilius Ficinus heraus.[1] Über seine 1492 erschienene Expositio Donati fällt Zarncke das wenig schmeichelhafte Urteil, „daß keine Schilderung diesen Wahnsinn deutlich machen könnte."[2] Die Leipziger Universitätsbibliothek besitzt unter ihren Handschriften von Hund nur eine Epistola ad Jacobum Coci (1422) und einen Tractatus philosophicus (1602).[3]

Über Hunds akademische Laufbahn und Tätigkeit unterrichtet uns die Matrikel. Im Sommersemester 1482 wurde er immatrikuliert, 1483 wurde er Bakkalar, 1486 Magister, 1492 wurde er in das Konzilium oder den Senat der Artistenfakultät aufgenommen, 1497 war er Dekan, 1499 Rektor. In demselben Jahr begann er seine theologische Laufbahn als Kursist, die er im Jahre 1504 mit der Erwerbung der Lizentiatenwürde abschloß. Daß er auch Dr. in theologia wurde, steht fest, wenn auch die Signatura promotorum in theologia nichts darüber berichtet. Aus der noch ungedruckten Matricula ordinatorum des Hochstifts Merseburg erfahren wir, daß er als Lizentiat am 22. März 1505 die Priesterweihe empfangen hat.

Ein bedeutender Teil der handschriftlichen Hinterlassenschaft Hunds findet sich in der Fürst Georg-Bibliothek zu Dessau. Vermutlich ist er dorthin durch Georg Helt gekommen, der seit 1501 reichlich zwei Jahrzehnte hindurch der Leipziger Universität angehörte.

Es sind hauptsächlich Vorlesungen, Disputationen, Prüfungen und akademische Reden, die uns hier vorliegen. Am 22. Juni 1499 trat Hund seine theologische Laufbahn an. An diesem Tage wurde er ad cursum zugelassen. Als Kursist lag ihm ob, zwei Jahre hindurch in achtzig Vorlesungen über biblische Kapitel zu erklären. Diese Vorlesungen wurden feierlich mit dem sogenannten Principium eröffnet. Hund wählte sich das Buch der Weisheit und hielt sein Principium am 8. November 1499. Die Eröffnungsrede hat er uns aufbewahrt. Den bestehenden Bestimmungen entsprechend hatte sich der Kursist nach Erledigung jener Vorlesungen ein Jahr lang auf die Vorlesung über die Sentenzen des Petrus Lombardus vorzubereiten und sodann über diese zwei Jahre hindurch zu lesen. Von jenen Vorlesungen enthalten unsere Bände nichts, wohl aber die Vorlesungen über die Metaphysik des Aristoteles, die Hund seit 1503 gehalten hat.

1 Vgl. Witkowski, Geschichte des geistigen Lebens in Leipzig. Leipzig und Berlin 1909, S. 26.

2 a. a. O., S. 28.

3 Nach gütiger Mitteilung des Herrn Oberbibliothekar Dr. Günther.

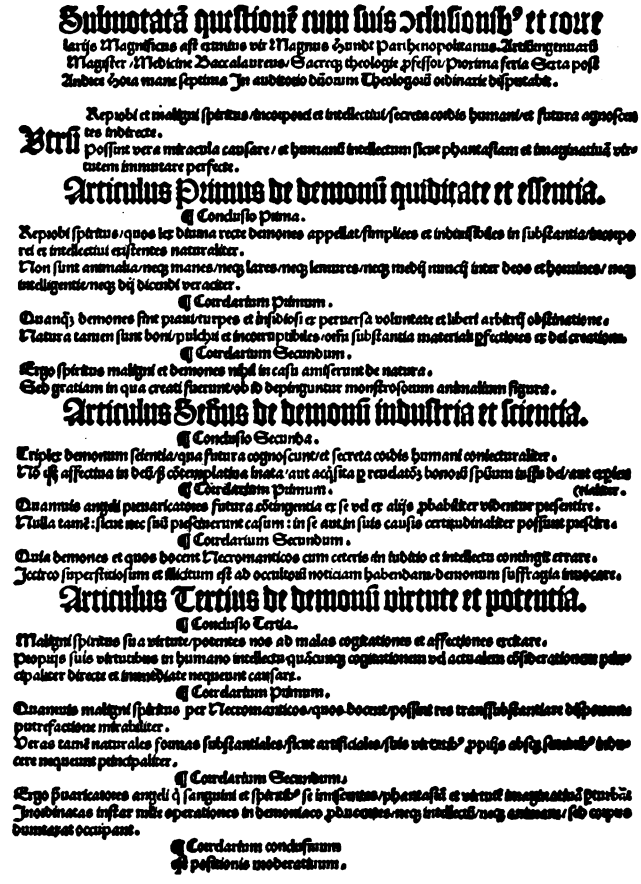
Digitized by Google

Während anderwärts der vordringende Humanismus sein Recht forderte, herrschten in Leipzig noch als die einzigen Autoritäten Aristoteles und Thomas von Aquin. Letzterer beherrschte den gesamten theologischen Unterricht. Mit ihm beschäftigten sich die meisten Vorlesungen. Entweder wurden seine Schriften erklärt oder man behandelte das umfängliche Werk des „Thomistenprinceps" Johannes Capreolus: „vier Bücher Verteidigungen der Theologie", noch heute als „das vorzüglichste der Thomistenschule" gepriesen, in dem alle Meinungsgegensätze, wie sie sich aus der nachthomistischen Entwicklung der Scholastik während zweier Jahrhunderte herausgebildet hatten, vollständigst berücksichtgt sind. Man kann schon aus dieser Kennzeichnung eine Ahnung von der Umfänglichkeit und Umständlichkeit dieses Werkes bekommen. Aber nun erst eine Vorlesung über dasselbe! Es ist von hohem Interesse, daß uns Hunds Capreolusvorlesung erhalten ist. Allerdings hat nicht er selbst sie begonnen, sondern Konrad Wimpina. Sicherlich fällt der Anfang der Vorlesung schon vor das Jahr 1504; denn als Wimpina 1505 nach Frankfurt übersiedelte, brach er bei der 24. Distinktion des ersten Buches ab. Nachdem die Vorlesung eine längere Unterbrechung erlitten hatte, beauftragte die theologische Fakultät Hund mit der Fortsetzung. Er begann die Arbeit hierfür nach seiner Aufzeichnung am 18. Mai 1506 und wohl noch im gleichen Semester die Vorlesung selbst. Nicht ohne Seufzen im Hinblick auf die ungeheure Ausdehnung der übernommenen Aufgabe ging er ans Werk, von vornherein auf Kürzungen bedacht, weise mit dem wohl sicher zu erwartenden „Überdruß der Zuhörer" rechnend. Aber trotzdem — welchen Umfang mußte die Vorlesung annehmen, wenn, wie er selbst ankündigt, immer erst die einzelne Distinktion und die Meinung des Meisters besprochen, dann allerlei Quästionen mit den Meinungen anderer Theologen erörtert und widerlegt werden sollten! Zudem war die Vorlesung nicht nur für Theologen bestimmt. Die letzte Aufgabe war ja der Nachweis, daß alle menschliche Wissenschaft dem Irrtum unterworfen sei und nur „die allerheiligste christliche Theologie, von Gott eingegeben und geoffenbart, die unfehlbare Wahrheit" erkennen lasse. So brauchen wir uns denn nicht zu wundern, daß Hund erst im Sommersemester 1509 mit dem ersten und vier Jahre später mit dem zweiten Buche zu Fach kam. Im Wintersemester 1513 auf 1514 war er von Leipzig abwesend. Matthäus Hennig, der für ihn eintrat, brauchte das ganze Semester, um die ersten dreizehn Distinktionen des dritten Buches zu erledigen. Im Sommersemester 1514 setzte Hund die Vorlesung fort, beendete im Wintersemester 1515 das dritte, im Sommersemester 1516 endlich das vierte Buch. Mindestens durch zwölf Jahre hatte sich dieser Bandwurm hindurchgeschlängelt. Welcher Student mag das zweifelhafte Glück genossen oder die beneidenswerte Ausdauer und Geduld besessen haben, die Vorlesung ohne Schwänzen von Anfang bis zu Ende zu hören! Ein Bericht aus den Jahren 1504—1509 sagt, daß die Theologen selten mehr als sechs oder sieben Zuhörer gehabt hätten. In welchem Mißverhältnis steht hierzu die eingehende Arbeit des Dozenten! Nun besitzen wir einen Bericht, der Herzog Georg über allerlei Gebrechen an der Universität vorgelegt wurde. Darin findet sich auch die bewegliche Klage, daß über den Capreolus „neun Jahre oder länger gelesen" werde. Der Bericht ist undatiert. Nur das ließ sich bisher bestimmen, daß er in die Zeit zwischen 1509 und 1537 gehört. Nach obigem dürfte er der zweiten Hälfte des zweiten Jahrzehnts zuzuweisen sein.

Unter dem Einfluß der Gründung der Wittenberger Hochschule ordnete Herzog Georg in seiner Reformation vom November 1502 für die theologische Fakultät unter anderem an: „Auf daß desto mehr Fleiß und Übung in derselben Fakultät geschehen, so sollen die Doktores der heiligen Schrift alle Monat ihre Disputationes halten und bestellen." Daß dies nicht ohne Erfolg gewesen ist, ergibt sich aus Hunds Hinterlassenschaft. Allein aus dem Jahre 1504 finden sich hier nicht weniger als acht Disputationen. Von ganz besonderem Werte aber sind die gedruckten Disputationsanschläge, die Hund in seine Bände eingeheftet hat, dreizehn an der Zahl, aus den Jahren 1507—1512. Die Universitätsbibliothek besitzt[1] einen einzigen derartigen Anschlag (358). Derselbe ist wie alle hier vorliegenden ohne Datum. Durch Hunds handschriftliche Aufzeichnungen lassen sie sich aber mit völliger Sicherheit zeitlich genau bestimmen. Dankbar müssen wir ihm auch dafür sein, daß er die Teilnehmer an den Disputationen getreulich verzeichnet hat. Diese Redeturniere fanden zumeist am Freitag statt, in der Regel vormittags acht Uhr, stets im Lesesaal der Theologen. Die Gegenstände liegen ausschließlich auf streng scholastischem Gebiet. Die Verfasser sind — außer Hund (6) — Matthäus Damerow von Prenzlau (5), Wolfgang Schindler von Elbogen (1) und Arnold Wöstefeldes von Lindau (1).

1 Nach Mitteilung des Herrn Oberbibliothekar Dr. Günther.

Digitized by Google



Subnotatā quſtionē cum ſuis concluſionib⁹ et roue

larijs Magnificus atq; eximius vir Magnus Hundt Parthenopolitanus. Artiū magister
Magiſter / Medicine Baccalaureus / Sacreq; theologie profeſſor / Prorima feria Sexta poſt
Andree hora mane ſeptima In auditorio dōnorum Theologoꝝ ordinarie diſputabit.

Reprobi et maligni ſpūs / incorporeī et intellectuāl ſecreta cordis humani / et futura cognoſcere indirecte.

Verū poſſint vera miracula cauſare / et humanū intellectum ſicut phantaſiam et imaginatiuā verū tatem immutare perfecte.

Articulus Primus de demonū quidditate et eſſentia.

¶ Concluſio prima.

Reprobi ſpūs / quos ſc̄a diuina rectē demones appellat / ſimpliciter et indiuiſibiles in ſubſtantia / incorporei et intellectuāl exiſtentes naturaliter.

Non ſunt animalia / neq; manes / neq; lares / neq; lemures / neq; nebij nunciꝰ inter deos et homines / neq; intelligentie / neq; bij dicendi veraciter.

¶ Corollarium Primum.

Quamꝰ demones ſint prauiſ / turpes et infidoſi et peruerſa voluntate et libeti arbitrij obſtinatione.

Natura tamen ſunt boni / pulchi et incorruptibiles / ceſu ſubſtantia materiali paſſiones et dei creaturā.

¶ Corollarium Secundum.

Ergo ſpūs maligni et demones nichil in caſu amiſerunt de natura.

Sed gratiam in qua creati fuerunt / ob id deprāuatur monſtroſorum animaliū figura.

Articulus Secus de demonū induſtria et ſcientia.

¶ Concluſio Secunda.

Triplex demonum ſcientia / qua futura cognoſcunt / et ſecreta cordis humani coniecturaliter.

Vlō ex affectiua in deū p̄ contemplatiua innata / aut acquiſita p̄ reuelatiōꝰ bonoꝝ ſpūm in ſſo dei / aut angelo (videlicet).

¶ Corollarium Primum.

Quamuis angeli peruerſationes futura cōtingentia ex ſe vel ex alijs probabiliter videntur preſentire.

Nulla tamē / ſcire nec ſunt preſcierunt caſum: in ſe aut in ſuis cauſis certitudinaliter poſſunt preſcire.

¶ Corollarium Secundum.

Quia demones et quos docent Necromanticos cum ceteris in iudicio et intellectu contingit errare.

Incerto ſuperſtioſum et illicitum eſt ad occultoꝝ noticiam habendam demonum ſuffragia imperare.

Articulus Tertius de demonū virtute et potentia.

¶ Concluſio Tertia.

Maligni ſpūtus ſua a virtute / potentes nos ad malas cogitationes et affectiones excitare.

Propriis ſuis virtutibus in humano intellectu quācunq; cogitationem vel actualem conſiderationem principaliter directe et immediate nequeunt cauſare.

¶ Corollarium Primum.

Quamuis maligni ſpūtus per Necromanticos / quos docent poſſint res tranſſubſtantiare diſſoluere putrefactione mirabiliter.

Veras tamē naturales formas ſubſtantiales / ſicut artificiales / ſuis virtutib⁹ propriis abſq; ſenſibꝰ obſeruare nequeunt principaliter.

¶ Corollarium Secundum.

Ergo ſuccubes angeli q̄ ſanguini et ſpūtib⁹ ſe imiſcentes / phantaſiā et virtutē imaginatiuā pturbāt Inordinatas inſtar miſe operationes in demoniaco p̄dūcentes / neq; intellectū / neq; animam / ſed corpus dumtaxat occupant.

¶ Corollarium concluſionum
¶ poſitionis moderatarum.

Wir teilen den ältesten Disputationsanschlag, der uns vorliegt, im Faksimile mit. Die Disputation gehört ins Jahr 1508, ist also am 1. Dezember gehalten. Der Gegenstand ist echt scholastisch: „Ob die verworfenen und schlechten Geister, die unkörperlich und mit Vernunft begabt sind, das Innere des menschlichen Herzens und die zukünftigen Dinge indirekt erkennend, im Stande sind wirkliche Wunder hervorzubringen und die menschliche Erkenntnis wie die Phantasie und die Einbildungskraft vollständig zu verändern.“ Als Respondent fungierte M. Christoph Scheppler aus St. Gallen, der 1508 Sententiarius geworden war. Zwölf Gelehrte nahmen an dieser Disputation teil, an der Spitze der Rektor M. Gregor Breitkopf von Konitz und der Artistendekan M. Nikolaus Apel von Königshofen, sodann M. Ludwig Langschneider von Görlitz, M. Petrus Schormann von Glogau, M. Arnold Wöstefeldes von Lindau, der Dominikanerpater, Tetzels Freund und Mitkonventuale M. Hermann Rab von Bamberg, M. Wolfgang Kubito von Elnbogen, M. Nikolaus Kleinschmid von Hof, M. Johann Breitenbach von Leipzig, der Kanonikus vom Augustinerchorherrenstift Neuwerk in Halle, M. Paulus Klaußmann, M. Johann Sperber von Heiligenstadt und M. Johann Kuswerdt von Weißenstadt. Wir würden einen Einblick in die Verhandlungen über die wichtige theologische Frage gewinnen, wenn wir die 26 engbeschriebenen Seiten lesen wollten, die Hunds Vorbereitung auf die Disputation enthalten. Aber ich vermute, es wird dem Leser recht sein, wenn er damit verschont bleibt.

Auch über die Tätigkeit Hunds als Examinator erfahren wir mancherlei aus unsern Bänden. Im Wintersemester 1504 und im Sommersemester 1505 war Hund Vizekanzler der Artistenfakultät. Als solchem lag ihm ob, die Liste der Bewerber um den Magistergrad aufzustellen und den Kandidaten die zu beantwortenden Fragen zuzuweisen. Sie würden kaum in ein modernes Doktorexamen passen. Da lesen wir z. B. Warum verwendet man Gold und Silber als Material für Münzen, während doch andere Metalle den Menschen gemeiner sind? Warum erzeugt der Winter Schleim und der Sommer Cholera im Leibe, während dieser doch im Winter wärmer und im Sommer kälter ist? Warum heilt die Beschwörung Krankheiten der Tiere, in denen sie doch keinen Glauben zu wecken vermag? Daß es auch nicht an beabsichtigtem Humor gefehlt hat, beweist die dem Kandidaten Georg Bär aus Ochsenfurt vorgelegte Frage: „Warum wird der Bär, wenn er sich ohne Bewegung und Speise verbirgt, fett, während doch der Mensch, wenn er lange schläft und fastet, abmagert?“

Im Sommersemester 1499 bekleidete Hund die Rektoratswürde. Die Rede, mit der Matthäus Damerow ihn rekommendierte, ist uns erhalten. Mehrere Dokumente aus der Tätigkeit in diesem Amte sind uns überliefert. Zweimal während seiner Amtsführung hatte der Rektor eine Universitätsversammlung einzuberufen, und zwar um St. Urban (25. Mai) und um Mariä Geburt (8. September) im Sommer, und um St. Katharinä (25. November) und St. Gregorii (12. März) im Winter. Der Zweck war, die Studenten „zur Besserung schlechter Gewohnheiten“ anzuhalten und die Universitätssatzungen einzuprägen. Die Versammlung fand im Disputationssaale statt. Die erste Versammlung hielt Hund am 9. Juni 1499, mithin etwa vierzehn Tage später, als die Regel war. Der Grund für diese Verschiebung lag in einer epidemisch auftretenden Augenkrankheit. In lebhaften Klagen ergeht sich der Rektor über die Faulheit und Sittenlosigkeit der Jünger der Alma mater, die — diese Wortspiele lassen

Digitized by Google

sich im Deutschen nicht nachahmen — *potius dolo quam polo, scortis quam cartis, commessationi quam honestae collationi student.* Statt sich mit den neun Musen zu beschäftigen, treiben sie neunerlei Verkehrtheiten. So erfüllt sich das alte Sprichwort: *ut bos mittitur, asinus vero et Arcadiae civis redit.* Bitter beklagt er sich über den Fleiß im Schwänzen, die discolia, die er als Trennung von der schola deutet. Zum Schluß erinnert er sie an den Immatrikulationseid: „Seid Studenten und nicht Klienten, Scholaren und nicht Spießgesellen, Lernende und nicht Landsknechte, nehmt die Bücher in die Hand und nicht die Schwerter! Legt ab eure Gallierhüte, Türkenkleider, Narrenschuhe und alle unwürdige Schmarotzerkleidung! So lehren es die Satzungen unsrer berühmten Universität. Werdet ihr anders handeln, so werde ich euch nach den Satzungen bestrafen und euch für solche erklären, die ihren Eid vergessen haben!" In der Rede bei der zweiten Universitätsversammlung wendet sich Rektor Hund gegen das unehrbare Wesen der Studentenschaft in Wandel, Wort und Kleidung. Da geißelt er den leichtfertigen Spott über religiöse Dinge, die Verhöhnung fleißiger Kommilitonen, das sich Brüsten mit schändlichen Abenteuern: „Statt ehrbarer Mäntel und Talare, die man verlacht, trägt man das Gewand von Türken und Ungläubigen, das man im Volke hasuca nennt; statt der Studentenkapuze setzt man die Fuchskapuze auf oder ein Barett mit Eselsohren." *Auriculas asini quis non habet?* (Pers., Sat. I, 121). Aber, was soll ich erst von den bemalten Schuhen, von den gefälteten Hemden, von den schändlichen Brustlätzen sagen? Täglich geht man ohne Schuhe aus und enthüllt aufs Schändlichste die Scham. Trägt man aber Schuhe, so schlägt man schamlos den Rock auseinander vor ehrbaren und züchtigen Frauen und Jungfrauen und entblößt unanständig die Scham. Andere ziehen den Rock nur auf einer Seite an, die andere Hälfe tragen sie wie Gelähmte oder Krüppel."

Als im Sommersemester 1507 Arnold Wöstefeldes das Rektorat übernahm, Sonntag Exaudi, am 16. Mai, hielt ihm Hund die Rekommendation. Nach der übermäßig bescheidenen, aber fast in allen derartigen Reden wiederkehrenden Versicherung seiner mangelhaften rhetorischen Begabung weist Hund darauf hin, daß auch sonst überall ein Führer gebraucht werde: das Schiff hat seinen Befehlshaber, dessen Erfahrung alle Schiffsleute und Ruderer sich unterordnen, die Burg ihren Hauptmann, die Stadt ihre Obrigkeit, das Feldlager seinen Befehlshaber, die Provinz ihren Gebieter. Darum haben die Vorfahren recht getan, daß sie die Wahl eines Rektors für die Hochschule anordneten, „der mit Klugheit und Geschick alle leite, der befiehlt, was zu tun, zeigt, was zu unterlassen ist, unter dessen wachsamen Augen die Lernenden ein ruhiges Leben im Dienste der Wissenschaft führen."

Am Tage Philippi und Jakobi, 1. Mai 1509 früh sieben Uhr, fand in der Thomaskirche die Leichenfeier für den Professor der Theologie Martin Furmann von Konitz statt. Seit 1468 hatte er der Universität angehört. In Merseburg hatte er sich sämtliche klerikalen Weihen erteilen lassen. Seit 1488 war er Priester. Bei der Feier hielt Hund eine recht umfängliche Rede, der er das Schriftwort: „Lazarus, unser Freund, schläft" zugrunde legte. Wieder im Eingang die langatmige Beteuerung der rhetorischen Unfähigkeit. Als „eine Gans unter Schwänen" trete er auf und müsse fürchten, daß man auf ihn das Wort anwende: *Si tacuisses, philosophus mansisses.* Er gliedert seine Rede in einen propositiven, applikativen und exhortativen Teil. Wertvoll ist für uns nur der mittlere wegen des biographischen Materials, das er enthält. Wir erfahren daraus, daß Furmann drei Jahre hindurch an der Partikularschule zu St. Thomä tätig war und daß er der Stadt mehrere Jahre als Schreiber diente.

Unter den mancherlei Zetteln, deren Rückseite der sonst nicht gerade papiersparende Mann benutzte, verdient einer besondere Beachtung. Was auf ihm verzeichnet ist, trägt die Überschrift Census collegii. Es handelt sich um die Einnahmen und Ausgaben des kleineren Kollegienhauses an der Petersstraße etwa aus dem Jahre 1515. Wir finden die Einnahmen aus den vermieteten Zimmern und die Namen der Insassen angegeben. Unter den Ausgaben begegnen uns 20 Pfennige für die Kloakenräumer, die um Allerheiligen in Tätigkeit getreten waren, und ein Groschen für die Latrinenträger, sowie — etwas appetitlicher — zwei Groschen für Küchengeräte, die während der Michaelismesse angeschafft worden waren. Bei einer seiner Capreolusvorlesungen, der er gewissenhaft wie immer das Datum seiner Niederschrift, Tag und Stunde hinzufügt, 1513 feria tertia post Bonifacii, 7. Juni, macht er die Bemerkung: „als der alte Mundschenk im Gildenhaus Lorenz Daut aus Rotenburg im Hause des Buchdruckers Thanner — er wohnte neben der Marienkapelle auf dem Brühl — seine Hochzeit hielt." Thanner hatte also wie Lotther in der Heugasse eine öffentliche Wirtschaft. Wir danken mithin der berüchtigten Capreolusvorlesung diese kleine und doch nicht ganz unwichtige Notiz.

Digitized by Google

Hund ist nicht in der Stadt, die der Schauplatz seines Wirkens war, gestorben. Das Auftreten der Pest verscheuchte im Jahre 1519 — wohl im Herbst — die Universität nach Meißen. Hund schloß sich ihr an. Er starb noch in demselben Jahre in der alten Bischofsstadt und wurde im Dom des Hochstifts, zu dessen Kapitularen er seit 1512 gehörte, begraben. Mit ihm war ein *insignis vir, qui omnes disciplinas ac doctrinas sibi subegerat,* wie man ihn später bezeichnete, dahingegangen. Wenige Monate vor seinem Tode hatte die Leipziger Disputation stattgefunden. Es darf wohl angenommen werden, daß er unter ihren Zuhörern sich befand. Welchen Eindruck mag er von dem Wittenberger Mönch empfangen haben! Es wäre zwecklos, darüber Betrachtungen anzustellen. Jedenfalls war Hund mit seinen Amtsgenossen Hieronymus Düngersheim, Arnold Wöstefeldes u. a. ein echter, unbeugsamer Vertreter der in Leipzig sich behauptenden Scholastik — freilich mit den Genannten einer der letzten. Schon begannen Humanismus und Scholastik miteinander auf Leben und Tod zu ringen. Zwanzig Jahre, nachdem Hund seine rührige Feder aus der Hand gelegt und seinen Thomas zugeschlagen hatte, setzte der letzte Kampf ein. Pfingsten 1539 verkündete Luther in der Kirche, in der dreißig Jahre zuvor Hund seinem Freunde die Exequien gehalten hatte, das lautere Evangelium.

Ein ungedruckter Brief Rahels an Jean Paul.

Mitgeteilt und erläutert von

Dr. Eduard Berend in München.

Bei seinem ersten, einmonatigen Besuch in Berlin im Frühjahr 1800 lernte Jean Paul am 8. Juni Rahel kennen. Beide fanden Gefallen aneinander. Richter nennt sie „die witzige philosophische Dlle Chamfort"; sie findet ihn zwar anders, als sie sich ihn gedacht hatte, aber nicht zu seinem Nachteil (an Brinckmann, Juni 1800). Sie schrieb ihm damals auch ein Billett als Antwort auf ein von ihm erhaltenes.[1]

Als Jean Paul im Herbst 1800 auf ein halbes Jahr nach Berlin übersiedelte, traf er Rahel nicht mehr dort an; sie war im Juli nach Paris gereist. Kurz vor ihrer Abreise hatte sie ihre Freundin, Frau von Boye, gebeten, dem Dichter, wenn sie seine Bekanntschaft mache, Briefe von ihr zu zeigen, da er solche zu sehen verlangt habe: „Er soll mich mehr kennen lernen, ich wünsche es, weil es mir wohlthut und *schmeichelt:* und weil *er* mich kennen soll . . . Sag ihm, er soll nach dem Tadel von mir nicht hören, und besonders nicht nach dem Lob meiner Freunde; die fassen schlecht."

Ihr Wunsch wurde bald nach Jean Pauls zweitem Erscheinen in Berlin erfüllt. Am 6. November 1800 schrieb er ihr einen kurzen Brief, worin es heißt: „Mit unbeschreiblichem Interesse hab' ich einige Ihrer Briefe von Ihrer Freundin, die sie so sehr verdient, gelesen; aber mit ebenso vielem Schmerz. Sie behandeln das Leben poetisch, und das Leben daher Sie. Sie bringen die hohe Freiheit der Dichtkunst in die Gebiete der Wirklichkeit und wollen die Schönheiten dort auch als Schönheiten hier wiederfinden; — aber die poetischen Schmerzen sind, in die Prose des Lebens übersetzt, rechte wahre Schmerzen . . . Schreiben Sie mir, aber kein Brief wird mir gefallen als der längste." Daß sie seine Bitte umgehend erfüllte, geht aus seinem zweiten, noch kürzeren Brief vom 9. Januar 1801 hervor: „Mit Zuneigung und Freudigkeit hab' ich Ihren Brief an mich und Ihr vortreffliches Votivgemälde von Paris gelesen, und mit herzlichen Wünschen für Ihre rasche, kräftige, geflügelte Natur. Mög' Ihr Herz nicht verkannt werden, auch nicht von — Ihnen! Mögen die Menschen, da Sie oft, glaub' ich, ohne Orthographie handeln so wie schreiben, darüber den geistigen Wert nicht übersehen!... Jedes Blättchen, und noch mehr jedes Blatt von Ihnen wird mich erfreuen."[2]

Später haben sie einander nicht mehr gesehen und geschrieben. Rahel traf am gleichen Tage (29. Mai 1801) in Berlin wieder ein, an welchem Jean Paul die Stadt für immer verließ. Als im Oktober 1808 Varnhagen Jean Paul in Bayreuth besuchte und ihm einen

1 „Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde", Berlin 1834, I, S. 203.

2 Die beiden Briefe Jean Pauls sind zuerst veröffentlicht in den „Berlinischen Blättern für deutsche Frauen" 1829, S. 56. Die Handschriften sind im Varnhagenschen Nachlaß auf der Preußischen Staatsbibliothek.

Digitized by Google

Gruß von Rahel ausrichtete, erging Richter sich, nach Varnhagens Bericht, in Ausdrücken lebhafter Bewunderung über diese „in ihrer Art einzige Person", die einzige Frau, bei der er echten Humor gefunden habe. „Er rühmte sich zweier Briefe von Rahel und sagte, der eine aus Paris sei mehr als zehn Reisebeschreibungen wert, so habe noch nie jemand die Franzosen und die französische Welt auf den ersten Blick eingesehen und charakterisiert ... Rahel schreibe vortrefflich, es sei aber notwendig, daß sie an jemand schreibe, ein persönlicher Anreiz müsse bei ihr alles hervorlocken, mit Vorsatz ein Buch zu schreiben werde sie wohl nie imstande sein."

Ein so enthusiastisches (wenn auch vielleicht von Varnhagen noch etwas übertriebenes) Lob macht uns auf den oder die Briefe Rahels an Jean Paul nicht wenig gespannt. Von diesen schien aber bislang nichts auf uns gekommen zu sein. In dem gewaltigen Nachlaß Jean Pauls, den 1888 die Berliner Staatsbibliothek erwarb, fand sich nichts von Rahels Hand; wenigstens sucht man in dem damals aufgestellten Verzeichnis der im Nachlaß vorhandenen Briefe von über dreihundert Personen an Jean Paul ihren Namen umsonst. Schon Varnhagen hatte sich, als er nach Rahels Tode ihre Briefe sammelte und herausgab, vergeblich an Ernst Förster, den Schwiegersohn Jean Pauls und damaligen Besitzer des Nachlasses, gewandt. Förster sandte ihm zwar einen vom 15. Januar (1801) datierten, mit einer undeutlichen Unterschrift (U. L.?) versehenen, auf Jean Pauls Aufsatz über Charlotte Corday bezüglichen Brief zu, den er für einen Rahelschen hielt, der aber, wie Varnhagen gleich erkannte, nicht von ihr herrührt.[1]

Und doch war es sehr unwahrscheinlich, daß Jean Paul, der kein noch so unbedeutendes Blättchen ohne Grund verkommen ließ, so unschätzbare Dokumente verloren oder gar vernichtet haben sollte! — Als ich kürzlich auf der Preußischen Staatsbibliothek die Briefe der jüdischen Schriftstellerin Esther Bernard, geb. Gad, an Jean Paul durchsah, stieß ich auf einen ohne Unterschrift, der sich schon äußerlich durch Format (4^0) und Handschrift von den übrigen unterschied. Eine Nachprüfung ergab unzweifelhaft, daß es sich um einen Brief Rahels an Jean Paul handelt, der hier mit gütiger Erlaubnis der Staatsbibliothek im Wortlaut folgt, unter Beibehaltung der oft recht „individuellen" Grammatik, Orthographie und Interpunktion, auf die Jean Pauls oben angeführte Antwort anspielt.

Paris den 16ten Dec: 1800

Ich kenne die Eitelkeit nicht; und bin eitel. Eine Befriedigung kommt über mir wie Schlaf. (Denken Sie einmal daran; mir ist das schon ein paar Mal so im Leben gegangen — nur ein paar Mal — wenn ich was erreicht hatte, oder so stark war, es mir nur zu denken; so kam eine Art von Schlaf über mich; wie so, müßen die Glüklichen nicht immer Schlafen?) So wurde mir nach Ihrem Brief. Das *ist* eitel; ich glaub es gewiß. Denn so stolz, so lächlend stolz, bin ich, auf Ehre! ich fühle mein Gesicht lächlen. Nun eine Vorrede! vor allen Dingen, die Sie auch zur Nachschrifft meines vorrigen Betragen's brauchen müßen. Wißen Sie, warum ich will daß Sie so viel von mir wißen sollen? und es Ihnen mit solcher zuversichtlichen Unbefangenheit beynah aufdringe. Weil Sie *Jean Paul* Richter sind: (aber nicht weil *ich's* bin, aus Eitelkeit: hätt' ich einen andern so zu zeigen, ich zeigt ihn eben so) weil Sie so sehen und schreiben. Nun sollen Sie auch eine sehen die schon *ungeschrieben* so fertig ist. Wenig Weiber die so zart, fein, und weiblich sind als ich, sind so *stark*; und wißen so viel von sich selbst, und haben so viel Ironie, und *scheinen* dabey so sehr das Gegentheil von dem zu seyn *was* sie sind. Und damit Sie das *geschwinder* wißen sollen: zeig ich's Ihnen. Sie loben die weiber schön! (in Ihren Beschreibungen) aber noch haben sie noch einzureißende, eüßere Schranken; zeigen Sie dem Volke welche, ohne Schranken und die doch auf dem Punkt bleiben, außer welchem — sie aufhöhren zu *existiren*. *außer* welchem sie Mädchen, Frauen, Töchter, Mütter, Schwestern, Freündin, Wärtherin, Wirthin etc: sind; aber nicht ein *weiblicher Mensch:* mit einem Wort. Ich laß' Sie bis in mein Innerstes sehen Richter! (als Nahme, und *Richter*) ganz tief ist Niemand eitel: Eitelkeit ersteht nur in der oberflächlichen Verwirrung; sie ist kein natürliches Gewächs.

Diesen Brief wird Ihnen Fr: v: Boye geben und einen an meinen Freund zeigen welchen ich grade schrieb als ich Ihren bekam. Sie sollen ihn lesen um zu sehen wie mir ist; und wie ich mit meinem Freund bin. Es würde ihm sehr unangenehm (aus erst wegzuexplizirenden Irrthum) seyn wenn er wüßte daß Sie den Brief gelesen haben; sagen Sie ihm also nichts wenn Sie ihn sprechen.

---

1 Er hat ihn aber, bekanntlich ein skrupelloser Autographenjäger, doch behalten! Der Brief findet sich, nebst Försters Begleitbrief vom 11. Januar 1837, im Varnhagenschen Nachlaß.

Digitized by Google

Sie werden ihn sprechen: er wird Ihnen ein Briefchen von mir bringen oder durch Fr: v: Boye vorgestellt werden. Solche Zusammenstellung von Eigenschaften ist Ihnen auch noch nicht vorgekommen. Ohne mich wird er still und zurükhaltend mit *Ihnen* seyn; er ist's überhaupt. Meine Art von Dreistigkeit ward wenigen. Dann wird Ihnen Fr: v: Boye einen großen 11 Bogen langen Brief mit Nachblat und allem, an meine Schwägrin gerichtet geben, den lesen Sie; beßeres hab ich für's erste nicht von hier zusagen, der Brief ist an Geschwister und *Weiber* gerichtet; und dachte nie einen Richter zu sehen: aber lesen Sie ihn doch! und zwar bey Fr: v: B— die explizirt Ihnen alles und Sie verlieren keine Zeit. Das es wahr ist werden Sie jedem Wort anlesen und eine so autentische Zeitung aus solch einem sonderbaren Gesichtspunkt kann Ihnen, der Sie in alles stüren und stoben, nicht uninterreßant seyn. Laßen Sie sich auch einen kleinen particulier Brief von meiner Schwester Rosa zeigen der mit diesem zugleich ankam. Es ist sonderbar und göttlich, daß nachdem ich den Ausdruk „Poesie des Schmerzes" gebraucht habe: und noch die Feder in der Hand habe, ein Brief ankömmt worin Sie es auch schreiben. Das freüt mich rasend!

Meine Schwägrin schreibt mir Sie Heürathen M[ll] Meyer; und Sie schreiben mir's nicht. Wie leicht kann man aber Heürathen ohne es zu schreiben; also ist's vielcicht doch wahr. Wenn Sie Heürathen, oder auch nur diese Menschen genau kennen, laßen Sie sich über mich nicht irre machen. Mann hat Vorurtheile gegen mich in diesem Hause weil man mich nur oberflächlich kennt, (und weil man curiose Meinungen von ungebildeten Juden, und gebildeten und galanten Jüdinnen hat) der Vatter mag zu seinem Erziehungsplane Recht gehabt haben, aber ich glaube die Töchter durften mit mir nicht umgehen. (eine Caroline liebt ich sehr! die anderen kenne ich wenig) Darunter will ich aber jetzt nicht leiden. Dies alles lies ich Vater und Töchter gutwillig lesen. Schreiben Sie mir aber ob Sie Heürathen. Redend wüßt' ich Ihnen doch viel zu sagen und zu fragen über das Heürathen! — Was versprechen Sie sich denn davon? wenn ich das nur wüßte!!! Nehmen Sie's ja wie andere Dinge im Leben! Sie wißen die werden oft gut, aber doch immer ganz anders als man sich's nur vorstellen kann.

Ich predige Ihnen! und doch kömmt's mir gar nicht gehöhrig lächerlich vor, *wen Sie Heürathen.* sobald der eine Heürathet, kann der andere predigen, sey der Prediger oder der Heürather wer er auch sey. Heürathen!? — Wenn's nur die anderen Menschen nicht wüßten! — und doch thut man's nur wegen der anderen Menschen — also kann die Sache nicht gut seyn. Die Ehe ist es zwar, aber hat man die nicht ohne Heürath. Sie sehen ich denke; ich spreche nicht: und bitte um Vergebung!

adieu! Werden Sie mir wieder ein Wort schreiben? Und gnädig? Ich schreibe Ihnen wenn ich etwas schönes weiß oder mir etwas Gutes einfällt. adieu *Lieber* Richter! Gefällt Ihnen Berlin noch? werden Sie bleiben? Was schreiben Sie? wann wird der Titan fertig. Nie fang ich wieder ein Buch an wenn nicht alle Theile heraus sind! Falscher Schwuhr, schreiben Sie nur. Sie denken wohl hier hat und liest man nicht Jean Paul?

Sie sehen Fr: v: Berg? sind Sie viel in der großen Welt, die auch zugleicherzeit die kleine vorstellen will? Machen Sie sie doch wenigstens irre, sagen Sie ihnen entsetzliche Dinge. Ich habe Ihren Aufsatz über Cordé auch schon lange gelesen. Einige wunderschöne Stellen sind drin: ich weiß auch welchen Machtgedanken wir ihn zu danken haben. Es *soll* so etwas nicht vergehen. Doch mündlich mehr darüber.

Mit dem letzten Worte schließt die (sechste) Seite; es war daher zweifelhaft, ob der Brief hier zu Ende sei. Nachträglich fand ich in dem Nachlaß von Rahels Freund Gustav von Brinckmann (im Brinckmann-Archiv auf Trolle-Ljungby) eine Abschrift des Briefes, die am Schluß noch die folgenden Worte hat:

Erinnern Sie sich noch unsrer Abende im Thiergarten? Adieu! Nachsicht! ja Nachsicht! darum nur bitte ich.

Nach den vorausgeschickten Angaben bedarf der Brief zum Verständnis nur noch einiger weniger Erläuterungen.

Wer der *„Freund"* ist, geht aus einem gleichzeitigen Brief Rahels an Frau von Boye (12. Dezember 1800) hervor, wo sie schreibt: „Einliegenden Brief an Burgsdorf liest Du Richtern, siegelst ihn *gleich* zu, und schickst ihn *gleich* ab, es liegt Burgsdorf *und* mir sehr viel daran. *Du* sprichst *nie!* von dem Brief, und sagst Richtern dasselbe. Ich lass' ihn ihm lesen, weil ich ihn grad schrieb, als seiner kam, und ich leicht von mir nichts bessers sagen könnte..."[1] Es handelt sich um *Wilhelm von Burgsdorff* (1772—1822), den bekannten Freund Ludwig

1 „Rahel" I, S. 222.

Digitized by Google

Tiecks, der mit Rahel in Paris zusammen gewesen, aber kurz vor Abgang unsres Briefes nach Deutschland zurückgekehrt war. Der Brief an ihn ist meines Wissens nicht erhalten. Auch von einer späteren Bekanntschaft zwischen Burgsdorff und Jean Paul ist mir nichts bekannt.

Der 11 Bogen lange Brief an Rahels Schwägerin — jedenfalls die Frau ihres älteren Bruders Markus — scheint ebenfalls nicht erhalten zu sein; er ist wohl identisch mit dem „langen und auch wohl amüsanten Brief", den Burgsdorff mit nach Deutschland nahm.[1] Der „kleine particulier Brief" an ihre Schwester Rose vom 24. Dezember 1800 ist „Rahel" I, S. 216 abgedruckt; der Ausdruck „Poesie des Schmerzes" kommt aber nicht darin vor, stammt also wohl aus dem Brief an Burgsdorff.

Richter hatte sich einige Tage nach seinem ersten Briefe an Rahel mit *Karoline Mayer*, der mittleren der drei Töchter des Geheimen Obertribunalraths Mayer in Berlin, *verlobt*. In dem eben erwähnten Begleitbrief an Frau von Boye hofft Rahel, Jean Paul werde das, was sie „von Geheimrath Meyers Vorurtheilen" ihm geschrieben, „nicht kraß nehmen": „ich meine nur, daß die Judenmeinung überhaupt den Tinten der andern Meinungen Schatten und Farbe liehe, und plumpe Lügen über mich glaubhaft anstriche".

Von Jean Pauls *„Titan"* war im Mai 1800 der erste Band, sein Aufsatz über *Charlotte Corday* war im Viewegschen „Taschenbuch auf das Jahr 1801" erschienen. Mit *Karoline von Berg*, der Freundin Gleims, Hofdame der Königin Luise, stand er in enger Verbindung.

Daß noch ein weiterer Brief Rahels an Jean Paul vorhanden war, ist mir nicht wahrscheinlich. Jean Paul unterscheidet in seiner Antwort auf den unsrigen klar zwischen dem „Brief an mich" und dem „Votivgemälde von Paris"; letzteres ist offenbar ein Brief, den ihm Frau von Boye nur gezeigt hatte, wahrscheinlich der lange an die Schwägerin; und wenn er acht Jahre später Varnhagen gegenüber „sich zweier Briefe von ihr rühmte", wovon der eine aus Paris die Franzosen treffend charakterisiere, so liegt offenbar ein leicht begreiflicher Irrtum des Sprechers oder Hörers vor.

Ebenso scheint Rahel ihr Gedächtnis getäuscht zu haben, wenn sie, als Varnhagen ihr nach seinem Besuche bei Richter dessen Lobsprüche brühwarm mitteilte, antwortete (31. Oktober 1808): „Ich dachte Jean Paul wüßte nichts mehr von mir! und das Bischen, was er wissen könnte, wäre böse. Ich schrieb ihm *zuletzt* über die Weiber, die er immer vorkommen läßt, und verlangte andere. Das, dacht' ich, hätte ihn gebissen! nämlich mich für dumm und vorwitzig zu halten."[2] Das klingt so, als ob Jean Paul ihren letzten Brief unbeantwortet gelassen hätte; aber es handelt sich offenbar um unsern Brief, auf den Richter prompt, wenn auch kurz antwortete. Vermutlich war Rahel nicht damit zufrieden, daß er ihre sechs Quartseiten mit *einer* Kleinoktavseite erwiderte, und hat deshalb auf seine Bitte um weitere Briefe nicht mehr reagiert. Daß er ihr jene Äußerung über seine Frauengestalten übelgenommen habe, glaube ich nicht. Aber er war damals Bräutigam und mußte mehr darauf bedacht sein, seine zahlreichen weiblichen Freundschaften zu liquidieren, als neue anzuknüpfen. — Auch später ist ein Briefwechsel nicht mehr zustande gekommen. Jean Paul bemerkte zwar zu Varnhagen, er sei jetzt fähiger, sie zu verstehen, als damals in Berlin, und ließ sie um „ein Schock voller Bogen" ersuchen.[3] Aber sie ließ antworten: „wenn ich's werth wäre, so hätte ich die Laune, ihm zu schreiben; die Götter zeigen mir aber *Nein!*"[4]

Sonach ist unser Brief wahrscheinlich der einzige, den sie ihm geschrieben hat (von dem Berliner Billett abgesehen), und verdient schon aus diesem Grunde besondere Beachtung. Aber auch hiervon abgesehen, reiht er sich, wie mir scheint, in seinen Vorzügen wie in seinen Schwächen Rahels bekannten Briefen würdig an, wenn er auch, wie sie zu Frau von Boye bemerkt, eilig, „unter Kinderlärm, Nähterin, Visiten, Geldbezahlen und so etwas geschrieben wurde, daß der ganze Brief beinah eine Ellipse ist". Die Äußerungen über Eitelkeit, über das weibliche Geschlecht und über die Ehe lassen auf den Grund ihres Herzens sehen; und wir können wohl damit zufrieden sein, an Stelle der Charakteristik des französischen Wesens, die man nach den vorliegenden Zeugnissen erwarten mußte, eine nicht minder treffende Charakteristik der Schreiberin selber zu erhalten.

1 „Rahel" I, S. 216.

2 „Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel", Leipzig 1874, I, S. 91.

3 „Varnhagens Denkwürdigkeiten" III, S. 85.

4 „Denkwürdigkeiten uus dem Leben von J. P. F. Richter", München 1863, III, S. 223.

Digitized by Google

Zurück zum Buch!

Von

Erik-Ernst Schwabach.

Seit zehn Jahren sammle ich. Das Programm meiner Sammlung war nicht bescheiden: Deutsche Literatur in ersten oder schönen Ausgaben. Dennoch entstand eine reiche Bibliothek, bei der ich nicht darauf ausging, Bücher zu häufen, sondern in Büchern lesen zu dürfen, von denen der Inhalt nicht nur, auch Form, Druck und Einband gleichmäßig erfreuen. Bis zu Kriegsbeginn und im Kriegsanfange noch war es leicht, Sammler zu sein. Heute wird es zur Unmöglichkeit fast. Ich will nicht über die Umwertung des Geldes klagen, die auch dem vermögenden Bücherfreunde es unmöglich macht und machen wird, einen großen Teil aller wahrhaft schönen Neuerscheinungen seinem Besitze einzuverleiben, begehrte Desiderata zu erstehen. Ich will ebensowenig wieder über die Sintflut von sogenannten Vorzugsdrucken schelten, bei denen der Kriegssnob das Leder noch teurer bezahlte als auf seinen Stiefeln, wozu er es nutzbringender hätte verwenden sollen — meine Klage richtet sich gegen die heillose Verwirrung, die bezüglich des „illustrierten Buches" in den Köpfen der Verleger epidemisch eingerissen ist. Nachdem man die Klassiker und Klassikerepigonen in allen Offizinen mehr oder weniger trefflich nachdruckte und den Vorrat an honorarfreien Werken völlig erschöpfte — ach allzu oft nahm man an mäßigen Nachdrucken Ärgernis, die man schöner und billiger in Originialausgaben überall kaufen konnte — fängt man wieder von vorne mit dem Unterschiede an, daß man dieselben Werke illustriert herausgibt. Und so wird der Markt mit einem Male von illustrierten Büchern überschwemmt, deren Hauptmangel es ist, daß sie keine illustrierten Bücher sind, sondern: Bücher mit Originalgraphik. Da wimmelt es plötzlich von Büchern mit Radierungen, Büchern mit Holzschnitten, Linoleumschnitten, Lithographien. Die Ausgabe A ist vom Künstler signiert und unbezahlbar, die weiteren Ausgaben unsigniert, teuer und im Endeffekt wertlos. Ganz davon zu schweigen, daß die überwiegende Mehrzahl der Bücher keineswegs den Forderungen des illustrierten Buches entspricht, das heißt: Text und Bild sich vermischen und ergänzen, sondern man vielmehr die Blätter aus unzähligen Werken austauschen könnte, ohne daß es irgendwie sonderlich auffiele — und dennoch mögen viele dieser Blätter an sich als selbständige Graphik vollendet sein —, auch bei gelungenen Büchern wird der Bibliophile auf ein ihm fremdes Gebiet gedrängt. Er will Bücher besitzen, nicht Graphik. Und der Sammler von Graphik nicht Bücher. Der Bücherfreund will nicht das Honorar für Blätter in einem Bande zahlen müssen, dessen Papier, Druck und Kleid ihn einzig reizen, während dem Kunstsammler, der die Blätter des illustrierenden Künstlers (oft ein Blatt nur) in seine Mappen legen möchte, diese Blätter durch das ihm wertlose Beiwerk von Papier-, Druck- und Einbandkosten unerschwinglich werden.

Indem bei Nachdrucken diesem Übel am leichtesten dadurch freilich abzuhelfen ist, daß man diese Bücher nicht kauft — und oft wird es dennoch dem Büchersammler schwer fallen, auf das Buch, dem Kunstsammler auf die Graphik zu verzichten — so wird diese Zusammenschweißung zweier von einander unabhängigen Dinge fast unerträglich, handelt es sich um Neuerscheinungen moderner Literatur. Und auch hier beginnt der Unfug des also „illustrierten" Buches, während die seit Kriegsbeginn erschienenen einfachen Ausgaben moderner Literatur mit seltenen Ausnahmen in Material und Druck minderwertiger sind als jemals Bücher es waren, und in absehbarer Zeit völlig verblassen und zerfallen werden. Nicht der Bibliophile von Neigung und Beruf allein, die meisten wesentlichen Leser werden den Wunsch dringend fühlen, eine wertvolle Dichtung in würdigerem Gewande ihren Büchern einzureihen.

Deutschland von 1919 ist das von 1913 nicht mehr. Nur wenige noch sind reich im alten Sinne, auch diese werden es nicht bleiben. Der Deutsche wird nicht große Summen mehr für luxuriöse Bücher ausgeben können. Darum soll der Verleger seine Zeit verstehen und sozial denken. Zurück zum Buch! Zu angemessenen Preisen seien gute Bücher gut gedruckt. Auf Numerierung und Beschränkung der Auflage kommt es nicht mehr an. Man gebe uns Bücher, und verschwende nicht Kraft und Arbeit, einige Kostbarkeiten für Schieber und Ausland zu fertigen, während wir, die Liebe zum Buche hatten und erweckten, uns mit unordentlichem Druck auf Zeitungspapier begnügen müssen. Die modernen Künstler und Dichter aber, die sich so sozialistisch gebärden, sollten auf ihre Verleger dahin wirken, daß ihre Werke der schönheitsliebenden Allgemeinheit würdig geboten werden, anstatt den Wenigen, die Werte nur nach den Preisen zu beurteilen verstehen.

Digitized by Google

Das künstlerische Buch der Gegenwart.

IX.

Die Orplid-Bücher.

Von

Georg Witkowski.

Bibliophilenbücher müssen sein: 1. teuer, 2. selten, 3. alt oder wenigstens Nachdruck alter Texte, 4. nicht zum Lesen bestimmt und auch nicht dazu herausfordernd. Dieses Gemeinurteil steht nun einmal fest, obwohl alle die genannten Forderungen gar nichts mit der Güte und Schönheit eines Drucks und dem Werte seines Inhalts zu tun haben, obwohl ferner schon so manche wohlfeile, in normaler Auflage erschienene und neuere Werke interessanter Art enthaltende Publikationen sie widerlegen.

Bedürfte es trotzdem noch eines Gegenbeweises, so könnte er mit Hilfe der zierlichen Orplid-Bücher des Verlags Axel Juncker in Berlin geführt werden. Diese Bändchen kosten noch heute je 2.60 Mark, erscheinen nicht in Luxusausgaben (wohl aber in sehr reizvollen Halblederbänden zu 12 Mark) und enthalten Lesestoff von besonderer literarischer Eigenart, geschmückt mit Originalbildern moderner Künstler, oder auch kleine Mappen mit Lithographien und Zeichnungen bekannter Maler, wie Ludwig Kainer, Fritz Wolff, Hans Bohn, Wilhelm Wagner. Jedes Bändchen hat seine eigene, mit sicherem Geschmack dem Inhalt angeschmiegte Hülle und zeigt schon durch sie die Bestimmung für jene Welt, die man vielleicht als die künstlerisch kultivierte Enklave des Berlin-Wild-West bezeichnen kann.

Die Grenze dieses Gebiets verläuft seitlich der Felder grober Erotik, lüsterner Pikanterie, öder Spaßhaftigkeit und nervenanspannender Verbrecher- und Dirnenromantik. Feine Geistigkeit ohne Erdenschwere ist die Parole für Inneres und Äußeres, Texte und Bilder.

Nur als der Krieg ausgebrochen war — zwei Jahre früher war das erste Orplid-Buch erschienen — erklangen auch hier die kräftigen Laute des Soldatenliedes, und Wilhelm Wagners als künstlerische Dokumente sehr beachtenswerte Skizzen „Gefangenenlager" fügten ernste Bilder in die anmutige Reihe.

Sie hatte begonnen mit zwei der schönen kleinen Erzählungen Jens Peter Jacobsens, einer kleinen Anthologie neuer Liebeslieder und einer verliebten kleinen Geschichte „Rheinsberg" von Kurt Tucholsky mit flotten farbigen Bildern von Karl Szafranski. Dann folgten gewichtigere Gaben: wertvolle Erzählungen angesehener Novellisten wie Max Brod, René Schickele (dessen Erzählung „Das Glück" nach französischen Mustern geformt mit den sehr reizvollen Illustrationen Wilhelm Wagners der Sammlung zur besonderen Zier gereichte) und dem Meister östlicher Kulturen Schalom Asch; der vielgewandte Kurt Münzer steuerte „Casanovas letzte Liebe" bei; Emil Pirchan gestaltete aus E. T. A. Hoffmanns „Elixieren des Teufels" eine Pantomime, höchst suggestiv durch eigene starkfarbige Visionen des Maler-Dichters ergänzt; die für dieses Format prädestinierten Miniaturen des Spaniers Pio Barója übertrug Anton Büchner vortrefflich ins Deutsche; Friedrich Schlegels „Lucinde", die vielgeliebte und vielgeschmähte, erschien geschmückt mit graziösen, freilich nicht recht stilgemäßen Radierungen M. E. Philipps; das uralte Thema von der einzigen Ninon de Lenclos variierte Gustav Erich Holsten von neuem; zwei von den wundervollen keltischen Sagen des noch allzuwenig gekannten Iren Fiona Macleod brachte ein besonders gutgelungenes Bändchen; zwei andere enthielten tiefsinnige und witzige Aphorismen über Gott, Mensch und Menschheit von Alois Essigmann, und von demselben Autor die große altindische Legende „Sawitri" mit wahrhaft bedeutenden Zeichnungen Bernhard Kleins; Max Hochdorf plauderte, spannend und unterhaltend, an guten Einfällen und Beobachtungen reich, in drei Büchlein, älteres von Heinse, Wieland, Diderot, Alexei Tolstoi, Keller, E. T. A. Hoffmann, Georg Büchner, Goethe (selbstverständlich das „Tagebuch") reihte sich unter die jüngsten der bisher erschienenen 45 Nummern ein.

Hier soll nicht registriert und im einzelnen kritisch betrachtet werden. Nur von dem Farbenreichtum und der in dieser Mannigfaltigkeit waltenden sicheren Grundeinstellung wird ein Begriff sich formen, den freilich erst das Anschauen der zierlichen Reihe zum Eindruck

Digitized by Google

gestalten kann. Und da läßt sich auch für den ernsthaften Bücherfreund Erfreuliches feststellen. Von Beginn an zeigt sich zutreffende, aus dem jeweiligen Wesen des Gegenstandes abgeleitete Feststellung der Type, der Satzanordnung, des Schmuckes und Einbands, liebevolle Sorgfalt der Ausführung und eigener, keine fremden Muster nachahmender Charakter. Dazu eine unzweifelhafte Wertsteigerung im weiteren Fortschreiten, so daß die jüngsten Bändchen den früheren nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen erscheinen und immer mehr dem Erfüllen letzter, in dem Unternehmen gegebener Ansprüche sich nähern.

Ein künstlerisch gebildeter Geist zeigt hier, was im engen Raum des Sedezformates und mit bescheidenen Mitteln zu bieten ist. Und da nun das deutsche Leben der nächsten Zukunft in die Enge und die Bescheidenheit hineingezwungen ist, können die Orplid-Bücher auch tröstend bezeugen, daß es nicht der Luxusgewohnheiten und der Riesenmaßstäbe bedarf, um unser Dasein mit Freude und Anmut zu schmücken.

Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Berlin-Steglitz.

VII. Mäßige und unmäßige Gelehrte.

Vegetarier. (Fortsetzung.)

John Wesley (1703—91), der Stifter der Methodistensekte, „fing in der Mitte seines Lebens an, gar kein Fleisch, sondern bloß Vegetabilien zu genießen, und ward 88 Jahre alt" (Hufeland, a. a. O., S. 304).

Der nordamerikanische Staatsmann *Benjamin Franklin* (1706—90) „lebte lange ganz pythagoreisch: Reis, Kartoffel, Wasser; da er aber einst einen kleinen Fisch in dem Magen eines großen fand, so sagte er: ‚Ho, ho! Freßt ihr euch untereinander selbst, so weiß ich nicht, warum ich euch nicht auch fressen soll'" (Webers Demokrit III, Kap. 12, vgl. VI, Kap. 18).

Der Engländer *J. Newton* forderte 1811 zum Vegetarianismus auf in der Schrift „Return to nature or defense of vegetable regimen". Doch erst 1847 wurde die *Vegetarian Society* unter *Jos. Simpson* in London gegründet; ihr Programm entwickelte *Lane* in „A brief practical essay on vegetable diet".

In Deutschland trat als Vorkämpfer des Vegetarianismus *Eduard Baltzer* (1814—87, bis 81 Prediger der Freien Gemeinde zu Nordhausen) auf; er verfaßte: „Die natürliche Lebensweise", 4 Bände, 1867—72, „Vegetarianismus und Ästhetik", 1876, „V. und Kultur", 1878 und ein „Vegetarisches Kochbuch". In gleichem Sinne wirkten u. a. der Nürnberger Religionsphilosoph *Georg Friedrich Daumer* (1800—75, † in Würzburg); der Politiker *Gustav v. Struve* (1805—70, aus München, † in Wien), welcher 1869 „Die Pflanzenkost" als „die Grundlage einer neuen Weltanschauung" feierte; der Schriftsteller *Emil Weitshaeuser* (1827—1917, aus Oppeln, † daselbst im 91. Lebensjahre), der seit seinem 17. Lebensjahre Vegetarier war; der Arzt *Heinrich Lahmann* (1860—1905, aus Bremen), Begründer des Sanatoriums auf dem Weißen Hirsch bei Dresden für das physikalisch-diätetische Heilverfahren.

Der englische Naturforscher *Alfred Russell Wallace* (1823—1913) war überzeugter Vegetarier; jedoch verlangte er nicht, daß sich alle plötzlich der Pflanzenkost zuwendeten, sondern meinte, daß erst ein Übergangszustand geschaffen werden müßte, damit sich die Menschen allmählich vom Fleische entwöhnten.

Graf *Leo Tolstoj* (1828—1910) aß gierig die ihm erlaubt erscheinende Pflanzenkost, in die seine Gattin Fleischbrühe mischen ließ (s. seinen Briefwechsel mit Gräfin Alexandra Tolstoj, 1917).

Der Bonner Pandektist *Julius Baron* (1834—98, aus Festenberg) setzte die Stadtgemeinde Berlin zur Erbin ein mit der Verpflichtung, die Zinsen seines Nachlasses zur Erziehung armer Waisenkinder nach laktovegetarischen (s. o.) Grundsätzen zu verwenden.

Vegetarier waren der Maler und Kunstschriftsteller *Wilhelm Diefenbach* (1851—1913, aus Hadamar, † auf Capri), und der badische Dichter *Emil Gött* (1864—1908).

Digitized by Google

Der jütische Landarzt *M. Hindhede* (jetzt in Kopenhagen) begann ca. 1906 sich und seine Familie mit Wassergrütze, Grünkohl, Kartoffeln, Brot, Pfannkuchen u. dgl. zu ernähren, und führte dies viele Jahre mit gutem Erfolge durch, wie er in seinem Buche über die „Reform unserer Ernährung" berichtet. Von noch lebenden Vegetariern seien ferner genannt: der pferde- und naturheilkundliche Schriftsteller (Artillerie-) Oberst a. D. *Spohr* (geb. am 27. Febr. 1828 in Deutz, lebt in Gießen), der seit 1882 nur Pflanzenkost genießt und deren Einführung im Heere als einen seiner „Vorschläge zur Erhöhung unserer Wehrkraft unter gleichzeitiger erheblicher Verminderung der Kosten" (Vegetarische Warte 1915, Nr. 11) empfahl; der medizinisch-philosophische Schriftsteller *Eduard Reich* (geb. 1836 zu Sternberg in Mähren, lebt in Belgien; siehe bes. dessen „Politik der Bevölkerung und Gesellschaft" 1896, S. 46, auch „Berufs-Arbeit und Gesittung" 1896, S. 147); der Berliner Sozialpolitiker *Paul Förster* (geb. 1844 in Delitzsch; schrieb: „Der Vegetarismus als Grundlage eines neuen Lebens" 1886, 5. Aufl., 1897); der Naturprediger *Johannes Guttzeit* (geb. 1853 zu Königsberg i. Pr., z. Z. in Olching bei München); der englische Schriftsteller *Bernard Shaw* (geb. 1856 in Dublin); Professor Dr. *Schläger*, Erster Vorsitzender des „Deutschen Vegetarierbundes"; *Friedrich Jaskowski*, Verfasser einer „Philosophie des Vegetarismus" 1912. — Walter Hoesterey (Pseudonym: Walter Hammer) gab „Dokumente des Vegetarismus" in zwei Bänden (I, 1911, 5. Aufl. 1913; II, 1914) heraus.

Blut-Enthaltsame.

Die jüdischen Speisegesetze verbieten bekanntlich den Genuß von Blut, auf Grund von III. Mos., 17, 10 f., wonach Gott zu Moses sagte: „Welcher Mensch, er sei vom Hause Israel oder ein Fremdling unter euch, irgend Blut isset, wider den will ich mein Antlitz setzen und will ihn mitten aus seinem Volk rotten. Denn des Leibes Leben ist im Blut, und ich hab's euch zum Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden." Die Kabbalisten erklären die Strenge dieses Verbotes damit, daß „der tierische Lebensgeist, welcher erst bei der Fäulnis gänzlich schwindet, bei dem Genusse des Blutes in die menschliche Seele übergehe, so daß dadurch im Menschen das Göttliche deprimiert wird. Das Blut an sich selbst ist schon das Unreine ... Zwar steht mit dieser Vorstellung vom Blut als Unreinem das Gebot im Widerspruch, daß das Blut der Opfertiere dem Jehova gehörte, doch ist dasselbe nirgends als eine der Gottheit wohlgefällige Speise erwähnt; wohl aberheißt es an der angeführten Stelle, das Blut habe zur Versöhnung der Sünde gehört (weil das tierische Element im Menschen die Veranlassung zur Sünde)." (Fr. Nork, Hebr.-chald.-rabb. Wörterbuch 1842, S. 172.) An dem jüdischen Verbot hielt auch das apostolische Speisegesetz für die ersten Heidenchristen, die mit Judenchristen zusammenwohnten, fest. „Weil" nun — sagt Bernhard S. 173 — „einige gewissenhafte Leute dafür gehalten, daß der apostolische Ausspruch in der Apostelgeschichte 15 [V. 20] vom Verbot des Erstickten und Blutessens noch heutzutag gelte, so haben sie sich davon gänzlich enthalten. *Tertullianus* [ca. 160—225], der in seiner Apologie das Blutessen für verboten hält, nennt die Blutwürste (botuli cruore distenti) der Christen tentamenta [‚Versuchungen'], weil die Heiden, wenn sie die Christen zur Abgötterei nötigen wollten, ihnen dergleichen Ware als eine Götzenspeise vorlegten. Der selige *Brunnemann* [Johs., 1608—72, Rechtslehrer zu Frankfurt a. O., anfangs Theologe] wird mit hierher gezählet. Paullini versichert auch dieses in dem ‚Philosophischen Feyerabend' [1700] S. 273 von *Moritz Steinmetz* [† 1584], der erstlich ein Apotheker, hernach Licentiatus Medicinae und endlich Professor [der Mathematik und Botanik] zu Leipzig gewesen, daß er seine Lebenszeit von keinem Tier gegessen, von dem nicht vorher das Blut abgezapft worden. *Stephanus Curcelläus* [arminianischer Theolog, 1586—1659, aus Genf, Professor am Gymnasium der Remonstranten zu Amsterdam] hat de esu sanguinis [inter Christianos] einen Traktat geschrieben, darin er dartun will, daß der Befehl der Apostel noch bis dato gelten müsse, und wird also wohl selbst demselben nachgelebt haben." Dazu ist aus Jöchers Gelehrten-Lexikon der Altdorfer Theologe *Lukas Friedrich Reinhart* (1623—88) nachzutragen, von dem es dort heißt: „Er enthielt sich vom Blut, Erstickten und Blutwürsten, kaufte auch keine andere als lebendige Vögel, welche hernach in seinem Hause nach jüdischer Art geschlachtet wurden."

Idiosynkrasie

liegt bei anderen Gelehrten vor. Es „sind einige, die vor einer Speis' und Trank einen natürlichen Abscheu haben, davon sie selbst keine tüchtige Rechenschaft geben können; es ekelt sie vor einer Speise, danach der andere mit beiden Händen zugreift. Von *Diogenes'* [412—323 v. Chr.] Todesart wird zwar noch gestritten, doch will Kerkidas aus Megalopolis

Digitized by Google

bei dem Laertios behaupten, daß er seinen Tod durch einen Ekel an einer Speise geholt. Rhenanus schreibt im Leben das *Erasmus* [von Rotterdam, 1466—1536]: ‚Seine Gesundheit war immer zart; daher wurde er häufig von Fiebern heimgesucht, besonders in der Fastenzeit wegen des Essens von Fischen, durch deren bloßen Geruch er krank zu werden pflegte.'" (Bernhard S. 172.) Der Philosoph und Mediziner *Petrus de Apono* (1250—1316, aus der Umgegend von Padua), welcher der Hexerei beschuldigt wurde, „hatte vor der Milch einen natürlichen Abscheu und kriegte einen Ekel, wenn er nur sah, daß andere welche aßen" (Jöcher). Der streitsüchtige reformierte Theolog *Samuel Maresius* (eigtl. des Marets, 1599—1675, Professor in Groningen), „hatte einen Abscheu vor allem Obste, insonderheit vor Kirschen, Birnen und Erdbeeren" (ders.). Der französische Gelehrte *Gabriel Naudé* (1600—53) „hatte vor den gewürzten und anderen vermischten Gerichten, wie auch vor Obst, die Kastanien und Haselnüsse ausgenommen, einen Ekel" (ders.). *Joh. Friedr. Wilh. Herbst* (1743—1807, aus Petershagen bei Minden, Garnisonprediger und Archidiakonus in Berlin), „der beste Geschichtschreiber der Krebse, aß keine" (Webers Demokrit VI, Kap. 24; Herbst schrieb eine „Naturgeschichte der Krabben und Krebse" in drei Bänden, 1782—1804).

Im Trinken mäßige und enthaltsame Gelehrte.

„Selten sind die Abstemii," sagt Weber in seinem Demokritos V, Kap. 16, „und doch gab es stets Leute, denen vor allem Wein ekelte." Abstemii sind solche, die sich der berauschenden Getränke enthalten; sie werden jetzt „Abstinenzler" genannt — in Anklang an „Temperänzler", womit man die Mäßigkeitsfreunde bezeichnet —, während sie sich selbst lieber „Abstinente" (eigtl. Enthaltsame überhaupt) nennen; ihre Führer werden „Wasserapostel" oder „Selterpastoren" gescholten.

Schon der indische Religionsstifter *Buddha* im 6. Jahrhundert v. Chr. lebte abstinent und schrieb auch seinen Anhängern vor, aller berauschenden Getränke sich zu enthalten.

Der griechische Dichter *Pindar* (522—442 v. Chr.) begann seinen ersten Olympischen Siegesgesang mit den geflügelt gewordenen Worten: Ἄριστον μὲν ὕδωρ, „Das Beste ist das Wasser". „Allerdings muß dann auch", wie der Pfarrer J. H. Tschudi von Schwanden in seiner ‚Diaeta' von 1710 bemerkt, „auf die Qualität des Wassers geachtet werden, da das Wasser ungleich und eines gesünder als das andere." Der Philosoph *Diogenes von Sinope* (412—323 v. Chr.) lebt als Abstinenzler in den von Studenten viel gesungenen Versen fort:

„Diogenes war ein Hauptmucker
Beim griech'schen Mäßigkeitsverein,
Trank Zuckerwasser ohne Zucker
Und stippte etwas Aussicht ein."

(ursprünglich ein Couplet aus der Posse ‚Junger Zunder — alter Plunder' von David Kalisch, Berlin 1851, S. 14). Auch der Philosoph *Epikur* (342—270 v. Chr.) trank nur Wasser (s. o.). Von dem Redner *Demosthenes* (383—322 v. Chr.) sagte man: plus olei quam vini consumpsit (‚mehr Öl als Wein verbrauchte er'), „weil er keinen Wein getrunken und desto mehr bei der Lampe studiert" (Jöcher). Zur Mäßigkeit riet der Philosoph *Androkydes* (um 330 v. Chr.) dem trunksüchtigen Alexander dem Großen, indem er ihm schrieb: „Wenn du Wein trinken willst, König, so bedenke, daß du das Blut der Erde kostest" (Plinius' Naturgeschichte 14, Kap. 5).

Über *Cicero* (106—43 v. Chr.) heißt es in der von Cassius Dio 46, Kap. 18 mitgeteilten Schutzrede des Calenus für Antonius: „Auch einen gewissen Schmaus hat er dem Antonius vorgeworfen, er der für seine Person, wie er sagt, Wasser trinkt, um bei nächtlicher Lampe seine Reden gegen uns zusammenzuschreiben, aber seinen Sohn in so ausschweifender Völlerei aufwachsen läßt, daß er Tag und Nacht nicht zu Sinnen kommt." Von *Cäsar* (100—44 v. Chr.) berichtet uns in dessen Leben Suetonius Kap. 53: „Daß er im Genusse des Weines sehr mäßig gewesen sei, haben sogar seine Feinde nicht bestritten. Cato äußerte sich, Cäsar sei von allen der einzige, der nüchtern die Republik zu stürzen begonnen habe."

Die altjüdischen *Nasiräer,* d. h. Geweihte, waren durch das Gelübde der Enthaltsamkeit gebunden. „Für die Priester waren ja die gewöhnlichen und allgemeinen Reinigkeitsgebote noch besonders geschärft und gesteigert, und damit sie diese Gebote desto genauer hielten, sollten sie sich während ihres Dienstes allen berauschender Getränke enthalten (III. Mos. 10, 9). Dasselbe Gebot für den Nasirärer mußte auch denselben Zweck haben oder vielmehr das Mittel zu demselben sein, denn die nötige Nüchternheit sollte ihn alles Unreine leichter erkennen lassen. Gegen diese von Bähr (Symbolik II, S. 431) vorgetragene Meinung ließe

Digitized by Google

sich jedoch widerlegend die ältere und allgemein verbreitete Erklärung des Weinverbots vorbringen, weil die Traube im Orient und in Ägypten für das Geschenk des bösen Prinzips, von einigen Kirchenvätern (vgl. Lightfoot zu Ev. Lucä 1, 15) für die verbotene Frucht gehalten wurde." (Nork a. a. O., S. 407.) Auch *Johannes der Täufer* „trank" nach Ev. Lucä 7, 33 „keinen Wein". Die Frage: „War *Jesus* ein Nasiräer?" beantwortete der Berliner Arzt Wilhelm Winsch in einer unter diesem Titel erschienenen Schrift mit Ja. Dagegen führte der erzgebirgische Pfarrer Gerhard Burk in „Christi Stellung zu den Rauschgetränken" 1913 aus, daß Jesus nicht als Nasiräer anzusprechen sei und die Enthaltsamkeit nicht als sittlich-religiöse Pflicht seiner damaligen Jünger angesehen habe, daß aber heutzutage keine bloße Mäßigkeit, sondern völlige Abstinenz der Gesinnung Jesu entspreche.

Mani (215—276), der Stifter der Manichäer-Sekte, schrieb auch die Enthaltung vom Weine vor (s. o.). Ebenso verbot ihn der arabische Religionsstifter *Mohammed* (570—632) im Koran.

Im Mittellalter predigten besonders die Franziskaner *Berthold von Regensburg* (geb. ca. 1218, † 1272) und *Johannes von Capistrano* (1386—1456) Mäßigkeit im Trinken.

Der Straßburger Kanzelredner *Johannes Geiler von Kaisersberg* (1445—1510) mahnte zur Mäßigkeit in einer Predigt über die „Praßnarren, Füllnarren, Fässelnarren, Weinschläuchen, Buß-den-Wein, Weingänslein". Gegen die Trinksitten richtete *Johann Frhr. zu Schwarzenberg* (1463—1528), Landhofmeister des Bischofs von Bamberg, sein „Büchlein vom Zutrinken, oder Sendebrief der Stände der Hölle an die Zutrinker", Oppenheim 1512 od. 1513 (neu hersgg. von W. Scheel 1900). Wahrscheinlich verfaßte derselbe auch die Flugschrift „Vom Zutrinken", Bamberg 1523 (s. Adam Klassert, Mitteilungen aus der Michelstädter Kirchenbibliothek 1905).

Ant. Haaseck, „der erste Prediger zu Gall in dem Stift Lüttich, hat seinem Priesteramte 100 Jahre vorgestanden und ist 1586 im 125. Jahre gestorben. Er hat sich in seinem Leben drei Stück: der Weiber, Trunkenheit und Zorns zu enthalten gesucht." (Jöcher 1733: Weber, Demokrit III, Kap. 1, nennt ihn Halch und läßt ihn zu Gabe bei Thorn amtieren [es gab auch eine Nonnenabtei Thorn an der Maas in Geldern].)

Fernando Nuñez de Valladolid, gen. Pincianus (1472—1552), Professor der griechischen Sprache in Salamanca, „hat sein Lebtage keinen Wein getrunken" (Jöcher).

Über den aus Fontenay-le-Comte gebürtigen Pariser Parlamentsrat und juristischen Schriftsteller *Andreas Tiraquellus* († 1558 in hohem Alter) heißt es bei Bernhard S. 310f.: „Es ist dieses insonderheit remarquabel von ihm, daß er, nach des Thuanus Bericht im 21. Buche seines Geschichtswerkes, alle Jahr ein Buch geschrieben und auch alle Jahr sein Haus mit einem Kind vermehret [nach Jöcher ‚von einer einzigen Frau'], also daß sich beider Anzahl bis auf 30 belaufen. Simon Majolus (Dies Canicul. p. 42) schreibet, daß diese Kinder meistenteils ihrem Vater in der Gelehrsamkeit nachgeschlagen; welches insonderheit von denen zu verstehen, die ihren Vater überlebet, deren an der Zahl 11 waren. ... Die Zeugung so vieler Kinder ist um so merkwürdiger, weil Tiraquellus keinen Wein getrunken, sondern sich jederzeit mit schlechtem Wasser begnügen lassen. Seine eigenen Söhne sollen daher, wie Majolus will, diese Verse gemacht haben:

Foecundus facundus aquae Tiraquellus amator
Bis quindecim liberorum et librorum parens;
Quin ni restinxisset aquis abstemius ignes,
Implesset orbem prole animi atque libris;

die Joh. Paul Gumprecht (in seiner Leipziger Dissertation de πολυτεκνία Eruditorum seu de copiosa literatorum sobole [‚von reichlicher Nachkommenschaft Gelehrter'] 1717) also ins Deutsche gebracht:

‚Fruchtbarer Tiraquell, du wohlberedter Mann,
Der sonsten keinen Trank als Wasser trinken kann,
Du zeugest in der Eh' ein halbes Schock voll Kinder
Und dein gelehrter Kopf der Bücher auch nicht minder.
Vergönnte die Natur dir statt des Wassers Wein,
So würde dir die Welt zu schmal gewesen sein.
Denn hättest du die Glut mit Wasser nicht gestillet,
Du hättest sie mit Kind und Büchern angefüllet.'"

Der englische Staatsmann *Thomas More* (1478—1535) „trank meistens Wasser" (Jöcher).

Digitized by Google

Martin Luther (1483—1546) ist zwar nicht zu den abstinenten Gelehrten zu zählen, aber auch nicht zu den Alkoholikern, denen ihn katholische Satiriker, besonders der Franziskaner Johann Nas, beigesellen wollten, indem sie ihn sogar mit Bacchus verglichen. Der allgemein auf Luther zurückgeführte Spruch: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang" ist bis jetzt frühestens aus dem Jahre 1775 nachweisbar. Näheres hierüber siehe in Büchmanns „Geflügelten Worten".[1] Luther war vielmehr der Mäßigkeit zugetan (siehe oben) und fand kräftige Worte gegen den deutschen „Saufteufel", wie er das unmäßige Trinken 1525 in einer Predigt nannte. In seiner Schrift „Wider Hans Worst" vom Jahre 1541 heißt es: „Es ist leider dieser [der kursächsische] Hof nicht allein, sondern ganz Deutschland mit dem Sauflaster geplagt; wir predigen, schreien und predigen dawider, es hilft leider wenig, es ist ein böses altes Herkommen in deutschem Lande, wie der Römer Cornelius [Tacitus] schreibt, hat bisher zugenommen, nimmt noch weiter zu. Da sollten Kaiser, Könige, Fürsten, Adel zutun, daß ihm gesteuert würde." Vgl. des Kieler Pastors Dr. Chr. Stubbe Schrift „Luther und der Trunk" (1918).

Zwar waren *Mäßigkeitsorden* von hohen Herren gegründet worden, aber sie hatten nur einen beschränkten Wirkungskreis und eine kurze Dauer gehabt. Schon Kaiser Friedrich III., welcher bloß zum Abendessen Wein und zwar mit Wasser vermischt trank, hatte 1473 den Ordo Temperantiae, der in Spanien entstanden sein soll, mit dem Spruche „Halt Maß" in Österreich eingeführt. Dann war von dem Kärntner Landeshauptmann Sigismund v. Dietrichstein († 1533) die „St. Christophs-Gesellschaft" gegen das Fluchen und das Zutrinken gegründet worden (s. Max Bauer, Der deutsche Durst, 1903, S. 321 ff.), sowie von dem Kurfürsten Richard von Trier und dem Pfalzgrafen Ludwig 1524 zu Heidelberg die „Brüderschaft der Enthaltsamkeit" (s. ebenda S. 324 f.; wohl nicht verschieden von der ebenda S. 326 mit dem Ringe als Abzeichen erwähnten, welcher des Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz Biograph Hubertus Thomas, gen. Leodius, d. h. von Lüttich, angehörte). Gegen Ende des 16. Jahrhunderts rief *Johannes Posthius* (1537—97), kurfürstlicher Leibarzt in Heidelberg und Verfasser einer lateinischen Übersetzung des arabischen „Schatzes der Gesundheit", einen Mäßigkeitsverein ins Leben (s. O. Taubert, Melissus 1864, S. 13). Und wiederum in Heidelberg wurde im Dezember 1601 auf Veranlassung des *Landgrafen Moritz des Gelehrten von Hessen* (1572—1632) ein Ordo Temperantiae gestiftet, dessen Mitglieder — lauter Reichsfürsten und reichsunmittelbare Adlige — sich auf zwei Jahre verpflichten mußten, „sich nicht vollzusaufen", aber täglich 14 Ordensbecher Wein zugestanden erhielten (Bauer a. a. O., S. 328); trotzdem scheint dieser Orden sich nicht länger als ein Jahr gehalten zu haben.

Der Chronist und Sprichwörtersammler *Sebastian Franck* (1500—43, aus Donauwörth) veröffentlichte 1528 eine Schrift „Von dem greulichen Laster der Trunkenheit"; *Leonhart Schertlin* 1538 zu Straßburg einen Dialog von „Künstlichem Trinken", der die Bekehrung eines Trinkgegners zur Trunksucht ironisch darstellt und von Jörg Wickram in seinen „sieben Hauptlastern" benutzt wurde; der Görenzer Pfarrer *Matthäus Friederich* 1562 eine Predigt „Wider den Saufteufel"; *J. Moyß* von Aßmannshausen 1580 eine Schrift „Von dem schweren Mißbrauch des Weins" (neu herausgegeben von Max Oberbreyer, 3. Aufl. 1893).

Auf den Altdorfer Theologen und Hebraisten *Edo Hilderich v. Varel* (1533—99, aus friesländischem Adel) „machte", nach Jöcher s. v. Hildericus, „weil er sich sehr mäßig im Trinken hielt, einer seiner Kollegen im Scherz diesen Vers: Non sis semper Edo, Sis aliquando Bibo [d. i. wörtlich: ‚Sei nicht immer: Ich esse, sei manchmal: Ich trinke'; Edo = Eduard, aber lateinisch edo s. v. w. ich esse]".

Des Mathematikers und Mediziners *David Herlicius* (1557—1636, aus Zeitz) Wahlspruch lautete nach Jöcher: Modice vivere est modice bibere, d. i.: Mäßig leben heißt mäßig trinken (vgl. Hispanis vivere est bibere, schon weil die Spanier v und b in der Aussprache verwechseln).

Der Tübinger Rechtslehrer *Thomas Lansius* (1577—1657) war, wie Hesenthaler in der Leichenrede anführt (s. Bernhard S. 173), immer nüchtern und enthielt sich des Weines das

1 Nachzutragen ist die 2. Strophe von Friedr. Gottlob Wetzel:s Gedicht „Flausrocks Poesie", verfaßt um 1800 (in den gesammelten Gedichten 1838, S. 374):

„Luther war doch auch kein Tor,
Stark wie deutsche Trauben;
Er ging uns im Trinken vor
Wie im wahren Glauben:
‚Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang.
Bleibt ein Narr sein Lebelang!'
Wir sind keine Narren!"

Digitized by Google

ganze Leben hindurch außer beim kirchlichen Abendmahl. Auch der französische Genealoge *Gilles André de la Roque* (1598—1686, aus Caen) „trank niemals Wein" (Jöcher). Von dem französischen Schriftsteller *Vincent Voiture* (1598—1648, Diplomat und Hofmannn) erzählt Jöcher: „Sein Vater war ein Weinhändler zu Amiens und ließ ihn, weil er selbst meistens an dem Hofe war und allda die vornehmsten Herren mit Wein versah, zu Paris erziehen, liebte ihn aber gar nicht und pflegte zu sagen, daß man ihm denselben zu Paris vertauscht habe, weil er keinen Wein, sondern lauter Wasser trank. Hingegen schmerzte auch diesen Vincent seine geringe Abkunft nicht wenig und zwar um so vielmehr, weil er an dem Hofe öfters damit vexiert wurde; weswegen auch der Marschall de Bassompierre sagte, andern machte der Wein einen guten Mut, Voiture aber würde davon ohnmächtig."

Nach Bernhard S. 173 „pflegten ihren Durst mit bloßem Wasser zu löschen": *Gaudentius* (wohl der vielseitige Gelehrte mit Vornamen Paganinus, der erst reformierter Prediger in seiner Heimat Graubünden, nach seinem Übertritt zum Katholizismus aber Professor in Pisa war, † 1649), der französische Gelehrte *Gabriel Naude* (1600—53), den auch Jöcher einen Abstemius nennt, und der englische Philosoph *John Locke* (1632—1704), von dem Jöcher anführt, daß er dem Wassertrinken die Erhaltung seines Lebens zugeschrieben habe. Auch von dem Volkswirtschaftler *Veit Ludwig v. Seckendorff* (1626—92, aus Oberfranken, zuletzt Kanzler der Universität Halle) sagt Jöcher, daß „in seinem ganzen Leben eine besondere Nüchternheit bei ihm anzutreffen war, welche ihn zu Ausstehung sehr großer Arbeit tüchtig gemacht".

Der Rotenburger Superintendent *Johann Ludwig Hartmann* (1640—80) schrieb über den „Sauf-Teufel" (Jöcher). Der Wittenberger Professor der Physik und Theologie *Johann Baptist Roeschel* (1652—1712, aus Ödenburg in Ungarn) „hatte von Jugend auf einen Ekel vor dem Wein, war jederzeit gar kränklich und starb am Steine" (ders.).

Der Anatom und Sänger der „Alpen" *Albrecht v. Haller* (1708—77, aus Bern) war Wassertrinker (s. Internationale Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus, Jahrg. XIV, 1904, S. 117 f.).

Der General-Chirurgus *Joh. Christ. Ant. Theden* (1714—97, aus Steinbeck bei Wismar) schrieb sein langes Leben hauptsächlich dem täglichen Genuß von 7—8 Quart frischen Wassers zu, das er seit mehr als 40 Jahren trank (Hufelands Makrobiotik, Ausg. v. Klencke S. 305).

Der Dichter *Joh. Ludw. Gleim* (1719—1803) soll einst auf die Frage: „Wie fangen Sie es an, daß Sie trotz Ihrem Alter immer so heiter bleiben, wie Sie es als Jüngling waren?" geantwortet haben: „Ich fing erst im Alter an, Wein zu trinken, und auch da äußerst mäßig." ([Demme,] Pächter Martin 1816, III, = Erzählungen für unverdorbene Familien, XVI, S. 210, Anm.). Der Philosoph *Immanuel Kant* (1724—1804) war, nach einem in Königsberg 5. 6. 1914 vom Kieler Pastor Dr. Christian Stubbe gehaltenen Vortrag, ein Mäßigkeitsmann, der den Trunk verurteilt, aber doch mit dem Weingenuß auf gute Art zu paktieren gesucht habe. Des Abends ließ er sich von seinem Diener Lampe einen „Schluck" Wein reichen. Turnvater *Friedr. Ludw. Jahn* (1778—1852) bekannte: „In Freyburg, was über eine Million Weinstöcke zählt, komme ich als Wassertrinker durch" und behauptete: „Wen Wasser nicht erquickt, hat entweder keinen Durst, oder noch lange nicht genug geturnt, vielleicht auch sich überhaupt zu wenig in freier Luft bewegt." Siehe K. A. Martin Hartmann, Turnvater Jahn und seine Stellung zur Alkoholfrage, 1907, 3. Aufl. 1909.

Der französische Philosoph *Auguste Comte* (1798—1857) lebte alkoholenthaltsam (s. Internat. Monatsschr. z. Erforschg. d. Alkoholismus, Jahrg. XV, 1905, S. 52 ff.).

Der Dramatiker und langjährige Redakteur der „Kölnischen Zeitung" *Heinrich Kruse* (1815—1902, aus Stralsund) trank keine Spirituosen außer Wein und hiervon fast nie mehr als ein halbes Glas.

Alkoholenthaltsam lebte der Geh. Rat Dr. jur. *Viktor Böhmert* (1829—1918), Professor der Volkswirtschaft an der Technischen Hochschule in Dresden, 1904—09 Herausgeber der Vierteljahrsschrift „Die Alkoholfrage".

Der St. Galler Bischof *Augustinus Egger* (1833—1906), Verfasser von „Belehrungen über den Genuß geistiger Getränke" sowie der Schrift „Alkohol in kleinen Gaben und Abstinenz", bekannte folgendes: „Ich bin in meinem Leben nie stark gewesen und die Abstinenz hat mir auch keinen neuen Körper gegeben; aber doch kann ich in meinem bereits vorgerückten Alter in Wahrheit bezeugen: ich arbeite leichter, ich schlafe besser, ich habe froheren Mut, gebe den Ärzten weniger zu verdienen, als vor zwanzig Jahren, da ich noch zu den mäßigen Trinkern gehörte."

Der Papst *Pius X.* (1835—1914, reg. seit 1903) soll völlig alkoholenthaltsam gelebt haben.

Digitized by Google

Der englische Lexikograph *James Murray* (1837—1915, in Oxford) war von Kindheit an abstinent und erzog in der Abstinenz elf Kinder (s. The Temperance Record, May 1907, p. 201 ff.).

Der sozialistische Schriftsteller *August Bebel* (1840—1913, aus Köln) soll die letzten Jahrzehnte seines Lebens abstinent gewesen sein.

Von dem steirischen Dichter *Peter Rosegger* (1843—1918) stammen die Verse:

„Der Spiritus, meinst du, macht frisch und stark?
Doch braucht der Lump dazu dein eignes Mark"

sowie der Ausspruch: „In den Erfahrungen eines langen Lebens habe ich die Überzeugung gewonnen, daß es kaum ein notwendigeres nationales Werk gibt, als das, unser Volk von dem Gifte des Alkohols zu befreien".

Ein Mäßigkeitsverfechter war der protestantische Pastor Dr. phil. *Wilhelm Martius* (1846 bis 1914, aus Erxleben, Divisionspfarrer in Osnabrück bis 1885, Oberpfarrer zu Dommitzsch bei Torgau bis 1895, Pastor zu Freienbessingen im Kreise Langensalza bis 1910, † im Ruhestande zu Ilfeld); er wirkte seit 1884 in zahlreichen Schriften gegen den Alkoholmißbrauch und lieferte wertvolle Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbestrebungen (siehe den Deutschen Literatur-Kalender auf das Jahr 1914).

Der Tübinger Anatomie-Professor *August v. Froriep* (1849—1917, aus Weimar) war Vorsitzender des „Württembergischen Vereins abstinenter Ärzte" (gegr. 1905).

Der Genfer Pfarrer *Louis Lucien Rochat* (1849—1918) begründete 1877 zur Bekämpfung der Trunksucht den internationalen Verein „Das blaue Kreuz".

Der Dichter Dr. phil. *Wilhelm Henzen* (1850—1910, aus Bremen, † in Leipzig), der während der letzten Jahre seines Lebens abstinent war, schuf kurz vor seinem Tode das Abstinenz-Drama „Der Rausch des Hippokleides", das auf Herodot VI, Kap. 129 fußt.

Ein Abstinenzapostel war Dr. phil. *Gerhard Burk* (1878—1914, aus Lichtenstern in Württemberg), anfangs Lateinlehrer, dann protestantischer Pfarrer zu Auerbach im Erzgebirge; er schrieb: „Christi Stellung zu den Rauschgetränken", 2. Aufl. 1913, sowie: „Sozialeudämonismus und sittliche Verpflichtung" (Dissertation, 1903), „Die ethischen Grundlagen der modernen Kulturbewegung der Abstinenz", „Die Erziehung der Jugend zur alkoholfreien Kultur und Lebensanschauung", „Steht Mäßigkeit höher als Enthaltsamkeit?", „Wahrheit oder Legende?".

Als Großtempler des Neutralen Guttemplerordens wirkte für die Abstinenz der Mathematiker Dr. phil. *Robert Leimbach*, Professor an der Höheren Mädchenschule in Heidelberg, sowie als zweiter Vorsitzender der Vereinigung abstinenter Offiziere der Armee Hauptmann *Cäsar Heusch*, Verfasser der Schrift „Die Alkoholfrage im Heere". Beide starben den Heldentod in den Vogesenkämpfen im August 1914.

Von lebenden abstinenten Gelehrten sind besonders erwähnenswert: der Oberst a. D. *Spohr* (geb. 1828, s. oben unter „Vegetarier"), welcher seit 1895 sich des Alkohols enthält; — der Baseler Professor der physiologischen Chemie *Gustav v. Bunge* (geb. 1844 in Dorpat), Verfasser von: „Die Alkoholfrage" (Vortrag am 28. Nov. 1886, in Buchform 1887 erschienen und in mehr als 20 Sprachen übersetzt), „Der Kampf gegen die Trinksitte und seine Bedeutung für den Arbeiterstand" (1893), „Wider den Alkohol" (1903, darin der Satz: „Die Mäßigen sind die Verführer"), „Alkoholvergiftung und Degeneration" (1904, 4. Aufl. 1915); — der Wiener Professor der pathologischen Anatomie, Hofrat *Anton Weichselbaum* (geb. 1845), seit 1916 im Ruhestand; — der frühere Zürcher Professor der Psychiatrie *Auguste Forel* (geb. 1848), jetzt Direktor einer Irrenanstalt zu Yvorne im Kanton Waadt, Verfasser von: „Gegen die Trinksitten" (1891); — der Zürcher Physiologie-Professor *Justus Gaule* (geb. 1849), Verfasser von: „Der Lebensgenuß ohne Alkohol" (1905; darin bestreitet er den Satz, daß durch den Wein sich die wahre Natur enthülle und wir beim Wein natürlich zusammensein könnten); — der Militärschriftsteller, Feldmarschall und Wirkl. Geh. Rat Dr. med. h. c. *Franz Graf Conrad v. Hötzendorf* in Wien (geb. 1852 in Alt-Penzing); — der Wiener Schulhygieniker Regierungsrat Prof. Dr. jur. h. c. et phil. *Leo Burgerstein* (geb. 1853), Verfasser des Abstinenz-Schauspiels „Der böse Geist" (1917); — der Münchener Hygiene-Professor, Geh. Rat *Max v. Gruber* (geb. 1853 in Wien); — der Neuphilologe, Studienrat Dr. *K. A. Martin Hartmann*, Gymnasial-Professor in Leipzig (geb. 1854 in Bautzen), Vorsitzender des „Vereins enthaltsamer Philologen deutscher Zunge" (gegr. 1906), Verfasser mehrerer Schriften über die Beziehungen zwischen Alkohol und höherer Schule; — der Münchener Professor der Psychiatrie, Hofrat *Emil Kraepelin* (geb. 1856 in Neustrelitz als ein Sohn des Reuter-Vorlesers), Verfasser von: „Alkohol und Jugend" (1908); — der Sanitätsrat *Georg Bonne* in Klein-Flottbek (geb. 1859 in Hamburg), Verfasser des Abstinenz-Romans „Im Kampf um die Ideale" (1910, Volksausg. 1914) sowie mehrerer Schriften

Digitized by Google

zur Alkoholfrage und über soziale Hygiene; — Dr. *A. Holitscher* in Pirkenhammer bei Karlsbad (geb. 1859 in Wien), Vorsitzender des „Vereins abstinenter Ärzte des deutschen Sprachgebietes" (gegr. 1896), Verfasser von: „Die Rauschgetränke" (1912, 2. Aufl. 1914); — der nordamerikanische Politiker *William Jennings Bryan* (geb. 1860, zuerst Advokat), der von frühester Jugend an abstinent leben soll; — der protestantische Theologie-Professor *Paul v. Wurster* in Tübingen (geb. 1860), der einen Vortrag über „Abstinenz und Christenpflicht" hielt und die Abstinenz besonders für eine pastorale Standespflicht erklärte; — der Alt-Philologe, Studienrat Dr. *Richard Ponickau,* Gymnasial-Professor in Leipzig (geb. 1861), Schriftführer des „Vereins enthaltsamer Philologen deutscher Zunge", Verfasser von: „Abstinenz-Pädagogik in der höheren Schule" (1912) und „Lehrerschaft und alkoholfreie Jugenderziehung" (1913); — der Sanitätsrat *Carl Strecker* in Waren (geb. 1864 in Marienwerder), Herausgeber der Monatsschrift „Die Abstinenz" (gegr. 1902); — der Psychiater *Gustav Aschaffenburg,* Professor der Medizin an der Universität in Köln (geb. 1866 in Zweibrücken); — der Heidelberger Theologie-Professor *Friedrich Niebergall* (geb. 1866, der in seinem Buche „Person und Persönlichkeit" (1911) auch zur Alkoholfrage Stellung nahm („Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Alkohol") und in einem Vortrag 1914 die alkoholfreie Jugenderziehung forderte; — der Osnabrücker Pastor Lic. *Ernst Rolffs* (geb. 1867 in Bremervörde), Vorsitzender des „Vereins abstinenter [protestantischer] Pfarrer" (gegr. 1903); — der Ulmer Arzt *Alfred Pfleiderer* (geb. 1868 in Stuttgart), Mitherausgeber der Monatsschrift „Hellauf" (gegr. 1908), Verfasser vom „Bilderatlas zur Alkoholfrage" (1910); — der Zürcher Pfarrer *Eduard Blocher* (geb. 1870), Herausgeber der „Internationalen Monatsschrift zur Erforschung des Alkoholismus und Bekämpfung der Trinksitten" (gegr. 1891) zusammen mit Dr. ès lettres *Robert Hercod* in Lausanne (geb. 1876), dem Direktor des Internat. Bureaus zur Bekämpfung des Alkoholismus und Herausgeber des Internat. Jahrbuches des Alkoholgegners; — Dr. jur. *Hermann M. Popert* in Hamburg (geb. 1871), Mitherausgeber der Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" (gegr. 1911), Verfasser des Abstinenz-Romans „Helmut Harringa" (1910, 130. Taus. 1914); — ferner *Woodrow Wilson,* der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, vordem Professor der Rechts- und Staatswissenschaften in Princeton, und der Pariser Psychiater *Legrain.*

Als Hauptvertreter der Mäßigkeitsbestrebungen sind zu nennen der 28. 8. 1919 verstorbene SenatsPräsident am Preuß. Oberverwaltungsgericht in Berlin, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat D., Dr. jur., Dr. med. h. c. *Hugo v. Strauß und Torney* (geb. 1838 in Bückeburg), langjähriger Vorsitzender des „Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" (gegr. 1883), der Internationalen Vereinigung gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und des Berliner Zentralverbandes gegen den Alkoholismus, sowie Professor *Immanuel Gonser* in Berlin (geb. 1865 in Stuttgart), Herausgeber der Vierteljahresschrift „Die Alkoholfrage" (gegr. 1904) und Direktor des „Deutschen Vereins g. d. M. g. G.".

Der Privatdozent an der Zürcher Technischen Hochschule Dr. *Georg Trier* veröffentlichte 1917 seine „Vorlesungen über die natürlichen Grundlagen des Antialkoholismus" in zwei starken Bänden, und Dr. *Georg Deecke* beleuchtete die Frage: „Steht Mäßigkeit sittlich höher als Enthaltsamkeit?" (Hamburg 1918).

Bierfeinde.

Auf das Bier, das von Tacitus in seiner „Germania" Kap. 23 „humor ex hordeo in quandam similitudinem vini corruptus" (d. h.: eine Flüssigkeit aus Gerste zu einiger Ähnlichkeit mit Wein verdorben) genannt wird, verfaßte schon Kaiser *Julianus Apostata* (331—363, reg. seit 361) ein scharfes Epigramm (s. Max Bauer, Der deutsche Durst, 1903, S. 26 f.). Der heilige *Adalbert* († 997), der Apostel der Preußen, predigte gegen das Bier, und der Bischof *Severus* verhängte 1039 den Bann über alle Bierwirte (ebenda S. 48).

Auch *Luther* sprach sich in seinen Tischreden kräftig gegen das Bier aus; z. B.: „Wer erstlich Bier gebraut hat, ille fuit pestis Germaniae [d. h.: der hat eine Pest über Deutschland gebracht, hat es verseucht]", — „Ich habe zu Gott geflehet, daß er die ganze Bierbrauerei verderben möchte", — „Ich habe den ersten Bierbrauer oft verwünscht. Es wird mit dem Brauen so viel Gerste verderbet, daß man davon ganz Deutschland möchte erhalten." Danach scheint ihm sein früherer Tischgenosse und späterer Gegner Johannes Agricola unmäßiges Biertrinken zu Unrecht vorgeworfen zu haben. (Vgl. oben.)

Der Philosoph *Kant* trank nie Bier. „Von diesem Getränke war er der abgesagteste Feind. Wenn jemand in den besten Jahren seines Lebens gestorben war, so sagte Kant: ‚Er hat vermutlich Bier getrunken'. Wurde von der Unpäßlichkeit eines andern gesprochen, so

Digitized by Google

war die Frage nicht fern: ‚Trinkt er abends Bier?' Aus der Antwort auf diese Frage stellte dann Kant dem Patienten die Nativität. Er erklärte das Bier für ein langsam tötendes Gift." (J. Kant, sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen, hrsgg. von Felix Groß 1912. — Siehe auch oben.)

Auch *Goethe* hat sich als Bierfeind offen bekannt. Sein unglücklicher Freund, der Dramatiker *Jakob Reinhold Lenz* (1751—92) war dem Biere gleichfalls feind (s. Das litterarische Echo, Jahrg. I, Sp. 1023). Der als Dramatiker und Terenz-Übersetzer tätige weimarische Oberhofmeister *Friedr. Hildebrand v. Einsiedel* (1750—1828) sprach sogar das Wort „Bier" niemals aus, ja er schrieb es nicht einmal (Vehse, Sächsische Höfe 1854, I, S. 81). Den Wein haßten die genannten aber keineswegs.

Auf das Bier schimpfte während des Unterrichts der Wiener Philologe *Anton Joseph Stein* (1759—1844), Grillparzers Lehrer (Gr.s Selbstbiographie, hrsgg. von Alfr. Kleinberg 1914, S. 137).

Ein Bierfeind war ferner *Wilhelm v. Humboldt* (1767—1835) (s. W. u. Caroline v. Humboldt in ihren Briefen, hrsgg. von Anna v. Sydow, Bd. VII, 1916).

Turnvater *Jahn* (1778—1852) sagte: „Ich suche im Biergenuß keine Deutschheit. Es sind Schlafmützen und Duckmäuser, die in täglicher Bierflut das Leben fortschwemmen und den Geist wegräuchern", und: „Die Jugend muß wieder zu einem wahren Jungtum geführt werden. Das Gefühl muß zur Liebe an der Natur geweckt werden, es muß mehr Wohlgefallen an Einfachheit finden als am betäubenden, entmarkenden Kneipenleben!" (Siehe oben.)

Der Altphilologe *Lehrs* (1802—78) hat, wie sein germanistischer Kollege Oskar Schade bezeugt, „Bier, das Barbarengetränk, nie getrunken" (s. o.). Ein anderer Altphilologe, *Karl Wilhelm Krüger* (1796—1874, aus Groß-Nossin in Hinterpommern), rühmte von sich (in den Kritischen Analekten II, 1867, S. 73), daß er als Student nie einer Verbindung angehört habe, ja in vier Jahren nur einen Nachmittag Student gewesen sei, dagegen in den beiden letzten Jahren seiner Studienzeit ein sehr fleißig gearbeitetes Buch geschrieben habe.

Der Physiologe *Gustav v. Bunge* (s. o.) erklärt das Bier für das schädlichste von allen alkoholischen Getränken, weil kein anderes so verführerisch sei; es müsse endlich aufhören, daß mit unmäßigem Biertrinken die geistige Elite unserer Nation renommiere, die sich doch über das Branntweintrinken des Volkes entrüste.

Polyphagen.

Als der Vielfraße Patron kann der griechische Halbgott Herakles (Herkules) angesehen werden, von dem es in dem Bruchstück einer Komödie des Epicharmos heißt: „es braust sein Schlund, es rasseln die Kinnladen, es tönt der Backenzahn, es knirscht der Spitzzahn, die Nasenlöcher zischen, die Ohren bewegen sich". Peter Lauremberg führt in seiner Acerra philologica (1640, S. 344) zuerst den auch sonst (aus Cicero de fato 13, 30) bekannten Milon von Kroton an, „von welchem gemeldet wird, daß er in einemmal aufgegessen 20 Pfund Brot, 20 Pfund Fleisch. Einmal, als die griechischen Spiele in Olympia gehalten wurden, hat Milon einen vierjährigen Stier auf seine Achsel genommen, ohne Atemholen 125 Schritt getragen, hernach mit seiner Faust zu Tode geschlagen und ganz aufgefressen. Diesem war nicht ungleich einer von des Kaisers Areolanus [?] Hofleuten, der auf einmal zu Leibe gekriegt ein ganzes großes Wildschwein, 100 hausbackene Brote, einen Hammel und ein Ferkel; daneben mit einem Trichter sich in den Mund füllen lassen zwei Ohme Weins ungefähr. Der Aristodamos fraß gewöhnlich allein so viel wie 9 starke hungrige Bauern." Eine weitere Blumenlese gibt Weber im Demokrit V, Kap. 18: „ Vitellius [römischer Kaiser 69], den Tacitus ein Schwein nennt [diesen Ausdruck habe ich in den Historien nicht finden können], und dessen erhaltene Büste recht komisch den Schlemmer predigt, fraß binnen sieben Monden wenigstens für 6 Millionen Pfund; und Heliogabalus [römischer Kaiser 218—222] pflegte die Erfindung einer neuen Brühe kaiserlich zu belohnen, behagte sie aber nicht, so mußte der Erfinder solche so lange fortessen, bis er eine bessere erfand. Aristolenus wünschte sich den Hals eines Kranichs, um das Genossene desto länger im Schlunde zu genießen, und Pithyllus ließ sich ein Futteral machen über seine Zunge." Genaueres über Vitellius berichtet sein Biograph Suetonius Kap. 13: „Er teilte jede Mahlzeit in drei, manchmal auch in vier Abschnitte: Frühstück, Vormahlzeit, Hauptmahlzeit und Gelage, und machte alle ohne Schwierigkeit mit, wegen seiner Übung im Erbrechen. An dem gleichen Tage sagte er sich oft zu der einen Mahlzeit bei diesem, zu der andern bei jenem an, und keinem kostete die Mahlzeit weniger als 60000 Mark. Am berühmtesten von allen war die, welche ihm sein Bruder zur Feier seiner Ankunft gab; bei ihr sollen 2000 der auserlesensten Fische und 7000 Vögel aufgetragen

Digitized by Google

worden sein. Doch diese überbot er selbst durch die Einweihung einer Schüssel, die er wegen ihrer ungeheuren Größe den ‚Schild der städteschirmenden Minerva' nannte. Bei ihr ließ er Lebern von Lippfischen, Gehirne von Fasanen und Pfauen, Zungen von Rotkarpfen und Milch von Muränen, die man sogar aus dem Partherlande und von der Spanischen Meerenge durch Schiffskapitäne und Dreiruderer hatte holen lassen, zu einer Speise mischen. Und als ein Mensch von nicht nur bodenloser, sondern auch unzeitiger und schmutziger Freßgier konnte er sich bei einem Opfer oder auf einer Reise niemals enthalten, teils zwischen den Altären Fleisch und Speltkuchen sogleich fast vom Feuer wegzunehmen, teils in den Garküchen an der Straße noch rauchende oder vom vorigen Tage herrührende und halbverzehrte Speisen aufzuessen." Man vergleiche dazu Cassius Dio LXV, 3 f. Den „König der Fresser" nennt Weber aber Maximinus [römischer Kaiser 235—238], „denn er fraß oft 50—60 Pfund Fleisch und soff dazu 24 Maß Wein". Aus späterer Zeit erwähnt Weber den französischen Marschall Vendôme (1654—1712), der außer den Schlachttagen, wenn er nicht im Bett neben seinen Hunden gelegen, an der Tafel, wo seine Leibspeise stinkende Fische gewesen, oder auch auf dem Nachtstuhl gesessen habe. Aus der neuesten Zeit teilte eine englische Wochenschrift mit, daß ein gewisser Baker in Turnpike bei Newington eine Hammelkeule von $9^1/_2$ Pfund mit den dazugehörigen Kartoffeln und weißen Rüben sowie einem Laib Brot in einer Viertelstunde verzehrt und dann mit einer Gallone Porter begossen habe. Der Amerikaner Charles Glidden aus Lawrence in Massachusetts aber bezeichnet sich selbst als den „Championesser der Welt"; er hat 40 Pfund Wassermelonen in einer Stunde, 68 Pfannkuchen in 57 Minuten und 132 Eier während einer Mahlzeit hinuntergebracht, und wollte zeigen, daß er in drei Stunden mehr essen könne, als zwei andere Männer zusammen, weswegen er 1913 eine Herausforderung an alle Polyphagen ergehen ließ.

Auch unter den Gelehrten sind die Polyphagen vertreten. Der satirische Dichter *Timokreon* von Rhodos (um 500 v. Chr.), ein Gastfreund des Themistokles, mit dem er sich aber entzweite, wird in Älians „Vermischten Geschichten" I, 27 als überaus gefräßig bezeichnet. Seine Grabschrift, die Jöcher in lateinischer Sprache anführt, lautet auf deutsch etwa so:

„Gar viel trinkend und fressend und auch noch Übeles sagend
Vielen, liege ich hier, Rhodier Timokreon."

Von dem römischen Feldherrn *Lucius Licinius Lucullus* (115—56 v. Chr.), der als Verfasser einer Geschichte des Marsischen Krieges in griechischer Sprache hierher gehört, wissen die alten Schriftsteller allerlei zu erzählen, das ihn als Feinschmecker und Vielfraß erscheinen läßt. Weber hat diese Nachrichten im Demokrit V, Kap. 18 folgendermaßen zusammengefaßt: „Lucullus schwelgte mehr als ein Maréchal de France und ganz systematisch, hatte mehrere Speisesäle, deren Namen er bloß dem Haushofmeister zu nennen brauchte, um zu sagen, wie er heute speisen wolle. Pompejus und Cicero überraschten ihn einst, er sagte bloß: ‚Man decke im Apollosaale!' und es kam eine Tafel, die 22000 Gulden kostete. Einst war er mit seiner Tafel unzufrieden. ‚Aber Sie sind ja heute ganz allein.' — ‚Wie? weißt du nicht, daß Lucullus heute bei Lucullus speist?!' Seiner Leckerei haben wir indessen etwas zu verdanken: er brachte aus Pontos die Kirschen." Die Kirsche ist ja nach der pontischen Stadt Kerasus genannt, aus welcher Lucullus im Jahre 74 v. Chr., wie der Naturforscher Plinius XV, 25 berichtet, den Baum nach Europa einführte. Obgleich Lucullus zuletzt an der Tafel einen besonderen Diener um sich hatte, der ihm sagen mußte, wann er aufhören sollte zu essen, so wird doch sein Tod in geistiger Umnachtung eher seiner Polyphagie als dem von Plinius und Plutarch angegebenen Liebestranke zuzuschreiben sein. Sein Name wurde sprichwörtlich — vgl. z. B. Rachels Satiren 1664, VI, Vers 49 f.: „Was hilft es, daß Lucull zu Tafel ist gesessen, Da hundert Trachten stehn?" — und noch heutzutage spricht man von einem „lukullischen Mahl".

Fast ebenso berüchtigt wegen seiner Schlemmerei war der Redner *Hortensius* (114—50 v. Chr.), der zu den frühesten Fischzüchtern zählt und zuerst den Pfau auf die Tafel gebracht hat (Plinius IX, 55 und X, 20). Ein anderer berühmter Redner, *Domitius Afer*, dessen Quintilian gedenkt, „starb unter der Regierung Neros [59 n. Chr.] an der Tafel, weil er zu viel gegessen" (Jöcher). (Schluß folgt.)

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE
Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XI. Jahrgang | Oktober 1919 | Heft 7

Römischer Brief.

Am *Girton College in Cambridge* finden vom 28. Juli bis zum 16. August *italienische Sprach-, Literatur- und Geschichtskurse* statt. Der Plan, den das College für diese aufgestellt hat, teilt den Stoff für die Vorlesungen über Geschichte ein in die Abschnitte vom Mittelalter bis zur Renaissance und von der Renaissance bis zum Risorgimento; für die Literatur: von Dante bis Pascoli und von Pascoli bis d'Annunzio. Die bedeutendsten geschichtlichen und literarischen Perioden und die für diese Perioden am meisten charakteristischen Männer werden den Gegenstand zahlreicher Vorträge bilden. Zehn Vorträge mit Lichtbildern sind Dante gewidmet, fünf der Entwicklung der italienischen Komödie, andere der Volksbildung, den sozialen und Wirtschaftsproblemen und der Adriafrage. Auch Vorlesungen über italienische Musik und Kunst fehlen nicht; doch werden sie einen weniger breiten Raum einnehmen, da diese Gegenstände wohl als mehr bekannt angesehen werden.

Am 15. Juni fand in Rom die feierliche Jahressitzung der *Accademia dei Lincei* unter dem Vorsitz ihres Präsidenten, des Senators Professor *Francesco D'Ovidio*, statt. Die Mitglieder Paternò und Loria berichteten über die Ergebnisse der verschiedenen Preisarbeiten. Der Präsident gedachte der verstorbenen Mitglieder und sprach über verschiedene Änderungen der alten Satzungen der Akademie. Er hob die Leistungen der italienischen Wissenschaft während der letzten fünf Jahre hervor und wünschte, daß sie aus eigener Kraft, ohne indessen die Mitarbeit der Gelehrten der anderen Nationen außer acht zu lassen, bald den Platz einnehmen möge, der ihr gebühre. D'Ovidio wünscht der italienischen Wissenschaft das Motto: „Unabhängig, aber nicht isoliert". Die Festrede hielt Professor *Ettore Pais* über das Thema: „Die moralische und politische Größe der Herrschaft des alten Rom".

„*L'Arcobaleno*" (Der Regenbogen) ist der Titel einer neuen literarischen Halbmonatsschrift, die seit dem 15. Mai in Neapel von einer Gruppe junger Autoren herausgegeben wird. Die erste Nummer enthält eine leidliche Novelle eines jugendlichen Schriftstellers namens Salvatore Di Giacomo und einen kleinen Aufsatz über Alfredo Panzini von L. Giusso. „Im ganzen aber", heißt es in einer Besprechung des Blattes in der römischen Wochenschrift „La Fanfulla della Domenica", „will uns scheinen, daß diese Jünglinge weder eine feste Richtung, noch ein sicheres Urteil haben (nicht umsonst haben sie ihr Blatt „Regenbogen" getauft), und vor allem, daß sie gewisse Autoritäten und Namen, die eigentlich aufrichtigen und mutigen jungen Männern auf die Nerven fallen müßten, allzusehr anbeten, während sie ihre Pfeile vielfach auf völlig unverdiente Ziele verschießen."

Francesco Chiesa kündigt einen neuen Gedichtband an. Er soll den Titel „Fuochi di primavera" (Frühlingsfeuer) führen und eine neue Versform, ungereimte Rhythmen, bringen. Chiesa selbst äußert sich in der römischen Monatsschrift „L'Italia che scrive" über diese „Fuochi di primavera" in interessanter Weise: „Frühlingsfeuer, meint er, sind jene schönen Flammen, die im Frühling auf den Feldern aus dem Laub, den Dornen und dem Gestrüpp des vergangenen Jahres auflodern. Bisweilen ist es feuchtes, schweres Zeug, und es steigt daraus ein gedrückter Rauch auf, statt der schlanken, beweglichen Flamme. Ob meine Feuer mehr Rauch oder mehr helle Flamme sein werden, werden mir die Leute schon sagen, die Zeit und Lust zu solcher Beurteilung haben. Ich entferne mich hier zum ersten Male von der Prosodie und von der Musik, zu denen ich trotzdem meine ganze Liebe behalte. Auch sind es keine Reime, obgleich mich einmal jemand — und nicht ganz mit Unrecht — einen Götzendiener des Reims genannt hat. Es sind vielmehr Versgebilde etwa nach der Art der „Odi barbare" Carduccis, ohne die geringste Absicht jedoch, antike Versform oder Versmaße nachzubilden. So entstehen gleichsam rhythmische Reihen, wie das Ohr sie verlangt, ohne den Vorsatz indessen, den Hexameter oder den Pentameter vom Tode zu erwecken. Zu diesen Versuchen einer rein rhythmischen Versifikation wurde ich geführt durch den Verdruß, den ich empfinde — und den vielleicht andere mit mir teilen — beim Lesen einer gewissen lyrischen Poesie, die neuerdings in Aufnahme gekommen ist, ein seltsames Gemisch von Schlag

Digitized by Google

und Nachlassen, von Tanz und gewöhnlichem Gehschritt, von Gesang und Rede. Gewisse Dinge lassen sich niemals und sicherlich nicht auf solche Art mischen. Eines oder das andere. Immerhin will mir scheinen, daß zwischen der weiten rhythmischen Freiheit unserer gewöhnlichen Rede und der begrenzten Möglichkeit unseres üblichen Verses Platz sein sollte für eine andere Art Poesie. Wenn es nur Verse sind, das heißt, wenn das Geschriebene nur eine gewisse Kohärenz und Gleichmäßigkeit bewahrt und, fast möchte ich sagen, den Willen da zu sein und sich aufzudrängen hat."

An der gleichen Stelle spricht Francesco Chiesa auch über andere seiner Arbeiten. Er kündigt eine Neuausgabe seiner Sonettendichtung „Calliope" an, von der er sagt, daß er das Buch mehrere Jahre lang nicht geöffnet habe, was ein gutes Mittel sei, über ein eigenes Werk gerecht zu urteilen, und er gibt gern denen recht, die dieser Jugenddichtung das Schematische und Abstrakte zum Vorwurf machen. — Ferner verspricht er für den Herbst einen Band „Novelle brevi" (Kurze Erzählungen) und eine neue Auflage der „Istorie e Favole" (Historien und Legenden), und für das nächste Frühjahr einen Band lyrischer Gedichte in der von ihm bisher gebrauchten Form, den er schon fast fertiggestellt hat, sowie einen Neudruck der „Viali d'Oro", die er aber gehörig zu überarbeiten gedenkt.

Das Verlagshaus Treves in Mailand kündigt ein neues Buch von Alfredo Panzini an: „Viaggio d'un povero letterato". 248 Seiten, in 8°. Ein bedeutsames, zeitgemäßes Buch, dem die Kritik Anerkennung zollt. Panzini wird von seiner „Krankheit", der gleichen, an der die meisten Menschen dieser Zeit leiden, auf Reisen getrieben, doch verfolgt sie ihn, und er findet sie überall. Die meisten fühlen nicht, daß sie an ihr kranken, auf dem Dichter dieser „Reise eines armen Literaten" aber, empfindsam wie er für die Not seiner Zeit ist, lastet sie ganz besonders schwer: es ist die verhängnisvolle Eigenschaft, an jedem Dinge gleichzeitig das Für und das Wider, das Fleisch und den Kern, Beweis und Gegenbeweis, das Lächerliche und Erhabene zu sehen, den Augenblick nicht genießen zu können, der uns gegönnt ist, weil uns schon der ängstigt, der danach kommt, weil die Knospe für uns schon die Vorahnung der welken Rose in sich schließt, weil das Schlechte, das in allem ist, uns das Gute, das gleichfalls darin ist, vergiftet, und weil das Maß an Irrtum, das in jeder Wahrheit steckt, uns ratlos und mißtrauisch macht . . . Panzini gilt als einer der ausgeprägtesten Vertreter des modernen Geisteslebens Italiens.

Zum Schluß verzeichne ich zwei neue Bücher zur *Casanova-Literatur*, die bei Sandron in Palermo in der von Salvatore Di Giacomo herausgegebenen recht beachtenswerten „Sette-Cento-Bibliothek" (Bibliothek des 18. Jahrhunderts) erschienen sind: „Lettere di Giacomo Casanova e di altri a lui" und „Lettere del patrizio Zaguri a G. Casanova". Beide Bände, herausgegeben von *Molmenti*, beleuchten in hochinteressanter Weise nicht allein das Leben Casanovas selbst, sondern die gesamten Verhältnisse der italienischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts.

Zürich, Mitte Juli 1919.

Ewald Rappaport.

Neue Bücher und Bilder.

Amelangs Taschen-Bibliothek für Bücherliebhaber (C. F. Amelangs Verlag in Leipzig) brachte in diesem Jahre zu den zahlreichen früher erschienenen Bändchen, gebunden je 1,50 M., die wundervolle „Judenbuche" der Droste-Hülshoff, von Storm „Immensee" (auch in einer größeren gefälligen Ausgabe mit 23 Bildern nach Hasemann und Kanoldt zu 4 M.) und „Hans und Heinz Kirch", von Martin Greif die feine Novelle „Goethe und Therese" und zwei wertvolle Erzählungen lebender Dichter: Emil Ertls „Das Trauderl" und Hans Watzlicks Traumbüchlein „Die Abenteuer des Florian Regenbogner", alle in der liebenswürdigen Einkleidung, die namentlich weibliche Leser erfreuen wird. P—e.

Paul Brandt, Sehen und Erkennen. Eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung. Mit 470 Abbildungen. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage (19. bis 24. Tausend). *Leipzig, Alfred Kröner*, 1919. Geb. 8,50 M.

Brandts „Sehen und Erkennen" ist die beste gedruckte Anleitung zu vertieftem Kunstgenuß, die wir besitzen. Mit der Kraft des gesprochenen Wortes leitet sie den Beschauer in die Bildwerke hinein, und die besonders glückliche Anordnung von Text und Bildern, die stets das Verweilen des Auges auf den besprochenen Werken gestattet, unterstützt die Wirkung der historisch-ästhetischen Erläuterungen. Das Verlangen, auch die neuesten Richtungen zu verstehen und richtig einzuschätzen, wird namentlich den Schlußabschnitten der reich vermehrten dritten Auflage besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Allerdings vermißt man dabei die Behandlung des Futurismus und des Kubismus, und die in der Vorrede angeführten Gründe dafür scheinen uns nicht völlig ausreichend. Dem Verlag gebührt für die von neuem wesentlich bereicherte Illustration und den immer noch wohlfeilen Preis bei schöner Ausstattung Anerkennung. G. W.

Digitized by Google

Jacob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch. Zwölfte Auflage, besorgt von Ludwig Geiger. 2 Bände. *Leipzig, Alfred Kröner*, 1919. Geh. 21 M., geb. 28 M.

Fast sechzig Jahre sind seit dem ersten Erscheinen des großen Werkes vergangen, das den Namen Burckhardt allbekannt machte. Mag sich auch das Gesamturteil über die Anfänge der modernen Menschheit und den Einfluß des Altertums auf sie gewandelt haben, als Muster edler Darstellung und als Quelle zur Kenntnis der Tatsachen behauptet diese Arbeit ihren hohen Wert. Das Verdienst daran gebührt zu einem nicht unbeträchtlichen Teil Ludwig Geiger. Ihm war seit der dritten Auflage die Pflege des kostbaren Gutes anvertraut, und vor seinem Tode hat er noch die jetzt erschienene zwölfte sorgsam auf Grund des neuen, namentlich in italienischen Zeitschriften zutage getretenen Materials berichtigt, die ursprüngliche Form pietätvoll bewahrend. Heyse kennzeichnet sie hübsch in einem Briefe an Burckhardt: „Leichtschenklig, rasch, mit Lichtern sparsam und an der rechten Stelle mit allen Kunstmitteln zu plastischen Bildern freigebig". So war nun freilich Geigers Schreibart nicht, und ebenso fehlte ihm die Präzision in der Wiedergabe des Gelesenen, die jede wissenschaftliche Arbeit zur stillschweigenden Voraussetzung hat. Auch hier, in dem Nachwort zur zwölften Auflage, tritt dieser Mangel wieder ärgerlich zutage: Wölflin, Ermattinger seien nur als ein paar in die Augen fallende Beispiele erwähnt. Es ist begreiflich, daß die Zusätze und Änderungen Geigers mannigfache Angriffe erleiden mußten; aber er hat nach seinem Vermögen die übernommene Pflicht erfüllt, und dafür gebührt ihm jetzt, da er von uns geschieden ist, Dank; nicht minder dem Verlag, der das Werk den vielen, die danach verlangen, von neuem in würdigem Gewande darbietet. G. W.

Houston Stewart Chamberlain, Lebenswege meines Denkens. *München, F. Bruckmann A.-G.*, 1919.

In einem außerordentlich interessanten Buch gibt Chamberlain Rechenschaft über seinen geistigen Werdegang. Gefühlsmäßige Erlebnisse, Schicksalsschläge, die seinen Charakter geformt haben, ohne sein Denken zu beeinflussen, werden schweigend übergangen.

Dieser Engländer, in dem sich normännisches, angelsächsisches, keltisches und skandinavisches Blut kreuzen, der seine früheste Kindheit in Versailles in einem englischen Milieu verlebt, auf englischen Schulen gelitten, frühzeitig Deutschland als seine geistige Heimat empfunden hat, hat sich auch bei uns als Ausländer gefühlt. Aus diesem Gefühl des Ausgestoßenseins erwuchs das leidenschaftliche Verlangen, sich seine eigne geistige Welt zu bauen. Der Umfang von Chamberlains Wissen ist enorm. Dabei schätzt er bloßes Wissen gering, und ist sich der Gefahren der „Populärwissenschaft", die danach strebt, daß „Ergebnisse . . . vom Geist aufgenommen werden sollen wie Maiskörner von einer Mastgans, woraus einzig Verstandeskorpulenz, nicht aber Verstandeskraft entstehen kann", wohl bewußt. Ihm eignet die Fähigkeit „schöpferischen Lesens" in Emersons Sinn, und er erkennt, daß es von uns abhängt, „ob der Genius lebenzeugend weiterwirkt oder ob er im Staube unserer Archive und unserer Hirne vermodert". So wurden ihm Montaigne, Pascal, Rousseau, Voltaire, Diderot, Balzac, Cervantes, Shakespeare, Laurence Sterne, Lichtenberg, Herder und Goethe zu „bleibenden Lebensgenossen". Er ist kein „allverschlingender Bücherleser", aber er hat bei Goethe gelernt „minutenweis in die Bücher hineinzusehen".

Die beiden „Grundakkorde" seiner geistigen Veranlagung: Empfänglichkeit für Musik und Hingabe an Naturbetrachtung zeigen sich schon beim Knaben, sie führen den Studenten in Laboratorien zu mühsamen mikroskopischen Untersuchungen und geleiten ihn über Beethoven und Mozart zu Wagner, bis ihm, dem Heimatlosen, Bayreuth zur „Heimat der Seele" wird. Diesem triebhaften, von mannigfachen gegenteiligen Kräften hin- und hergeworfenen Menschen geht blitzartig in Florenz die Erkenntnis auf, daß das Leben Forderungen und zu erfüllende Aufgaben stellt. In Kants Sinne strebt er nach der „größten Angelegenheit des Menschen" zu lernen „was man sein muß, um *ein Mensch* zu sein". In seinem 37. Jahre ergreift Chamberlain der „Schreibdämon", er empfindet ihn als eine „besondere abtrennbare Erscheinung innerhalb seines persönlichen Daseins" und gibt über das Werden dieses „Doppelgängers" in seinen „Lebenswegen" Rechenschaft. Allerdings erregt das Buch auch bei jenen lebhaftes Interesse, die nie eine Zeile von Chamberlain gelesen haben.

Rosa Schapire.

Houston Stewart Chamberlain, Goethe. Zweite Auflage. *München, F. Bruckmann A.-G.*, 1919. 2 Bände. VIII, 848 Seiten. Geb. 16 M.

Chamberlains „Goethe" erschien 1912 zum ersten Male, die achtunggebietende Leistung eines vielseitig gebildeten Mannes, der „rücksichtslos subjektiv" den Lesern den Weg zur Erfassung Goethes weisen will. Intuitives künstlerisches Erfassen ist nach der Lehre Chamberlains allein die rechte Wissenschaft der Persönlichkeit, und mit Hohn bedenkt der so Begnadete den „Dschungel hergebrachter Phrasen" bei den früheren Goethebiographen. Er gibt in der Tat, anders als sie, hier und da dank seinem erstaunlichen Wissen Besseres, vielfach aber auch lebloses, nur aus Einzelheiten zusammengestücktes Aufzählen und, was schlimmer dünkt, zugunsten vorgefaßter Meinungen willkürlich umge-

Digitized by Google

deutetes und verschobenes. Der ernsthafte Leser wird so zu Widerspruch und Zweifel, immer aber zu regsamem Mitdenken angeregt; es geht von dem rücksichtslosen Bekenner Chamberlain ein Strom von Lebenskraft aus. Die neue, zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten nur durch einige Zusätze und durch das Fehlen der in der Tat entbehrlichen Belegstellen, vor allem durch die handlichere Gestalt und den trotz der bösen Zeit wohlfeilen Preis. G. W.

Anton Dörfler, Deutsche Geschichten aus drei Welten. *Leipzig, Erich Matthes*, 1918. 171 S.

Zuerst „Frigge" — ein Landmädchen, das in und an sich das Walten geheimnisvoller Kräfte spürt und eines Tages der Heimat entflieht, nachdem sie erkannt hat, sie passe nicht mehr in das Leben, in das sie hineingeboren war. Mutterglück und Mutterpflicht gibt schließlich ihren dunkeln Trieben Richtung und Ziel. Und in Frigges Geschick ist das des blind-tauben Dichters Eustach Schlude verflochten. „Der Brunnen von Sumlamünde" heißt das zweite Stück. Die poetisch-heidnische Ausdeutung, die ein Professor dem Wahrzeichen der Kleinstadt gibt, versetzt die Philisterwelt in Aufregung und nötigt den Frevler zum Rücktritt von seinem Amt. Endlich die „lächelnde Ruth". Zugleich eine tanzende Ruth, die sich zur Aufgabe gesetzt hat, die Seelen der Menschen durch ihren Tanz zum Hinströmen zu rühren. Und die selbst das Opfer ihrer künstlerischen und zugleich menschlichen Ekstase wird. — Indessen ist mit diesen knappen Andeutungen des Inhalts herzlich wenig gesagt. Sie geben keinen Begriff von der Vielheit der Geistesströmungen und von der Besonderheit der Darstellungsweisen, wodurch diese Novellen ihr charaktervolles Gepräge erhalten. Menschliche Beziehungen und irdische Schicksalsverkettungen sind unter den Sehwinkel eines stark ausgeprägten Ichs gestellt. Mancherlei bleibt unausgesprochen, und es wird dem Ahnungsvermögen des Lesers überlassen, selber die letzten Schleier von den Dingen zu ziehen. Der Dichter hat sich seinen eigenen Stil zurechtgemacht, der, von Jean Paul über Raabe vielleicht bis zu Carl Sternheim Richtung nehmend, in einer Fülle, ja Überfülle sprachlichen Ausdrucksvermögens schwelgt — ein üppiger Wald, den man doch gerne da und dort gelichtet sehen möchte. Dörfler ist einer von denen, die es ihrem Publikum ebensowenig leicht machen wie sich selbst. Er wirft seine Netze in seelische Tiefen, die der landläufige Erzähler vorsichtig meidet, und hüllt sich in einen Dunstkreis von Geistigkeit, den die wenigsten seiner Kollegen suchen.

R. Krauß.

Herbert Eulenberg, Mein Leben für die Bühne. *Berlin, Bruno Cassirer*, 1919. VIII, 403 Seiten.

Mit den „Letzten Bildern" hat Eulenberg die Reihen seiner literarischen Silhouetten beschlossen, gewiß zum Leidwesen vieler Leser. Die geschickte Einkleidung umging die sachliche Form der biographischen Charakteristik und setzte an ihre Stelle Momentbilder mit der Unterschrift „Wie *ich* es sehe!", gefaßt in die verschiedensten, oft mit zierlichem Rokokogeschnörkel geschnitzten Rahmen. Das gleiche Verfahren hat Eulenberg bei der neuen Folge seiner Impromptus eingehalten. Die Ansprache, die poetische Epistel, der Traum, juristische Protokolle und Gutachten, der Dialog im Jenseits dienen ihm, um über zahlreiche Angelegenheiten aus dem Bereiche der dramatischen Dichtung und der Bühnenkunst unterhaltend zu plaudern. Der fruchtbare, freilich nur selten mit den Darstellern und noch seltener mit den Hörern seiner Werke zufriedene Autor und Theaterkenner deckt mannigfache Schäden und Irrtümer des gegenwärtigen deutschen Schauspielwesens auf, manches unzweifelhaft allgemein Beherzigenswerte ankreidend, anderes nur Attake des romantischen Dichters von „Anna Walewska", dem „Natürlichen Vater", „Alles um Geld", „Alles um Liebe" und „Belinde", wenn er z. B. für das Daseinsrecht des Hyazinth in der „Belinde" eintritt oder den — heute schon überwundenen — Einfluß Hebbels auf unsere jungen Dramatiker bekämpft oder mit besseren Waffen als einst Sudermann, freilich ebenso unwirksam, gegen die Tageskritik anrennt. Den Mittelpunkt und den Höhepunkt des Buches bedeuten die elf Gestalten „Aus Shakespeares ewigem Figurenkabinett", Stücke einer Shakespeare-Dramaturgie von erheblichem Wert für Zuschauer und Schauspieler. Sie erläutern nicht von neuem die großen, hundertfach gedeuteten Helden (nur die Hamlet-Deutung kann auch Eulenberg sich nicht ersparen), sondern sie zeigen die Seelenreize der Nebenspieler, eines Horatio, Jaques, Parolles, Tubal, Malvolio, Pistol, des Herzogs in „Maß für Maß", der Ophelia und der Narren, und huldigen der wortspielenden Anmut der „Verlorenen Liebesmüh". Die Begeisterung für dieses schwächste aller Shakespearischen Lustspiele ist dem Dichter, der hier starke Anregungen für sein eignes Schaffen empfing, wohl zu verzeihen, weniger das witzelnde Nachempfinden in der Skizze „Pistol" und die drei kitschigen Bilder der Wiener Raimund, Nestroy und Anzengruber, namentlich das letzte in vita Minerva gezeichnet. Auch die „Ibsen-Aufgaben" und die Würdigung von Hebbels Frauen liegen Eulenberg nicht, und über die Schauspielkunst der Russen kann man nicht schreiben, wenn man nur an einem Abend ein paar Einakter von Turgenjew im künstlerischen Theater Stanislawskis gesehen hat. Um so besser plaudert ein fingierter Hofschauspieler über französische Darstellungsmeister-

Digitized by Google

schaft oder eine hübsch geschriebene Novelle von Immermanns Düsseldorfer Anfängen und Ausgang. Die Themata Otto Brahm und Max Reinhardt werden in Variationen con amore ma non senza furia behandelt und das gleiche gilt von dem Anathema gegen den Aktschluß. Zustimmen wird der Leser dem sehr berechtigten Plaidoyer für die verachteten Prospekte und der treffenden Auslegung der Faustrolle. So bietet das stattliche Buch bis zu den anmutigen Stanzen über die unanmutigen Premiereneindrücke des Dichters Eulenberg vieles Erfreuliche, Beherzigenswerte, Matte, Schiefe, überall aber Anregendes für den, der zur Bühne der Gegenwart als Dichter, Darsteller, Freund oder Feind irgendeine Gemütsbeziehung unterhält. Das schöne Äußere des Bandes beweist, daß weder Kriegspapier noch Kriegseinband zu den unbedingten Notwendigkeiten gezählt werden dürfen. G. W.

Robert Faesi, Rainer Maria Rilke. *Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien.* (Amalthea-Bücherei, 3. Bd.) 74 Seiten. 4 M., geb. 6 M.

Das kleine Buch des Schweizers Faesi gibt eine stofflich nahezu erschöpfende, mit feinem Gefühl dem Wesen des Dichters nachspürende Darstellung von Rainer Maria Rilkes Werk. Ricarda Huchs Merkmale für den typischen Lebenslauf des Romantikers findet Faesi auch bei Rilke: Familienlosigkeit, Heimatlosigkeit, Berufslosigkeit. Er sieht in ihm einen Verwandten Thomas Manns, dessen „Buddenbrooks" sich im Motiv mit Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge" berühren. Hier hätte Faesi, wie bei verschiedenen anderen Vergleichen mit zeitgenössischen Dichtern, nachdrücklicher auch das betonen müssen, was Rilke von Mann unterscheidet, da sonst ein falsches Bild entsteht; wie denn überhaupt in einer allzu scharfen Zeichnung der Grenzgebiete, der Beziehungen und Verwandtschaften, die Faesi gut kennt, doch eine Gefahr für die Erkenntnis des niemals so eindeutigen Wesens Rilkes liegt. Klar ist die Unterscheidung hervorgehoben im Hinblick auf Hofmannsthal: „Rilke verliert sich nicht so an das Fremde, er assimiliert es sich; Hofmannsthal eignet sich alle Formen an, Rilke allen Stoff und Gehalt; Hofmannsthal redet oft künstlich in fremden Sprachen, Rilke kunstvoll immer in der Seinen: mehr eine seelische Tat, als eine artistische." Faesi unterscheidet die bildhafte (wörtlich gemeint: am Bild des Auges haftende!) und die geistliche Lyrik Rilkes, auch hierbei in der durchaus verständlichen Absicht, eine übersichtliche Komposition für seine Studie zu gewinnen, allzu scharf und schematisch. Muß er nicht selbst zeigen, wie in der sogenannten geistlichen Lyrik Rilke die Welt mit Gott erfüllt, wie für Rilke die „Dinge" göttlich sind, da ihm auch im geringsten Ding Gott wohnen kann? Und so fällt auch Licht von diesem großen Gottesglauben auf das, was Welt oder Natur heißen mag, und wenn Rilke „Bilder" gibt, so ist auch in ihnen sein Gott gegenwärtig. Soll man also wirklich von einem Dualismus sprechen, von einem „Grundwiderspruch" zwischen Welt und Gott? Wenn irgend ein Dichter, so hat Rilke, was Faesi selbst erkennen läßt, die Kluft überbrückt. Und so ist es also nur eine sehr äußerliche, stoffliche Unterscheidung, wenn man bei ihm von weltlicher und geistlicher Dichtung spricht. Diese aber hat Faesi klar durchgeführt und die einzelnen Themen gut betont, besonders Rilkes Gottesbegriff, wenn man nicht besser von einem „Gottergreifen" sprechen sollte; neben die schon oft gezogene Parallele zu Angelus Silesius fällt hier eine neue zu Christian Morgenstern, dessen „Stufen" zu dem noch oft verkannten wahren Wesen dieses Dichters emporführen.

Faesis Schrift ist reich an neuen Strahlen, die in Rilkes Werk hineinleuchten, wenn auch die Verteilung des Lichtes die Gestalt des Dichters noch nicht in letzter Klarheit erstehen läßt. Das unvollständige Literaturverzeichnis am Schluß des Werkes soll wohl nur die benutzte, nicht die überhaupt vorhandene Literatur angeben. F. M.

Hans Franck, Freie Knechte. Drama in 3 Akten. *Delphin-Verlag, München* 1919.

Im Mittelpunkt steht die Mutter, die fassungslos vor die Notwendigkeit gebracht worden ist: Töten, damit nicht getötet werde. Sie hat zweimal heimlich das Papier zerrissen, das ihren letzten Sohn zur Waffe ruft. Aber diese List war schwach und unnütz. Die Notwendigkeit schickt ihren ärmsten Schergen: den Gendarm, der nun das Opfer selbst zu holen kommt. Als Mutter ist sie mit der glühenden Inbrunst ihres Gebotes: „Nicht töten!" in ewigem Recht. Damit aber dies Recht verwirklicht werde, — tötet sie selbst den Gendarmen. „Das Auflehnen der Idee gegen die Wirklichkeit . . . ist darum so zermürbend, weil die Idee unrecht behält, obwohl sie recht hat, und die Wirklichkeit recht behält, obwohl sie unrecht hat."

Vielleicht ist dieses tüchtige, klare, ehrliche Werk, das in jedem Zuge beseelte Dichtung ist, deshalb nicht ganz Tragödie geworden, weil es Gedicht vom Kriege ist und weil der Krieg noch zu nahe ist; weil er den schauenden Blick trübt, die bauende Hand verführt und alles, was über Haß und Liebe hinaus sich als Gestaltung runden will, steil ab biegt in ein ruhloses Gestammel, in einen schreienden Protest. Denn das Erschütternde, die menschliche und poetische Intensität des Werkes liegt nicht in der dramatischen Sichtbarmachung, im bewegten Spiel der Glieder zu einem szenisch bedeutenden Geschehen, sondern im Ton, in der

Digitized by Google

Rhetorik der Mutter, die nie für sich, sondern immer für alle Mütter spricht. Wenn aber in diesem Gedicht gleichsam kein Vorhang hochschlägt und keine Figur die Szene betritt, wenn aus verhüllendem Dunkel Stimmen aufsteigen und ein dramatisches Oratorium singen, so hat das noch eine zweite tiefere Ursache. Der allgemeine tragische Widerspruch ist hier auf die besondere Formel gezogen: „Töten, damit nicht getötet werde" und am empirischen Einzelfall von allgemeinster Realität zur Anschauung gebracht: die Mutter, die töten muß, damit ihr Geborenes nicht getötet wird. Das bedeutet aber eine reine Umkehrung des dramatischen Formprinzips. Die Idee ist nicht aus der empirischen Anekdote entwickelt, sondern die Anekdote, die „Handlung" im ängstlichen Hinblick auf die Idee entwickelt und konstruiert, ebenso folgerichtig im Verlauf wie karg und arm im kosmischen Zusammenhalten und Zusammenwachsen aller einzelnen Erregungen und Bewegungen. Ein Stamm strebt auf ohne Geäst, ohne Blattwerk und Frucht: kein Baum. Das psychische Geschehen bleibt isoliert, es verbindet sich nicht. Die tragische Geste der Mutter wird kühl verständlich, sie gewinnt nur paradigmatische, nicht ideelle Bedeutung. Weil die Mutter selbst trotz aller rhetorischen Intensität oder vielleicht gerade deshalb ein reines Abstraktum ist, weil jeder individuelle Zug mit schärfster Sorgfalt vermieden ist. Schicksale aber können immer nur an der Fülle des Daseins aufgezeigt werden.

Der menschliche und allgemein dichterische Wert dieses Werkes bleibt unberührt davon.

Dr. Fritz Schwiefert.

Adolf Frey, Erinnerungen an Gottfried Keller. Dritte Auflage. *H. Haessel, Verlag in Leipzig* 1919. 179 Seiten. 4 M., geb. 6 M.

Das kleine, zuerst 1892 erschienene Kellerbuch des Züricher Literarhistorikers und Dichters Adolf Frey dankt seine Frische und seinen Wert auch gegenüber neuen umfangreicheren Werken dem persönlichen Verkehr des Verfassers mit dem Dichter. Die ästhetischen und literarischen Betrachtungen sind darin nur der Rahmen um Kellers Bild, wie es sich dem Verfasser einprägte, und er hätte dieses Bild selbst zerstört, wenn er den Rahmen etwa auf Grund neuer Forschungen umgearbeitet hätte. So legte er mit Recht eine fast unveränderte dritte Auflage vor, die der Verlag trotz aller Nöte des Buchgewerbes in freundlichem Festtagsgewand zum hundertsten Geburtstag des Dichters ausgehen ließ. F. M.

Gesangbuch für die evangelische Kirche der Kantone Glarus, Graubünden, St. Gallen und Thurgau. Druck und Verlag von *Huber & Co.* in *Frauenfeld.*

Wir haben schon wiederholt auf die neueren Versuche hingewiesen, den kirchlichen Gesangbüchern eine technisch und künstlerisch würdigere Form zu verleihen. Wie unter Fickers Leitung das evangelische Gesangbuch für Elsaß-Lothringen zu einem höchst erfreulichen typographischen Erzeugnis wurde, so hat jetzt, wohl unter dessen Einfluß, in der benachbarten Schweiz der Baseler Künstler Burkart Mangold für vier Kantone eine gemeinsame Sammlung der Kirchenlieder geschaffen, die in Satz und Buchschmuck hohe Ansprüche erfüllt. Gefälliges Format, klarer Satz ohne die langweilige fortlaufende Prosa der älteren Gesangbücher, kräftige zum farbigen Ausmalen lockende Initialen und einfache, der Strichtechnik gemäße Vignetten von starker volkstümlicher Symbolik vereinen sich, um den Benutzern das Buch lieb zu machen und ihren Sinn für gesunde Kunst an ihm zu stärken. A—s.

Paul Gottschalk, Die Buchkunst Gutenbergs und Schöffers. Mit einem einleitenden Versuch über die Entwicklung der Buchkunst von ihren frühesten Anfängen bis auf die heutige Zeit. *Berlin, Paul Gottschalk*, 1918. Fol. 15 S., 8 Tafeln mit je 1 Textblatt, 5 Textabbildungen. (Subskriptions-Preis 28 M., nach Erscheinen 40 M., geb. 64 M., Teuerungszuschlag 10 %.)

Der Berliner Bücherantiquar Paul Gottschalk hat aus seiner Praxis heraus den guten Gedanken gefaßt dieses Buch herauszugeben und hat, was sogleich gebührend hervorgehoben sei, diesen Gedanken in schöner, dem Andenken der großen Meister Gutenberg und Schöffer würdiger Form ausgeführt. Der Zufall spielte ihm Fragmente aller Hauptwerke Gutenbergs und Schöffers in die Hand, kleine Bruchstücke, die aber heute auch schon recht selten und dementsprechend kostbar geworden sind. Daraus entwickelte sich der Plan Gottschalks, diese Bruchstücke nach tadellosen Exemplaren in Originalgröße und in den Farben der Originaldrucke nachzubilden und mit Erläuterungen und einer Einleitung über die Entwicklung der Buchkunst zu veröffentlichen, — notabene nicht für die Gelehrten, die solche Nachbildungen in großen wissenschaftlichen Werken hier und da zu finden wissen, sondern zu Nutz und Frommen der Bücherfreunde und Büchersammler. So beginnt das Vorwort: „An die Bibliophilen, die mit wahrer Liebe für das Buch Sinn und Verständnis für ein harmonisches Verhältnis zwischen Inhalt und Form verbinden, wendet sich diese Schrift... Sie will ihnen die Gelegenheit geben, die ältesten Erzeugnisse der ersten Zeit der Buchdruckerkunst an den Hauptwerken

Digitized by Google

Gutenbergs und seiner Nachfolger Johann Fust und Peter Schöffer kennen zu lernen und ihnen durch Faksimiles die Möglichkeit bieten, deren Schönheit auf sich wirken zu lassen."

Und dieses Ziel hat der Herausgeber durch Art und Ausführung seiner Faksimile-Tafeln in vollem Maße erreicht. Die Nachbildungen sind hervorragend gut und geben auf dem vortrefflichen van Gelder-Büttenpapier, — Gottschalk hat das ganze Buch wegen der Papiernot in Deutschland bei Enschedé in Haarlem drucken lassen, — mit breiten Papierrändern und mit dem Rot und Blau der alten Drucker und Rubrikatoren so viel als möglich von der Schönheit der Originale wieder. Der Herausgeber hat, wie er mir mitteilt und wie man es dem Buche ansieht, den größten Wert gelegt auf absolute Genauigkeit in den Größenverhältnissen, in der Wiedergabe der Zeichnung, der Ornamente und der Farbtöne. Um bei allen Exemplaren das satte tiefe Schwarz und das leuchtende Rot und Blau der alten Meisterdrucker zu erzielen, sind die Tafeln, auch die Abbildungen enthaltenden Textblätter auf der Handpresse gedruckt worden. So werden diese Nachbildungen wirklich den Zweck erfüllen, daß der Freund der Buchkunst die unvergleichliche Schönheit der ältesten Monumente der Buchdruckerkunst begreifen und auf sich wirken lassen kann.

Nachgebildet sind mit vollen Seiten folgende Druckwerke: die 42 zeilige Bibel, die 36 zeilige Bibel, das Catholicon von 1460, das Psalterium von 1457, der Canon missae von 1458, der Durandus von 1459, die 48 zeilige Bibel von 1462, das Missale speciale im Besitz von Ludwig Rosenthal.

Diesen Tafeln hat Gottschalk Erläuterungen beigefügt, die alles Wissenswerte über die Druckwerke nach den Ergebnissen der neuen Forschungen von Schwenke, Zedler, Seymour de Ricci, Wallau, Hupp klar und übersichtlich zusammenfassen. Die noch hin und her schwankenden Meinungen der genannten Forscher über die Entstehung und die Drucker der 36 zeiligen Bibel, des Catholicon und des Missale speciale sind gebührend berücksichtigt. Wir finden auch Angaben über die Zahl der erhaltenen Exemplare und über die bei den letzten Verkäufen erzielten Preise. So vermag sich der Bücherfreund über die frühen Drucke schnell und gut zu orientieren. Aber auch dem Forscher wird es willkommen sein, daß er hier mustergültige Nachbildungen aus den bedeutungsvollsten ersten Drucken so bequem zusammengestellt findet.

Mit dem „einleitenden Versuch" wendet sich Gottschalk an die deutschen Bibliophilen, die er, wie wir bereits aus seinem Vorwort ersehen haben, für die hohe Kunst der ersten Meister des Buchdrucks erwärmen und begeistern will. Er erläutert, was man unter Buchkunst versteht, und gibt einen knappen Überblick über deren Entwicklung vom geschriebenen Buch des Mittelalters bis auf die heutige Zeit, wobei er den Zusammenhang zwischen der Buchkunst der alten Meister und Morris, dem Begründer der neuen Buchkunst, und seinen Nachfolgern klarlegt. Er nähert sich dann dem eigentlichen Thema seiner Publikation und bietet einen kurzen gut geschriebenen Abriß über die Erfindung der Buchdruckerkunst und das Leben des Erfinders dar. Daran schließen sich die Beschreibungen der abgebildeten Druckwerke direkt an.

Der Textdruck ist nach den Regeln der Buchkunst geschmackvoll und technisch vollkommen, wie es sich von der altberühmten Druckerei von Enschedé & Zonen erwarten ließ, ausgeführt. Das Großfolioformat war durch das Originalformat in nachgebildeten Seiten bedingt. Diesem Format und dem Inhalt der Publikation sind Größe und Charakter der verwendeten schönen alten Enschedé-Antiquatypen mit Geschick angepaßt. Ich denke mir, daß das Werk schnell seine Freunde finden wird. Denjenigen Bücherliebhabern, die die Mittel dafür aufwenden können, — und solche gibt es gerade jetzt in Deutschland in größerer Zahl, — bietet der Verlag Exemplare mit Sonderbeilagen der Originalblätter der Tafeln I—VII sowie einzelner Tafeln zum Kauf an. *Hans Loubier.*

Stefan Großmann, Der Vorleser der Kaiserin. Novellen. *Berlin, Fritz Gurlitt*, 1918.

Was an diesen durchwegs knappen Geschichten am meisten erfreut, ist die geschmackvolle Form. Die Klippen des Sentimentalen, Kriminellen, Grotesken, Sensationellen, die solchen Feuilletonskizzen drohen, werden überall gewandt umschifft, und es kommt trotz der durch den Umfang gegebenen Stofflichkeit fast überall zum Gestalten von innen heraus. Am wenigsten in dem Schlußstück „Dumuwi", das die satirische Absicht zu unverhüllt zeigt; am stärksten in „Verrohung", der Geschichte von dem durch den Krieg gestählten kleinen Lederhändler; am witzigsten in der „Tänzerin" mit ihrem Hohn auf die Dummheit der Polizei und dem Verspotten des „normalen Schamgefühls". An die echte Tragik grenzt die „Fliege" und das feine Aquarell „Der Vorleser der Kaiserin", das der Verfasser selbst wohl am höchsten wertet, da er die ganze Schar nach diesem Anführer benennt. Wer sich von einem gebildeten Manne auf angenehme und nachdenkliche Art unterhalten lassen will, findet in dem auch äußerlich erfreulichen Buch seine Befriedigung.

G. W.

Walter Hasenclever, Die Menschen. Schauspiel in fünf Akten. *Berlin, Paul Cassirer*, 1918.

Hasenclever schreibt keine Dichtungen mehr, sondern Programme, politische, ästhetische, soziale, religiöse. Und fühlt sich so von Sendung erfüllt, daß ihm alles dies, Politik, Kunst, Sozialismus,

Digitized by Google

Religion Einzelwoge wird, die er zu der Brandung einer himmelhochschlagenden Liebe aufzupeitschen glaubt. Seine Bestrebung wurde grenzenlos, alles auflösend, und — weil ohne Richtung und Form — ziellos in sich zusammenstürzend. Den Künstler reißt der nach Wirklichkeiten brennende Politiker aus der Stille der einsam Schaffenden ins Gewühl der Straße, diesen überschreit der mitfühlende und sich erbarmende soziale Agitator, diesen zermalmt der Prophet. Der Prophet aber verlacht sich selbst am Ende. Denn auch das ist nicht Erfüllung. Erfüllung allein ist: Bewegung an sich und in sich, Verwandlung ohne Ende, Untreue ohnegleichen, Zertrümmerung des Räumlichen und Zeitlichen und damit jedes Einzelnen überhaupt, das sich in Raum und Zeit erfüllen kann. So findet der an sich Bewegte nur *einen* Namen für sich, der ebenso universal ist wie Gott: Mensch, und *einen* Gegenstand, ebenso grenzenlos und ewig wie sein Weltgefühl: Menschen. Nicht diesen oder jenen — denn der Unterschied zwischen den Individuen ist nur ein scheinbarer, ein Unterschied der Akzidentien nicht der Substanz — sondern Menschen schlechthin, bewegte Kreisel, von einer himmlischen oder infernalischen Peitsche zu rasender Drehung gebracht, kleine schnurrende Welten, die unaufhörlich geschlagen sich ziellos im Tanz verbrauchen. Damit ist im Grunde alles gesagt, was sich rein inhaltlich über Hasenclevers Schauspiel „Die Menschen" sagen läßt. Denn daß ein Leichnam aus seinem Grabe klettert, durch eine verhurte, vertrunkene, verspielte, verseuchte und verdummte Welt hindurch- und zurückschreitet — leidend und liebend — und so, den eigenen Mörder entsühnend, wieder ins Grab zurückfindet, ist schließlich nur der notwendige sinnfällige Ausdruck für die tragische Kreiseldrehung schlechthin, die unaufhörlich tobt, weil die Peitsche unaufhörlich tobt.

Hier hat der Drang nach größten Umfängen und kleinsten individuellen Inhalten die Horizonte immer weiter hinausgeschoben, damit ein Generelles übrig bliebe: das Dasein in seiner tragischen Dynamik selbst. In kurzen, konzentriertesten Visionen soll dieses tragisch dumpfe Dasein aufzucken, die Welt der Huren, Spieler, Säufer, der Kranken, Irren und ewig Blöden.

Aber die fast routiniert gehandhabte Methode, visionäre Dichte durch einen bis zum überhaupt Angängigen verkürzenden Sprachstil, durch nichts als hingetrumpfte Substantive zu ertrotzen, ist schlecht, weil der Glaube falsch und flach ist, das Wort durch bloßes Beschneiden und Auslassen so expressiv wie nur möglich machen zu können. Das Stoffliche — und das war doch inbrünstig gewollt — wird in solch verfehltem Lösungsprozeß nicht bis auf ein Minimum geschmolzen, sondern bleibt im Gegenteil zäh und unauflöslich als einziges Residuum zurück. Gewollt ist die letzte Durchseelung, die schwebende, gleitende, traumspielende Erscheinung eines unbegrenzten Inhalts, die unendliche Expression. Erreicht? Ein Aggregat von Situationen, die vom künstlerischen Standpunkt aus schlechthin ausdruckslos, ja chaotisch sind — und bis zum Unerträglichen bekannt im Hinblick auf Milieu und Stoffcharakter. Die szenische Bemerkung wuchert und wuchert und überwuchert den Text. Einen winzigen Schritt weiter, und Dichtung würde zum Filmlibretto.

Angst vor Naturalismus, bis zur Manie gesteigert, hat hier zu krassestem Naturalismus und die expressionistische Theorie, bis zu letzten Konsequenzen getrieben, sich selbst ad absurdum geführt. Das ist die ebenso belustigende wie wertvolle Einsicht aus dieser Dichtung, die als dramatische Verfehlung par excellence einen Platz in der Literaturgeschichte beanspruchen darf.

Dr. Fritz Schwiefert.

F. Hastelberg, Eine Lessingreliquie aus Gleims Freundschaftstempel. *Berlin-Friedenau, O. Rauthe*, 1919.

Schon H. Pröhle hatte in seinem Buche über „Friedrich den Großen und die deutsche Literatur" (1872) Mitteilung von Inschriften in Vers und Prosa gemacht, mit denen Vater Gleims Freunde und Besucher von fern und nah auf den Tapeten in seinem Gartenhause (dem „Hüttchen") zu Halberstadt sich verewigt haben. Ein glücklicher Zufall hat zehn Ausschnitte aus diesen Tapeteninschriften in die Hände des Antiquars Rauthe gespielt, in dessen Auftrage sie Hastelberg mit anspruchslosen Erläuterungen vorlegt. Für die Literaturgeschichte kommt dabei nicht viel heraus. Das wichtigste ist immer noch Lessings Eintrag *„dies in lite"*. Die andere Inschrift Lessings, das spinozistische Ἓν καὶ πᾶν, das nicht bloß Jacobi, sondern auch Herder gelesen haben will, scheint sich nicht erhalten zu haben.

Robert Petsch.

Ricarda Huch, Der Sinn der Heiligen Schrift. *Leipzig, Inselverlag*, 1919. Geheftet 5 M., in Pappband 8 M.

Niemand wird von Ricarda Huch wissenschaftliche Bibelexegese verlangen. Die Voraussetzungen, unter denen man ihre Bücher liest, sind glücklicherweise andere. Wem es um künstlerische Steigerung seines Lebensinhalts zu tun ist, wird jedes ihrer Werke als Erlebnis empfinden. Und doch ist es nicht leicht, auch unter solchem Gesichtspunkt diesem vielleicht problemhaltigsten unter ihren Büchern ganz gerecht zu werden. Zunächst dürfte die Erwartung — oder das Vorurteil — die sich bei dem gewählten Titel auf eine hergebrachte Form der Erörterung bestimmter Glaubenssymbole einstellen, ad absurdum geführt werden, trotz der durchgehenden Methode den

Digitized by Google

einzelnen Abschnitten bestimmte Bibelstellen unterzulegen und diese auf ihre Anwendbarkeit für unsere Zeit zu untersuchen. Ich möchte den Schwerpunkt des Buches weniger in seinem theologischen Gehalt suchen, als ein religiös-politisches Bekenntnis darin erblicken, worin der philosophische Trieb, den Schleiermacher so stark beim weiblichen Geschlecht ausgeprägt fand, daß er der Frau vor allem andern die Beschäftigung mit der Philosophie anempfahl, ein einheitliches Gott- und Weltgefühl von allerdings stark subjektiver Färbung entfaltet, das aber doch zugleich die spezifisch weibliche Lebensauffassung und ihre religiöse Denkart mit typischer Klarheit aufhellt. In diesem Sinn verdient das Buch eine kulturelle Tat genannt zu werden, für deren Bedeutung die Rangordnung der Dichterin die notwendige Bürgschaft leistet, mögen auch unter ihren Lesern solche, die nicht bereits ein bestimmtes, wesentlich bejahendes Verhältnis zu dieser Gedanken- und Gefühlswelt mitbringen, ihr hier nicht überall folgen können. Sie selbst hat dem Buch — jedenfalls durch eigene Einsicht in die Problematik mancher aufgeworfenen Fragen bestimmt — eine Zusammenfassung seiner leitenden Grundgedanken vorangehen lassen, die darin gipfelt, daß die Bibel uns an einem Typus die notwendigen Lebensgesetze der Völker und der Einzelnen zu erkennen gibt, so daß wir in diesem Symbol zugleich die Lebensgesetze der gesamten Menschheit bis auf unsere Zeit in immer gleichbleibendem Verlauf besitzen. Der fortschreitende Entwicklungsprozeß besteht im Wesentlichen aus einem Anfangsstadium naiver Unschuld, in dem „Gott" sich durch das berufene Genie persönlich vertreten läßt, und einer steigenden Zunahme an Selbstbewußtsein, die das Fließende, Unbewußte in Individuen und Völkern allmählich mehr und mehr unterdrückt, bis es entweder zum Erlösungstod durch Liebe hindrängt, oder durch Zivilisation in entpersönlichten Staatssystemen und sozialistischen Organisationsformen erstarrt. Die anarchische Entartung unserer Gegenwart erscheint demnach hier als letztes göttliches Strafgericht, ohne daß darum die Hoffnung auf ein nochmaliges Untertauchen der zukünftigen Menschheit in ein neu vergöttlichendes Unbewußtsein ganz zerstört würde.

Der thematische Ausbau dieses von tiefer Gläubigkeit getragenen Gedankengangs, seine Durchdringung mit geschichtlichen, psychologischen, biologischen, physikalischen und kosmologischen Tatsachenreihen machen den eigentlichen Reiz des Buches aus, wobei der Stil, eine wundersame Mischung poetischer Eingebung und tiefgründiger Gedanklichkeit, zugleich sprachliche Fülle und bildhaftes Maß schafft. Eine erstaunliche Leichtheit, eine unermüdliche geistige Beweglichkeit knüpft immer neue Zusammenhänge zwischen scheinbar entlegenen Forschungsergebnissen, und — auf den ersten Blick als solche erscheinende — logische Gedankensprünge erweisen sich als tief sinnvolle Beziehungsnachweise, deren Wurzeln sich ins Erdreich täglicher Erfahrung breiten. So wird auch das begrifflich-abstrakte Wunder sinnlich und geistig faßbar, Spezialgebiete der Physiologie, wie das des doppelten Nervensystems, mit religiösem Gehalt erfüllt, und aus Dichtung und Wahrheit, Wissen und Fühlen aller Zeiten entsteht eine Kulturharmonie, die den alten Gedanken mittelalterlicher Evangelienharmonien weit hinter sich läßt. Die Tatsache, daß übersprudelnde schöpferische Innerlichkeit Dämme einreißt, welche ein geheiligtes Schweigegebot sonst um den Eigenbezirk religionswissenschaftlichen Hütertums aufwarf, beweist uns höchstens dessen Greisenhaftigkeit, nicht aber die Unmöglichkeit, dieses Reich der Forschung durch neugeartete Lebensanschauung philosophisch wieder zu befruchten. *Magda Janssen.*

Insel-Bücherei. Die jüngsten Serien dieser vornehmen Volksbibliothek bringen in reichlicher Auswahl die Hauptwerke Theodor Storms, daneben die Gedichte in der feinsinnigen, die einzelnen Stücke zum geschlossenen Kunstkreis rundenden Anordnung Albert Kösters; ferner das alte flämische Spiel „Mariechen von Nymwegen", das von dem Herausgeber Friedrich Markus Hübner in unserm Hauptblatt eingehend erläutert wurde; eine knappe Auswahl gedankenreicher Reden aus der ersten deutschen Nationalversammlung 1848/49; die beiden italienischen Novellen, die für „Romeo und Julia" und den „Kaufmann von Venedig" zu Anregern wurden, mit guten ergänzenden Beigaben; Oskar Wildes „Salome" mit den Zeichnungen Beardsleys (man denke nicht an die Originaldrucke auf Japan!); die prächtige Jugendgeschichte Jung-Stillings, einst zum ersten Male von Goethe den Lesern dargeboten; Dürers Volksbuch vom Leiden Christi, die kleine Passion (ein besonders guter Gedanke der Leiter der Insel-Bücherei); das Evangelium und die Briefe S. Johannis mit einem kleinen, aber gewichtigen Nachwort Adolf von Harnacks; ein Neudruck der schönen Übersetzung der Sonette Elizabeth Barrett-Brownings durch R. M. Rilke; Fichtes Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten; eine Auswahl der Alemannischen Gedichte J. P. Hebels mit Wörterverzeichnis, besorgt von H. Ernst Kromer; Briefe von Goethes Lili, durch Heinz Amelung geschickt zu einem Charakterbild der seltenen Frau geformt; Niebergalls schwacher Vorläufer zum „Datterich", die Posse „Des Burschen Heimkehr oder der tolle Hund"; eine gute, aber etwas dürftige Auswahl der Fragmente des Novalis, als Gegenstück zu den früher gebrachten Friedrich Schlegels wohl am Platze; zwei Meisterstücke russischer Prosa: Tschechows „Langweilige Geschichte" und Turgen-

Digitized by Google

jews „Gedichte in Prosa"; Aufsätze Friedrich Lists zur Weltwirtschaft mit gründlicher Einführung von Otto Jöhlinger; Ehrensteins „Tubutsch" mit den zwölf Zeichnungen Kokoschkas, beide als Inkunabeln expressionistischer Kunst heute schon geschichtliche Denkmäler, und endlich Jeremias Gotthelfs, neuerdings auch illustriert erschienene Novelle „Die schwarze Spinne". Welche Fülle der Gesichte! Und welche sicher behauptete Höhe der Auswahl, der Art der Herausgabe und der typographischen Leistung. Leute von Geschmack werden der Insel-Bücherei sich immer fester verbunden fühlen, und der Absatz von fünf Millionen Bänden bezeugt zum Glück, daß solche Leute auch im Kriege nicht seltener geworden sind. G. W.

Heinrich Eduard Jacob, Beaumarchais und Sonnenfels. Schauspiel in vier Akten. *Georg Müller Verlag, München* 1919. 125 Seiten.

Während Goethe im Jahre 1774 Beaumarchais' „Fragment meiner Reise nach Spanien" zum „Clavigo" formte, bereitete dieser selbe Beaumarchais seinen „größten Theaterstreich", wie Bettelheim sagt, in Deutschland vor. Er war, wie immer, in Geldnot und beschloß, die Unterdrückung eines Pamphlets gegen die Königin von Frankreich sich mit Gold aufwiegen zu lassen. Er setzte dem angeblichen Verfasser nach, geriet bei Nürnberg mit dem Verfolgten in ein Handgemenge, entriß ihm ein Exemplar des Libells und kam damit nach Wien. Hier machte er sich verdächtig, man verhaftete ihn, da seine Aussagen vom Überfall bei Nürnberg im Widerspruch zu der drastischen Darstellung des Postillons standen: die Wunden erschienen als Schnitte des Rasiermessers! Aber Beaumarchais blieb auch im Arrest der gewandte Pariser, der sich freute, mit einem „Literaten", dem mit der Vernehmung beauftragten Regierungsrat Josef von Sonnenfels, einige geistreiche Worte wechseln zu können. Schließlich mußte man ihn auf Frankreichs Wunsch freilassen, obwohl alles dafür sprach, daß er selbst das Pamphlet geschrieben und das ganze Abenteuer zur Erpressung in Szene gesetzt hatte.

Alfred von Arneth, der die historischen Dokumente über den Vorfall 1868 zuerst zusammenstellte, nannte seine kleine fesselnde Studie schon „Beaumarchais und Sonnenfels", obwohl nach der geschichtlichen Überlieferung Sonnenfels keineswegs unter Beaumarchais' Gegnern die Hauptrolle spielte; aber er glaubte doch schon im Titel die Tatsache, daß hier zwei bedeutende Geister unter so seltsamen Umständen einander gegenübertraten, hervorheben zu müssen. Nun hat der junge Heinrich Eduard Jacob, dessen Roman „Der Zwanzigjährige" hier jüngst begrüßt wurde, das Abenteuer dramatisiert, und erst sein Werk trägt mit vollem Recht auch Sonnenfels' Namen im Titel.

Denn hier ist Sonnenfels ebenbürtiger Gegenspieler des Parisers und zugleich das ganze Erlebnis vertieft; hier werden die Ideen von Staat und Freiheit erörtert und die Kämpfe zwischen dem Abenteurer, dem das absolutistische Regiment dient, und dem Aufklärer, der sich als Diener einer Freiheit begehrenden Menschheit fühlt, ausgefochten. Sonnenfels, der den Verhafteten vernehmen soll, wird Beaumarchais' Bewunderer, wird in seinem Glauben an die Menschheit und an seine Ideale erschüttert bis zum Bekenntnis: „Staat und Menschenwohlfahrt schließen sich aus." Er läßt den Gefangenen entfliehen, er ist bereit, mit ihm zu gehen, aber er erkennt durch Beaumarchais, daß sein Platz nicht neben dem Abenteurer sein kann, dessen Glück „die Personalherrschaft im absolutistischen Staat" ist. Er bleibt, fest im Willen, nicht mehr vagen Ideen, sondern dem Menschen selbst zu dienen: „direkte Aktion!"

Jugend und Überschwang, Schlagwortwechsel und ekstatischer Monolog, Sentimentalität und Phrasen, Mängel genug, aber doch ein Drama! Gestalten von Fleisch und Blut, und Rollen! Wieder wie einst im „Clavigo" Geist des Dichters im historischen Gewand. Denn freilich spricht dieser Beaumarchais mit der Geste des jüngsten Deutschland: „Sevilla! Sterne! O Nacht in der Platanenallee! Balkone, auf denen der Wind mit Frauenhaaren spielt! Freiheit!" Und Sonnenfels ahnt prophetisch das Menschenunheil allgemeiner Wehrpflicht. Aber das ist Dichters Recht. Wäre er nur jünger noch, taumelnder, würfe er den falschen Literatenmantel ab! Denn diese bewußte Schaustellung seiner Bildung, seines Wissens verdrießt. Oder warum muß in der szenischen Anweisung zu Sonnenfels' Persönlichkeit gesagt werden: „Zwanzig Jahre später wird Beethoven ihm eine Sonate widmen: Opus 28?" Kein Feuilleton mehr in Zukunft, Heinrich Jacob, sondern Dichtung! F. M.

Jakob Kneip, Der lebendige Gott. Erscheinungen, Wallfahrten und Wunder. 114 Seiten. Geheftet 7 Mark, gebunden 9 Mark. — Nyland, Vierteljahrsschrift des Bundes für schöpferische Arbeit, Heft 2, 1918/19. Jahrespreis 16 Mark. Beide bei *Eugen Diederichs, Jena*, 1919.

Bei Erscheinungen aus dem Verlage von Eugen Diederichs kann man nicht umhin, zunächst immer das Verdienst hervorzuheben, das dieser rührige Verleger sich um die planmäßige Organisation der Arbeit an unserer Kultur erworben hat und weiter erwirbt; vor dem Kriege durch die Einbeziehung internationaler Kräfte, jetzt der zum Wiederaufbau unseres zusammengebrochenen deutschen Lebens helfenwollenden einheimischen. Aus dem weiten Kreise der Mitarbeiter an seiner Monatsschrift „Die Tat" bildet er immer neue Gruppen und Sektionen werktätiger Kulturpioniere. Dem schon

Digitized by Google

1912 begründeten „Bund für schöpferische Arbeit der Werkleute auf Haus Nyland" hat er jetzt die Vierteljahrsschrift „Nyland" organisiert, die das völkische Leben der Gegenwart, unter Führung von Wilhelm Vershofen (wie kürzlich behauptet wurde: dem einzigen *musischen* Mitgliede der Nationalversammlung), von Jakob Kneip, Fritz Kapp, Ernst Lissauer u. a. zu dichterischem Ausdruck zu bringen sucht.

Unter den selbständigen Veröffentlichungen des Nyland-Bundes ist „Der lebendige Gott" von Jakob Kneip die jüngste. Die überlieferten Vorstellungen eines im Volkstümlichen westfälischer Erde wurzelnden Katholizismus blühen hier, verwebt mit einer urwüchsigen Naturpoesie, wieder auf. Ihr Köstlichstes aber gewinnen diese legendaren Gebilde durch die Würze eines alle dogmatische Starrheit lösenden und verscheuchenden Humors, wie er nur der Volksdichtung des 16. Jahrhunderts eignet und allenfalls bei Storm und Möricke noch anklang. In welchem Umfange sie heute noch auch außerhalb einer unbedingt kirchlich-katholischen Volkheit echte religiöse Stimmung zu erwecken imstande sein werden, steht — in dieser Zeit des kirchlichen Nihilismus — freilich dahin. Das Vermögen, durch das Gewand der Symbole, namentlich der magisch-religiösen, hindurch zu schauen zum Ewigen und dieses herauszufühlen, ist in diesen Zeiten der seelischen Niederlagen in unserem Volke sicherlich nicht gewachsen. Daß es jedoch wieder erstarke, ist vor vielem anderen notwendig; und darum ein Dichter warm zu begrüßen, der, ohne jedes Kokettieren mit eklektischen Formen, aus Landschaft und Atmosphäre gewachsener Volkheit heraus in bemerkenswert eindringlichen Bildern das tief bedeutungsvolle Seelische der kirchlichen Märchen- und Wunderwelt zu gestalten weiß. Die dichterische Sprache ist zuweilen von packender Kraft, streckenweise aber auch verliert sie ihre Energie an das nur Zufällige, nicht Notwendig-Charakteristische.

M. M.

Rudolf Krauß, Modernes Schauspielbuch. Ein Führer durch den deutschen Theaterspielplan der neueren Zeit. Vierte, völlig neubearbeitete Auflage (11. bis 13. Tausend). *Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung*, 1919.

Über das Daseinsrecht und die kunstpädagogische Wirkung des Buches, Auswahl und Behandlung der besprochenen Werke ließe sich vieles sagen. Aber der Erfolg bezeugt, daß es ein Bedürfnis befriedigt, und die Mittelklasse, die im Theater nicht nur Amüsement und noch nicht tieferen Gewinn sucht, findet offenbar für ihre Wünsche hier eine willkommene Erfüllung. Was Krauß über die Dichter sagt, ist meist zutreffend, und er versteht es, den Gang dramatischer Werke in geschmackvoller Nacherzählung zu schildern. A—s.

Jakob Michael Reinhold Lenz, Drei Lustspiele nach dem Plautus. Für die heutige Bühne bearbeitet von Wilhelm v. Scholz. *München, Georg Müller*, 1918.

Welche starke und unmittelbare Bühnenwirkung den Komödien des Plautus noch heute innewohnt, haben die mannigfachen Aufführungen der trefflichen Knittelversübersetzungen von Bahrdt (Berlin, Weidmann) in den letzten Jahren wohl auch dem Zweifelnden bewiesen. Schon unser Lenz hatte die dramatischen Werte des alten Dichters herausgespürt und auf seine Weise der Gegenwart dienstbar zu machen versucht. Seine Form war eine kernige Prosa, die heute noch mit Ausnahme ganz weniger, von Scholz zum größten Teile geschickt umgearbeiteter Stellen überraschend lebendig wirkt. Dabei hat er zunächst das antike Kostüm beibehalten und nur einige dramatische Anachronismen eingestreut, ohne die ja auch Bahrdt nicht ganz auskommt. Später aber hat er mit Keckheit und mit Glück, wie Meister Albrecht von Eyb in den Tagen unsers Frühhumanismus, die römischen Philister und Kupplerinnen, liebeseufzenden Buben und Mägdlein und verschmitzten Sklaven schlankweg in seine Zeit, in das Deutschland des 18. Jahrhunderts versetzt, wo sie sich gar behaglich umhertummeln. Scholz bietet uns den ewig jungen „Bramarbas" in der ersten, zwei andere Stücke (den „Geldtopf", d. h. die *Aulularia*, vgl. *L'Avare*, und „Väterchen", d. h. die „*Mostellaria*") in der späteren, freien Übersetzung. Wir sind überzeugt, daß Plautus auch in dieser Form, besonders in der ganz modernisierenden Bearbeitung, seinen Weg über die heutige Bühne machen wird und daß Meister Pankoks stimmungsvolle Bühnenbilder, die unserm Bändchen beigegeben sind, das Ihre dazu tun werden. *Robert Petsch.*

Literarischer Ratgeber des Dürerbundes. Begründet von Ferdinand Avenarius. Geleitet und in Verbindung mit zahlreichen Gelehrten und Sachverständigen zum fünften Male bearbeitet von Wolfgang Schumann. Bedeutend erweiterte fünfte Auflage. *München, Georg D. W. Callwey*, 1919. XL, 1053 Spalten. Geh. 14 M., geb. 16 M.

Was die Worte Kunstwart und Dürerbund bedeuten, wissen unsere Leser: Kunsterziehung, stramme deutsche Disziplin, Kampf gegen Schund (hier die stärkste, verdienstlichste Wirkung auf die Mittelschicht), Instinkt für die dem allgemeinen Konsum zuführbaren Sonderheiten neuer Schaffensweisen. Damit hat Ferdinand Avenarius das Vertrauen seiner großen Gemeinde gewonnen. Auf dem literarischen Gebiet folgt sie seit langem willig seinem „Ratgeber", der aus kleinsten Anfängen zu dem jetzigen imponierenden Umfang erwachsen ist. Und trotzdem zeigen sich bei näherer Prüfung darin noch erstaunliche Lücken und Fehler. Wie

Digitized by Google

ist es begreiflich, daß nicht ein einziges Werk von und über Klopstock, von und über Lessing genannt wird? Daß zwar die Engelsche Volks-Ausgabe von Goethes Werken „dem schlechten Er. Schmidtschen Volks-Goethe (Insel-Verlag) bedeutend überlegen" „als Auswahl in Betracht kommt", aber „die Goethe-Ausgabe in Meyers Klassikern empfehlen wir nicht". Für Freiligrath wird nur das Reclambändchen der Gedichte genannt, nicht die ausgezeichnete Ausgabe Schwerings, für Gutzkow und Lenau nicht die des Bibliographischen Instituts, die dem Leser so viel neues und wertvolles bieten, und so könnte ich ins endlose fort allein den Abschnitt „Von Goethe bis zur Gegenwart" ergänzen. Anderes, z. B. Bühnenwesen, erscheint bibliographisch gut; und auf den fachwissenschaftlichen Gebieten erweist sich der Ratgeber fast überall zur ersten Einführung brauchbar. Als einzige Probe der Urteilsart und zugleich der Schreibweise in den sehr ungleichen einführenden Aufsätzen hebe ich die Stelle über die Goethe-Biographien heraus: „Wohl am meisten gelesen sind heute Werke der semitischen Verfasser Bielschowsky, R. M. Meyer, G. Witkowski, von denen Bielschowsky, der einzelne Werke sehr eingehend behandelt, am ausführlichsten und in einem familiär-bürgerlichen Sinn am feinfühligsten schrieb, Meyer am geistreichsten und anregendsten, Witkowski am meisten gedrängt, abgerundet, flach." Weiter unten heißt es über Gundolfs „Goethe", er sei nicht ganz leichtverständlich, *infolge zahlreicher Wiederholungen* aber immerhin auch jedem Gebildeten zugänglich. Damit sei es genug, um zu zeigen, welches Geistes Kind dieser Ratgeber ist. Erwähnt sei nur noch, daß im Register das Zusammenwerfen der verschiedenen Träger des gleichen Namens sehr störend wirkt. G. W.

Michelangelo, Fresken in der Sixtinischen Kapelle. Vier Farbenlichtdrucke (40 : 30 cm). *München, F. Bruckmann A.-G.* In ausgeschnittenem Karton je 18 M.

Die gigantischen Deckenbilder der Sixtina erscheinen hier in wundervoll getreuen Nachbildungen, zum Studium, für die Mappe des Sammlers und zum Schmucke edler Wohnräume gleich willkommen. Vorhanden sind bisher die Erschaffung Adams, die Propheten Jeremias und Jesaias und die Lybische Sibylle. Der Farbenlichtdruck, der die Leuchtkraft des Ölgemäldes nur bedingt wiederzugeben vermag, erweist sich für diese Fresken als eine völlig adäquate, die Genußwerte fast bis zum letzten gewährende Reproduktionsart. G. W.

Paul Neuburger, Weimars Vermächtnis. Der Geist der klassischen Zeit in seiner Bedeutung für den Neuaufbau Deutschlands. *Weimar, A. Colignon*, 1919.

Keine unkritische Zitatensammlung und keine ungeschichtliche Salbaderei, wie sie beide heute unter ähnlichen Titeln so gern auftreten. Vielmehr eine weitblickende, vorsichtig abwägende und doch lebensvolle Überschau über die treibenden Kräfte und Leitgedanken jener großen Zeit, ohne alle Gleichmacherei und Vertuschung der klaffenden Gegensätze, die eben gerade von flutendem Leben zeugen. Neuburger hat manche Quelle angeschürft, die eben nicht an der Heerstraße zu finden war. Mancher wird auch noch tiefer graben mögen. Warum werden ihm da nicht die wichtigsten Fundstellen wenigstens kurz genannt?

Robert Petsch.

Wouter Nijhoff, Nederlandsche Bibliographie van 1500 tot 1540. Erste Lieferung. *'s Gravenhage, Martinus Nijhoff*, 1919. 32 Seiten. 3 Gulden.

Wouter Nijhoffs Fortsetzung der Campbellschen Bibliographie der niederländischen Incunabeln ist schon 1901—1912 in beschränkter Zahl an einige Bibliotheken verteilt worden. „Het Boek" brachte in den Jahrgängen 1912—1914 unter dem gleichen Titel wie die vorliegende Publikation eine alphabetische Liste aller während dieser Zeit in den Niederlanden gedruckten Bücher, die Nijhoff zur Kenntnis gekommen waren. Die geplante Vervollständigung hat der Krieg gehindert, und so erscheinen hier vorläufig nur die früheren Titelaufnahmen; später soll ein zweiter Teil die Ergänzungen bringen. Ein Urteil über das Geleistete wird erst möglich sein, wenn die geplanten fünfzehn Lieferungen mit Einleitung und Registern vorliegen; aber schon der Anfang bezeugt den Nutzen, den das Werk der Bibliographie, der Druckgeschichte und den historischen Wissenschaften bringen wird. Leider ist der Preis sehr hoch.

A—s.

Karl Ernst Osthaus, Grundzüge der Stilentwicklung. *Hagener Verlagsanstalt*, 1918.

Das Buch dankt sein Entstehen einem Augenerlebnis, und seine Bedeutung liegt darin, daß es unter Verzicht auf Historie von der Anschauung ausgeht. Hinter den Worten spürt man, besonders in den Seiten über die Alhambra, die byzantinische Renaissance und den Barock, etwas vom Glück des Schauens.

Mit knappen Worten von schlagender Kraft charakterisiert Osthaus, von Ägypten über Griechenland, Alexandrien und Rom ausgehend, das Wesen frühchristlicher, romanischer und gotischer Kunst. Über die Renaissance in Italien und Byzanz führt

Digitized by Google

er zum Barock, als dem letzten umfassenden, aus einem einheitlichen Weltgefühl geborenen Stil. Nicht Vollständigkeit wird angestrebt, aber das Wollen jeder Epoche, ihr Verhältnis zum Raum, das sich im einzelnen Gebäude so gut äußert wie in der Anlage von Plätzen und Städten, wird untersucht. Den Ausgangspunkt bildet Architektur; Malerei, Plastik und Kunstgewerbe werden nur gelegentlich zur Veranschaulichung herangezogen.

Wir besitzen kein zweites Buch, das in so knappen Zügen soviel Wesentliches über das Grundgesetz der einzelnen Stile aussagt. Zahlreiche gutgewählte Abbildungen unterstützen die Ausführungen. *Rosa Schapire.*

Clara Paust, Die kleine Claus. Ein Roman aus dem Industrieleben. *Fr. Wilh. Grunow, Leipzig* 1918. 352 Seiten.

Dieser Roman einer Direktrice, die nach allerlei Hemmungen doch die Frau des Chefs wird, ist in einem so schlechten Deutsch geschrieben, daß man ihn nicht einmal als Unterhaltungsbuch empfehlen darf. „Bei dem Gedanken an vorhin" — „Sie aß etwas vom Mittage" — „Er würde den Elf-Uhr-Zug sein lassen" — und so immer weiter. Ein Roman aus dem Industrieleben mit einem Fabrikbrand — welche Möglichkeiten packender Darstellung für einen Könner! Aber Clara Paust wird bestenfalls eine harmlose Liebesgeschichte schreiben können, wenn sie erst Schreiben gelernt hat. F. M.

Reclams Universal-Bibliothek hüllt jetzt eine Auswahl der wertvollsten und beliebtesten Werke in hübsche künstlerische Pappbände, die das Auge erfreuen und den Büchlein höhere Haltbarkeit gewähren. Als bescheidenes und doch gehaltvolles Geschenk sei diese „Bunte Reihe" warm empfohlen. P—e.

Rudolf Schiestl, Fröhliche Jugend. Ein Volksbuch aus dem Reichtum deutscher Dichtung mit über vierzig, zumeist farbigen Bildern. *Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyden*, 1919.

Zu den vom Verleger trefflich gewählten Liedern, Märchen, Schnurren, Schwänken und Gedichten hat der bekannte humor- und kraftvolle Maler Rudolf Schiestl in gesunder, dem alten Holzschnitt verwandter Technik eine Fülle lustiger und ernster Bilder geschaffen. So ist ein Buch von echtem Kunstwert entstanden, das unter den für Jugend und Volk bestimmten in erster Linie steht. Es verdient, auch dem Sammler zeitgenössischer Graphik und jedem Freunde gesunder deutscher Art und Kunst aufs wärmste empfohlen zu werden. A—s.

Karl Schönherr, Narrenspiel des Lebens. Drama in fünf Akten. *Leipzig, L. Staackmann*, 1918. 92 S.

Der Titel ist reinster Kotzebuescher Terminologie entnommen und so auch im ganzen die plumpe, dramatisch aufgeblasene Nichtigkeit Schönherrs erfüllt vom Geiste und von der sentimentalen Verlogenheit Kotzebues. Aber vielleicht greift man noch zu hoch, wenn man an einen Mann erinnert, der immerhin seiner — freilich mißgestalteten — Welt eine gewisse objektive Beständigkeit zu geben wußte, und konsequent genug war, die Zeit so abzubilden, wie er sie eben sah. Schönherr hat weder diese Konsequenz, — er würde sich mit gleicher Hurtigkeit an Hasenclever anlehnen wie an Schiller und Anzengruber — noch hat er die objektive Gelassenheit: fortwährend liegt er seinem „Helden" am Halse. Dieser — berühmter Chirurg, Wohltäter der Menschheit, großer, unverstandener einsamer Charakter usw. — ist schlechterdings ein Narr; ein künstlerischer Misthaufen, auf dem aller Unrat einer jahrzehntelangen sentimentalen Bühnenliteratur abgekarrt ist. Und um ihn eine „Welt" aus den abgegriffensten Requisiten des modernen Schauspiels. Es verlohnt sich nicht, ein Wort weiter darüber zu sagen. *Dr. Fritz Schwiefert.*

Arthur Schopenhauer, Aphorismen zur Lebensweisheit. *Leipzig, Alfred Kröner*, 1919 (Kröners Taschenausgabe). Geb. 2 M.

Die „Aphorismen" sind die Eingangspforte, durch die der Laie am leichtesten den Zugang zum Denken Schopenhauers erlangt. Nach den guten Ausgaben Damms (bei Reclam) und Brahms (im Insel-Verlag) freut man sich nun, sie auch der handlichen und billigen Taschenausgabe Kröners einverleibt zu sehen, die bereits eine Anzahl großer Geistesdenkmäler umschließt. P—e.

Horst Schöttler, Plaudereien mit einer schönen Frau. *Leipzig, L. Staackmann*, 1919.

Das neue Buch Schöttlers setzt die guten und weniger guten „Finessen" der vielgelesenen früheren fort. Die Haltung des das Leben mit epikurischer Weisheit betrachtenden gut erzogenen Deutschen ist ihm geblieben; nur lenkt die Zeit seinen Blick ein wenig öfter von dem Lieblingsthema, der Frau, in die tieferen Regionen des Fühlens und Denkens. Die Einkleidung in ein unwahrscheinlich langes Gespräch (von 233 Seiten!) wirkt ein wenig zu kokett; aber vielen wird dieses Geplänkel den Reiz der munteren und oft sehr gewagten Erfahrungsresultate erhöhen. Die gute Laune und die leichte, hier und da dem Alltag allzu nahe Sprechart halten die Aufmerksamkeit gefesselt und mögen auch diesem Schöttler wieder eine große Zahl von Freunden gewinnen. A—s.

Digitized by Google

Fritz Schwimbeck, Zeichnungen zu Meyrink, „Das Grüne Gesicht" und „Der Golem". *München, Georg Müller*, 1918.

In seinem Geleitwort zu diesen Bildern geht Meyrink davon aus, daß man über Kunstwerke sehr verschieden urteile und daß der junge Künstler Fritz Schwimbeck das Recht und sogar die Pflicht habe, mit seinem Können vor die Öffentlichkeit zu treten, weil er sich in solcher Weise in gegebene Stoffe einzufühlen imstande sei. Da sieht man nun gleich, wie verschieden die Menschen nicht nur über einzelne Kunstwerke, sondern über Kunst im allgemeinen urteilen. Ich denke nämlich, daß Fähigkeit zur Einfühlung noch gar kein Recht zum öffentlichen Auftreten gibt, sondern erst die selbständige, über der Einfühlung emporwachsende Fortbildung des empfangenen Eindrucks. Und diese ist in der Tat in den technisch sehr tüchtigen Blättern Schwimbecks vielfach zu erkennen. Er dichtet die wirksamsten Szenen der Schauder-(bitte: nicht etwa Schauer-)Romane Meyrinks in die Sphäre seiner Kunst hinein und gibt so in der Tat dem Leser mehr als dieser selbst aus den Büchern empfängt, wenn er nicht zufällig auch ein mit anschauender Phantasie begabter heimlicher oder öffentlicher Künstler ist. Die stattliche Mappe mit ihren 32 Tafeln mag so den Verehrern der Meyrinkschen Muse eine erfreuliche Geburtstagsgabe sein. Zum Hochzeits- oder Konfirmationsgeschenk kann ich sie nicht empfehlen. A—s.

Shakespeare, Troilus und Kressida. Tragikomödie. Unter Zugrundelegung der Übersetzung von Max Koch bearbeitet, für die heutige Bühne eingerichtet und mit Chorus-Zwischenspielen von Wilhelm Scholz. Mit Bühnenskizzen von F. Cziossek. *Stuttgart, Strecker & Schröder*, 1919. 135 S. Preis 4,80 M.

„Troilus und Kressida" ist erst im Jahre 1898 durch Ernst von Wolzogen auf die deutsche Bühne gebracht worden. Seine das alte Shakespeare-Theater möglichst getreu nachahmende Bearbeitung hat sich auf die Dauer doch nicht durchzusetzen gewußt. Nunmehr hat Wilhelm von Scholz eine neue Einrichtung der Komödie geliefert, die den Geist der Shakespeare-Bühne festzuhalten sucht, ohne sich ängstlich an alle ihre Äußerlichkeiten zu klammern. Er hat zu diesem Behuf eine Dreiteilung der Szene in Unter-, Mittel- und Hinterbühne vorgenommen, durch welche Gliederung sich die Handlung ohne irgendeine Unterbrechung abspielen kann. Dem Chorus, dem ja schon Shakespeare selbst einen kleinen Prolog zugeteilt hat, ist von Scholz größerer Spielraum gelassen und die Aufgabe übertragen worden, die Tafeln mit den Ortsbezeichnungan vor jeder neuen Szene aufzuhängen und zu erläutern. Es geschieht dies teils in Monolog-, teils in Dialogform, und der Lump Thersites ist (ähnlich wie auch schon bei Wolzogen) dazu ausersehen worden, sich mit dem munteren Chorus in die Vermittlung zwischen Bühne und Zuschauerraum zu teilen. Diese Zudichtungen, an sich nicht ungefährlich, kann man sich schon gefallen lassen, wenn sie so takt- und geschmackvoll wie im vorliegenden Fall gehalten sind.

Scholz hat das Stück in zwei Teile und zwanzig Szenen abgeteilt. Die neun Szenen des ersten Teils decken sich mit den drei ersten Akten Shakespeares zu je drei Szenen. Im zweiten Teil sind einige Verschiebungen vorgenommen, etliche Szenen zusammengezogen, ein paar kurze Zwischenszenen ganz getilgt worden. So wird Hektors Abschied nur vom Chorus erzählt. Das alles dient dazu, die Handlung straffer zu gestalten und ihren Gang zu beschleunigen. Diesen Zweck verfolgen auch die zahlreichen am Text vorgenommenen Kürzungen. Scholz hat Max Kochs Übersetzung zugrunde gelegt, aber Einzelheiten darin durch die Georg Herweghs ersetzt. Diese in der Buchausgabe vorliegende Fassung ist auch bei der Erstaufführung von „Troilus und Kressida" am württembergischen Landestheater in Stuttgart (2. Dezember 1918) benutzt worden. Scholz hat (zugleich auch als Regisseur) einen schönen Erfolg davongetragen, und seine Bearbeitung wird zum mindesten für die nächste Zeit maßgebend bleiben.

Freilich wäre die Erwartung trügerisch, daß damit dem Stück eine bleibende Stelle im Theaterspielplan gesichert wäre. Es wird auch künftig nicht bloß hinter den großen Tragödien, sondern auch hinter den besseren Komödien Shakespeares zurückstehen müssen. Die Bedeutung, die Scholz in seiner Einleitung „Troilus und Kressida" für des Dichters seelische Entwicklung zuschreibt, läßt sich denn doch nicht zuverlässig nachweisen, wie überhaupt alles, was wir über seine Gemütsverdüsterung wissen, mehr auf Rückschlüssen aus seinen Werken als auf positiver Überlieferung beruht. Sicher aber spiegelt sich Shakespeares Stimmung in seinen großen Tragödien vom Hamlet bis zum König Lear viel reiner als gerade in „Troilus und Kressida". Abgesehen davon, kommt man über das Zwiespältige dieser Tragikomödie, die nicht bloß einer Mischgattung angehört, sondern in der auch die Satire keineswegs folgerichtig durchgeführt ist, nicht so leicht hinweg; sie ist schon dadurch brüchig geworden, daß sie Neubearbeitung eines älteren Shakespeareschen Stückes ist. So wird sie auch künftig Sonderbesitz der Shakespeare-Gemeinde im engeren Sinne bleiben. Aber diese ist groß genug, daß Scholz seine verdienstvolle Arbeit nicht umsonst getan hat.

R. Krauß.

Leonhard Stein, Der Flötenbläser. Eine Reiseerzählung. *Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien* 1918. 67 Seiten.

In preziösem Stil, dessen gehäufte Bilder nicht immer die erstrebte Anschaulichkeit besitzen, er-

Digitized by Google

zählt Leonhard Stein die Geschichte der schönen Agathe, die als Gattin eines jungen Archäologen nach Ägypten kommt und hier dem erotischen Zauber eines arabischen Flötenbläsers verfällt. Die Glut der ägyptischen Wüste ist in der spannenden Erzählung, deren Wirkung sich vielleicht bei Ausscheidung einzelner realistisch-satirischer Züge noch gesteigert hätte. F. M.

Alexander von Sternberg, Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit. Herausgegeben und eingeleitet von Joachim Kühn. *Potsdam-Berlin, Gustav Kiepenheuer*, 1919. XII, 467 Seiten. Geb. 10 M., Geschenkband 15 M.

Der baltische Edelmann, der zum fruchtbaren deutschen Schriftsteller wurde, steht in der Literaturgeschichte unter den aristokratischen Gefolgsleuten des jungdeutschen Romans, etwas schillernd beleuchtet durch die verschiedenen Urteile über Wert und Unwert seiner leicht hingeschriebenen Bilder aus den vornehmen Kreisen. Diese Gegensätze der Kritiker erklären sich, abgesehen von der verschiedenen ästhetischen Einschätzung, durch den mannigfachen Wechsel in Sternbergs eigener politischer Haltung, auch durch die abweichende moralische Wertung, namentlich der graziösen „Braunen Märchen", die heute wohl allein Sternbergs Namen lebendig erhalten. Die „Erinnerungsblätter" Ungern-Sternbergs (erschienen 1858—60 in fünf Teilen) verdienen neben diesem Erotikon das Fortleben. Ist er auch kein unparteiischer Beurteiler seiner Zeitgenossen, so weiß er doch viele bezeichnende Züge aus dem Gesellschafts- und Literaturleben der dreißiger bis sechziger Jahre des vorigen Säkulums zu berichten, und er ist ein guter Erzähler. Häufig mangelt es an der geschichtlichen Genauigkeit in Tatsachen und Urteilen, viele Porträts sind mit allzu starker Neigung und Abneigung gezeichnet, die Eitelkeit des Verfassers sticht grell hervor. Aber mit alledem bedeutet das Buch doch eine wertvolle zeitgeschichtliche Quelle und einen unterhaltenden Lesestoff, der freilich in der ursprünglichen Form durch breite Einschiebsel betrachtender und novellistischer Art beeinträchtigt wird. Hier hat Joachim Kühn mit energischen Strichen gebessert, ferner durch knappe Erläuterungen und eine sehr gelungene Einleitung den heutigen Leser zu ungestörtem Genuß verholfen. In dieser neuen Gestalt werden die Erinnerungen Ungern-Sternbergs ihre Stelle behaupten und besonders den vielen Liebhabern der deutschen Memoirenliteratur willkommen sein. G. W.

Emil Strauß, Der Spiegel. *Berlin, S. Fischer*, 1919. 226 Seiten. Preis 5 Mark.

Das ist ein recht weitschweifiges Buch, die Entwicklung eines eigenbrötlerischen Menschen darstellend; ein beschauliches, spintisierendes Buch aus der bürgerlichen Sphäre, in einer gemütvollen, langatmigen, mit mannigfachen schwäbischen Anklängen untermengten Sprache geschrieben. Allerlei Lebensweisheiten werden darin gemächlich und betrachtsam vorgetragen, die ganze Art der Erzählung wirkt etwas altertümlich. Das Buch ist menschlich sympathisch, warm, aus einem reichen Inneren herausgeschrieben, aber es ist als Kunstwerk längst nicht verdichtet genug, zu viel Betrachtung und viel zu wenig prägnant.

Hans Bethge.

Georg Stuhlfauth, Das Heilandskind, nach Holzschnitten und Kupferstichen Albrecht Dürers ausgewählt. Ein Vierfarbendruck und neun Tafeln mit begleitendem Text. *Potsdam, Stiftungsverlag*, 1919.

Aus dem „Marienleben", der kleinen Passion und dem sonstigen Werk Dürers hat Stuhlfauth die Blätter zusammengestellt, die von dem englischen Gruß bis zur Flucht nach Ägypten die Kindheitsgeschichte Jesu behandeln; dazu den Sankt Christoph von 1511 und das liebliche Heilandskind der Albertina in guter Wiedergabe. Die Einleitung kündet mit der bei dem Verfasser selbstverständlichen Sachkunde und Formschönheit von dem menschlichen, christlichen und deutschen Charakter Dürers und seiner Kunst und erläutert jedes einzelne der Bilder liebevoll und sinnig. P—e.

Hellmuth Unger, Die Kentaurin. Dramatische Dichtung in einem Aufzug. — Blocksberg. Zwei Novellen. *Theodor Weichert Verlag, Leipzig* 1919. — Der große Fries. Gesammelte Balladen. *Heimatdichter-Verlag, Dresden* 1919.

In seinem Amazonendrama wollte der Dichter wohl die tragische Gestalt einer Frau beleben, die sich, mit ihrem Gefühl spielend, den Feind fangen will, deren Eitelkeit verletzt wird, als sie erkennt, daß der Mann blind ist, die sich aber aus Mitleid zu tieferer Liebe hingerissen findet und als Amazonenfürstin aus solcher Verwirrung nur den einen Ausweg zu Kampf und Tod sieht. Aber es ist in dem Ungerschen Akt ganz unglaubhaft, daß eine Führerin der Amazonen sich erst von ihrer Vertrauten über die in ihren Augen fragwürdige Notwendigkeit der Existenz des Mannes aufklären lassen muß und daß diese gleiche Jungfrau dann mit den Künsten einer geübten Buhlerin einen Mann ins Garn lockt. Eine seltsame Mischung von Backfisch und Dirne, Kriegerin und Weib ist diese Asteria, der unsere tiefere Teilnahme so wenig gehören kann wie dem allzu schnell besiegten Griechenjüngling. Kleist nennt die rasende Reiterin Penthesilea wiederholt Kentaurin. Unger vernichtet die große Wirkung dieses Bildes des Roß-Weibes, wenn er einen Griechen die im Rosengewand

Digitized by Google

prangende Amazone ebenfalls mit Kentaurin anreden läßt.

Die beiden Novellen sind anspruchslose Geschichten, in denen nur gelegentlich das Romandeutsch einfacher Menschen stört.

Die Gestalten des „großen Frieses", die Landsknechte und Ritter, sind Gesellenstücke aus der Werkstatt alter Meister, vermehrt um einige Kriegsgedichte, die morgen schon vergessen sein dürften.

F. M.

Robert Walser, Gedichte. Illustriert von Karl Walser. *Berlin, Bruno Cassirer.*

Dieses zarte Buch der beiden Brüder Walser erschien zuerst in einer sehr kleinen Auflage, der die Radierungen eingedruckt waren. Nun werden die Gedichte mit den in Strichätzung wiedergegebenen Bildern einem größeren Kreise dargeboten und wir freuen uns, auf die lyrischen, von innigem Gefühl durchtränkten Schöpfungen der beiden Romantiker, die doch so sehr Kinder unserer Zeit sind, von neuem hinweisen zu können. Selten ist eine Gedichtsammlung anzutreffen, die uns so stark in ihren Bann zieht, noch seltener eine illustrierte, deren Schmuck mit den Versen zu solcher Einheit verschmolzen ist.

A—s.

Albert Welti, Gemälde und Radierungen. Mit einer Einführung von Hermann Hesse. *Berlin NW 7, Furche-Verlag.*

Die Kunstbücher des Furche-Verlags haben sich in kurzer Zeit allgemeine Beliebtheit erworben. Mit vollem Rechte. Hier wird stets gute Kunst in guter Wiedergabe geboten, und die Texte stammen von Verfassern her, die Sachkenntnis mit Geschmack vereinen. Das gilt alles in besonderem Maße von der Welti-Mappe. Der treffliche Schweizer wird von Hermann Hesse in seinem bodenständigen Menschen- und Malertum hingestellt, zuerst in einer Skizze des Lebensweges, dann aus der persönlichen Erinnerung an die Eindrücke der Werke und des Menschen, aus innigem persönlichen Verkehr. 24 Bilder, vier davon in farbigem Druck, geben von dem Schaffen des Malers und Radierers durch sichere Wahl des Wertvollsten einen zutreffenden Begriff.

G. W.

Kleine Mitteilungen.

„Goldmacherei und Lotterie . . ." In Heft 1/2 des laufenden Jahrgangs der „Zeitschrift für Bücherfreunde" machte uns Fritz Behrend mit einer bis dahin nur wenigen zugänglichen Epistel „Stoßseufzer aus Weimars lustiger Zeit" bekannt.

Behrend bewies, daß dieser heitere Versbrief, der anfangs Goethe zugeschrieben wurde, nicht von diesem herstammen könne und neigte zu der Ansicht, daß seine Verfasser, Freunde der Herzogin Anna Amalie, in einer lustigen Laune jeder sein Scherflein zu diesem kuriosen Schreiben aus eigener dichterischer Initiative beigesteuert habe.

Die Verse aber, die Behrend dem Fräulein von Göchhausen zuschreibt, stammen nicht von dieser selber, sondern wurden von ihr der Bürgerschen Ballade „Der Raubgraf" entnommen, ohne des Dichters Namen zu nennen noch in Anführungsstriche gesetzt zu werden.

Das Fräulein wurde also an Bürgers „Raubgraf" zu einer kleinen Raubgräfin, wozu allerdings ein gewisses Schamgefühl ihrer poetischen Hilflosigkeit in Hinsicht auf die andern beigetragen haben mag.

Der ganze Vers heißt in der Dichtung Gottfried August Bürgers:

„Goldmacherei und Lotterie,
Nach reichen Weibern frei'n,
Und Schätze graben, segnet nie,
Wird manchen noch gereu'n.
Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau,
Arbeite brav und leb genau!"

Roland Marwitz.

DER ZWEEMANN / VERLAG
HANNOVER / GEORGSTRASSE 20

NEUERSCHEINUNGEN

E. A. Poe / Romantische Liebesgeschichten
Deutsch v. Paul Steegemann
Zeichnungen von E. Schütte
Vorzugsausgabe in Halbleder . . . . . M. 20.—
In Pappband . . . . . M. 6.75

Jean Paul / Polymeter
Herausgegeben v. Friedr. W. Wagner
Einmalige Ausg. in 500 numerierten Exemplaren
Nr. 1—100 in Halbleder . . . . . M. 45.—
Nr. 101—500 in Pappband . . . . . M. 12.—

Fr. W. Wagner / Untergang
Ein Buch Gedichte
Einmalige Ausgabe in zweihundert numerierten und vom Dichter signierten Exemplaren
Nr. 1—10 in Pergament . . . . . M. 30.—
Nr. 11—200 Kartoniert . . . . . M. 10.—

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XI. Jahrgang | November 1919 | Heft 8

Wiener Brief.

Ungefähr ein Jahr vor Ausbruch des Weltkrieges bewilligte der Wiener Stadtrat die Mittel, ein „Beschreibendes Verzeichnis der Briefe" aus der Handschriftensammlung der Wiener Stadtbibliothek in etwa 20 Bänden in Druck zu geben. Es handelt sich darum, mehr als 25000 Stücke — die Sammlung wird fortwährend erweitert — zu beschreiben und durch ausführliche Inhaltsangaben dem Literatur-, Musik-, Kunst-, Theater-, Geschichtsforscher nutzbar zu machen. Eine wahrhaft unerschöpfliche Fundgrube erschließt sich mit einem Male, wie schon der eben ausgegebene erste Band Abegg — Balochino (Wien, Gerlach & Wiedling) dartut. Wir stoßen auf ganze Briefreihen von Franz Abt, der Schauspielerfamilie Adamberger, der Künstlerfamilie Alt, Ludwig von Alvensleben, J. B. Alxinger, Friedrich Amerling, der Familie Anschütz, der Familie Anzengruber, Therese von Artner, Anton Ascher, Berthold Auerbach, Anton Alexander Graf Auersperg, Josef Bacher (an Meyerbeer), Eduard Freiherr von Badenfeld, Adolf Bäuerle, Carlo Balochino. Beigegeben ist ein sorgfältig gearbeitetes Namensverzeichnis, das auch alle in den Briefen erwähnten Persönlichkeiten umfaßt. Die Zusammenstellung des Bandes ist ein Verdienst des Vizedirektors *Ludwig Böck*, der von dem Vizedirektor Dr. Wilhelm Englmann und dem Adjunkten Dr. Karl Wagner unterstützt wurde. Wünschenswert wäre vom Standpunkt der Autographenkunde, eines noch ganz ungepflegten Zweiges unserer modernen Philologie, daß dem Schreibstoff, dem Papier und seiner Beschaffenheit, volle Aufmerksamkeit geschenkt würde. Die Behelfe aus der technologischen Literatur lassen gegenüber praktischen Fragen der Literaturforschung vollkommen im Stich, dagegen ergäbe sich aus der Durcharbeitung eines so reichen Materials wahrscheinlich eine Grundlage für eine geschichtliche Papierkunde des 18. und 19. Jahrhunderts, die dem Sammler wie dem Forscher in dem an ihn herantretenden Einzelfall unter Umständen höchst schätzbare Aufschlüsse gewähren könnte. — Die Ausstattung des Bandes, die wohl auf das Konto der Druckerei und Verlagsbuchhandlung zu schreiben ist, Lexikonoktav mit gewöhnlichster Fraktur-Brotschrift, erweist sich von moderner Buchkunst unberührt — nicht einmal der bei einem Katalog unentbehrliche breite Rand wurde zugestanden. Dieser Mangel ist um so mehr zu beklagen, als das Werk, inhaltlich einzig in seiner Art, auch äußerlich für Wiener Buchgeschmack rühmlich Zeugnis hätte leisten sollen.

Robert F. Arnold legt uns seine „Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte" in zweiter, neu bearbeiteter und stark vermehrter Auflage vor (Berlin und Straßburg, Karl J. Trübner). Daß diese erst nach neun Jahren notwendig geworden, ist eigentlich das für mich Erstaunliche bei einem Nachschlagewerk, von dem man annehmen sollte, daß es jeder Studierende der Literaturwissenschaft am Tage seiner Inskription sich anschafft, daß es jeder Bücherfreund, jeder Büchersammler, jeder Buchhändler als unentbehrlichen Behelf sich stets zur Hand hält. Oder sollte etwa trotz zahlreichen rühmenden und empfehlenden Besprechungen die Kenntnis von der Existenz dieser „Bücherkunde" minder verbreitet sein, als ich annehme? Dann tritt hier ein Gebrechen in der Ausbildung unserer Fachgenossen und Fachverwandten zutage, das schleunigst gutgemacht werden müßte.

Daß eine gerade Entwicklungslinie vom Jesuitendrama zum Altwiener Volksstück führt, haben Zeidler, Weilen und ich (in der Einleitung zu meiner Raimundausgabe) an einzelnen Beispielen überzeugend dargetan. Angeregt von Josef Nadler, unterstützt von August Sauer, hat sich *Moritz Enzinger* an die Arbeit gemacht, „Die Entwicklung des Wiener Theaters vom 16. zum 19. Jahrhundert" (in den „Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte" Band 28 und 29) zu verfolgen und die Umformung und Weiterbildung des alten klassischen Gutes aus dem bayerischen Stammestum zu erklären, worum sich ja auch Zeidler bereits bemüht hat. Neu an Enzingers reichhaltigem Buch ist also nicht der Grundgedanke (wie denn überhaupt die Beachtung des Bodenständigen und seiner Auswirkung in der Kunst schon längst geübt worden ist und nur Nadlers Konstruktion der „Entwicklungsgeschichte des deutschen Schrifttums" 1914

Digitized by Google

den Anspruch auf Neuheit machen kann); neu ist auch nicht der Versuch, für eine große Zahl von Motiven gewissermaßen Ahnentafeln aufzustellen; neu ist nur das Streben nach möglichst vollständiger, lückenloser Erfassung des Stoffes. Hierin hat Enzinger Bedeutendes und Anerkennenswertes geleistet. In gewissem Sinn ein Seitenstück zu Heinzels „Beschreibung des geistlichen Schauspiels im Mittelalter" wird sein Buch nur eben mit diesem Werk die etwas kühle Hochachtung, die ihm der Kenner zollt, und das Gefühl der Unbefriedigung, mit dem der Laie von ihm Abschied nimmt, teilen.

Sehr eingehend und anregend hat *Christine Touaillon*, die Tochter des auch literarisch tätigen Generals Auspitz, aus der guten Schule Minors, zu dem sie sich freilich nicht bekennt, den „Deutschen Frauenroman des 18. Jahrhunderts" von Sophie La Roche bis Dorothea Schlegel und Auguste Fischer, also im wesentlichen von der Einwirkung Rousseaus bis zur Einforderung der Frauenrechte durch Mary Wollstonecraft, in einem nur etwas all zu umfänglich geratenen Wälzer von 664 Seiten behandelt (Wien, Wilhelm Braumüller): das Werk einer Frau, die wie ihre Heldinnen vor allem anderen ihr Frauenschicksal ausgestaltet und dann erst den Schritt in die Öffentlichkeit gewagt hat, ohne frauenrechtlerisches Vorkämpfertum durch die Gediegenheit der Leistung wie durch die Reife des Urteils zweifellos außerordentlich wirksam für die Rechte der Frauen.

Die „Historischen Aufsätze" von *Heinrich Friedjung* (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.) bieten vor allem eine Reihe biographischer Charakteristiken österreichischer Staatsmänner und gipfeln in einem Charakterbild Kaiser Franz Josephs I., den der Geschichtsschreiber als den nüchternen, mit gesundem Hausverstand ausgestatteten Enkel des nüchtern-verständigen Kaisers Franz auffaßt. Aber nicht in der Unfähigkeit, die zu fassenden politischen Entschlüsse aus eigener Kraft bis zu den letzten Konsequenzen durchzudenken, sehe ich das Unglück dieses Fürsten und den Zusammenbruch seines Reiches begründet; denn nach meiner Meinung hat sich Kaiser Franz Joseph seit 1859 folgerichtiger als die Führer der Deutschliberalen die Unvereinbarkeit des Konstitutionalismus mit dem deutschen Zentralismus klargemacht und danach sein Verhältnis zum deutschen Volke gestaltet; die wahre Quelle alles Unheils lag in der Unfähigkeit, die Deutschen von der Richtigkeit der eigenen Auffassung, von der Notwendigkeit des mit Opfern zu erkaufenden nationalen Ausgleichs zu überzeugen. Daß das alte Österreich ein existenzberechtigter und existenzfähiger Organismus war, den übermächtige äußere Feinde nur gewaltsam zertrümmern konnten, legt Friedjung in seiner Vorrede — einer ebenso überzeugenden wie ergreifenden Nänie — für jeden, der Einsicht annehmen *will*, dar. Auch er sieht kein anderes Heil als den Anschluß an das deutsche Gesamtvolk. „Von den Besiedlern der Ostmark ist das mitgebrachte Erbe an Gesittung sorgsam bewahrt und reich gemehrt worden. Nicht bittend um Aufnahme nahen ihre Nachkommen, sondern ausgerüstet mit geistigen und wirtschaftlichen Gütern, bereit, zu geben und zu empfangen; sie führen der spröderen Volksart des Nordens reiche künstlerische Anlagen, hohe Gesittung in den Lebensformen, feineres Verständnis auch für fremdes Volkstum zu. Die Hingebung, mit der sie bis zuletzt für Österreich gekämpft und geblutet haben, ist die Bürgschaft für ihre auch dem Deutschen Reich sichere Treue; galt doch der Kampf auch der Verteidigung der deutschen Nation gegen deren Feinde in West und Ost."

Ein fesselndes und erschütterndes Bild aus diesem Kampfe entrollt die Darstellung des russischen Durchbruches im Juni 1916 „Luck" von Oberleutnant *Max Schönowsky-Schönwies* und Leutnant a. D. *August Angenetter*, mit Buchschmuck von Karl Alexander Wilke, Karten und Landschaftsskizzen von Adolf Reich (Wien, Wilhelm Braumüller). Zur Verteidigung des in dieser Kampfhandlung dezimierten Schützenregiments Wien Nr. 1 und wohl auch zur Selbstverteidigung geschrieben, mutet die Erzählung wie eine moderne Ilias an. Auch für unsere Zeit gilt, was Goethe vor hundert Jahren sagte: „Die Geschichte unserer eigenen Tage ist durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von heute ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die feindlichen Marschälle und unsere Heerführer sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen."

Einen geschichtlichen Überblick über den „Panslavismus bis zum Weltkrieg" (Stuttgart, J. G. Cotta) gibt *Alfred Fischel*, der Historiker des österreichischen Sprachenrechts. „Die Politik der Besiegten" findet ihren Darsteller in *Berthold Molden* (Wien, A. Edlinger). Zu den „Flugblättern für Deutschösterreichs Recht" (Wien, A. Hölder) sind noch „Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen außerhalb des Reiches" (Berlin, Verlag des Vereines für Deutschtum im Ausland), „Deutschösterreichische Flugschriften" (München, G. D. W. Callwey), „Böhmerlandflugschriften" (Eger, J. Stauda) gekommen: alle zu spät und vergeblich.

In den Vormärz versetzt uns *Karl Glossys* Veröffentlichung „Wien 1840—1848. Eine amtliche Chronik", die im 24. Band der Schriften des „Literarischen Vereins in Wien" zum Abschluß gelangt. Vergeblich sucht man Register, Inhaltsübersicht, Quellennachweis. Auf die Gefahr hin, wieder „ein flüchtiger Kritiker" gescholten zu werden,

Digitized by Google

weil ich mir angeblich nicht vergegenwärtigt habe, „daß diese Berichte für niemand geringeren als für den Kaiser bestimmt waren, und daß dieser wie seine Ratgeber durch die Brillen dieser Berichterstatter die Ereignisse der Gegenwart betrachteten", wiederhole ich meine beim Erscheinen des ersten Bandes im Beiblatt IX, 261 erhobenen Bedenken gegen die Aufnahme solcher gänzlich unliterarischen, die Literatur auch nur von weiter Ferne streifenden Aktensammlungen in die „Schriften des Literarischen Vereins", solange dieser seinem reichen, einst von August Sauer so verlockend entwickelten literarischen Programm nur zum bescheidensten Teil nachgekommen ist. Gewiß, in „Publikationen aus den österreichischen Staatsarchiven" wären solche Aktenstücke, einwandfrei herausgegeben und mit den nötigen Behelfen zum Gebrauch versehen, unter Umständen an ihrem Platze; ihre Aufnahme in die Schriften eines literarischen Vereins ist m. E. eine Verirrung.

Einige durch den Krieg verzögerte kunstgeschichtliche Werke sind nunmehr erschienen. *Max Theuer* hat den „Griechisch-dorischen Peripteraltempel" auf seine Proportionen hin eingehend untersucht (Berlin, E. Wasmuth). *E. Tietze-Conrat* beschreibt „Die Bronzen der Fürstlich Liechtensteinschen Kunstkammer" im „Jahrbuch des Kunsthistorischen Instituts der Zentralkommission für Denkmalpflege 1917" (Wien, A. Schroll & Co.). *Robert Stiaßnys* Lebensarbeit „Michael Pachers St. Wolfganger Altar", von H. Tietze für den Druck fertiggestellt, wird vom Deutschösterreichischen Staatsamt für Unterricht herausgegeben, ein Textband in Quart mit 59 Abbildungen, ein Tafelband in Großfolio mit 48 Tafeln in Lichtdruck nach Stiaßnys meisterhaften Originalaufnahmen (im gleichen Verlag, Preis etwa 150 M.). Als Fortsetzung zu *M. Haberlandts* „Österreichischer Volkskunst" und „Werken der Volkskunst" untersucht dessen Sohn *Arthur* die „Volkskunst der Balkanländer in ihren Grundlagen", die Schätze des Museums für Volkskunde in Wien auf vorgeschichtliche, klassische und frühgeschichtliche Einflüsse hin überprüfend, ein Quartband von 78 Seiten mit 40 eingedruckten Abbildungen und 26 Tafeln (im gleichen Verlag, Preis 75 M.). Von *Josef Führichs* Bildern zu Bürgers Ballade „Der wilde Jäger" erscheint ein erster Neudruck nach der Originalausgabe von 1827 (München, Parcus & Co.). 25 Handzeichnungen von *Gustav Klimt* haben Gilhofer & Ranschburg in Wien aufgelegt (Subskriptionspreis 150 M.), „Flieger im Hochgebirge" von *Karl Sterrer* bieten die Avalundrucke an (Vorzugsausgabe, Nr. 1—100 auf Massimilianico-Bütten 450 M., Nr. 101—400 auf Lithographiehadernstoff 275 M.). Dem Wiener Meister *Koppay* widmet Rudolf Lothar eine reichillustrierte Monographie (Berlin, W. Borngräber). „Richtlinien für ein Kunstamt" zieht der Architekt *A. Loos* (Wien, R. Lanyi).

Ernst Decsey hat sein Buch über „Hugo Wolf" gänzlich neu bearbeitet (Berlin, Schuster & Löffler). *Paul Stefan* sucht „Die Feindschaft gegen Wagner" geschichtlich und psychologisch zu ergründen (Regensburg, G. Bosse). Wesen, Dramaturgie und Regie des „Lichtspiels" entwickelt *Viktor E. Pordes* (Wien, R. Lechner).

Aus den Aufsätzen in Zeitschriften sei als Leckerbissen *Walter Schillers* außerordentlich weitgreifender und ergebnisreicher Beitrag zur semitischen Sagenforschung „Das Mehl der Witwe" hervorgehoben („Anthropos" XII, XIII 513—539). *Josef Nadler* bespricht im „Donauland" (Augustheft) die Humanistenkomödie vom Jahr 1514 „Gallus pugnans" des St. Gallener Arztes Joachim von Watt als erste Wiener Posse. Von der in ihrer Art einzig dastehenden Porträtsammlung des Hofrates Danhelovsky in Wien gibt *Karl Josef Zitterhofer* Nachricht (im Septemberheft). Cézanne, Georg Kars und der Madonna von Krumau sind im Augustheft der „Bildenden Künste" trefflich illustrierte Aufsätze von *Anny E. Popp*, *Hans Tietze* und *Alfred Stix* gewidmet. Durch die sehr beachtenswerte Bildersammlung Ludwig August Frankls geleitet uns als liebenswürdiger, kundiger Cicerone deren gegenwärtiger Besitzer, Ober-Staatsbahnrat Dr. *Bruno Frankl-Hochwart* (Moderne Welt, Heft 8); hier findet sich auch Raimunds letztes Bildnis von Ferdinand Schilcher aus dem Mai 1836, auf das Kriehubers bekannte und allgemein verbreitete Steinzeichnung zurückgeht.

Mancherlei Neudrucke in mehr oder minder bibliophiler Aufmachung sind aufgetaucht. Als Gegenstück und Ergänzung zu Julius Babs geschichtlicher Auswahl „Die deutsche Revolutionslyrik" hat der bekannte Badener Lokalforscher *Paul Tausig* zu Hermann Rolletts 100. Geburtstag dessen „Republikanisches Liederbuch" (Leipzig, C. W. B. Naumburg, 1848) erneut und mit einem unterrichtenden Nachwort versehen; dem Verlag (Wien, Ed. Strache) ist die Nachbildung trefflich gelungen.

Eine Auswahl aus Franz Gräffers „Kleinen Wiener Memoiren und Wiener Dosenstücken" veranstaltet *Anton Schlosser* unter Mitwirkung von Gustav Gugitz in dessen „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich" (München, Georg Müller). *Otto Rommel* gibt Grillparzers ausgewählte Werke in zehn Bänden bei K. Prochaska in Teschen heraus, „Die Ahnfrau" mit 18 Steinzeichnungen von *Hugo Steiner-Prag* und einem Nachwort von *Georg Witkowski* erscheint bei K. W. Hiersemann in Leipzig (auf Bütten, in Halblederband 300 M., auf Japan in Leder 600 M.).

Von *Hofmannsthals* „Gespräch über Gedichte" hat der Hyperionverlag in Berlin eine Bibliophilenausgabe veranstaltet (32 Seiten, 36:28 cm, Halblederband 85 M., Pergament 199 M., Leder 240 M.). *Karl Kraus* tritt mit zwei Bänden hervor, „Weltgericht" und „Die letzten Tage der Menschheit",

Digitized by Google

Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog (Leipzig, Verlag seiner Schriften). *Roseggers* letzte Gabe „Abenddämmerung, Rückblicke auf den Schauplatz des Lebens" wird mit Pietät aufgenommen; *Müller-Guttenbrunn* legt neben ein Drama „Das häusliche Glück" einen ganz in Banater Stimmungen getauchten Lenau-Roman „Sein Vaterhaus"; *R. H. Bartsch'* „Heidentum" erzählt die Geschichte eines Vereinsamten; *Emil Hadinas* „Suchende Liebe" gilt den Frauen und der Heimat (Leipzig, L. Staackmann). *Ferdinand von Wahlberg* will in seiner Erzählung „Laili Sultaneh" ein Bild aus dem Leben der deutschen Kolonisten in der Wolgasteppe entwerfen (Wien, Wilhelm Braumüller). Viel Aufsehen erregte der Schlüsselroman des Brünner Parlamentariers *Otto Lecher* „Der Abgeordnete, Erzählung aus dem Francisco-Josephinischen Österreich" (Berlin, S. Fischer). Der Wiener Roman „Die lockende Stadt", aus dem Englischen übersetzt, macht uns mit der Amerikanerin *Dorothea Gerard* bekannt (Graz, J. A. Kienreich). Mit Novellenbänden haben sich *Friedrich Freksa* („Notwende", München, Georg Müller), *Paul Zifferer* („Das Feuerwerk", Berlin, S. Fischer), *Robert Hohlbaum* („Unsterbliche", Leipzig, L. Staackmann) eingestellt. In allen romantischen Farben schimmern die sieben Geschichten „Regenbogen" (München, Parcus & Co.) von *Oswald Menghin*, dem Vertreter der Vorgeschichte an unserer Universität. Eine neue Talentprobe legt *Hans Nüchtern* ab mit seiner lyrischen Rhapsodie auf Napoleon „Die letzte Insel", auch apart ausgestattet mit Buchschmuck von Hans Wilhelm (Wien, Wilhelm Braumüller).

Auffallend sinkt die Zahl der österreichischen Verlagswerke. Die allgemeine Erschöpfung und Zermürbung, die uns allgemach dahin gebracht hat, daß wir mit stoischer Resignation alles mit uns geschehen, alles über uns ergehen lassen, beginnt nun auch auf dem Büchermarkt fühlbar zu werden. Die Revolutionspause scheint eintreten zu wollen. Unser Buchgewerbe vermag die beständige Steigerung der Papierpreise und der Druckereitarife nicht mehr mitzumachen. Unseren Zeitschriften droht die Einstellung, da die Selbstkosten vielfach bereits das Doppelte des Ladenpreises betragen. Einige wenige Verlage bemühen sich, um die ihnen assoziierten Druckereien zu beschäftigen, weiter zu arbeiten: Wilhelm Braumüller, J. Roller & Co., A. Schroll & Co., E. Strache. Wir fürchten, noch einige müde Umdrehungen und die ganze Maschine steht still.

Es geht uns hier wie bei allen Artikeln: der einheimische Produzent kann nichts mehr erzeugen, der Konsument aber auch die Importe des Auslandes bald nicht mehr bezahlen. Der erbarmenswürdige Zustand unserer Valuta, die Teuerungszuschläge des Verlegers und Sortimenters erhöhen den Preis eines Buches derart, daß sich kein Schüler von seinem Taschengeld mehr ein Reclamheft, ein Bändchen „Aus Natur und Geisteswelt", aus „Wissenschaft und Bildung" oder aus der „Sammlung Göschen" kaufen kann. Aber auch unsere großen Bibliotheken werden bald nichts mehr anschaffen können, da die unverändert niedrigen Dotationen der Friedenszeit beinahe ganz von den Kosten für das Binden der Pflichtexemplare verschlungen werden. Schon sieht sich die Universitätsbibliothek genötigt, einzelne seltener verlangte Bücher ungebunden aufzustellen. In Kürze wird, was dem alten Polizeistaat, was weiland dem Zensor nicht gelungen ist, erzielt, Österreich durch den Wall seines Papiergeldes geistig von der Außenwelt gänzlich abgesperrt sein. Da hätten wir denn die Selbständigkeit, die uns der famose Friede von St. Germain aufgehalst hat — als einen Mühlstein, der uns durch sein Schwergewicht in die Tiefe reißt.

Wien, Ende September 1919.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neue Bücher und Bilder.

Neue Lyrik.

Clemens Taesler, Zwischen den Toren der Ewigkeit! Ein Buch der Andacht für freie Menschen in Dichtungen. *Oldenburg & Co. Verlag, Berlin SW. 48.*

Es ist verständlich, daß der freireligiöse Prediger Taesler die alten Kirchenlieder und unter anderem auch „Stille Nacht! Heilige Nacht!" für den Gebrauch seiner Gemeinde umdichtet, weil er so den Apostaten den Abschied vom Gewohnten leicht machen will. Aber mit Kunst haben diese Lieder nichts zu tun.

Berliner Dichterbuch. Im Auftrag der Literarischen Gesellschaft Berlin-Charlottenburg herausgegeben von *Adolf Armin Kochmann. Führer-Verlag, Berlin W. 30.* 107 Seiten. 4 M., geb. 6 M., Luxusausgabe 10 M.

Literarische Bildung zu fördern ist die gute Absicht des Almanachs, und ihr haben Cäsar Flaischlen, Ernst Lissauer und einige andere Dichter das Opfer ihrer Mitarbeiterschaft gebracht. Leider genügt aber das vorliegende Mosaik aus Mittelmäßigem und ganz Schlechtem (ich will den „Humoristen" Vierdich nicht zitieren!) der Forderung keineswegs, die man an ein Buch mit so anmaßendem Titel stellen muß.

Bruno Schönlank, Blutjunge Welt. Gedichte. *Paul Cassirer, Berlin* 1919. 31 S. 1,80 M., 2,80 M.

Der Lyriker Schönlank, dessen Gedichtbuch „In diesen Nächten" manchen schönen Vers enthielt, grüßt als politischer Dichter die „blutjunge Welt" der Freiheit, läßt die roten Fahnen des 1. Mai wehen und reicht der „Schwester" Rosa

Digitized by Google

Luxenburg die Hand. Seine revolutionären Gefühle und Gedanken sind zweifellos echt, aber gerade die Aufrichtigkeit, der kritiklose Ausbruch seines Gefühls ist wohl die Ursache dafür, daß die neuen Gedichte künstlerisch fast wertlos sind. Wo er expressionistisch seinen Haß ausspeit, erscheint er als schwächlicher Nachbeter, und wo er der Menge seine Worte zum Trutzlied leihen will, findet er nur die alten Phrasen: „Die Schergen erzittern und Throne zersplittern", „Hinab mit den Schlechten, den Feilen und Knechten". Es wäre wohl in diesem Falle Aufgabe des Verlages gewesen, dem jungen „Arbeiterdichter" kritischer Freund zu sein.

Carl Lange, Strom aus der Tiefe. Gedichte. *Furche-Verlag, Berlin* 1919. 135 Seiten. 3 M.

Ein ernster stiller Mensch mag Carl Lange sein; in seinen Versen ist er Dilettant. Er beherrscht nicht den „Strom aus der Tiefe", sondern läßt sich treiben. Seinen Gedichten fehlt Architektonik, seine Sprache entbehrt jeglicher Eigenart, seinen Bildern mangelt Anschaulichkeit. Gefällig gereimte Dutzendgefühle in mehr als hundert Gedichten — gäbe er uns nur ein einziges dafür, das uns hinrisse zu Liebe oder Haß!

Ludwig Knapp, Gedichte. *Chr. Kaisers Verlag (Inh. A. Lempp), München* 1918. 81 Seiten.

Diese Gedichte, von Marie Knapp herausgegeben, sind nicht der Auftakt zu künftigen Melodien, sondern der Nachklang aus einem Leben, das der Krieg nach 29 Jahren endete. Dem lebenden Dichter müßte die Kritik manch herbes Wort sagen: breit und unsinnlich ist die Sprache, verbrauchte Bilder („in meines Daseins ganzer Blöße") werden ohne persönlichen Akzent wiederholt und schließlich klingt das Buch in Kriegslieder aus, deren Gesinnung den Verfasser ehrt, deren Gestaltung aber sein künstlerisches Unvermögen besonders stark unterstreicht. Indessen: der Tod entriß Knapp dem Irrtum seiner Dichterschaft, wir verzeihen schwesterlicher Liebe ihren Glauben.

C. F. W. Behl, Der neue Tag. *Kunstgesellschaft Leydhecker & Co., G. m. b. H.* 16 Seiten.

Von den zwölf Gedichten dieses Heftchens kann man nur sagen, daß ihr Verfasser sich geschickt den Stil jüngster Lyrik angeeignet und in ihm die Revolutionserlebnisse vom Standpunkt des liebenden Menschenbruders aus dargestellt hat. Die Art, Persönlichkeiten erscheinen zu lassen, Beerfelde, Lenin, Liebknecht, Rolland, erinnert an Lissauer, das Vokabular jedoch: steiler Mord, gebäumter Wille, aufdürstend, gepreßt, gekrampft, geballt, ist das der Expressionisten. Womit natürlich keinerlei sklavische Abhängigkeit angemerkt, sondern nur auf die verwandtschaftliche Ähnlichkeit des literarischen Gesichts Behls hingedeutet werden soll. Ob dieses Gesicht nur Maske eines Mitläufers ist, können erst spätere Werke erkennen lassen.

Albert Ehrenstein, Den ermordeten Brüdern. *Max Rascher Verlag, A.-G., Zürich* 1919. 32 S.

Immer war Klage und Anklage in Ehrensteins Werken. „Der Mensch schreit" war eins seiner Gedichtbücher betitelt, Schrei des gequälten Menschen war seine Dichtung, Haß und Ekel spie er aus, um dann wieder in ironischem Plauderton zu höhnen und die Welt zu narren. Um die ermordeten Brüder klagt er nun und flucht der mordenden Menschheit. Aber auch als Ankläger „Barbaropas" findet dieser eigenwillige Romantiker witzelnde Worte, und diese Geste im Anblick der Toten verletzt uns bisweilen, macht uns zornig gegen den Dichter, bis wir erkennen, daß nur Verzweiflung ihn gegen seine eigene Menschenliebe mit Spott wappnet. Erinnerungsworte an Georg Trakl, den allzu früh Dahingegangenen, eröffnen das schmale Heft, Prosa und Verse, politische Forderung und lyrisches Bekenntnis vereinigen sich zu einem Dokument der „Menschlichkeit"; aber die künstlerische Prägung seines Schmerzes und Fluches ist weniger gelungen als in früheren Werken. Das Gefühl war zu stark und zertrümmerte die Form.

Julius Maria Becker, Gedichte. *Kurt Wolff Verlag, Leipzig.* (Der jüngste Tag, Heft 72.) 48 S. 1,20 M. — Das letzte Gericht. Eine Passion in vierzehn Stationen. *S. Fischer, Verlag, Berlin* 1919. 131 Seiten. 3 M., geb. 5 M.

Beckers Gedichte zeigen die Entwicklung eines Dichters vom Liebesspiel durch Menschenleid und Weltuntergang zu neuem Leben. Der Mensch, den er erhofft, ist „mehr Stirn als Kinn, mehr Gott als Tier". In diesem Bekenntnis zu einem geistigen Menschentum ist er einer der großen Schar, die unermüdlich das hohe Lied der Zukunft singt, die selbst danach ringt, in diese Zukunft hineinzuwachsen. — Auch die Passion „Das letzte Gericht" ist trotz starker dramatischer Szenen ein großer lyrischer Monolog des Helden Ossip Gunarow, dessen Gegenspieler, Bruder Leonid, nichts ist als „eine Projektion seines bösen Gewissens, sein drohend erschienenes Ich". Diese Einheit wird auch sichtbar: „Sie umarmen sich und die Gestalt Leonids verschwindet in diesem Augenblick im Faltenwurf des Bruders, so daß nachher nur noch Ossip auf der Bühne steht". Der alte Gedanke, daß nur der die Menschheit erlöst, der sie vom Menschen erlöst, ist hier gestaltet: das Ich der einzelnen schwand hin im Ich der Völker, nun gehen die Völker im Ganzen der Menschheit auf und erreichen damit die Vereinigung mit Gott, das Ziel des jüngsten Tages. Das Ideal also wäre die Vernichtung des Menschen? Aber dem widerspricht Becker in seinen Gedichten, in denen er

Digitized by Google

den „neuen Menschen" verkündet, der doch zu beten weiß: „Nichts über mir! Im Anfang war ich, ich werde im Ende sein". — Der Stil ist stark beeinflußt von jüngster Kunst, neigt aber, besonders im Drama, noch zu naturalistisch-objektiver Darstellung, die zwar die Eingangszenen der russischen Revolution wirkungsvoll macht, die aber im visionären Ausgang versagt. Auch der Lyriker tastet noch bisweilen unsicher nach hergebrachtem Ausdruck: „Helios schirrt die blendenden Rosse zur morgigen Sonnenfahrt", und das „Lied" mißriet ihm ganz. Aber in der Folge der Gedichte verrät sich doch Wachstum des Künstlers, das hoffentlich nicht unter dem allzu üppigen Pathos der ethischen Forderungen erstickt.

Walther Eidlitz, Der goldene Wind. Gedichte. — Der junge Gina. Geschichten. *Erich Reiß Verlag, Berlin.* 79 u. 140 Seiten. Je 4 M., geb. 6 M.

Auch in ihm, dem zarten Sänger „Hölderlins", ist etwas von jenem Verzücktsein jüngster Dichter, die ein schon matt gewordenes Schlagwort Expressionisten nennt. „Ich will meine Arme in die Luft hoch werfen", beginnt er den Gedichtband „Der goldene Wind". Wenn er sein Gedicht zum „Schrei" steigern will, wenn er schreibt: „Eine wilde Lokomotive schrie in die Nacht", dann glauben wir ihm nicht, dann weckt solches Gedicht nur Erinnerung an Bechers „Lokomotiven" und wirkt „gemacht". Aber ein Gedicht „Einschlafen", ganz zart und rhythmisch weich verklingend, ist wahrer Ausdruck dieses Dichters, der nicht nach fremden Zielen stolpern sollte. Er liebt den Schlaf, die Hingabe, er spannt seiner Seele Blütenblatt in den blühenden Baum „vom Wellenspiel der Lüfte schläfermatt". Und auch da, wo er soziale Dichtung streift, wird sein Wort nicht fordernder Aufruf; er wundert sich nur, daß sich die Menschen in Städte vergraben, „die doch könnten Gärten haben und Felder und eigenen Wein . . ." Lyrisch sind seine Erzählungen, die bisweilen an Robert Walsers Prosa-Kleinkunst erinnern; doch sind sie weniger bewußt „Literatur", sind noch natürlicher als Walsers lyrische Essais. Fragmentarisch wirken sie fast alle, und sie sind wohl auch alle Fragmente der Selbstbiographie eines Dichters.

E. A. Rheinhardt, Tiefer als Liebe. Gedichte. *S. Fischer Verlag, Berlin* 1919. 104 Seiten. 5,50 M., geb. 6,50 M.

Rheinhardt erstrebt das Ziel einer jüngsten Kunst: die „Ich in Ich-Erlösung", die Persönlichkeit ohne Attribute irdischer Bindung, das endgültige Sein. „Ich bin zu Gast, ich bin verliehn an Taggeschick und Augenblick" — so fühlt er seine Gegenwart, und seine Forderung heißt: „Geh aus dem Haus, und gib dich auf! . . . Geh, flieg, sei draußen — namenlos . . . Vergiß das Wort". Der Unmöglichkeit, dichtend der Worte zu entraten, begegnet er nicht mit dem Salto mortale der Dadaisten, die lachend alle Form preisgeben, um damit doch nur die neue Form dieser Preisgabe zu schaffen; Rheinhardt scheut noch vor letzten Konsequenzen zurück, flieht in die „hymnische Nacht", nimmt andere Gestalt an, ist „Pappelseufzen, Eulenschrei", vertauscht also nur das Gewand seines Ichs; und seine Gedichte sind letzten Endes nur die Klage über jene Unmöglichkeit der völligen Selbstaufgabe, das Bekenntnis eines Suchenden, dessen Verse bisweilen an die Lebensmüdigkeit der Neuromantiker erinnern („Denn wir sind spät und bald verweht") und der sein Erdenbürgertum doch nicht leugnet, wenn er nur eine „Stern-Erde über das Tagesspiel" emporlächeln will und aus selbstquälerischer Einsamkeit aufschreit: „O Mensch, ich habe Sehnsucht nach dir!"

Iwan Goll, Die Unterwelt. Gedichte. *S. Fischer Verlag, Berlin* 1919. 67 S. 3,50 M., geb. 5,50 M.

„Weltfreund" nannte sich Werfel, Weltfreundschaft leuchtet von den schmerzverzerrten Gesichtern einer ganzen jungen Dichtergeneration, und Iwan Goll sang schon in seinen „Dithyramben" die Befreiung der Erde und den „großen Frühling der wiedererstandenen Menschheit". Auch seine neuen Gedichte, geschlossener und gerundeter als alles, was wir bisher von ihm hörten, künden aller Kreatur seine Bruderschaft. Er weiß:

„Daß alle müden Gäule meine weinende Seele haben,
Und daß kein Himmel ist ohne dich, Erde!"

Demütig verehrt er das niedrigste Ding, spricht zu der Einfalt der Bäume, seiner Brüder, und richtet seinen milden Vorwurf nur gegen die Gelassenen, Satten, die nichts wissen von der Gemeinschaft alliebender Kreatur:

„Du weißt es nicht, wieviel ein Mensch
An Demut tragen muß, um Mensch zu sein."

Nicht Aufruf und Schrei des Propheten sind seine Gedichte, sondern Bekenntnisse eines Einsamen, der sich an die ganze Welt verschenken will, der immer den Leichenzügen, dem Menschenleid und Tod nahe ist:

„Mein Leben ist ein Regnen und ein Klagen,
Ein langes Sterben an Novembertagen."

Nicht steile Geste, nicht Fanfare ist darum auch sein Stil, die breit hinströmenden Verse herrschen vor, wenn auch bisweilen knapperes Wort, jache Gebärde aufzuckt. So ist in allen Gedichten, wie ungleich ihr Wert dem aufnehmenden Ich auch erscheint, die Einheit von Sinn und Rhythmus erreicht, und das läßt an Goll als an einen Dichter glauben, wenn auch manches Wort („in grandiosem Frühling" u. a.) noch Zweifel weckt.

Digitized by Google

Max Herrmann, Verbannung. Ein Buch Gedichte. *S. Fischer Verlag, Berlin* 1919. 70 Seiten. 3,50 M., geb. 5,50 M.

Max Herrmann ist einer der wenigen jungen Dichter, in denen der Zwang zur lyrischen Äußerung so stark ist, daß ihre Verse von allem „Literarischen", aller Modeform und Sprachmanier unberührt bleiben. In den Gedichten „Sie und die Stadt" waren noch gewisse Einflüsse spürbar, der Ausdruck war bisweilen erquält und die Form noch nicht überall gerundet. „Empörung, Andacht, Ewigkeit" zeigten das Wachstum seiner Künstlerschaft. Gedichte wie das unvergeßlich schöne „Schweigen mit dir" gaben die beglückende Gewißheit, daß hier ein reines Gefühl vollkommenen poetischen Ausdruck gefunden hatte. Und der neue Gedichtband Herrmanns erfüllt die Hoffnungen derer, die sich ihm, dem aus der Landschaft des Glücks in die Fron der Stadt Verbannten, verwandt und freund fühlen. Klage und Anklage ist, wie in so vielen Dokumenten der haßzerrissenen Welt, auch in den Versen dieses Liebenden; aber in Worten des sich selbst beherrschenden Menschen, des Form beherrschenden Künstlers. Seine Zartheit ist nicht Schwäche, seine melancholische Trauer nicht Sentimentalität. Vor seiner Kunst kann der Kritiker nur seine Liebe bekennen und den Dichter selbst Freunde werben lassen mit den Versen:

Wenn der Linden hingegeben
sanftes Singen mählich schweigt,
sich das abendliche Leben
zu versunkner Andacht neigt,

durch der Häuser Heimlichkeiten
magisch das Verstummen rauscht,
und die Sehnsucht dem Entbreiten
letzter Dunkelheiten lauscht:

Was in mir sich dumpf empörte,
fühlt sich sanft zum Klang versöhnt,
fern entgleitet das Verstörte.

Fern ist Lieben, fern ist Hassen —
Bis mich neuer Tag umtönt
und die Engel uns verlassen.

Ernst Lissauer, Die ewigen Pfingsten. Gesichte und Gesänge. *Eugen Diederichs, Jena* 1919. 80 S. 5 Mark.

Schon in den früheren Dichtungen Lissauers, im „Acker" und im „Strom", sprach ein tief religiöser Dichter zu uns, der ganz erfüllt war von dem Geist der „Urmacht von Anfang, die das Sein erschuf". Die neuen Gesichte und Gesänge sind der vollendete Ausdruck dieses Gottesdienstes, des Ergriffenseins von Gott, mit dem die „Psalmen" Zwiesprache halten, zu dem sie beten und dessen Herrlichkeit sie verkünden. Inbrünstige Bitte beschwört den Segen der pfingstlichen Flammen, in denen Gott-Geist sich offenbart. Irgend einmal geschieht es: da senken die Flammen sich nieder zu einem Franz von Assisi, Luther oder Beethoven. Erde und Meer liegen empfängnisbereit: „Nie vollendend die ewige Fahrt gleitet das pfingstliche Licht". Die „Pfingstgesänge" und „Psalmen" rahmen die großen Bilder der „Schöpfer", in denen Lissauer in der von ihm geschaffenen Form der balladenartigen Charakteristik historischer und legendärer Persönlichkeiten Homer und Iphigenie, Savonarola und Luther, Bach und Beethoven, Goethe und Bruckner erscheinen läßt. Eine ungeheuere Intensität wuchtet in diesen Gestalten wie in Hodlerschen Bildern. Nicht alle bezwingen uns, Beethoven und Goethe sind doch nur Beethoven und Goethe „in Lissauers Manier", und nicht immer offenbart die gestaltete Episode den ganzen Menschen wie in den besten Stücken. Die Sprache zeigt wieder die Beherrschtheit der früheren Werke, die baumeisterliche Sorgfalt, die Wort zu Wort fügt, schwer, geballt, allzuschwer vielleicht für die Psalmen, deren Gott brausender Strom sich manchmal an steilen Wortklippen bricht. Aber das Gesamtwerk bedeutet doch eine Krönung Lissauerscher Kunst.

Regina Ullmann, Gedichte. *Im Insel-Verlag zu Leipzig* 1919. 67 Seiten.

Schöne Ruhe und Reife, frauliches Sich-schenken und Empfangen der Welt! Die Wirtin geht zum Gast, mit dem Wasserbecken zum Bestaubten, und ihr Schreiten ist Vertrauen werbende Güte. Die Frau sieht die selbstgefällige Magd, die Herrin überdenkt das Schicksal des Knechtes, der mit Tagwerk und Kraft, Mahlzeit und Schlaf nur seinem Herrn gehört. Vollendet schön, ursprünglichem Gefühle treu, sind diese Frauengedichte Regina Ullmanns. Liebe blüht ihr im kleinsten Ding, „Nachtigall ist Liebe. Und Stein bedeutet Liebe." Und nichts ist ihr seelenlos kalt, in ihr lebt alle Welt, in ihr steigen die Vögel singend empor, ihre Augen schaffen Erde und Himmel und füllen den Raum: sie ist Schöpferin. Demütig vor Gott, vor dem sie schuldlos wieder zu sein wünschte wie die Blumen, fühlt sie sich doch lobsingend über ihn hinauswachsen. Leicht findet man bei Frauen eine starke formale Begabung, die überkommene Formen pflegt; Regina Ullmanns Gedichte, dem flüchtigen Leser vielleicht formlos erscheinend, haben den Rhythmus des Erlebten, Gefühlten, strömen in jubelnder Hingabe an die Welt und stocken wieder sich versagend in Zweifel und Schmerz. Keiner anderen Dichterin soll man sie vergleichen. Aber neben Rainer Maria Rilke tritt sie wie eine Schwester.

F. M.

Digitized by Google

„*Aus Natur und Geisteswelt*", die allbekannte *Teubnersche* Sammlung, bleibt, ihrem Grundsatz getreu, eine reiche Quelle wissenschaftlicher Belehrung. Beweise dafür bieten allenthalben die im laufenden Jahre erschienenen neuen Auflagen, indem sie durchwegs von den Verfassern oder ihren Nachfolgern von neuem durchgearbeitet und so vor dem Veralten des Inhalts geschützt worden sind. Wir nennen als einige solcher Bändchen: *Mehlhorn*, Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu (Dritte, umgearbeitete Auflage); *Matthaei*, Deutsche Baukunst im Mittelalter und Deutsche Baukunst in der Renaissance- und Barockzeit (in der neuen Auflage in drei Bändchen zerlegt und dadurch in den Abschnitten Gotik und Barockarchitektur ausführlicher als früher); *Busse*, Das Drama, I. Von der Antike zum französischen Klassizismus, II. Von Voltaire zu Lessing (2. Auflage, nach dem allzu frühen Tode des hochbegabten Verfassers von neuen Bearbeitern pietätvoll durchgesehen und um das klassische deutsche Drama, das dem 3. Bändchen zugewiesen wurde, gekürzt); *Hamann*, Ästhetik (2. Auflage, vielfältig geändert und neben der ersten wertvoll für den Leser dieses kleinen, aber bedeutenden Systems der Ästhetik); *Wustmann*, Albrecht Dürer (2. Auflage, von A. Matthäi durch ein gutes zusammenfassendes Kapitel über Dürers Entwicklungsgang vermehrt); *Walzel*, Friedrich Hebbel und seine Dramen (2. Auflage, mit Hinweisen auf neue Forschungsergebnisse); *Warstat*, Die künstlerische Photographie (2. Auflage, mit einem sehr willkommenen Literaturverzeichnis). Als neu erschienen liegt uns vor: *August Heisenberg*, Neugriechenland. Von dem klassischen Lande, das uns in seinen jetzigen Zuständen so unbekannt ist, gibt das kleine Buch ein treffliches Bild, Natur, Bevölkerung, Geschichte (vom Mittelalter bis zum Sommer 1918), Verfassung, Wirtschaft, materielle und geistige Kultur und Politik mit sorgsamer Benutzung der Literatur und auf Grund vielfacher Auskünfte in lebendiger Schilderung behandelnd.

P—e.

Julius Bab, Der Wille zum Drama. Neue Folge der Wege zum Drama. Deutsches Dramenjahr 1911 bis 1918. *Oesterheld & Co., Berlin* 1919.

Daß unter mehr als dreihundert deutschen Dramen nur höchstens der fünfzehnte Teil es wert ist, in einer Kritikensammlung erörtert zu werden, die sich die Aufgabe stellt, die Ernte jedes Jahres in die Scheuern zu bringen, das spricht ebensosehr gegen das Niveau der dramatischen Produktion wie für den strengen Maßstab, den Bab anlegt. Es kommt ihm dabei im übrigen nicht bloß darauf an, ein dramatisches Werk auf der Plus- oder Minusseite zu buchen, indem er seinen dramatischen Wert oder Unwert in kritischer Analyse darlegt; sondern mindestens gleich wichtig ist es ihm, den Kern des Dramatischen überhaupt, das Wesen des Dramas klarzumachen. Und es erscheint gerade den heutigen Strömungen gegenüber, die, traditionslos auftretend, die dramatische Form irgendwie sprengen möchten, von bemerkenswerter Wichtigkeit, daß Bab von einer bestimmten inneren Form des Dramatischen überhaupt überzeugt ist, ohne daß er darum etwa neuen Bewegungen mit engen Gesichtspunkten gegenüberstände. Wie sehr er den Nerv für alles irgendwie Neue hat, zeigt das besonders wertvolle Kapitel über den Expressionismus, zeigt seine Stellung zu E. Barlach, zu R. Goering, P. Kornfeld, R. Sorge u. a. Aber er läßt sich weder durch Geschrei noch durch Programme oder Erfolge beirren, sondern spricht es mit dankenswerter Offenheit aus, wieviel etwa bei W. Hasenclever oder bei C. Sternheim abzustreichen dringend nötig ist. Er hat andererseits aber auch den gerechten Standpunkt zum Schaffen der Nachfahren, ohne „Epigone" gleich als Herabsetzung anzusehen, also etwa L. Schrickels u. ähnl. Alles, was seine Einfälle, Gedanken, Visionen nur darum in Dialogform bringt, weil Dialog die Forderung des Theaters ist, kommt für Bab nicht in Frage; da wo er keine Hoffnung mehr sieht, wie bei P. Ernst oder H. Eulenberg, bricht er ab. Und wer's gar zu schlecht gemacht hat, wie z. B. Dietzenschmidt oder Leo Herczog, der braucht sich nichts darauf zugute zu halten, aus der Masse des Stoffes herausgehoben zu sein; es geschah nicht um ihrer selbst willen, sondern nur damit andere sehen, wie man's nicht machen soll. Die „Sturm"-Leute fehlen ganz und sind genügend bedacht, wenn Bab sie in einem Nachwort sehr heftig ablehnt, weil sie das Äußerste darstellen, „was an ästhetischer Verirrung und gedanklicher Zuchtlosigkeit" in Deutschland auf dramatischem Gebiet zustande gebracht worden ist. Was deutsche Dramatiker in den letzten sieben Jahren geleistet haben, hat nirgends shakespearehafte Größe; viele Ansätze, keine Vollendung. Und so zeigt Bab in einem zweiten Teil sieben Bilder „Vollendeter": Shakespeare, Georg Büchner, Frdr. Hebbel, Strindberg, Ibsen, Björnson und — Wildenbruch. Aber ich wüßte nicht, was man von dieser gerechten Äußerung über Wildenbruch wegnehmen sollte. Ein sehr kluges, strenges, aber mit nachgehender Liebe geschriebenes Buch, auch dann belehrend und belebend, wenn man nicht in allem der gleichen Meinung sein kann.

Hans Knudsen.

Hermann Bahr, Tagebücher 2 (1918). *Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck—Wien—München.* 8°. 305 Seiten. Geb. 12 M.

Der Österreicher ist uns heute wichtiger als je; seit alle Welt weiß, daß er sich nicht selbst helfen kann und daß sie ihrerseits auch durchaus nicht weiß, wie ihm von außen zu helfen wäre, ist er mit seiner Ohnmacht zum Protagonisten geworden,

Digitized by Google

zum berühmten Gastdarsteller, gegen den die mächtigsten Intendanten und gewaltigsten Regisseure der Weltbühne nicht aufkommen. Hermann Bahrs Österreichertum ist nur ein wenig zu bewußt politisch, zu sehr Kaiser Karl- und Lammasch-parteilich, um uns ein Bild vom österreichischen Menschen dieser Zeit zu geben. Zu einem rechten Politiker reicht es ja doch nicht, und wenn später ein Soziologe in diesen Tagebüchern nach den Eindrücken des Kriegszusammenbruchs auf einen führenden Geist der Wiener Welt sucht, wird er eigentümliche Vorstellungen von der Staatsbürgerlichkeit dieser Zeit bekommen. Fehlt aber dieses Staatsbürgerliche so ganz wie bei Bahrs innerem Menschen, dann wirken einzelne Notizen, die er sich aus den Zeitungen oder einem Freundesgespräch macht, kleine Angriffe auf Herrn Seidler, Nachrufe auf Pernerstorfer oder Adler nur verwirrend; sie täuschen etwas vor, was nicht da ist. Sogar der Antisemitismus, den Bahr neuerdings ja vielfach in seine Schriften einflicht, ist nicht ganz echt. Da hält man sich dann, seit Biehlolawek es nicht mehr lebend darstellt, gleich an die im Tyroliaverlag erschienenen Schriften des Dr. Josef Eberle über die Überwindung der Plutokratie, die „in der Zeit kultureller, politischer und volkswirtschaftlicher Umwälzungen Anwälte des christlichen Volkes gegen seine Feinde und Ausbeuter" sein wollen. Hermann Bahr ist uns lieber, wenn er bei seinem Leisten bleibt und von Stifter oder vom katholischen Barock schwärmt oder sich für vergessene Originale des 18. Jahrhunderts begeistert. M. B.

Hans Bethges „Lieder des Orients" und *Schillers* Abhandlung „Über das Erhabene" sind in der Hausdruckerei von *Gebr. Klingspor* in *Offenbach* als zwei Gelegenheitsgaben so gedruckt worden, daß jeder Bücherfreund daran seine helle Freude haben muß. Die Schönheit der Schriften und der höchst geschmackvolle Satz, dazu edle Papiere und gefällige Einbände machen die beiden Bücher zu Denkmälern hohen Könnens. Während der lyrische Oktavband zierlich und leicht wirkt, prägt das tiefe Schwarz der Behrens-Antiqua die hohe Geistigkeit Schillers aufs würdigste ab. Beide Schriften werden nur verschenkt und sind in ganz geringer Auflage gedruckt; aber den wenigen, die sich ihres Besitzes erfreuen dürfen, werden sie ein um so kostbareres Gut sein. G. W.

Ludwig Biro, Das Haus Molitor. Roman. *Berlin, Ullstein & Co.* 411 Seiten. Preis 5 M.

Die Literatur schreitet mit der Zeit fort. Schon sind wir beim Nachkriegsroman angekommen. Vor kurzem mußte der Held noch vom Sumpffieber des Großstadtfriedensbetriebs durch die gute Luft des Schützengrabens geheilt werden, oder er mußte fallen und nur als Ahnung seiner Todesstunde kam etwa die Zeit nach dem Krieg schon in den Bereich des Modischen herein. Nun aber sind wir in der umgekehrten Lage. Der Held ist vom Kriege krank, die Heldin leidet an den bösen Wirkungen, die sich 1916—1918 an der Jugend beiderlei Geschlechts zeigten, und das muß überwunden werden, damit die beiden ein Paar werden und sich ein friedliches Haus gründen können. Das „Haus Molitor" steht in Budapest; die ungarischen Besonderheiten treten aber nicht so stark hervor, daß nicht auch eine andere Großstadt den Schauplatz hätte abgeben können. Freilich hören wir immer noch gläubiger, daß dort hinten fast am Balkan kurz nach einander die zwei Häupter des Hauses geheimnisvoll ermordet in ihren Schlafzimmern gefunden würden, als wenn das von München oder Berlin berichtet würde; aber der Leser darf nicht erwarten, hier schon einen Schatten zu spüren, den Bela Khun oder Szamuely auf das Pester Treiben vorausgeworfen hätten. Die Familienverhältnisse der Molitors sind so vielgestaltig verwickelt, daß man darüber vergißt, nach dem zu fragen, was drum herum im Volk und auf der Straße vor sich gehen mag. M. B.

Jakob Boßhart, Durch Schmerzen empor. Zwei Novellen. 2. u. 3. Auflage. *Leipzig, H. Haessel*, 1919.

Der Schweizer Boßhart hat sich mit seinem starken, vom Geiste der Berge beseelten Schaffen eine Stelle neben den Meistern der heimischen Prosa errungen. Im Jahre 1913 erschienen in fünf Bänden seine Erzählungen und boten einen Schatz echter Volksepik. Die beiden Novellen des ersten dieser Bände bietet der Dichter nun in neuer, umgearbeiteter Form dar, eine Gabe von hohem Wert für alle Freunde gehaltvoller und edler Heimatkunst. A—s.

Fritz Burger, Cézanne und Hodler. Einführung in die Probleme der Malerei der Gegenwart. 3. Auflage. 2 Bände mit 193 Bildern. *München, Delphin-Verlag.*

Im Frühjahr 1916 ist Fritz Burger auf den Schlachtfeldern Frankreichs gefallen. Aus seinem Nachlaß trat dieses Werk hervor, das einen ungewöhnlichen, aber verdienten Erfolg errang. Der Denker und der Künstler haben hier einen Bund geschlossen. Aus den Voraussetzungen der Erkenntnisweisen und der Technik werden die Unterschiede der Schaffensarten abgeleitet und begründet. Die neuesten Richtungen treten so als Reaktion gegen die naturwissenschaftliche Weltanschauung und als Wiederholungen früherer Malweisen in ein klares Licht, das den Leser zu einem wirklichen Verstehen und Genießen befähigt. Das reiche Bildermaterial unterstützt diese Wirkung. G. W.

Digitized by Google

Casimir von Chlędowski, Der Hof von Ferrara. Mit 32 Vollbildern. Gebunden 37,50 M. — Rom. Die Menschen des Barock. Mit 43 Bildern. Geb. 45 M. — Das Italien des Rokoko. Mit 44 Bildern. Geb. 45 M. Sämtlich aus dem Polnischen übersetzt von Rosa Schapire. *München, Georg Müller*, 1919.

Daß diese weltmännischen und doch nicht oberflächenhaften Bücher, die in den letzten Jahren vor dem Kriege in stattlichen Auflagen deutsch gedruckt wurden, jetzt von neuem erscheinen können, erscheint in mehr als einer Hinsicht erfreulich. Einmal bezeugt es die starke, auch in schwerer Zeit nicht unterbrochene Teilnahme der Deutschen an geistigen Interessen, über den gewohnten Kreis der als notwendig geltenden Kenntnisse hinaus, insbesondere die fortdauernde Liebe zu dem Italien, das uns Vermittler seelischer und körperlicher Erholung war; dann aber spricht aus dem Wagnis solcher kostspieligen Neudrucke auch das Vertrauen auf unsere Zukunft, daß wir nicht zu den Heloten Europas herabsinken werden. Mit Tagelöhnergesinnungen können die Bücher Chlędowskis nicht genossen werden. Ihre Haltung bedingt keine gelehrten Vorkenntnisse, wohl aber Freude an kultivierter Geistigkeit, an schöner Form, ein Aristokratentum, das mit jeder politischen Meinung vereinbar ist. Für Menschen solcher Art gibt es schwerlich eine befriedigendere geistige Unterhaltung. Schön gestaltete Bilder lassen Menschen, Zustände, Denkmäler vor uns erstehen, aus dem Todesschlaf der Archive erwachen die Urkunden zu neuem Leben, Steine und Gemälde erhalten Sprache und berichten von wundersamen Taten und Leiden, von heiterem Spiel und blutigem Ernst. Das alles ohne romanhaften Schmuck, einfach und klar hingestellt, fesselt stärker als irgendeine Phantasieschöpfung: das Italien der Renaissance, des Barock und des Rokoko mutet uns heute wie ein fernes Wunderland an. Die Bestätigung der Wirklichkeit dieser Welt gewähren die zahlreichen, trefflich gewählten und wiedergegebenen Bilder, mehr noch die dokumentarischen Belege der Darstellung Chlędowskis und der ruhige, sichere Ton des Erzählers. Ein nicht geringer Teil der Anerkennung gebührt auch der Übersetzerin.

G. W.

Curt Corrinth, Auferstehung. Roman. *Berlin, Oesterheld & Co.*, 1919. 278 S. 5,50 M.

„Hat man Corrinth in seinem kürzlich erschienenen Drama, dem Menschenspiel ‚Der König von Trinador', als einen ausgesprochenen Expressionisten kennen gelernt, so überrascht er uns mit seinem Roman als Romancier im Raabeschen Sinne." So sagt der Waschzettel und gibt damit zu wissen, daß man als moderner Autor sich beliebig in die Maske „Expressionismus" oder „Raabe" stecken kann. Tatsächlich heißt aber Corrinths Maske hier „Sternheim". Man beachte die fehlenden Artikel und Satzverdrehungen und lese: „Zigaretten entglommen schnell zu beruflicher Bestimmung. — So gedachte er des Selbstgeschaffenen, als ob ein Dritter kunstvoller Erzeuger gewesen sei und er der Geburt eigenster Bemühung nichts verdanke als, ob des geistvollen und zierlich gedrechselten Stils, einige Stunden feinschmeckerischen Lesebehagens. — Ihr Gesicht verübte Wandlung ins Milde" usw. Belustigend ist, daß Corrinth nicht Ausdauer besitzt, sich durch einen ganzen Roman zu Sternheim emporzusteilen, sondern sehr bald in einen normalen Romanstil zurücksinkt, der jedem Familienblatt willkommen wäre. Man nenne Wilhelm Raabe nicht neben diesem charakterlosen Machwerk.

F. M.

Josefa Dürck-Kaulbach, Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus. Mit Briefen, 160 Zeichnungen und Bildern. *München, Delphin-Verlag*. In Pappband 9 M., in Halbleinen 12 M.

Das alte künstlerische, behäbige München steigt in diesen Erzählungen auf, und im Mittelpunkt steht das Haus des Malers, der mit seinen großen Historien, seinen geisterfüllten Zeichnungen von der Mitwelt vielleicht überschätzt, von der Nachwelt sicher zu gering geachtet wurde. Hier kommt nur das Menschliche zu seinem Recht. Voll Heiterkeit und buntem Leben schildert es, unterstützt von den zahlreichen Bildern, die anmutige Erzählung, und man lauscht ihr gefesselt bis zum Schlusse. Wer nach Behagen, nach Abkehr von dieser greuelvollen Gegenwart verlangt, dem kann dieses Buch am besten dazu verhelfen, ein Stück Kunst- und Lebensgeschichte von seltenstem Reiz. Das Beste aber sind doch die zahlreichen, als zweiter Teil angefügten Briefe mit ihren vielen wertvollen Einzelheiten und dem Schmuck der eingefügten witzigen Federzeichnungen.

G. W.

Paul Ernst, Der Zusammenbruch des deutschen Idealismus. *München, Georg Müller*, 1919. Preis brosch. 11 Mark.

Paul Ernst ist ein Geist, in dem sich, nach eigenem Ausspruch, der Gefühlsgehalt unserer Zeit durch unermüdliche Arbeit geformt hat. Auch jenseits seiner engeren Gemeinde bricht allmählich die Erkenntnis durch, daß die Beharrlichkeit seines Formschaffens, die Kulturhöhe seiner künstlerischen Gesichtspunkte nicht lediglich Ergebnis theoretischer Gedanklichkeit sein können, sondern daß hier Denkerinstinkte am Werk sind, die im Urtum des schöpferischen Erlebnisses wurzeln und mit ihrer gestaltenden Wirksamkeit auf allgemeingültige Kunstziele deuten. In diesem Buch, das den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit stolz-be-

Digitized by Google

scheiden verneint und um so reicher an künstlerischer und psychologischer Sachlichkeit ist, setzt er die ganze Reinheit seiner Erkenntnis und die Unbestechlichkeit seiner Kritik daran, den Ursprung der deutschen Seelentragödie aufzudecken. Dem Dichter Ernst ist das gesamte höhere Leben der Menschheit eine Aufgabe der Form, und begreiflicherweise muß er daher den Mangel an formbildender Kraft für die bisherige Unerfülltheit des deutschen Gehalts verantwortlich machen. Aus seiner seelischen Stellungnahme zur antiken Tragödie ergibt sich gleich zwingend, daß er diesen Mangel aus jahrhundertalter falscher Bildung und Irreführung unserer nationalen Kultur durch wesensfremde Vorbilder erklärt. Wer für sich selbst nur die innerlichsten, ja asketischsten Antriebe, die mit Gott ringende und sich in Leidenschaftlosigkeit erlösende Lebensverzweiflung des Tragikers als kunst- und kultursetzendes Moment anerkennt, dem muß als einziges Rettungsmittel des im kapitalistischen Zersetzungsstrudel zusammengebrochenen deutschen Idealismus die bewußte allseitige Entwicklung unseres seelischen Grundtriebs zur Wiederherstellung einer unmittelbaren Verbindung mit dem Göttlichen erscheinen. Mag man darum auch die kulturgeschichtliche Auffassung Ernsts im einzelnen nicht teilen, beispielsweise die „Wurzellosigkeit" der Renaissance weniger unbedingt bejahen, über Schiller, Kant und Kleist anders denken, oder dem staatssozialistischen Pessimismus nur teilweise zustimmen: in dem Wesentlichen wird man ihm Beifall zollen müssen, so sehr überwiegt der Eindruck eines tiefsittlichen Erneuerungswillens, der Redlichkeit in der Tendenz, sowie der Echtheit in der hier niedergelegten vaterländischen Gesinnung. Und daher erscheint die am Schluß ausgesprochene Hoffnung, daß die religiöse Bewegung der heutigen Jugend der Wiedergeburt der Tragödie, als dem höchsten Ausdruck der Volksseele entgegenwachsen möchte, als Ziel erhaben genug, um dem allgemeinen Gewissen zugleich Sporn und Leuchte im Dunkel der nächsten Zukunft zu werden. *Magda Janssen.*

Hans Franck, Das Pentagramm der Liebe. Fünf Novellen. *München, Delphin-Verlag.* 284 S.

Wie das Pentagramm, an keinem Punkte beginnend, an keinem Punkte endend und nie den einzigen Zug der Linie, die geschlossene Ganzheit der Figur gefährdend, die Form des Sternes beschreibt, so hat mit diesen fünf Erzählungen der Dichter ein Ganzes zu beschreiben gedacht, das keinen Anfang und kein Ende hat und leuchtet wie ein Stern. Nicht durch bloßes Aneinanderreihen, sondern durch absichtsvolles Ineinanderfügen — wie Farben zu einer Skala, Töne zu einem Akkord planvoll gebunden werden — ist mit der novellistischen Einzelform hier auf eine Wirkung hingestrebt, die nicht die Novelle von sich aus haben kann, sondern nur der Roman. Denn es handelt sich nicht um interessante Begebenheiten und ihren Bericht, sondern um fünfmaligen Ansturm auf gleiches Ziel, richtiger um fünffache Zickzackbahn am gleichen Kern vorbei; nicht um Ausbreitung einer Welt, sondern um ihre Deutung nach dem Gesetz. Aus fünf empirischen Liebesbegegnungen wird das Urphänomen der erotischen Begegnung gleichsam herausfiltriert und seine chemische Formel festgelegt in einer Darstellung, die immer stärker abstrahiert und schließlich rein analytisch verfährt.

Damit tritt das Buch ins Gefolge jenes Heereszuges, der mit oder ohne Schlagwortbanner in breiter Front durch unsere Tage rückt; mit demselben Versagen, dem die meisten Mitläufer verfallen. Hier wie so oft hat die Blickeinstellung aufs Allgemeine die Empfindung für jede Besonderheit getrübt und an Stelle geduldiger organischer, naturähnlicher Entwickelung jene von vornherein zwangvoll bindende Konstruktion gesetzt, die der Form ihre Beweglichkeit und Unberührbarkeit nimmt. Die Novellen Francks haben einen hohen weltanschaulichen Aspekt, sie schweben — über der flachen Ebene des Trivialen hin — in einer dünnen und sehr klaren Atmosphäre, von wo aus nicht mehr diese oder jene Stadt und Landschaft, sondern der ganze erotische Kontinent überschaubar daliegt. Jede seichte Unterhaltungstendenz wird streng gemieden, das tragische Paradoxon aller starken und tiefen Erotik mit zäher Anspannung ehrlich prüfender und suchender Intellektualität freigelegt. Nur fehlt die Hauptsache: eben der Tonfall des Erzählers. In einer Sprache, die gründlich, sachlich und voller Absicht höchst bedächtig ist, aber gerade deshalb unwahr und manieriert erscheint, werden Vorgänge mühsam gedanklich zerlegt. Es ist schwer, sich durch die harten, unrhythmischen Gefüge durchzuarbeiten, in denen keine Figur und keine Geste rein sichtbar wird und eine poetische Perspektive sich nur selten ergibt. Bedauerlicher noch: es verlohnt nicht recht der Mühe. Die Erzählung will einen großen tragischen Lehrsatz beweisen und beweist ihn nicht. Der vorgetragene „Fall" bleibt seiner psychischen Zusammensetzung nach ebenso bizarr vereinzelt und gesucht, wie die ganze Diktion.

Es ist schmerzlich, dies einem Künstler wie Hans Franck sagen zu müssen. Aber es muß gesagt werden. Denn hier ist eine Kraft am Werke, der man wünschen möchte, daß sie sich frei macht von allen Bindungen, die ihr — so will mir scheinen — eher eine verfehlte zeitgenössische Theorie als innerster Zwang auferlegen.

Dr. Fritz Schwiefert.

Digitized by Google

A. M. Frey, Kastan und die Dirnen. Roman. *München, Delphin-Verlag.*

Ein Dirnenroman wie aus den längst vergangenen Tagen, als der Naturalismus in seiner Sünden Maienblüte starb: der reine Tor gerät zwischen Schauspielerin, Prostituierte und Zuhälter und wird zum Mörder, diesmal mit Kriegsgarnierung von 1914. Man fragt sich vergebens, weshalb gerade der Verfasser der Groteske „Solneman der Unsichtbare" nach einer solchen, ungewöhnliches Können bezeugenden Leistung in diesen Sumpf hinabsteigen mußte. G. W.

Axel Frhr. v. Freytagh-Loringhoven, Geschichte der russischen Revolution. Erster Teil. *München, J. F. Lehmann*, 1919.

Wohl die erste zusammenfassende Darstellung der ganzen Revolution von 1917, von ihrem Ausbruch bis zur bolschewistischen Diktatur des Proletariats. Und geschrieben nicht von einem zufälligen Beobachter oder „Opfer", sondern von einem Manne, der von Jugend auf in Rußland gelebt hat, der jahrelang dort als Publizist und akademischer Lehrer tätig war und über den Anfang der Bewegung noch als Augenzeuge berichten kann. Er sieht den Dingen ganz anders auf den Grund, als die meisten, die heute über die russische Revolution schreiben; er ist wirklich bemüht, *Geschichte* zu schreiben, den inneren Zusammenhang der Ereignisse klarzulegen. Und soweit es überhaupt möglich ist, erlebte Geschichte zu schreiben, ist ihm das auch gelungen. Es ist ihm nicht ums Anekdotische zu tun, sondern um die große Entwicklungslinie; weil er aber kein unbedeutendes literarisches Talent besitzt, so weiß er auch sehr lebhaft und anschaulich zu erzählen; das Buch liest sich leicht und wiegt doch schwer.

Arthur Luther.

Max Glaß, Masken der Freiheit. Novellen. *Leipzig, L. Staackmann*, 1919. 238 Seiten. 5 Mark, geb. 6,50 Mark.

Ob Max Glaß die Katastrophe eines Offiziersdaseins schildert, das durch den Ausgang des Krieges vernichtet wird, ob er die Revolte in einem Gefängnis darstellt oder das Ende des altösterreichischen Bauern symbolisiert, der das bedrohte Land mit dem eigenen Leibe deckt: immer muß dieser Wiener dem Grauen der Revolutionszeit einen sentimentalen Dämpfer aufsetzen. Der Offizier kauft sich „ein letztes Büscherl" Veilchen, ehe er sich die Kugel in den Kopf jagt — „aus der Schläfe tropft das Blut und versickert in den blauen Veilchen" — und die Bauerntragödie schließt: „Auf einem vergessenen Grab sang ein Vögelein." Damit zerstört der Verfasser sich selbst die sonst vielleicht mögliche große Wirkung der packenden Szenen, die freilich in der Sprache geringe Sorgfalt verraten. F. M.

Aus dem alten Göttingen. Humoristische Erzählungen in Göttinger Mundart: Messingsch und Platt von Schorse Szültenbürger. Herausgegeben von *Ernst Honig. Fünfte vermehrte* Auflage. 8 bis 10 Tausend. Buchschmuck von *Anna Fehler. Göttingen, Friedrich Kronbauer*, 1918. 136 Seiten. Brosch. 2,75 M., geb. 3,60 M.

Als ich im Februarheft 1917 dieser Zeitschrift (Seite 616f.) dem Buche von *Honig* das Geleit gab, das es eigentlich nicht mehr nötig hat, ahnte ich nicht, daß sobald diese neue vermehrte Auflage nötig werden würde. Vermehrt ist sie durch die beiden Geschichten „Die drei Tusterchen" und „De Bessäuk ut Esebühren", die sich den anderen würdig anschließen. Was aber das Büchelchen in der fünften Auflage von den anderen unterscheidet, sind der bekannten Göttinger Künstlerin *Anna Fehler* prächtige Zeichnungen, die 18 an der Zahl „eine Auswahl der vielen reizvollen Winkel und Straßenbilder" Göttingens zeigen, die teilweise nicht mehr bestehen. Die Ausstattung macht dem Verleger alle Ehre. Der Zweck dieser Anzeige ist der, auch die Bücherfreunde, die sich für derartige mundartliche Erzählungen interessieren, auf dieses Buch „aus dem alten Chöttingen" hinzuweisen. *Erich Ebstein.*

Matthias Grünewalds Isenheimer Altar. Herausgegeben von Max J. Friedländer. *München, F. Bruckmann A.-G.* 10 Seiten Text, 6 Farbenlichtdrucke und eine einfarbige Tafel. In Mappe (Format 72: 59 cm) 180 M., einzelne Farbenlichtdrucke je 40 M., Predella 25 M.

Der größte Kunstverlust Deutschlands seit langer Zeit ist der Isenheimer Altar. Während des Krieges ging durch die Aufstellung in der Münchener Pinakothek seine Herrlichkeit Tausenden auf und hier bot sich auch die Gelegenheit, das einzige Werk in der besten aller vorhandenen Wiedergaben, der des Bruckmannschen Verlags mit den Erläuterungen Friedländers, von neuem zu revidieren und in neuem, noch leuchtenderem Farbenglanz wiederum zu drucken. In kurzem sollen auch Photographien in noch größerem Format (70 : 100 cm) erscheinen. Mit wehmütigem Dank wird jeder Freund deutscher Kunst diese Gabe mit ihrem unerschöpflichen Reichtum malerischer Reize empfangen. Was der Farbenlichtdruck auf seiner bisher erreichten hohen Entwicklungsstufe vermag, ist hier geleistet worden.

G. W.

Georg Hermann, Randbemerkungen (1914—17). *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1919. 169 Seiten. Geheftet 4 Mark.

Ein kluger, ästhetisch verfeinerter Geist ist dieser Georg Hermann, man weiß es zur Genüge aus seinen früheren Büchern. Und es läßt sich

Digitized by Google

auch voraussagen, was er über den Krieg gedacht und als Einfälle niedergeschrieben hat: manches, was die Nägel auf die Köpfe trifft; manches aber auch, was aus allzu persönlichem, allzu gefühlsmäßigem Erleben erwuchs und mit dem Augenblick ohne Schaden vergehen durfte. Immerhin liest sich die Sammlung dieser flüchtig hingeschriebenen, meist ganz kurzen Bemerkungen wie eine Zeitchronik in knappster Form und wird insofern Vielen eigenes unausgesprochenes Bekenntnis zum Tönen bringen, nicht selten freilich auch den Widerspruch selbstdenkender Leser wecken.

G. W.

Edgar Istel, Nicolo Paganini. Mit einem Bildnis nach der Kreidezeichnung von Lyser. *Leipzig, Breitkopf & Härtel*, 1919. 60 Seiten.

Die kleine, sehr angenehm lesbare Schrift erzählt zuerst das Leben des „Hexenmeisters", indem sie sorgfältig den Kern der Tatsachen aus den mannigfachen Mythen herausschält, mit denen die Zeitgenossen das Unerklärliche seiner Erscheinung zu deuten und zu steigern suchten. Der zweite, noch interessantere Teil trägt alles zusammen, was über das rätselhafte Phänomen von Paganinis Spiel zu erkunden ist, und gibt so dem Musiker und dem Musikfreund viele höchst interessante, auch praktisch verwertbare Hinweise. G. W.

Franz Kaibel, Die Sands und die Kotzebues. Ein Tendenzstück in einer Geistererscheinung, einem Schattenbild, einem Trauerspiel und einem Schlußwort. *München, J. F. Lehmann*, 1919. 97 S.

Wenn jemand den Versuch macht, den Politiker Kotzebue und seine landesverräterischen Nachfahren in einer Dichtung an den Pranger zu stellen, und sich dabei als einen Literaten entpuppt, den der Dichter Kotzebue mit Recht als unebenbürtig von sich weisen dürfte, so ist das ein Schauspiel, das nicht der unfreiwilligen Komik entbehrt. Die Tendenz des Werkes ist anfechtbar, künstlerisch ist es wertlos. F. M.

Oskar Kokoschka, Vier Dramen: Orpheus und Eurydike. Der brennende Dornbusch. Mörder, Hoffnung der Frauen. Hiob. *Berlin, Paul Cassirer*, 1919.

Man muß den Maler Kokoschka vor diesen Dichtungen vergessen, um den Dichter gerecht zu sehen. Weil sie mehr sind als Abfall ruhiger Stunden und poetische Schrittversuche eines wesentlich visuell veranlagten Genies. Man muß auch einmal das zu vergessen suchen, daß die Sprache Brücke über rein vernunftgemäße Zusammenhänge ist, um guten Willens zu hören. Und dann wird man es hören: ein Rauschen, das silbern, vielgegliedert

und doch übersichtlich und aufs zarteste gestuft herangetragen wird. Die auf den ersten Blick arg verrenkten und verkrüppelten Glieder eines eigensinnig sich bewegenden sprachlichen Körpers wird man gerechter überschauen: wie sie sich der atmenden Bewegung hinschmiegen, wie sie der Rhythmik des Schreitens bis zu den letzten Möglichkeiten hin nachgeben und folgen. Man wird, wenn man begriffen hat, daß, mit eifrigstem Verzicht auf eine sogenannte schöne Diktion, nach letzter Sachlichkeit der Rede, nach dem knappsten, rundesten, schlagendsten, oft vulgär dialektisch hingeworfenen Worte gezielt wird, in die Syntax dieses Ausdruckssystems eindringen, größere Komplexe begreifen und — langsam — hörend und innerlich schauend die Umrisse einer Welt auftauchen sehen.

Welcher? Jeder, der die thematisch so vielfach und reich entwickelte Welt der malerischen Vorstellung dieses Künstlers kennt, ist verblüfft über die Eintönigkeit dieser Welt eines aufs dumpfste erotisch gebundenen Willens. Keine luftige Regung in so dicker Schwüle, kein Strahl des Lichts in zerrinnender Finsternis, kein kräftig und üppig schreitender Leib zwischen wankenden Schatten: Totenland, in dem die Sonne der Liebe unter-, der rote Mond des Hasses aufgegangen ist. Zwischen Mann und Weib als reinen Triebwesen tobt nie ermüdender Kampf. Aber keiner mit wechselnder Fechterstellung, mit Phase, Anlaß und Entwicklung, kein Geschehen, sondern unveränderte und unveränderliche Zuständlichkeit. Was der dramatische Expressionismus theoretisch fordert, ist hier praktisch fast völlig verwirklicht: Schicksal erfüllt sich nicht empirisch in der Zeit, sondern zeitlos apriorisch: in jedem Augenblick oder — was dasselbe ist — in keinem. Weil Dasein an sich Tragik bedeutet und nicht erst tragischer Komplizierungen bedarf, gibt es weder Anfang noch Ende, daher auch keine individuelle „Fabel" oder „Handlung" und keine individuellen Träger solcher Handlung. „Was war an dir mehr, an mir, als die Einbildung herummalt an Träumen, die allen Weibern, Männern gehören, wie die Nächte zum Tag. Als Eins vor den Vielen zu gelten, welcher Betrug" (Orpheus zu Eurydike).

Das ist die Welt der Musik, oder richtiger: solche Welt gestaltet sich erst in Musik. Ohne Musik wirkt sie etwa wie Rezitation von Wagners Tristan. Damit will ich nicht Kokoschkas Text zu einem Libretto machen, dem der Komponist erst noch gefunden werden muß. Nicht Musik der Töne fehlt, sondern Musik des Wortes, dionysischer Tonfall der Rede. Ich widerspreche mir nicht. Diese Sprache ist mit feinstem Gefühl für Rhythmik geschrieben, aber im letzten Grunde zerebraler, nicht pathetischer Natur; vom Intellekt biegsam und weich gehämmert, mit Ironie zugeschärft. Und so wird diese ganze Welt triebhafter Gegensätze maskenhaft und fratzenhaft und letzten Endes

Digitized by Google

nicht über das pathologische Niveau gehoben. Ein „Problem" wird aufgezeigt in letzter weltanschaulicher Perspektive, der Finger auf die wunde Daseinsstelle gelegt, das Schema einer Tragödie skizziert, mehr nicht.

Gleichwohl muß man den Dichter begrüßen und ehren. Seine Armut bietet noch Fülle, sein Versagen Verheißung genug.

Dr. Fritz Schwiefert.

---

1. ***Albert Köster***, Prolegomena zu einer Ausgabe der Werke Theodor Storms (Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig. Philol.-hist. Klasse, 70. Band, 3. Heft). *Leipzig, B. G. Teubner*, 1918.

2. ***Theodor Storm***, Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben von Albert Köster. *Leipzig, Insel-Verlag.* Erster Band.

3. ***Theodor Storm***, Sämtliche Werke in vierzehn Teilen. Herausgegeben von Alfred Biese. Mit des Dichters Bildnis und drei Handschriften. *Leipzig, Hesse & Becker*, 1919. 4 Bände.

4. ***Storms*** Werke. Herausgegeben von Theodor Hertel. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Große Ausgabe: 6 Bände, kleine Ausgabe: 4 Bände. *Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.* Band 1 u. 2.

5. ***Theodor Storm***, Sämtliche Werke in zehn Bänden. Eingeleitet und herausgegeben von Paul Wiegler. *Berlin, Ullstein & Co.* Band 1—5.

Am 1. Januar 1919 war das dreißigste Jahr seit dem Tode Theodor Storms abgelaufen. Bis dahin hatten seine Werke sich im Besitz des Verlags Georg Westermann in Braunschweig befunden, und es kann der Firma nachgerühmt werden, daß sie ihr Recht weder durch allzu hohe Preise noch durch mangelnde Sorgfalt in der Pflege des anvertrauten Gutes mißbraucht hat. Zwar fehlte es noch an einer Textbehandlung, die den Ansprüchen verfeinerter philologischer Technik genügt hätte; aber es mangelte doch nicht so sehr an der gebührenden Sorgfalt, wie etwa für unsere Klassiker im Alleinbesitz der Cottas oder für Fritz Reuter vor der Erlösung aus dem Hinstorffschen Zwang. Immerhin vermochte die Sorgfalt der Korrektoren nicht jene Irrtümer und Lücken zu beseitigen, die schon bei Lebzeiten Storms die reine Wirkung seiner Kunstwerke an nicht wenigen Stellen störten. Um hier den Willen des Dichters als idealer Testamentsvollstrecker völlig zu erfüllen, dazu bedurfte es eines mit liebevoller Einfühlung und höchster Aufmerksamkeit den Wortlaut nachprüfenden Kenners der menschlichen und künstlerischen Eigenart Storms. Der Briefwechsel Storms und Kellers hatte Albert Köster als solchen bewährt. Nun übte er an den Werken Seite für Seite Kritik und stellte mit Hilfe aller erreichbaren Hilfsmittel an Drucken, Handschriften, Briefen diejenige Form her, die Storm selbst seinen Werken gegeben hätte, wenn er sie als sein eigener Herausgeber mit höchster Hingabe an die Aufgabe durchredigiert hätte.

Der Bericht Kösters über seine Arbeit (Nr. 1) erscheint auf den ersten Blick trocken; man zweifelt bisweilen, ob diese Mühe um den Buchstaben nicht über das gebotene Maß hinausgehe. Liest man jedoch am Schlusse, daß allein in den Novellen Storms der Text, verglichen mit der jüngsten Gesamtausgabe, an mehr als 1550 Stellen berichtigt worden ist, so springt zunächst die Zahl der Besserungen als höchst erfreuliches Ergebnis ins Auge. Noch deutlicher wird der Ertrag der entsagungsvollen Arbeit beim genauen Lesen des Rechenschaftsberichts. Wir erkennen die Schaffensart Storms; die Ziselierarbeit des zur Meisterschaft hinaufstrebenden Dichters läßt sich an den geänderten Worten und Sätzen von einem Drucke zum andern klar erkennen, auch sein Verlangen nach erhöhter Korrektheit im Sinne der Schulgrammatik und des gebildeten Deutschs, endlich auch die Steigerung persönlicher Stileigenschaften. Solche ins feine und feinste gehende Beobachtungen lassen sich an der Hand der vielgeschmähten Lesarten anstellen, wenn sie so sauber zubereitet wie hier dem Freunde des Dichters dargeboten werden.

Der unmittelbare Nutzen ist der von Köster besorgten Storm-Ausgabe des Insel-Verlags (Nr. 2) zugute gekommen. Ihr Äußeres ist gefällig und verspricht Dauerbarkeit, über die textkritische Genauigkeit braucht nichts mehr gesagt zu werden. Die Leistung des Herausgebers wird sich erst nach dem Erscheinen der Anmerkungen im achten Bande beurteilen lassen; wohl aber verdient die anmutige Schilderung des Stormschen Künstlerlebens, die den ersten Band eröffnet, schon jetzt besonderen Dank. Sie sucht nichts „gartenläublich zu vertuschen"; immerhin hätten die Schwächen der ersten Erzählungen noch deutlicher aufgezeigt werden sollen, um den Aufstieg zu der Höhe der siebziger Jahre fühlbarer werden zu lassen. Besonders stark ist, mit vollem Recht, der Widerwille Storms gegen die preußische Art hervorgehoben; das Auftreten der junkerhaften Bureaukratie in Schleswig-Holstein, ihre „naive Roheit" macht es begreiflich, daß das Preußentum nirgends Liebe zu wecken verstand. Das Biographische ist nicht immer glatt in die Schilderung der dichterischen Entwicklung verwoben. Gegen den Schluß hin tritt es hinter der Fülle feiner Bemerkungen zum Verständnis des reifen Dichtertums zurück, die der Einleitung ihren dauernden Wert verbürgen. Auf sie folgen die Gedichte, durch die hier geforderte Vollständigkeit nicht so liebenswürdig und geschlossen wirkend wie in Kösters feiner Auswahl (Insel-Bücherei Nr. 242), und die frühesten Novellen in genau zeitlicher Anordnung.

Digitized by Google

Auch die Ausgabe Bieses (Nr. 3) zeigt sich als das Ergebnis liebevoller Versenkung in Storms Schaffen. Der einstige Freund Storms, der Kenner lyrischer Dichtung, war wie wenige berufen, gerade diese Aufgabe zu übernehmen. Er löst sie in der Weise, daß dem weitesten Leserkreise der Zugang zum verständnisvollen Genuß eröffnet werden soll. Zu diesem Zwecke gibt er zuerst die knapp gefaßte Biographie, dann die um so eingehendere Schilderung der menschlichen Persönlichkeit Theodor Storms, und zu jedem der Bände eine Einleitung, die von den darin enthaltenen Dichtungen historische und ästhetische Rechenschaft ablegt. Die Bezeichnung „Sämtliche Werke" besteht im allgemeinen zu Recht; man vermißt nur Kleinigkeiten, wie die Vorreden zu den Schleswig-Holsteinischen Sagen (1844), den Sommergeschichten (1851), den Bänden der Gesammelten Schriften von 1881 und der Chronik der Familie Esmarch (1887). Gedichte und Novellen sind nach der Entstehungszeit geordnet; doch steht „Wenn die Äpfel reif sind" statt an der Spitze am Schlusse des dritten Teils, wofür keine Ursache aufzufinden ist. Alle textkritischen Beigaben fehlen, mit Ausnahme von ein paar Varianten zu den Gedichten, was dem Wesen dieser Ausgabe durchaus angemessen erscheint. Der Wortlaut ist mit Sorgfalt nachgeprüft und vielfach auf Grund der besseren alten Drucke berichtigt worden. So setzt Biese in „Ein grünes Blatt" (II, 82) das richtige „ungreifbar" statt der Verschlechterung „unbegreifbar" ein und ergänzt in „Von jenseit des Meeres" (III, 292) die nur versehentlich fortgefallenen Worte. Dagegen läßt er in „Waldwinkel" (VII, 66) das wirklich störende „wieder" in dem Satze „Sie war ihm wie eine Braut" mit richtigem Gefühl fort, während das nachträglich in den Text hineingeratene „vor der Haustür" in „Abseits" (III, 250) besser ebenfalls gestrichen worden wäre. Diese wenigen Beispiele mögen nur zeigen, daß in solchen Fragen die Entscheidung oft nicht einfach ist; bei Biese und Köster kann man aber einer gewissenhaften Entscheidung sicher sein. Der Druck ist klar und gut lesbar; schade, daß die Kriegszeit der trefflichen Leistung durch das Notpapier die Gewähr unbegrenzter Dauer versagt hat.

Dasselbe Schicksal wird auch dem Storm in Meyers Klassikerausgaben (Nr. 4) beschieden sein. Theodor Hertel, ein Schüler Elsters, führt sich mit dieser Leistung gut ein. Seine Biographie, der Kösters an Umfang gleich, hält sich mehr an die äußeren Tatsachen, von denen fast zu viel für den Zweck der Einführung dargeboten wird. Im Urteil ist hier und da die letzte Prägnanz zu vermissen: wenigstens würde ich, um Liliencron zu kennzeichnen, nicht den Ausdruck „wilde Begabung" anwenden. Auch die Sprache läßt die Feile vermissen. Solche Sätze wie den auf S. 57: „So wenig — nicht gelungen ist", darf man nicht in Druck geben. Die Gedichte folgen einander nach der Entstehungszeit; aber ohne Grund erscheint das von Storm später Verworfene in einer Nachlese. Die Prosa wird für eine „Kleine Ausgabe" von vier Bänden ausgewählt und erst mit zwei Ergänzungsbänden vollständig, ein Verfahren, das durch seine geschäftliche Zweckmäßigkeit nicht völlig gerechtfertigt werden kann. Sehr sorgsam erläutern Einleitungen und Anmerkungen mit Benutzung aller Vorarbeiten die Inhalte und die Entstehung; die Texte folgen, soweit die vorliegenden Bände erkennen lassen, den letzten vom Dichter selbst überwachten Drucken.

Nur wenige Worte endlich über die Ausgabe des Verlags Ullstein & Co. (Nr. 5). Sie will nur Lesestoff in wohlfeiler und doch nicht unschöner Einkleidung darbieten und verzichtet bewußt auf alle Wissenschaftlichkeit. So erscheinen Paul Wieglers Biographie Storms und seine gefälligen Einleitungen zu den einzelnen Bänden fast als entbehrliche Zugaben; sie werden aber manchen ernsteren Genießer erfreuen und geben in einer Anzahl feiner Hinweise mehr, als man an dieser Stelle erwartet. G. W.

Richard Müller-Freienfels, Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychologische Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie. Mit vier Abbildungen im Text und fünf auf Tafeln. *Leipzig, B. G. Teubner*, 1919. XI. 274 S.

Müller-Freienfels möchte ergründen, vermöge welcher seelischen Eigenheiten ein Mensch seinen künstlerischen Stil, sein religiöses und sein philosophisches Weltbild schafft. Er betont, daß diese Frage bisher höchstens an Einzelfällen, niemals aber systematisch und grundsätzlich behandelt wurde. Er ist überzeugt, daß die typischen Formen des menschlichen Geisteslebens notwendig bedingt seien durch verschiedene Typen der Veranlagung des Menschen. Er dient ebenso der Synthese wie der Analyse. Nur tritt an die Stelle einer Verknüpfung der Persönlichkeiten, die auf einem Nacheinander in der Zeit fußt, die Möglichkeit, Menschen nach ihrer Zugehörigkeit zu seelischen Kategorien miteinander zu verbinden. Diese Kategorien werden von Müller-Freienfels im Sinn und nach den Ergebnissen differentieller Psychologie aufgestellt. Indem ferner die einzelne Persönlichkeit als Kreuzung mehrerer Kategorien gefaßt wird, ergibt sich zugleich ein neues Mittel zur Analyse.

Im Vordergrund der Arbeit steht die Bestimmung der seelischen Kategorien. Müller-Freienfels faßt sie als Typen, die nicht Klassen sein sollen, nicht irgendwelches Schematisieren erstreben. Im Anschluß an William Stern erblickt er im psychologischen Typus eine vorwaltende Veranlagung psychischer oder psychophysischer Art, die einer Gruppe von Menschen in vergleichbarer Weise zukommt, ohne daß diese Gruppe eindeutig und all-

Digitized by Google

seitig gegen andere Gruppen abgegrenzt wäre. Besonders betont er, daß der Bereich der typischen Züge nur einen Teil der Persönlichkeit ausmache. Der Typus wird also nicht zu einer starren Form, die sich nie verleugnet. Vermieden wird durch solche Fassung des Begriffs Typus nicht nur Beeinträchtigung des seelischen Reichtums der Persönlichkeit. Sie wird auch nicht von vornherein einem seelichen Zwang unterworfen, der sie zum bloßen Werkzeug einer seelischen Anlage macht, ihr also Selbstbestimmung verböte. Immerhin überwiegen auch bei Müller-Freienfels die Umstände, die bei der Bildung einer Persönlichkeit den Geist binden, beträchtlich alle Mittel geistiger Selbstbestimmung. Neben den Umständen, die von außenher wirken, wie Nahrung, umgebende Natur, gesellschaftliche Umwelt, Erziehung, dauernde Zweckeinstellungen (Beruf), erscheinen als Umstände, die im Ich wurzeln: allgemeine und besondere Vererbung, geschlechtliche Beschaffenheit, Änderungen durch allmähliche Reifung und durch Erkrankung. Dann endlich kommt eine einzige Gruppe, in der die Selbstbestimmung Raum findet: bewußte Selbsterziehung. Eine Neigung zur Annahme vorzüglich stofflicher Bedingtheit des Menschen ist mithin doch auch bei Müller-Freienfels unverkennbar.

Er scheidet Typen des Affekts- und Intellektslebens. Dort erscheinen die Typen des herabgesetzten und des gesteigerten Ichgefühls, der verneinenden (aggressiven) und der bejahenden (sympathischen) gesellschaftlichen Affekte, dann der erotischen Gefühle. Hier die Typen der Stellungnahme (Gefühls-, Willens- und Verstandesmenschen), die Statiker und Dynamiker, die Grundtypen des intellektuellen Lebens (Religiöse, Künstler, Philosophen) und ihre Abschattungen (wie Spezialdenker und Typendenker, Vereinheitlicher und Pluralisten), Typen der vorherrschenden Sinnengebiete (Visuell-Motoriker, Reinvisuelle, Auditorisch-Motorische. Reinauditorische), zuletzt abnorme Erscheinungen (Mystik, Ekstase, fausse reconnaissance, Halluzinationen, Farbenblindheit, Synästhesien). Ungemein groß ist die Anzahl der festgestellten Typen und typischen Gegensätze. Trotzdem gibt Müller-Freienfels natürlich zu, daß noch andere Typen sich finden lassen.

Eine Reihe neuerer Versuche, menschliches Wesen und künstlerische Art nach Typen zu sondern, wurde von Müller-Freienfels nicht berücksichtigt. Das lag zum Teil an der Tatsache, daß seine Arbeit schon 1914 im wesentlichen fertig war. Allein auch schon damals hätte er zu Diltheys berühmter Scheidung dreier Typen der Weltanschauung Stellung nehmen können und zu den Versuchen, diese Scheidung der möglichen Weltanschauungen zu übertragen auf die künstlerische Tätigkeit. Hermann Nohls Schriften „Die Weltanschauungen der Malerei" und „Typische Kunststile in der Dichtung und Musik" (Jena 1908 und 1915) berühren sich vielfach mit Müller-Freienfels' Arbeit in den erforschten Fragen. Ja die zweite Schrift Nohls kommt besonders nahe an ihn heran, näher als Diltheys Typenscheidung und als die erste. Denn erst 1915 ging Nohl weiter zur Ergründung der seelischen Voraussetzungen von Diltheys Typen. Dilthey selbst wollte nicht Charaktereigenheiten feststellen, die zu einer bestimmten Weltanschauung hinleiten, wie das durch Müller-Freienfels versucht wird. Dilthey begnügte sich mit der Scheidung verschiedener Möglichkeiten geistigen Verhaltens. Ebenso machte es Nohls erste Schrift. Erst in der zweiten wagte er, Diltheys Typen mit den Typen der Lehre vom Gemütsausdruck zu verbinden, die von Joseph Rutz begründet wurde und von dessen Sohn Ottmar verfochten wird. Wäre diese Verbindung geglückt, so hätten sich die Weltanschauungstypen Diltheys umgesetzt in Ergebnisse dauernd verschiedener körperlicher Haltung des Menschen. Doch weder gelang es Nohl, die Verknüpfung restlos durchzuführen, noch scheint eine solche Verknüpfung überhaupt mit Erfolg durchführbar. Eduard Sievers, der emsige Förderer von Rutz' Ansichten, hat inzwischen die Lehre von Rutz so beträchtlich umgestaltet, daß Nohls Annahmen jetzt fast völlig in der Luft stehen. Und so war es wohl auch kein Nachteil für Müller-Freienfels, daß er keine Fühlung mit Rutz suchte.

Dagegen ist bedauerlich, daß die kunstgeschichtlichen Grundbegriffe Heinrich Wölfflins unberücksichtigt blieben. Vorwürfe, die von Müller-Freienfels zugunsten seiner eigenen Betrachtungsweise gegen die Kunstforschung erhoben werden, treffen nicht zu auf Wölfflins Versuche, Typen künstlerischen Gestaltens zu scheiden. Wohl dringt Wölfflin nicht wie Müller-Freienfels vor bis zu den seelischen Voraussetzungen seiner Kategorien. Es fragt sich nur, ob Müller-Freienfels dem Kunstwerk und seiner Sonderart mit seinen Mitteln so nahe kommt wie Wölfflin.

Gern hätte ich von Müller-Freienfels auch näheres gehört über die verschiedenen Wege psychoanalytischer Erforschung künstlerischen Schaffens. Er berührt diese Frage bei Gelegenheit der Typen erotischen Gefühls. Er begnügt sich mit Andeutungen. Warum versagte er sich, an dieser Stelle die Belehrung zu spenden, die seinem Leser sonst in reichem Maße durch ihn zuteil wird?

Oskar Walzel.

Carl Neumann, Aus der Werkstatt Rembrandts. *Heidelberg, Carl Winter*, 1918. (Heidelberger Kunstgeschichtliche Abhandlungen 3. Band).

Eine monographische Behandlung, wie sie Neumann vor 17 Jahren in seinem großen Rembrandtbuch der Nachtwache hat zuteil werden lassen, läßt er jetzt der Verschwörung des Civilis an-

Digitized by Google

gedeihen. Diese ins Stockholmer Nationalmuseum verschlagene, ihrem Umfang nach größte Schöpfung Rembrandts ist mit Fragen aller Art belastet. Wenn wir auch dank der neueren Forschung darüber unterrichtet waren, daß das Bild bei Rembrandt für das neue Amsterdamer Rathaus bestellt und nicht abgenommen, daß es beschnitten und verändert worden war, so sind jetzt erst alle Rätsel gelöst. Durch eingehenden Vergleich mit den Münchner Zeichnungen und Prüfung des Originals erbringt Neumann den Beweis, daß Rembrandt selbst sein Bild übermalt, umkomponiert und beschnitten habe, die Figuren standen in einem sechsmal größeren Bildraum.

Nicht minder bedeutsam ist die zweite Abhandlung, die das Verhältnis von Rembrandts undatierten Zeichnungen zu Gemälden und Radierungen untersucht. An drei Sonderfällen: der Predigt Johannes des Täufers in Berlin, dem Hundertguldenblatt und den dazu gehörigen Berliner Zeichnungen und den vielfachen Varianten des Themas vom Barmherzigen Samariter, das Rembrandt wiederholt radiert, gemalt und gezeichnet hat, wird einwandfrei bewiesen, daß der Zusammenhang zwischen Zeichnung und Bild über die zeitliche Folge des Entstehens nichts aussagt. Der angeblich erste Entwurf der Predigtszene ist etwa zwanzig Jahre später entstanden als das Berliner Bild, das das gleiche Motiv behandelt. Auch hat Rembrandt, der sich nie genug tun konnte, seine Zeichnungen oft Jahre später durch Korrekturen geändert. Verschiedene wie die Stockholmer Hiobzeichnung, das Dresdner Abendmahl nach Leonardo u. a. verraten die Spuren dieser Überarbeitung. Den Einwand, es könnten dies vom Meister übergangene Schülerarbeiten sein, weist Neumann überzeugend zurück. Sicherlich wird gerade dieses Kapitel zu viel kritischen Erörterungen Anlaß geben.

In einem dritten Abschnitt untersucht Neumann Rembrandts Verhältnis zur Antike und zur italienischen Kunst und führt die „Anleihen", die dieser selbständige Geist bei der so anders gearteten Kunst Italiens gemacht hat, auf ihr richtiges Maß zurück. Auseinandersetzungen mit fremder Art und Kunst hat Rembrandt, der leidenschaftliche Sammler nie gescheut, aber alle Fremdeinflüsse werden ins Rembrandtische umgewandelt, ehe sie Aufnahme in sein Werk finden, und alles schließt sich zu einem organisch Gewachsenen zusammen. Immer führt Neumann, unser bedeutendster Rembrandtforscher, vom Einzelfall zu Problemen von grundsätzlicher Bedeutung. Dies gibt dem Buch, das sich nicht an den Spezialforscher allein wendet, seinen Wert. *Rosa Schapire.*

Kleine Mitteilungen.

Buch oder Mappe? Zu diesem Gegenstand (siehe Hauptblatt S. 65 f.) schreibt uns Herr Dr. G. A. E. Bogeng: Die Beifügung von Buchbilder-Sonderabzügen ist im achtzehnten Jahrhundert in Frankreich entstanden, als das Kupferstichwerk dort zur Liebhaberausgabe wurde. Mit der erheblich älteren „Extra-Illustration" zeigt sie insofern keine innere Verwandtschaft, obschon es an äußerlichen Verknüpfungen beider Sammlergewohnheiten nicht fehlte und fehlt, da diese von dem Bildinhalt, von dem stofflichen Interesse, das die Beigaben bieten, ausgeht, während jene Bibliophilenmode durch ein ästhetisch-technisches Interesse veranlaßt wurde. Solange das Buchbild seine Hauptstütze im Holzschnitt wahrte, blieb die Abzugsgüte des (ersten) Auflagendruckes durchschnittlich gleichmäßig, das Bedürfnis des Buchkunstfreundes, in Künstlerdrucken die Herstellungsarbeit des Holzschnittes bis zu seiner Vollendung, wie sie dem Künstler selbst vorgeschwebt hatte, verfolgen zu können, war weit geringer, weil das Herstellungsverfahren keinen so weiten Spielraum zwischen guten und schlechten Abzügen zuließ. Auch der Reproduktionskupferstich, wie ihn die großen Kupferstichprachtwerke des siebzehnten Jahrhunderts pflegten, zeigte doch erst in der fertigen Arbeit das Bild, wie es sein sollte. Hierin trat nun eine Änderung ein, als die engere Verbindung von Buchdruck und Kupferstich in den livres à figures versucht wurde. Sowohl die Beilagen wie die eingedruckten Stiche der größer werdenden Auflagen bewiesen in ihren Buchbildern nicht mehr die höchste Qualität, die in den Drucken vor der Schrift, in den ersten fertigen mit aller Sorgfalt vielleicht auf einem besseren, für den Abdruck geeigneteren Papier als dem Buchpapier genommenen Abzügen zu finden war. Die Beachtung, die man deshalb den Probe- und Zustandsdrucken zuwendete, erstreckte sich dann weiter auf die Ätzdrucke in ihrer Entwicklungsreihe, die nicht nur die künstlerische Arbeit deutlicher erkennen ließen, sondern auch noch Eigentümlichkeiten durch Randeinfälle usw. hatten. Schließlich kam noch für den Sammlerehrgeiz die Seltenheit dieser Drucke hinzu, die nicht für den Handel bestimmt waren. Wer die Entstehung und Fortbildung der Sammlergewohnheit, den Auflagendrucken Probe- und Zustandsdrucke zur Bereicherung des Buches beizugeben, von ihren Anfängen an verfolgen will, vergleiche etwa Antoine-Auguste Renouards bekannten Katalog mit der Bibliographie von Cohen-Seymour de Ricci. Als dann im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, ebenfalls in Frankreich, die Belebung des Buchkupferstiches die gegenwärtigen Formen der Liebhaberausgabe vorbildete, wurde für die Luxuspublikationen die früher begründet gewesene Beifügung von Buchbildern in Sonderabzügen zu einer

Digitized by Google

geschäftlichen Gewohnheit, die mechanisierte. Man schuf Vorzugsausgabenstufen, die besten und teuersten erhielten die meisten Probe- und Zustandsdrucke, die billigeren weniger. So gelangte man bald zu einer Auflagenvergrößerung mit diesen Drucken, die ihrem eigentlichen Wesen widersprach. Jetzt wurden für die ganze Auflage Ätzdrucke, Drucke vor der Schrift mit und ohne Randeinfälle, Drucke mit der Schrift hergestellt, über denen man die Bestimmung des Künstlerdruckes rasch vergaß. Immerhin vermittelten derartige Folgen neben ästhetischen Reizen, die etwa den Abzügen in verschiedenen Druckfarben und auf verschiedenen Druckstoffen eigen sein mochten, noch eine Einsicht in die technische Entwicklung der Griffelkunstblätter, die nicht unwillkommen war. Und neben die Etats der Radierungen und Stiche traten dann, als die Bedeutung des Buchholzschnittes im zwanzigsten Jahrhundert sich steigerte, die Fumées, die Andrucke der Holzschnitte, die deren künstlerischen Wert meistenteils wirksamer zeigten, wie ja auch der Steindruck in dem für ihn allerdings gelegentlich überflüssigerweise benutzten Umdruckverfahren im Buche selbst weit weniger zur Geltung kommen konnte als in den mit der Handpresse von den Originalsteinen genommenen Abzüge. Das alles sind Gründe und Gegengründe, die, abgesehen von persönlichen Liebhabereien, die Entscheidung der Frage, ob die Beifügung von Buchbildern erwünscht ist oder nicht, von Fall zu Fall bestimmen: es kommt eben darauf an, in welcher Art der Bilderdruck im Buche selbst erfolgte und wie gering oder groß die Auflage war, die die Bilddruckqualität mit der des Buches überhaupt verbürgte. Wenn aber, sei es aus geschäftlichem, sei es aus künstlerischem Anlaß beigegebene Bilder in Sonderabzügen zu einem Buche gehören, so wird sie meines Erachtens der Sammler auch mit dem Buche selbst verbunden lassen, wenn er ein Büchersammler und kein Griffelkunstblättersammler ist. Unterwirft er sich doch auch sonst den Entscheidungen des Verfassers oder Verlegers, selbst wenn sie ihm sonst nicht gefallen, weil er die Exemplarvollständigkeit erstrebt. Unter dieser Voraussetzung aber wird er, wofern er in einem Bande die Bildersonderabdrucke mit dem Buche, dem sie entstammen, zusammenstellt, aus Zweckmäßigkeitsregeln die Beilagenbilder anbinden lassen. Einerseits stören sie am Ende des Buches am wenigsten dessen einheitliche Gestalt, andererseits kommen sie selbst so in ihrer Bildwirkung an diesem Platze zur vollen Geltung. Freilich, ein Vergleichen der verschiedenen Abzugsgattungen ist beim Blättern im Buche weit weniger leicht, als wenn man die Blätter nebeneinander ausbreiten kann. Und gerade deshalb werden die Freunde der Ergänzungsmappe ihre Ansicht nicht aufgeben. Indem der Verleger die Beigaben lose anfügt, überläßt er es dem Belieben des Buchbesitzers, nach eigenem Geschmack zu verfahren und entzieht sich vorsichtig, diesmal aber nicht ungeschickt, jedem Meinungsstreite.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Frankfurter Bücherfreund, 13. Jahrgang, Heft 1: Incunabula Typographica, Liturgie, Manuskripte mit Miniaturen, Widmungsexemplare. Nr. 609—706.

Rudolf Geering in *Basel.* Nr. 238. Vermischtes. 885 Nrn,

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Der Bücherkasten, Jahrg. V. Nr. 4—5. Vermischtes. Nr. 2140 bis 3793.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 129. Hungarica, Turcica, Südslaven. 1866 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W. 35.* Nr. 89. Genealogie und Heraldik. 912 Nrn.

F. W. Haschke in *Leipzig.* Nr. 4. Kulturgeschichte. 1150 Nrn.

Heinrich Hauser in *München.* Nr. 6. Moderne Dichtung in Erstausgaben und Vorzugsausgaben. 842 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 472. Kunstgeschichte. 1042 Nrn. — Nr. 473. Helvetica, Alpina, Touristica. 1126 Nrn.

Rudolf Hönisch in *Leipzig.* Nr. 7. Vermischtes. 2757 Nrn.

H. Hugendubel in *München.* Nr. 107. Vermischtes. 1161 Nrn.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 219. Deutsche und französische Literatur, Philosophie und Kunst. 755 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 152. Vermischtes. 1106 Nrn.

Friedrich Müller in *München.* Nr. 5. Vermischtes. 393 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 77 und 79. Autographen zu wissenschaftlicher Forschung. 3505 Nrn. — Nr. 78. Vermischtes. 1691 Nrn.

Oscar Röder in *Leipzig.* Nr. 18. Kultur- und Literaturgeschichte. 1014 Nrn.

Ignaz Schwarz in *Wien I.* Nr. 1. Handschriften und Bücher 13. bis 20. Jahrhundert. 1272 Nrn.

Horst Stobbe in *München.* Nr. 55. Vorzugsausgaben, Illustrierte Bücher, Musterdrucke, Erstausgaben. 910 Nrn.

Jos. Strauß in *Frankfurt a. M.* Nr. 43. Vermischtes. 407 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Nr. 117. Bibliophilen-Bücher. 418 Nrn.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden.* Nr. 284. Kultur- und Sittengeschichte. 3082 Nrn. — Nr. 285. Folklore. 1431 Nrn.

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XI. Jahrgang | Dezember 1919 | Heft 9

Gesellschaft der Bibliophilen.

Der Vorstand hat in Anwesenheit der Herren *v. Zobeltitz*, *Witkowski*, *Breslauer*, *Schulte-Strathaus* und des Unterzeichneten am 26. Oktober in Leipzig eine Sitzung abgehalten und bringt folgende Beschlüsse zur Kenntnis der Mitglieder:

1. Die ordentlichen Publikationen für das Jahr 1919 bestehen aus dem zweiten Band der Tagebücher von *Leisewitz*, herausgegeben von *Mack* und *Lochner*, und einem Faksimile des *Ehrenbriefs* von *Püterich von Reicherzhausen*, dem deutschen Urbibliophilen, dem eine biographische Skizze von Professor *Fritz Behrend* und eine Beschreibung der Handschrift, samt kritischem Textabdruck und Anmerkungen von Prof. *Rudolf Wolkan* beigegeben sind. Da von dem Leisewitzbuch nur 1100 Stück haben gedruckt werden können, ist die Gesellschaft nicht in der Lage, diese Publikation den 100 letzteingetretenen Mitgliedern zu liefern, was diesen Mitgliedern bereits bei ihrem Eintritt mitgeteilt wurde. Sie sollen durch Überlassung einer der Publikationen früherer Jahre, die wir noch im Vorrat haben, schadlos gehalten werden. Die Versendung wird Anfang 1920 erfolgen können.

2. Für die Jahre 1920—1922 planen wir die Herausgabe einer Biographie Grimmelshausens in zwei Bänden und einer Bibliographie seiner Werke, beides besorgt durch den Geheimen Archivrat Prof. Dr. Gustav Könnecke in Marburg und im Manuskript abgeschlossen.

3. Als Sonderpublikation für das laufende Jahr werden wir unseren Mitgliedern den mit Bildbeigaben ausgestatteten Erstdruck einer bibliophilen Novelle unseres Vorsitzenden *Fedor von Zobeltitz* anbieten können. Hierüber wird seiner Zeit eine besondere Mitteilung erfolgen.

4. Von der Veranstaltung einer Hauptversammlung soll für dieses Jahr wegen der ungünstigen Verhältnisse für Reise und Unterkunft Abstand genommen werden.

5. Das Jahrbuch XVI für 1918/19 wird im Frühjahr 1920 erscheinen.

Eisenach, 27. Oktober 1919
Augustastraße 2.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen.
I. A.:
Dr. Conrad Höfer, Sekretär.

Pariser Brief.

Die verschiedenen Manifeste der Intelektuellen lösen seit Monaten eine Reihe von Artikeln aus. Henri Barbusse hat durch die Gründung der Gruppe Clarté mit einem Zusammenschluß der geistigen Arbeiter begonnen, allerdings in einem Sinne, der dem offiziellen Frankreich keineswegs gefiel. Infolgedessen wurde sofort eine Gegengründung inszeniert, an deren Spitze sich Paul Bourget stellte, und für die der Figaro, der Gaulois, die Action française und andere nationalistische Blätter eine umfassende Propaganda entfalteten. Darauf gerieten die Wortführer beider Gruppen sich in die Haare. Diese teilweise leidenschaftlich geführten Kämpfe haben rein akademische Bedeutung. In Deutschland hat man sich wesentlich eifriger mit dem Bunde Clarté beschäftigt als in Frankreich. Die Franzosen (und diejenigen Ausländer, die Frankreich kennen, sollten das nicht übersehen) wissen, daß diejenigen, die der Gruppe Clarté bisher beigetreten sind, im offiziellen Frankreich, im wirtschaftlichen und politischen Leben des Landes eine sehr geringe Resonanz und nicht den mindesten Einfluß haben. Alle Unterzeichner sind ehrenwerte Männer, einige sogar Männer von hoher persönlicher Geistigkeit; allein sie besitzen nicht den geringsten Einfluß auf die Politik und die Presse, während die ihnen feindlich gegenüberstehenden Gruppen alle Macht in Händen haben. Es ist schön und gut, daß Barbusse und sein Kreis beide Institutionen verachten, aber Politik und Presse bestimmen nun einmal die öffentliche Meinung und haben auch die Macht, uns zu drangsalieren und

Digitized by Google

uns vor der Welt zu verleumden und zu beschimpfen. Das tun sie auch weiter in reichlichem Maße, und sie haben das französische Volk so sehr in ihrer Gewalt, daß bisher die Gruppe Clarté sich nur mit ganz zahmen Manifesten an die Öffentlichkeit wagen durfte. Weiter sorgen unsere Landsleute durch überlaute Parteinahme für Barbusse und seine Freunde dafür, daß die Gruppe Clarté in Frankreich gründlich desavouiert und ihr das Weiterarbeiten sehr erschwert wird. Bourgets „Parti de l'intelligence", die nur als Reaktion gegen „La clarté emboché" ins Leben getreten ist, hat fruchtbringende Arbeit noch nicht geleistet. Sie hat nur die Franzosen vor dem unheilvollen Einfluß der „Spionage und Landesverräter" (Barbusse und sein Kreis) gewarnt und die Unentschiedenen aus Furcht vor einem Verratsprozeß in ihren Reihen festgehalten. In Paris-Midi schrieb Georges Guy-Grand am 8. 9. über diese feindlichen Gruppenbildungen: „Die Unterzeichner des Manifestes der Parti de l'intelligence bringen ihre Absichten sehr deutlich in den Worten zum Ausdruck: „Die Verteidigung des französischen Geistes und die geistige Verteidigung der ganzen Bevölkerung zu organisieren. Ihr Nationalismus ist in erster Linie eine vernünftige und menschliche Richtschnur, die nur durch ihre Größe französisch wird. Ein bedingter Patriot würde sich nicht anders ausdrücken. — Halten wir uns diese unumschränkte Meinung vor Augen, die den Schriftstellern der Gruppe Clarté und denen der Parti de l'intellegence gemeinsam ist; beide stürzen sich in das Weltall, beide trachten nach der Internationale des Gedankens. Aber die Frage ist, durch welche Etappen sich der Aufschwung ermöglichen lassen wird und wie man die Allgemeinheit hört. Zuerst Patriot, dann Internationalist, zuerst die Rasse, dann die Menschheit, das allein kann die einzige, vernünftige Losung sein."

Paul Hyacinthe-Loyson, der mit Edmond Laskine, Edouard Schuré, Octave Uzanne, Gaston Picard u. a. eine dritte Liga nationalistischer Art ins Leben gerufen hat, schreibt in seinem Aufruf: „Wir sagen zu dem Intellektuellen: Du siehst über die Grenzen hinaus. Du liest, du lernst, du weißt. Du vergleichst und du weißt zu würdigen. Lehre Dein Land die notwendigen Veränderungen, die durch die neue Richtung der Welt bedingt werden. Erleichtere die Zusammenarbeit der Völker, wie du die Zusammenarbeit aller Kräfte in jedem Lande erleichtert hast. Vervollständige dies Werk. — Und damit der geistige Arbeiter diese Werke in einem Überfluß an Stärke und Wahrheit zu vollenden vermöge, sagen wir ihm: Sei ein Vertreter deiner Rasse, indem du sie durch die Reichtümer der übrigen Rassen bereicherst."

Da im Spätsommer auch die Gruppe der „Nouvelle Revue française" mit einem Manifest hervorgetreten ist, in dem nationaler Stolz und Siegerstimmung nicht an erster Stelle stehen, hat die Diskussion über die Neuorientierung der französischen Geister weiter an Breite gewonnen. „Man kann ihnen allen entgegenhalten," schrieb Jean de Pierrefeu im Journal des Débats, „daß der Künstler sich seiner Freiheit um so bewußter wird, wenn sein Land siegreich ist. Vor dem Kriege war die französische Literatur durch die Niederlage vergiftet. Man kann der Literatur nicht zürnen, wenn sie die neuen Lebensbedingungen des Landes sich zunutze macht. Rolland will, um den Krieg zu vermeiden, alle Grenzen aufheben. Die Kunst dieses Führers ist international. Diese Lehre zieht er aus dem Krieg. Aber dieser Dichter sollte doch nicht vergessen, daß sein Johann Christof immer nur dann groß und stark ist, wenn seine Rasse in ihm aufglüht."

Dies ist der Standpunkt der offiziellen Vertreter von Kunst und Wissenschaft in Frankreich. So denkt aber auch die Mehrzahl der Franzosen. Die jungen Literaten, die in Deutschland als Kronzeugen einer gegenteiligen Meinung zitiert werden, sind Ausnahmen, denen in ihrem Heimatlande jede Resonanz fehlt.

Viel wird in Frankreich die Reorganisation des Buchhandels besprochen. Im Figaro vom 27. September berichtete Charles Tardieu, daß während des Krieges Comptoir du Livre für den Einkauf von Rohstoffen ins Leben gerufen sei, l'office de publicité du Livre als Annoncenagentur für das Bulletin du Livre, la société mutuelle des éditeurs français für die Organisation der Ausfuhr. In der soeben gegründeten Maison du Livre werden alle diese Organisationen zusammengefaßt werden. Schleunigst soll diese Organisation die Arbeit aufnehmen, da die deutsche Konkurrenz zu fürchten sei. Kürzlich habe ein deutsches Verlagshaus durch die Vermittlung eines Schweizers einer Gruppe von 300 französichen Autoren den Vorschlag gemacht, ihre Werke in Deutschland herauszugeben. Dieser deutsche Verleger will das französische Buch in Frankreich zum Preise von 1.25 Francs ausgeben, während die französischen Verleger den 3.50 Francs Band auf 7.50 Francs zu erhöhen beabsichtigen. In allen Ländern beklage man sich schon jetzt über die hohen Preise der französischen Bücher. Als ein Heilmittel empfiehlt J. Belin in La France nouvelle einen Buchhändlertrust und entwickelt folgenden Gedanken: „Wahrscheinlich könnten die Verlagshäuser mehr Vorteile erreichen, wenn sie ihren eigenen Charakter und ihre Autonomie bewahrten, als ihnen in den meisten Fällen aus einer gemeinsamen Aktion erwachsen würde. Diese Tendenz der professionellen Vereinigung, die sich in den meisten Industriezweigen durch die Bedürfnisse des Krieges als notwendig erwiesen hat, hat sich auch in dem Buchhandel fühlbar gemacht. Das Publikum hat bisher nur die unliebsamen Folgen der immerwährenden Preissteigerung ge-

Digitized by Google

sehen und es scharf verurteilt, daß durch die beträchtliche Steigerung des Materials, angefangen beim Papier, sowie alle allgemeinen Kosten sämtliche Verlagszweige gezwungen sind, von ihren Lesern derartige Preise zu fordern."

Belin schließt mit folgendem Gesichtspunkt: „Wenn Frankreich dazu berufen ist, die Erziehung der anderen Nationen zu übernehmen, wie es den Anschein hat, können wir in unserem Buchhandel auf herrliche Tage zählen und man kann voraussehen, daß alle Menchen, welchen Titel sie auch haben mögen, die für die Zukunft des französischen Buches verantwortlich sind, bemüht sein werden, ihre Aufgabe nicht im Stiche zu lassen."

Die Literatur über die kritische Lage des französischen Buchhandels ist in den letzten Monaten gewaltig angeschwollen. Zahlreiche Zeitungen wie Journal des Débats vom 5. Oktober, Action française vom 25. Juli, Homme libre vom 27. Juli. Liberté vom 4. Juli, Action française vom 7. Juli, Avenir vom 5. Juli, Petit Parisien vom 16. Juli, Dépêche de Toulouse vom 3. September haben Alarmrufe ausgestoßen und die kritische Lage des Buchhandels beleuchtet.

Nach „Petit Parisien" vom 16. Juli haben Herr und Frau Leblanc von Beginn der Feindseligkeiten an eine Sammlung von Kriegsliteratur begonnen. Diese Privatsammlung ist jetzt dem Staat zum Geschenk gemacht. Die Leitung liegt in den Händen René Jeans, des ehemaligen Bibliothekars der Bibliothek Drouet. Die Bibliothek enthält u. a. über 6000 deutsche Werke, 6910 französiche Plakate, 3972 französische Verfügungen. Das Museum enthält 46123 Nummern, darunter 2193 Gemälde, Zeichnungen und Aquarelle, weitere 2375 Plakate 10461 Nummern Kriegsgeld, alle deutschen Ersatzstoffe, Vasen usw.; mit Kriegsinschriften 500000 Postkarten. Die Sammelleidenschaft unserer Zeit treibt seltsame Blüten. Es muß ein Vergnügen ohnegleichen sein, einem solchen Museum vorzustehen. Da sämtliche fremdsprachigen Bestände des Museums ins Französische übersetzt werden, ist ein Stab von etwa hundert Beamten an diesem Museum tätig. Könnten dort nicht auch einige unserer brotlosen Intellektuellen mit dieser herrlichen Arbeit betraut werden?

Anknüpfend an die vielfältige Polemik über die Politisierung der Geister werden die Romantiker wieder neu gewürdigt. In La Revue hebdomadaire vom 29. August zieht Ernest Seilliore eine Parallele zwischen der romantischen Leidenschaft und der Gegenwartsstimmung. In La France de Bordeaux vom 15. August bespricht Max Carbère den neuen Band von Flauberts Korrespondenz, den Daderet soeben herausgegeben hat. Das Buch enthält vornehmlich Briefe an Jules Sandeau und Sainte Beuve, sowie eine große Anzahl kleiner Notizblätter, die nur dokumentarischen Wert besitzen. Revue de Paris vom 15. Juli und 1. August veröffentlicht ebenfalls neue, bisher unbekannte Briefe von Flaubert. Bemerkenswert ist ein Buch von Pierre Gilbert, der sich scharf gegen den Stilisten und Dichter Flaubert wendet. Diese Stimme scheint nicht vereinzelt zu sein. Louis de Robert hat in La Rose rouge ebenfalls versucht, den Gott Flaubert zu entthronen und Gilbert Charles in Nouvelliste de Bordeaux vom 27. August begrüßt, daß die falsche Einschätzung des mäßigen Stilisten und unklaren Dichters endlich aufhöre. — L. Vincent hat ein zwei Bände umfassendes Werk „George Sand et le beroy" veröffentlicht und bereitet ein anderes Buch „George Sand et l'amour" vor. — Viel Aufsehen erregt die Verfügung des Unterrichtsministers, daß das Tagebuch von Edmond de Goncourt, das nach seiner testamentarischen Bestimmung zwanzig Jahre nach seinem Tode, also 1916, erscheinen sollte, nicht vor 1925 der Öffentlichkeit übergeben werden darf. Das Ministerium ist von einigen Freunden Goncourts, deren Angehörige durch Goncourts Schilderungen kompromittiert werden sollen, zu dieser Verfügung gepreßt worden. Die Bestimmung findet aber nach Temps von 30. September und Eclair vom 18. September soviel Widerspruch, daß noch nicht abzusehen ist, ob sie aufrecht erhalten wird.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Neue Bücher und Bilder.

Waldemar Bonsels, Norby. Eine dramatische Dichtung. 130 S. — Don Juan. Eine epische Dichtung. 151 S. *Berlin u. Leipzig, Schuster & Loeffler.* Je 7 Mark.

Mit Verwunderung und Bedauern liest man die beiden neuen Werke des Dichters Bonsels. Denn ein Dichter war er in seinen Märchenbüchern von der „Biene Maja" und dem „Himmelsvolk", ein Dichter auch in der schönen „Indienfahrt". Seine Prosa war klar und anschaulich, gedankenschwer und geschmückt mit manchem unvergeßlichen Bild. Nun aber gibt er uns zwei Versdichtungen, die man kaum als poetische Erstlinge gelten lassen würde. Tatsächlich reichen die Anfänge beider Dichtungen in frühere Zeit zurück: das Drama wurde 1908 begonnen, vier Don-Juan-Gesänge veröffentlichte der Dichter schon 1906 als „Don Juans Tod". Warum aber erscheinen die Werke jetzt? Besitzt Bonsels keine Selbstkritik oder hat der Erfolg ihn verführt, die Verse herauszugeben? Jedenfalls verspürt man in beiden Werken von des Indienfahrers Gedanken und Kunst keinen Hauch. Kampf gegen dunkle Gewalten ist das Thema hier wie dort und wird in beiden Dichtungen mit den gleichen Worten bezeichnet:

„Wer nichts als gut ist, findet sich zurecht,
Doch in den Besten wird er zum Konflikt."

Digitized by Google

Im Drama ringt ein Pfarrer im Kampf gegen die Kirchenbehörde und im Widerstreit mit Zweifel und Gewissensqual sich zum Glauben hindurch. Im Epos wird Don Juan durch Maria erlöst, in deren Armen er zum erstenmal wahre Liebe fühlt, bei der er, dem Gebot Satans trotzend, verweilt und stirbt. Beide Probleme, das des zweifelnden Pfarrers und das des erlösten Don Juan, sind wiederholt gestaltet worden, selten wohl mit so geringem Können wie hier. Im Drama sind ermüdend breite Dialoge mit aufdringlicher Theatralik (Lauscherin an der Wand u. dgl.) verknüpft, und in den entbehrlichen Hexenspukszenen ist der Märchendichter nicht wiederzuerkennen. Dem Epos fehlt der große fortreißende Rhythmus, die Einzelbilder der Versuchungen, Verführungen und Siege Don Juans sind ganz blaß und unwirklich, und einige Wendungen der oft sehr unbeholfenen Verse streifen das Lächerliche. Daß auch mancher gut geprägte Gedanke, manche wirkungsvolle Szene sich in den Werken findet, soll nicht verschwiegen werden; aber das ist zu wenig bei Büchern eines Dichters, der schon so vollkommene Werke schuf und von dem wir Größeres erwarten. F. M.

Katarina Botsky, Der Traum. Roman. *München, Albert Langen.* 279 S. Geh. 5 M., geb. 8 M.

Diese moderne Kriminalgeschichtenart läßt einen immer wieder einsehen, wie meisterhaft Poë sich auf die Erzählung einer Moritat verstanden hat. Katarina Botsky macht es ganz und gar anders; nachlässig schlendernd wie die Sprache ist der Gang der Handlung; man glaubt manchmal das Vorbild des Golem zu bemerken; aber bei Meyrink sind eben diese unnötigen Verwirrungen und Abirrungen darauf berechnet, im Leser das Gefühl der Traumhaftigkeit zu erwecken, während in diesem „Traum" der Traum weder die Dichterin noch den Leser ergreifen soll, vielmehr nur ein vorübergehender Zustand des Halbbewußtseins der Heldin ist, einer Krankenschwester, die ihrem pflegebefohlenen Idioten mit einem von ihm sehr geliebten Messer im Schlaf den Hals abschneidet, dafür in einem Gerichtsverfahren von unwahrstem Naturalismus (S. 147, 155, 161, 167 usw.!) freigesprochen, aber von einem sie mit hypnotischen Anträgen verfolgenden Arzt doch noch zu einer Art Geständnis genötigt wird, worauf die ausgleichende Gerechtigkeit in Gestalt eines Wolfshundes diesen Arzt zum Schluß holt. Die Schreibweise erhebt sich durchaus nicht über die eines Detektivromans aus einer Kolportageserie. Schwester Elise soll, mit Erlaubnis des hohen Gerichtshofs, hypnotisiert werden, um ihre Erinnerung an die Mordnacht aufzufrischen. „In der Nähe dieses Doktor Höning überfiel sie stets eine gewisse Unruhe. Ihr Instinkt witterte in ihm den gefährlichsten Gegner. Als sie hörte, worum es sich handelte, wurde sie erst bleich, dann rot. „Aha!" stammelte sie. „Man will mir mit Gewalt etwas Belastendes erpressen." Wie zu ihrem Schutz trat sie hinter den Stuhl und sah die vier Männer mit gehetzten und haßerfüllten Blicken an." Aber es gibt auch Stellen, wo das Deutsch noch schlechter ist. M. B.

Benno Elkan, Polnische Nachtstücke. Mit Federzeichnungen des Künstlers. *Delphin-Verlag, München* 1918. 152 Seiten.

Ein bildender Künstler hat den Versuch gemacht, seine Erlebnisse und Eindrücke während des Kriegsaufenthaltes in Polen mit Worten festzuhalten. Mit dem Auge des Malers sind Landschaften und Menschen gesehen. Das wesentliche, das, was der Künstler zum Bilde gestalten würde, spricht er in Sätzen aus, die bisweilen eben doch nur wie die Umschreibung eines Bildes wirken. Die gewaltsame Schaffensart jüngster Kunst offenbart eine Studie, die das Werden eines „Mackensen-Profils" beschreibt. Hier explodieren die Worte: „Die Stirn, der Jochbogen, die Kinnbacke vereinen sich im Profil zum festen Ornamente, Auge versinkt, Nase flackert aus dem Dunkel nur mit der Spitze auf." — „Alles durchwälzt sich nun tosend, kreischend. Funken girren, Kubi ächzen sich vergnügt ins Grelle hinauf, zarte Formen tappen erschrocken zurück. Es tanzt in walpurgischem Wirbel durcheinander. Aller Halt ist verloren!" Neben solchen ekstatischen Ausbrüchen stehen dann die Mitteilungen über Verwaltungsorganisation in deutscher Etappe sehr kriegsberichterstattermäßig nüchtern. Am stärksten wirken die eigentlichen „Nachtstücke", um derentwillen das Buch empfohlen werden muß, besonders die einleitende „Sühnehochzeit", diese schauerliche Impression einer Judenhochzeit auf nächtlichem Friedhof. Die Federzeichnungen geben einige echte Typen und Szenen polnischen Lebens, gar nicht so „kubisch ächzend", wie man erwarten sollte.

F. M.

Friedrich von Gagern, Die Wundmale. Roman in zwei Bänden. *Leipzig, L. Staackmann*, 1919. 460 und 394 Seiten.

Vom Wunder der Regula Schwandtner, der Holzknechtstochter hoch oben in den Bergen, die an einem Karfreitag die fünf Wundmale des Heilands empfangen haben soll, geht der Konflikt zwischen der gläubigen Geistlichkeit und dem Arzte aus, der mit der Formel „Schwindel oder Krankheit" die allgemeine Feindschaft gegen sich heraufschwört. In diese Atmosphäre des alten Kampfes zwischen Aufklärung und Dogma kommt Dr. Benedikt Siebenschein, der junge Kaplan, der Günstling hoher Geistlichkeit und Musikfreund. Sein Schicksal erzählt der Roman. Kraftvoll sind

Digitized by Google

die Gestalten der Bergwelt dargestellt, Geistliche und Bauern, Lehrer und Arzt. Die Form ist zwar oft schwerfällig, die stark dialektisch gefärbte Sprache erinnert bisweilen an den alten Kanzleistil mit den Schnörkeln und umständlichen Satzverknüpfungen. Gleichwohl liest sich das umfangreiche Werk leicht und fesselt bis zum Schluß.

F. M.

Karl Helfferich, Die Vorgeschichte des Weltkrieges. *Berlin, Ullstein & Co.* 228 Seiten. Geh. 5 M., geb. 7,50 M.

Die Erwartung, die von den Umständen des Erscheinens und von einem Passus der Vorrede geweckt wird, ist in dem Buch nicht befriedigt. Man durfte glauben, nicht nur eine Wiederholung der offiziösen Einkreisungstheorie zu hören, sondern wirklich „den Nachdruck auf die Darstellung derjenigen Vorgänge, an denen ich unmittelbar beteiligt war" gelegt zu sehen. Darin werden sich aber selbst die Anhänger Helfferichs enttäuscht fühlen. Einige Gespräche mit dem Kaiser, in denen aber nicht Entschlüsse gefaßt, sondern nur längst Geschehenes ziemlich sentimental beurteilt wurde; Verhandlungen mit dem russischen Finanzmann Davydoff, von dessen Persönlichkeit aber niemand, der sie nicht ohnehin kennt, hier ein Bild gewinnen kann, und das Kapitel über die vorderasiatischen Fragen, in dem aber der persönliche Anteil des Verfassers an der Führung unserer Politik gar nicht der allgemeinen Schätzung zu entsprechen scheint: das sind in der Hauptsache — um es unhöflich auszudrücken — die tatsächlichen Brocken in der politischen Suppe des Buchs. Denn daß der Großadmiral von Tirpitz kurz nach seinen Unterredungen mit Haldane Helfferich mitgeteilt hat, er sei bereit gewesen, auf Grundlage des von Deutschland vorgeschlagenen beiderseitigen bedingten Neutralitätsversprechens genau das zu tun, was Haldane für eine Flottenverständigung vorgeschlagen habe, — das zeigt wohl, wie sehr es nach Helfferichs Ansicht auf das ankam, was der Großadmiral von Tirpitz „zu tun bereit gewesen" ist; als geschichtliche Tatsache wird man aber den Inhalt der Mitteilung wohl kaum anzusehen haben.

Auch in einer anderen Beziehung führt die Vorrede den harmlosen Leser eher etwas in die Irre. „Ich vermesse mich nicht, die Geschichte des Volkskrieges zu schreiben. Das mag ruhigeren Zeiten vorbehalten bleiben, in denen die Menschheit einigermaßen Distanz zu den Ereignissen des Volkskrieges gewonnen hat." So fängt die Vorrede an. Und das Buch schließt mit dem Satz: „So", nämlich so wie Helfferich es am Schluß zusammenfaßt, „werden die unbestechlichen und unbeirrbaren Augen der Geschichte die Entstehung des Krieges sehen." So: daß Großbritannien wieder einmal sein Ziel erreicht hat, durch einen von ihm mit unübertrefflicher diplomatischer Kunst zwischen den andern angestifteten, geförderten Krieg den stärksten Nebenbuhler zur Nahrung seiner eigenen Macht niederzuwerfen. Als Lissauer dichtete, wir hätten alle nur einen Feind, da hatte er die schlagkräftige Kürze seines Verses für sich; die Helfferichsche Darstellung dürfte eher an ihrer Länge leiden.

An einer Stelle legt aber Helfferich den Finger doch ganz resolut in die Wunde. Er verteidigt die Haltung der deutschen Regierung in den kritischen Tagen zwischen dem Ultimatum an Serbien und der Kriegserklärung. Er betont, daß Berlin an der Gestaltung der österreichischen Forderungen im einzelnen und an ihrer Form keinen Anteil verlangte und Wien auch nicht aus eigenem Antrieb solchen Anteil gewährt hat. Und er fährt unter dem Stichwort „Keine Festlegung der deutschen Politik" fort: „Man hat ein solches Vorgehen angesichts des für das Deutsche Reich ungeheuren Einsatzes als unbegreiflich bezeichnet; es scheint mir jedoch, daß bei einer solchen Kritik nicht genügend gewürdigt wird, daß die deutsche Regierung, indem sie von einer Vereinbarung der Einzelheiten und der Form des österreichisch-ungarischen Vorgehens absah, nicht etwa der Wiener Regierung eine Blankovollmacht ausstellte, sondern im Gegenteil eine Festlegung der deutschen Politik auf die Einzelheiten der österreichisch-ungarischen Aktion vermied und sich damit freie Hand vorbehielt für die Beurteilung dessen, was bei der weiteren Entwicklung der Dinge als notwendig für die Erhaltung des Bestandes der österreichisch-ungarischen Monarchie anzusehen und von Deutschland mitzuvertreten sei" (auch habe diese freie Hand wirklich dem Kaiser und Kanzler ermöglicht, bei Österreich-Ungarn ein Einlenken in Sachen des Ultimatums durchzusetzen). Man urteilt sehr viel milder über die Politik jener Tage, wenn man sie als unbegreiflich bezeichnet, als wenn man sie so begreift, wie Helfferich es hier tut. Denn diese Scheu vor der „Festlegung", dieses sich freie Hand vorbehalten, damit man dann sagen könne, man tue nicht mehr mit — und dann doch mittun, weil man nicht weiß, wo einem der Kopf steht und ohne Kopf auch die freieste Hand bloß blindlings tappen kann — das sind eben die schwersten Fehler, die eine Regierung begehen kann. Aus den neueren Veröffentlichungen, insbesondere dem deutschen Weißbuch über die Schuld am Krieg weiß man, daß Berlin bis zum 27. Juli Wien eher gedrängt als zurückgehalten, vom 28. Juli abends an aber scharf gebremst hat; man weiß auch, daß keiner von den damals „leitenden" Staatsmännern heute sich mehr zu erinnern vermag, was in diesen 48 Stunden eigentlich in Berlin geschehen, und weshalb die Bremse nicht um so viel früher gebraucht wurde. Über solche Fragen sucht man in dem Helfferichschen Buch vergeblich nach Aufschluß. M. B.

Digitized by Google

Max Hochdorf, Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers. *Amalthea-Verlag, Zürich-Leipzig-Wien.* (Amalthea-Bücherei, Bd. 5.) 98 S. 4 M., geb. 6 M.

Das August Sauer gewidmete Buch Hochdorfs untersucht hauptsächlich Kellers Verhältnis zu Romantik und Naturalismus. Ohne seine geschickt gegliederte und immer lebendige Darstellung durch biographische Daten zu überlasten, zeigt Hochdorf an einer Fülle von Zitaten, wie Keller in seinen Anschauungen und Absichten der Romantik fernsteht, wie er aber „zeitweilig nicht von den romantischen Stilmitteln loskommt," wie er, schon kühn auf dem Wege zu noch unbeachteten Gebieten der Seelenschilderung, zur naturalistischen Analyse vorwärtsschreitend, doch noch im Ausdruck, in der poetischen Gestaltung am Romantischen festhält. Am besten gelingt dieser Nachweis in den Schlußkapiteln, die den „Grünen Heinrich" und „Martin Salander" behandeln. Überraschend sind die Parallelen zu Kellers „Grünem Heinrich", die der Verfasser aus Flauberts „Education sentimentale" und Kierkegaards „Tagebuch eines Verführers" zieht; was er hier über „Simultanliebe" vorträgt, ist eine durchaus überzeugende Lösung des Problems der Erotik bei Keller. Nicht zustimmen wird man dagegen seiner Auslegung der Kellerschen „Parabel". Der Fischer, der auf den Rat des Teufels sein Herz an die Angel steckt und Menschen fischt, über die er sich nun Herr fühlt, ist ja zweifellos der Dichter. Hochdorf deutet aber weiter: nicht in Kellers Augen sei der Ratgeber der Teufel und somit der Dichter dessen Jünger, sondern Keller wolle damit die „schwachsinnige Masse" treffen, die den „leidenschaftlichen Künstler, der sich mit aller Wollust an das Menschliche herandrängt, wie einen mit der Hölle verbundenen Lästerer scheut." Liegt nicht die Auffassung näher, daß der Dichter ganz ohne Philisterspott, vielmehr in etwas bitterer Selbstironie sagen will: es ist ein Teufelshandwerk, sich mit dem Herzen der Menschheit zu nähern, sie zu studieren und zu gestalten; es ist zwar Lust, aber doch eine verteufelt schmerzliche Lust? Das paßt in die Salanderzeit und es fällt davon auch wieder auf jenen Widerstreit des Romantikers und Realisten Licht, der zwar mit größter Genauigkeit seine Menschenstudien macht, dann aber bei der Arbeit am Roman selbst unzufrieden ist und zu Adolf Frey sagt: „Es ist nicht schön! Es ist zu wenig Poesie darin!"

Vielleicht hätte Hochdorf auch sonst manches aus Freys „Erinnerungen an Gottfried Keller" entnehmen können. So ist seine Behauptung, Keller sei „Feind alles Dialektischen" gewesen, in dieser Form trotz der zitierten Briefstelle falsch. Es ist richtig, daß Keller die breitere Verwendung des Dialekts nicht liebte; wohl aber wußte er, wie Frey bemerkt, mit sicherem Gefühl für die Wirkung eigenartige mundartliche Bezeichnungen einzufügen, um der Sprache damit besondere Fülle zu geben. Und daß er das, seltsam genug, nicht aus akustischen, sondern optischen Gründen tat, ergänzt zugleich Hochdorfs Kapitel vom „malenden Dichter" das den Wortbildern Kellers nachspürt und allenthalben feststellen kann, wie sich eine moralische Wirkung des Bildes ergibt, wie etwa das Bild der Mutter, die vom Dache des Hauses dem „Grünen Heinrich" entgegen sieht, von „symbolischer Wucht" ist. Daß der Malerdichter auch hier von einem Faktum ausging und es zum poetischen Bilde schuf, hätte Hochdorf hierbei aufweisen können, wenn er den von Ermatinger mitgeteilten Brief zitiert hätte, in dem der Jugendfreund Spinner an Keller nach München schrieb: „Deine liebe Mutter spricht immer nur von Dir, wann Du kommst. Sie schaue vielmals auf die Straße..." Wie hat Keller dieses „Entgegenschauen" gesteigert!

Hochdorf hat das geistige Bild Kellers feinfühlend, bisweilen mit kühnem Strich erneuert. Einige kleine Mängel, die störende Häufigkeit des Wortes „massiv", die Heranziehung des Kösterschen Kellerbuches in der ersten, inzwischen revidierten Form, seien nur für etwaige Änderungen in neuen Auflagen angemerkt. Möge das Jubiläumsjahr dem mit einem Segalschen Holzschnitt geschmückten Buch weite Verbreitung bei allen Kellerfreunden bringen! F. M.

Hans von Hülsen, Den alten Göttern zu. Ein Platen-Roman. *Berlin, Morawe & Schefelt.* 466 S. 6 M., geb. 8,50 M.

„Ein ungeschriebenes Gesetz erfüllt sich, indem in unserer Zeit Platens Name und Werk wieder empordämmert — und mit ihm die Forderung nach Vergeistigung und Sittigung der deutschen Kunst." Diese Worte, mit denen Hans von Hülsen einen Aufsatz „Platen-Dämmerung" (im Lit. Echo 1916, S. 1016ff.) schloß, lassen klar seine Stellung zu Platen erkennen: er sieht in ihm nicht einen Kranken, sondern einen Menschen von höchster Leidenschaftlichkeit, dessen Größe in der Bändigung der wilden Glut zur reinen Flamme seiner Dichtung liegt. In solchem Geiste schrieb Hülsen auch den Roman, der Platens Leben von der Reise nach Würzburg im April 1818 bis zum Abschied von Deutschland 1826 umfaßt. Hülsen hat Max Kochs Biographie zum Vorwurf gemacht, sie sei „oft in allzu engem Anschluß an die Tagebücher geschrieben". Gleiches kann man mit nicht geringerem Recht von seinem Roman sagen. Denn wenn man auch die wörtliche Übernahme von Briefen und Tagebuchblättern als selbstverständlich gelten läßt, stellt man doch mit Erstaunen fest, daß er auch Teile seines Textes wörtlich den Tagebüchern entnimmt. Warum dann nicht gleich eine Auswahl von Tagebuchblättern zum Romankranz zusam-

Digitized by Google

menknüpfen? Daß Hülsen solche Anleihen gar nicht nötig hatte, zeigen die Teile, die er unabhängig schuf und die sich durchaus gleichwertig in das Ganze fügen. Vor allem hat er zeitlich Auseinanderliegendes straff zusammengezogen und dadurch packende Spenen geschaffen, deren Lebendigkeit durch die Gegenwartsform der Darstellung gesteigert wird. Die Erotik des Männerfreundes hat er fast überall mit größtem Takt und Feingefühl behandelt. Denkt man freilich an die Wirkung des Buches, so erinnert man sich des Wortes, das Gustav Schwab in seiner Besprechung der Gedichte Platens schrieb: „Sie tragen alle den Stempel der sittlichen Reinheit; ob sie aber werden begriffen werden, ist eine andere Frage." F. M.

Humoristische Plaudereien aus dem altenGöttingen von Schorse Szültenbürger. *Zweiter Teil: Vergangene Zeiten*, von *Ernst Honig*. Mit 15 Federzeichnungen von *Anna Fehler*. *Göttingen, Friedrich Kronbauer*, 1917. 112 Seiten. Geheftet 2,50 M., gebunden 3 M.

Noch kurz vor der eben angezeigten fünften Auflage des ersten Teiles erschien in der gleichen vorzüglichen Ausstattung, ebenfalls mit Federzeichnungen der heimischen Künstlerin *Anna Fehler* geschmückt, der zweite Teil. Er enthält Erinnerungen kulturhistorischer Art in Hochdeutsch, daneben aber auch wieder einige mundartliche Erzählungen in Messingsch („Das Schlachtefest", „Der Schmandkuchen", „Die chute Nachbarschaft", „Der Jahrmarcht"). In der letzten Erzählung erscheinen Göttinger Professoren in humoristisch gehaltener Charakteristik (Schultz, Ritschl, Ihering, Dove, Wöhler, Ebstein, Baum, König, Meißner). Besonders nimmt er den Astronomen Klinkerfues unter die Lupe, um von den anderen hier ganz zu schweigen. Jedem, der in Göttingen gewesen und besonders dort studiert hat, werden diese Geschichten Honigs angenehme Erinnerungen wachrufen. *Erich Ebstein.*

Franz Kaibel, Hochverrat. Ein Theaterstück in einem Zwiegespräch und drei Akten. (Aus einem Zyklus Revolution.) *München, C. F. Lehmann*, 1919. 130 Seiten.

Ein Yorkdrama, das die Tat des preußischen Generals noch einmal in drei Akten heilig spricht, ein Theaterstück, wie der Autor es selbst nennt, ohne irgendwie eine besondere dichterische Gestaltkraft auch nur für Augenblicke aufblitzen zu lassen. Ehrliche nationale Gesinnung, die durch den Schatten des Täters von Tauroggen das müde deutsche Volk aufpeitschen möchte, vermag für die poetische Kärglichkeit nicht zu entschädigen. Immerhin sind die politischen Gegensätze in greifbaren Gestalten gegeneinander gespannt, wenn man auch wünschen möchte, daß der Reformator Stein seinen Liberalismus etwas weniger leitartikelte, daß die ethisch-patriotischen Tendenzen nicht so breit und selbstgewiß ausgegeben würden. Starke deutsche Gesinnung steigt nach dem verlorenen Kriege und nachdem die Annexionisten schweigsam geworden sind, gewiß wieder im Wert. Wir wollen glauben an eine deutsche Auferstehung aus der Gewalt deutschen Geistes. Aber wir verzichten auf Dramen, die in deutlicher Bemühung um geschichtliche Analogie militärischen Geist neu beleben möchten. Die Tat Yorks von 1813, so rühmlich sie gewesen sein mag, hat uns heute nichts mehr zu sagen. Wir leben um mehr als ein Jahrhundert weiter, und der Dichter des in nüchternen Epigonenjamben einherklingelnden Vorspiels hat unmöglich recht, wenn er als Rechtfertigung verkündet: „Vergangenheit bleibt Gegenwart, so lang wir sie verstehn, sie uns zu nutz zu machen. Vergangenheit wird Zukunft, wenn wir lernen, was damals falsch, für morgen neu zu schaffen." Oder: „Nur keine Bange vor Geschichtslektion! Was war, kommt wieder!" Wir, die wir im Brennpunkt einer unerhörten Weltenwende stehen, haben das Versagen der geschichtlichen Werte in der Katastrophe dieses Krieges stark genug erfahren. Die deutsche Seele will heute anders geweckt werden als durch die schattenhafte Rückkehr der Helden einer Epoche, deren tragischen Ausgang wir miterleiden mußten. Mag die Absicht des Autors noch so rein sein, dieses Drama hat mit der Gegenwart nichts mehr zu tun. F. S.

Georg Kaiser, Von Morgens bis Mitternachts. Stück in zwei Teilen. Mit zwölf Steinzeichnungen von Rudolf Großmann. *München, Georg Müller* (Welttheater, Meisterdramen mit Originalgraphik. Erster Band.) 4°. 122 S. Ausgabe A (25 Exemplare) in handgearbeitetem Lederband 700 M.; Ausgabe B (70 Ex.) in Halbleder 400 M.; Ausgabe C (200 Ex.) in Pappband 80 M.

Der Gedanke, neuere Dramen durch verwandte Künstler mit Bildern schmücken zu lassen, ist fruchtbar; denn stärker als in früheren Zeiten tönen heute Drama und Graphik in explosivem Aufschrei zusammen, beide Verkünder gleichen Überwindens einer verlebten Zeitlichkeit, durch die Leidenschaft himmelanstrebender Ekstatik oder durch den Hohn verachtungsvoller Geißelung der verkommenen Bürger. Kaisers blitzhaft vorüberschwirrendes Stück von dem durchgegangenen kleinen Kassierer war zum Beginn der neuen Reihe geeignet, und Rudolf Großmanns Bilder versinnlichen die hier waltende, aus Satire und Trauer gemischte Stimmung. Allerdings reichen sie an des gleichen Künstlers Bilder zu Dostojewski, sein „Herbarium" und seine Lithographien im „Ganymed", dem neuen Jahrbuch der Marées-Gesell-

Digitized by Google

schaft, nicht heran. Das große Format, das schöne Papier und die Leistung der Druckerei Knorr & Hirth in München machen das Buch zu einer erfreulichen Leistung, deren Verdienst den Angaben Paul Renners gebührt. Es wird gewiß unter den Sammlern viele Freunde finden. G. W.

Graf Hermann Keyserling, Das Reisetagebuch eines Philosophen. *München* und *Leipzig*, *Duncker & Humblot*, 1919. XXVIII und 670 Seiten. Geheftet 20 M., gebunden 25 M.

Es mag zwei Arten von Philosophen geben: eine, bei der der Logos Pate stand, der die Kausalität Gesetz alles Geschehens ist und die systematologische Erklärung des Kosmos Daseinszweck; eine andere, die die treibende Seele aller Erscheinungen sich anzueignen strebt und im Miterleben der Welt die Kräfte sammelt, zu vollem, eigenen Selbsterlebnis zu gelangen. Dem jugendlichen Geiste dieser letzten Art mag zuerst der Wunsch aufsteigen, gleich dem Proteus in die Phänomene des Universums einzudringen, sich mit deren vitalen Elementen innig zu vermählen und so dem Weltgeist als erfahrener Adept in die Werkstatt zu schauen. Sicherlich eine Verlockung ohnegleichen bis zu dem Augenblick der reiferen Erkenntnis, es sei „die Tragödie der Tragödien des Metaphysikers, daß er das Individuum in sich nie völlig überwinden könne." Die Möglichkeiten, die der Mensch verkörpert, sind nicht grenzenlos, wie Überschwang der Jugend gewöhnlich meint, sie haben ihr Maximum. Mit dieser Einsicht wird es auch dem Philosophen zur Lebensaufgabe, nur dieses zu erreichen und es wirklich auszufüllen. Fortan geht es auch ihm um Selbstverwirklichung und nur noch um diese. Und das heißt Verzicht auf die proteïschen Gelüste, denen weder Körper noch Seele gewachsen ist, heißt sich selbstbegreifen als Monas im All und als solche zur Reife zu gelangen suchen. Noch war es wohl im wesentlichen das Gelüst nach solchen proteïschen Metamorphosen, das den Grafen Hermann Keyserling auf die Reise trieb durch und um die Welt; möglich auch, daß ihn in der Einsamkeit seines estnischen Landsitzes die Berufskrankheit des Philosophen beschlich: das Denken im Kreise, das fast aller europäischen Philosophie jetzt ein so hippokratisches Antlitz geschaffen hat, und gewiß, daß der Trieb über ihn kam, die wissenschaftlich überlieferten und alle europäische Mentalität beherrschenden Vorstellungen von fremden Kulturen einmal an deren Erscheinungen selbst nachzuprüfen. Zugleich zu erfahren, wie weit sie dort in ihren Heimatlanden noch Macht über das Leben behaupten. Oder ob auch dort, wie bei uns, der Riß klaffe zwischen Soll und Sein, auch dort die Erkenntnissphäre wie die des religiösen Erlebens ein Abseits zu aller Realität des Daseins darstellt.

Er unternahm die Reise vor dem Kriege; auch das Tagebuch über sie wurde abgeschlossen vor dieser Weltkatastrophe (der Literaturkalender von 1916 registriert es als schon 1914 erschienen), aber erst nach wiederhergestellter Verbindung mit Estland konnte der Verlag es auf den Markt bringen (trotz der materiellen und anderer Schwierigkeiten in der diesem Verlage eigenen rühmlichen, sorgfältigen Ausstattung). Dieser Umstand eines so verspäteten Erscheinens heftet an diese Aufzeichnungen nun einen ganz besonderen Reiz und Mangel: alle die halb- oder kaum verhüllten Probleme, namentlich auch unseres deutschen Lebens, die durch den Krieg teils eine erschreckende Lösung gefunden, teils in ihrer schicksalsträchtigen Gestalt jetzt scharf umrissen sich aufbäumen und die Frage um Sein oder Nichtsein der okzidentalen Kultur zur schmerzhaft brennenden machen, begleiten den philosophischen Weltreisenden noch wie nur fernher blinkendes Wetterleuchten, kaum schon darüber beunruhigend, ob die zwar sicher erwartete Katastrophe der Explosion in der schwer geladenen Atmosphäre Europas nicht am Ende schon hereinbräche während der gelassensten Meditationen über die Weisheiten der Veden oder die erotische Kultur der Japaner. Anderseits wissen wir, wie empfänglich wir unter dem brennenden Druck der kampfheißen Tage, Monde und Jahre für Ablenkung waren. Für Ablenkungen freilich nur, die gleich einer zärtlichen Hand über die in Kummer und Sorge brennende Stirn besänftigend hinstrichen. Hier aber werden wir weit weggeführt und es wird uns eine Arbeit zugemutet, die scheinbar die, welche der Tag von uns fordert, als minderwertig und unserer minderwürdig verhöhnt. So bleiben wir auch etwas unfroh, ungelöst auf dieser Reise: daheim ist unser Haus in Flammen, kühl bedachte und so in Rechnung gestellte Sorge um die Zukunft ist qualvoller Gegenwart gegenübergestellt voll Roheit und Verzweiflung, und auch diese ist zum Teil schon unwiederbringliche Vergangenheit geworden, — was sollen wir da zwischen den Riesenpfeilern im Wundertempel von Ellora? Wird unsere Seele leichter im traumhaften Verkehr mit den Mahatmas der Himalayas? In der Treibhausluft der tropischen Urwälder Ceylons? Kein Zweifel: wir unterliegen mehr einer Befangenheit, als daß wir uns erhoben fühlten angesichts der ungeheueren und doch ewig in farbigsten Lichtern spielenden Erstarrung Indiens, dessen landschaftliche und menschliche Seele, dessen legendare Weisheit uns wie Magie umfängt, aus deren Traumschlaf aber immer wieder ein jähes Besinnen herausreißt. Diese Erfahrung deckt, nebenbei bemerkt, eine interessante Demarkationslinie in unserem Bewußtsein auf: wir können ganz historisch oder ganz von der Gegenwart beansprucht sein; wird Geschichte aber mit Gegenwart in Beziehung gesetzt, so leidet unser Bewußtsein zwischen beiden kein Vakuum, denn

Digitized by Google

alle Gegenwart ist ja nur gleich dem mathematischen Punkt im Flusse des Geschehens, der das allenthalbige Verknüpftsein nicht zerreißen darf. Das bestimmt auch unser Interesse an Japan, wohin, von Indien, uns die Reise führt. An diesem so merkwürdig aktuellen Volke beschäftigt uns ja schon lange die Anomalie der auffälligen Verknüpfung eines fast mittelalterlich anmutenden heroischen Romantismus mit helläugigster Mentalität moderner Zivilisation; welche Verwunderung zu neidvoller Sympathie sich steigern möchte gegenüber einem so zärtlichen Natursinn bei raffinierter Selbstzucht und hoher künstlerischer Empfindsamkeit.

Nach China kam Graf Keyserling beim Ausbruch der Revolution: er meint, sie habe Wesentliches im ehrwürdigen Antlitze des Landes nicht verändert — und uns betrachteten die Chinesen nach wie vor, bei aller Anerkennung unserer Regsamkeit, als Barbaren. Was wollen wir auch mit unseren knapp neunhundert Jahren der unerhörtesten Anstrengung, der blutigsten Kriege, des fortwährenden Um- und Neudenkens angesichts des durch drei bis vier Jahrtausende bewährten Ordnungszustandes, den China herstellen und bewahren konnte? In unserem ewigen Anfängertum sieht der Chinese das Talentlose, das Barbarische; unsere Mühe und unsere Opfer imponieren ihm nicht. Er ist der von seinen Lehrern Konfutse und Laotse gegebenen Warnung vor aller Metaphysik gefolgt; die Tradition ersetzt ihm diese und gilt ihm doch als Weisheit echter Erkenntnis. Es ist gehorsam gegen die Natur, — wir dagegen dichten ihr bald eine unser Glück wollende Seele an, bald empören wir uns in kindischer Auflehnung gegen sie, während der Chinese ihr den ganzen Pflichtenkodex seines musterhaft geordneten Lebens entlehnt. So möchte uns Kleinmut anwandeln angesichts der überall, wenigstens anscheinend, einheitlichen Lebens- und Seelengestaltung auch noch des heutigen Orients, und die problematische Zerrissenheit der abendländischen wird uns schmerzhaft fühlbar. Der Mentor aber, der uns leitet, redet ihn uns aus. Und schließlich bezwingt uns, gleich ihm, dieses grandiose Schauspiel der wechselnden Gestalten, versetzt uns in jene kontemplative Empfänglichkeit, die alles Reisens Glücksempfindung ausmacht. „Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung, umschwebt von Bildern aller Kreatur" glauben wir zu erfahren, schließlich rein, ohne Vermischung mit unserem Schicksalsbewußtsein, oder doch darüber hinweggehoben, ohne Vorurteil.

Lehrhaft prägt sich uns das eine ein: daß der Mensch in der Welt heute wie nie zuvor nur seiner *spezifischen* Vollendung zuzustreben aufgerufen ist, daß die allgemeinen Schemata, die uns in Europa heute wieder beängstigen und in Hitze versetzen, alle die politischen, nationalistischen, sozial-wirtschaftlichen Charakters, doch nur wieder als Notbehelfe Bedeutung haben, weil wir eben zum Wesentlichen nicht gelangen können: zur individuellen Freiheit, die in die allgemeine einzuströmen sich beschränkte. Womit erst eine „Demokratie" zustande gebracht werden könnte, was Revolutionen nie fertig bringen. Von solchem irrenden Heilglauben an das Schema geht auch — das sehen wir in Asien ein — der Ruf nach einer neuen Religion bei uns aus; das Bekenntnis spielt im Orient gar keine Rolle, eine desto beglückendere, friedigendere das religiöse Gefühl, durch die Riten beim Leben erhalten. Das wollen diese bei uns freilich nicht mehr gelingen lassen und darum rufen wir nach einem neuen Messias, Propheten oder Buddha — sicherlich ganz vergeblich. Selbstverwirklichung aber schließt Religiosität schon unfehlbar in sich ein und braucht weder Dogma noch rituelle Anreizung; je tiefer sie dringt, um so zuverlässiger stößt sie auf religiösen Grund, auf metaphysischen, vor dem die mit dem Erlangbaren gesättigte Erkenntnis sich zur Ruhe begibt — und diese Ruhe genießt der Orient.

Graf Keyserling meint, wir stünden am Eingang einer ähnlichen Epoche, wie sie die ersten Jahrhunderte nach Christo bezeichneten. Damals fand eine Wechselwirkung statt, vermählten sich Ost und West; und er erhofft aus einer Durchdringung und Annäherung der orientalischen Mentalitäten für den Westen eine Erweiterung der Lebensbasis, zunächst im Religiösen, im Philosophischen, vielleicht selbst für die politische Bewältigung praktischer Aufgaben. Wir werden immer wieder Einsichten schöpfen aus dieser Wiege der Menschheit, aber Ziele vom Osten entlehnen — kaum. Eher will uns scheinen, daß auch dem Orient die Stunde seines Schicksals geschlagen hat: die Europäisierung Japans, die noch in den Anfangsstadien stehende Revolutionierung Chinas — dort hat alles unendliche Zeit! —, die zur Emanzipation hinstrebende Aufwühlung Indiens dürften Anzeichen dafür sein. Und kein Zweifel, daß wir im alten Europa infolge unseres „Hanges zum Unmöglichen" jetzt, wo er uns in eine ungeheuere Krisis versetzt hat, an „den Schlaf der Welt", aber der *ganzen* Welt nachdrücklichst gerührt haben. Wir brauchen uns dessen — trotz allem! — auch gegen den konservativen Orient gar nicht zu schämen: ein *gewolltes* Schicksal ist leichter zu tragen als ein ängstlich eingezäunt gehütetes, wie es, mit Ausnahme Japans, dem Orient eignet. Und so mag es, auch von vielen anderen Gesichtspunkten aus, doch zweifelhaft erscheinen, daß wir uns, wie Graf Keyserling meint, auf unserer Bahn vollenden werden „erst nach Befruchtung und Verjüngung durch den indisch-chinesischen Geist". Zweifelhaft auch, ob die Philosophien des Orients zur Verjüngung der unsrigen, nach der das Bedürfnis freilich mehr und mehr laut wird, beitragen würden. Dazu hat die indische einen zu kombiniert mythischen Charakter

Digitized by Google

und die Chinas ist für unsere Bedürfnisse zu einseitig Vorschrift praktischer Moral. Die Versuche aber von Schopenhauer her, die des Buddhismus, die freilich mehr ein Verhalten als eine Philosophie ist, der unseren zu vermählen, zerfielen schon mehr und mehr in sich selbst, seit der Unglaube an ihren Wert zur Erstarkung der uns unentbehrlichen Lebensenergien gewachsen und die Entschleierung der Lehre Gotamos als eines nüchternen Quietismus ohne metaphysischen Aufschwung um sich gegriffen hat. „Allein die Notwendigkeit für das Leben aber entscheidet über den Rang einer Lehre."

Nordamerika, die große Kolonie des Okzidents, ist die letzte Station der Reise. Graf Keyserling stellt den Geist Amerikas in noch schrofferen Gegensatz zum orientalischen, während er das Verhältnis zu Europa nicht charakterisiert erblickt durch die — bei uns sprichwörtlich gewordenen — unbegrenzten Möglichkeiten, vielmehr durch die Vorwegnahme einer vielleicht auch auf das Mutterland zutreffenden schicksalsmächtigen Entwicklung. In den Vereinigten Staaten sublimiert sich, im Guten und im Bedenklichen, frühzeitig der Geist, der sich Europas zu bemächtigen anschickt. Der Amerikaner verleugnet die Erbschaft einer ihm so rückständig erscheinenden Familie und schlägt sie aus, ja er hält die Zeit für gekommen, wo der Sprößling die Erziehung der Eltern in die Hand nehmen muß. Mit dem besten Gewissen der Welt verwechselt er „Erfolg" und „Vollendung" und züchtet in Reinkultur, was in Europa noch schamhaft als Mißwuchs angesehen oder — vorgeheuchelt wird. Er sieht seinen Zustand nicht als vorläufig, sondern als schlechthin ideal; und dieser Umstand, meint Graf Keyserling, bedinge die Minderwertigkeit der jetzigen Vertreter, — wie wohl auch der vorherzusehenden Entwicklung, möchten wir hinzusetzen. Welche Sicherheit der Amerikaner aber daraus schöpft, den arbiter mundi zu spielen, hat das alte Europa ja inzwischen erfahren. Und es war wohl vor dieser Erfahrung, als unser Weltreisender den launischen Satz niederschrieb: „Nun kann ein noch so unreifer Bengel, wo er nicht mehr als ein Bengel sein will, sehr liebenswert erscheinen; abstoßend wirkt er nur, wo er sich als Vollmensch gibt, dies aber kennzeichnet das Amerikanertum." —

Diese Reflexe der vielseitigen Belichtung eines so weitgedehnten Stoff- und Geistesgebietes, die das Tagebuch ausstreut, ließen sich ins Ungemessene vermehren und würden doch zur Orientierung auf einen bestimmten Punkt nur wenig dienen. Sich selbst an eine fremde Welt zu verlieren und sich dadurch wiederzufinden, — so möchte man, wenn auch ein wenig mystisch, die Absicht des Verfassers erklären, die er bei seiner Weltfahrt und ihrer Beschreibung verfolgte. Es ist in diesen Bekenntnissen neben einem imponierenden Wissen und gut begründeten mannhaften Urteilen viel anmutend Persönliches, viel Selbstzucht, die in selbstgewollter Einsamkeit doch zu universeller Weite hintrieb; das erweckt dem der Erkenntnis obliegenden baltischen Aristokraten hohe Achtung. Denn der Verfasser ist im besten, jetzt freilich wenig beliebten Sinne Adelsmensch und ist konservativ in jenem Reifegrad, der dem unvermeidlichen Schicksalsgemäßen gegenüber seinen Besitzer vor Blindheit bewahrt und eiferndem Haß, der vielmehr Sporn ist zur Selbstverwirklichung, um „jenen inneren Zustand zu erringen, der allen äußeren gerecht wurde, d. h. praktisch von ihnen unabhängig wäre, und das heißt: einen Zustand höchster Kultur". Ihm stellt sich der „Fortschritt" darum als „eine endlose Serie intimer Tragödien" dar; das von inneren Umständen allein abhängige Glück ist von außen nicht herbeizuführen, insofern erscheint ihm „fortschreiten als zwecklos, ja schädlich". — So wird das Buch den meisten „Zeitgemäßen" vielleicht *überholt* erscheinen von der Neugeburt der Zeit. Der „Unzeitgemäße" wird es neben all den herrlichen Patengeschenken bei der Taufe unseres neugeborenen Zeitalters schätzen wie die unscheinbare Gabe der guten Fee im Märchen: die Stunde wird kommen, wo sich ihr Segen auswirkt.

Max Martersteig.

Hertha Koenig, Blumen. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1919. XXX Seiten. 3,50 Mark.

Eine Frau, die sich in Blumen verzaubert hat, die Blumenseele geworden ist, schenkt uns die Klagen und Jubel ihres blühenden Lebens. Sie trinkt, Narzisse, liebend wie Gott den leuchtenden Glanz des Tages. Sie flammt in ungebändigter Liebe als Gladiole empor. Mit dem Schicksal ringt sie, Mauernelke, dem Erdreich fern in der Finsternis der Steine. Und demütig fühlt sie die Lust, nichts als Gras zu sein:

„Nur dies, Geliebter: unter deinem Schritt
Das Sanfte sein, das deine Wege mildert,
Und vor dir der beruhigte Anblick weit hinaus ..."

Nicht in jedem dieser neunzehn Gedichte ist die wunderbare Metamorphose so geglückt wie gerade in dem letztgenannten „Gras". Aber jedes zwingt uns, andächtig zu verweilen und dem Wesen und der Gestalt der bunten Blumenschwester wie des schlichten Halmes nachzusinnen. So ist dies Büchlein eine köstliche Sommergabe, für die wir der Dichterin danken. F. M.

Richard Knies, Die Herlishöfer und ihr Pfarrer. Ein Dorfroman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* 199 S. Preis 4,50 Mark.

Die Geschichte spielt im Rheinhessischen. Aus einem zwiebelähnlichen Türmchen, das der Wagner- und Zimmermeister Hannjerri Knoldekob dem

Digitized by Google

neuen Dorfschulhaus als schönste Zierde angeklebt hat, entspinnt sich ein Kampf der Geister zwischen dem Pfarrer Huchebuk und Knoldekob, der mit Hilfe des intriganten Schullehrers zuerst das Dorf hinter sich bringt und den Pfarrer vom Ort vertreibt, auf die Länge aber doch den Kürzeren zieht. Anfangs stört ein wenig der aufdringliche Humor, der sich in den vielen „komischen" Namen anzeigt und sich im Kleinlichen zu erschöpfen scheint; aber mit dem Fortgang der Erzählung wird dieser Humor immer innerlicher und gegen den Schluß zu haben wir Dorfgeschichte vom besten Holz, die außerdem den Vorzug hat, von einem wirklichen Kenner des katholischen Wesens geschrieben zu sein. Das Verhältnis der Bauern zum Pfarrer und zum Lehrer ist ohne viel Worte im Gang der Ereignisse sehr anschaulich und mit wohlwollender Gerechtigkeit geschildert; die Audienz der Dorfdeputierten beim Bischof ist ebenfalls vortrefflich gelungen und der Ersatzmann des suspendierten Pfarrers in seiner Seminargelehrsamkeit ist gewiß auch dem Leben abgesehen. Was dem bösen jungen Lehrer angehängt wird, das macht der biedere und kluge alte Lehrer für seinen Stand wieder gut. Schade ist nur, daß vom Höhepunkt der Handlung an, wo die beiden Hauptgegner, Pfarrer und Zimmermeister, sich innerlich zu wandeln anfangen und jeder dem andern ein Stück weit recht geben muß, die Erzählung rasch abbrechend zum Schluß eilt. Man möchte davon gern mehr hören.

M. B.

Friede H. Kraze, Die von Brock. Ein Baltenroman. *Leipzig, C. F. Amelang.* 309 Seiten.

Ein Baltenroman: das heißt heute mehr als je ein politisches Buch. Daß die Verfasserin sich zur Absicht eines hohen Liedes auf die Baltenart gleich in der Überschrift bekennt, muß man ihr danken. Der Roman spielt nicht im „Gottesländchen" selbst — ist es nicht von tiefem Sinn, daß diese Zärtlichkeit der verkleinernden Endung ebensogut süddeutsch wie russisch sein könnte, aber so gar nicht preußisch oder gar englisch? —, er spielt in einer russischen Stadt, nahe der Grenze von Weißrußland und Großrußland, in der Herr von Brock, der baltische Recke, die technische Hochschule leitet. Es sind noch andere Deutsche in der Stadt, aber außer ihm und seinem Bruder keine Balten; seine Kinder sind schon in Rußland geboren und haben die geteilte Liebe zur deutschen Blutsart und zum Heimatboden des großen Reichs. Die Zeit ist nicht genau bestimmt, aber es sind ungefähr die siebziger Jahre, in denen das große Beben des Riesenleibes Rußland, diese furchtbare Geburt, beginnt, von der wir noch heute nicht wissen, ob ihr Antichrist oder Heiland entspringen wird. Damals standen, wenn wir diesem Roman glauben, die besten Balten gegen die Ochrana, gegen den echtrussischen Polizeihauptmann, schützend vor den im Pogrom verfolgten Juden, zum Guten führend vor dem leichtbeweglichen russischen Volk, voll Hoffnung selbst noch auf dem Weg in die sibirische Verbannung.

Daß heute alles so ganz anders liegt, nicht nur durch den Krieg und die überaus gefährlichen Einflüsse, die das Baltentum in ihm auf die russische und die deutsche Politik geübt, sondern schon in den letzten zehn Jahren vorher, das führt die Verfasserin auf den mangelnden Nachzug deutscher Bauern ins Baltenland zurück. Die Bauern haben den baltischen Adel allein gelassen; das ist ihr wiederkehrender Satz. Man möchte ihm gerne glauben. Aber sind nicht die baltischen Herren doch dem ostelbischen Großgrundbesitzer näher verwandt als dem westfälischen oder schwäbischen Bauern? Die Glaubenssätze des Herrn von Brock auf Seite 97 und 98 geben zu denken. M. B.

Albert Leitzmann, Wilhelm von Humboldt. Charakteristik und Lebensbild. Mit drei Bildnissen. *Halle a. S., Max Niemeyer*, 1918. 8°. 102 S.

Albert Leitzmann, der sich als verdienter Herausgeber einer Reihe wichtiger Quellenschriften und vor allem der großen akademischen Gesamtausgabe eines jahrelangen, genauen Umgangs mit Wilhelm von Humboldts Schriften und Briefen rühmen darf, legt hier weiteren Kreisen eine knappe Gesamtdarstellung der Persönlichkeit dar, „angesichts des Meeres ohne alle gedruckten Hilfsmittel geschrieben". Sein Büchlein erhebt also keine wissenschaftlichen Ansprüche und erhält sich auch aller gelehrten Anmerkungen und Nachweise, obwohl es sicher nicht geschadet hätte, wenn auch weitere Kreise akademisch gebildeter Leser (und auf diese rechnet Leitzmann doch vor allem) durch einige genauere Angaben über die ausgehobenen Stellen zu den Schriften selbst hingeführt worden wären. Diese Wirkung wird aber das Büchlein als Ganzes hoffentlich doch ausüben, vor allem durch seinen zweiten Teil. Denn der erste, kürzere gibt kein ganz abgerundetes und voll befriedigendes Charakterbild des Mannes mit den Mitteln, die gerade Humboldts Schriften für ein solches Unternehmen darbieten. Über Richtung und Art der aufbauenden Kräfte dieser Seele mit ihrer ganz eigenen Mischung von Offenheit und Versteckspiel, von Quietismus und Betätigungsdrang wäre doch wohl etwas mehr zu sagen und Humboldts Humanitätsideal an der Hand von Sprangers ausgezeichneten Forschungen auf geschichtlicher Grundlage breiter zu entwickeln gewesen. Ebenso wünschten wir in dem zweiten, weit größeren Abschnitt, dem eigentlichen „Lebensbilde", eine genauere Darstellung von Humboldts pädagogischen Anschauungen und eine schärfere Bestimmung seiner Stellung zur Geschichte des modernen Bil-

Digitized by Google

dungswesens, als wir sie S. 52 erhalten. Im übrigen aber webt der Verfasser hier sehr geschickt die äußere Lebensgeschichte und die innere Entwicklung Humboldts ineinander und flicht an den maßgebenden Stellen ausführlichere Angaben über seine Hauptwerke ein. Vielleicht wären dem Laien noch ein paar orientierende Bemerkungen über Humboldts sprachphilosophische Methode und ihre Bedeutung für die jüngste Gegenwart der Sprachforschung willkommen gewesen, im ganzen aber ist es Leitzmann doch gelungen, von diesen schwierigen und für Humboldt besonders charakteristischen Gedankengängen eine klare Übersicht zu geben, die auch dem Fachmann neue Gesichtspunkte bringt. Besonders zu rühmen ist Leitzmanns lebensvolle und warmherzige Darstellung von Humboldts politischer Tätigkeit, die ja durch einen Akt grenzenlosen Undanks seitens der preußischen Regierung ihr vorzeitiges Ende fand. *Robert Petsch.*

Aug. L. Mayer, Expressionistische Miniaturen des deutschen Mittelalters. Mit 32 Tafeln. *München, Delphin-Verlag.* 4^0.

Vöge, Swarzenski, Haseloff, Zimmermann, Merton, Wickhoff und seine Genossen, Beißel, Bruck und Leidinger haben Schätze der mittelalterlichen Handschriftenmalerei zusammengetragen. Sie bieten neben naturalistischer Unbeholfenheit und Virtuosität Zeugnisse eines Vermögens, das den religiösen Gefühlen zu unmittelbarem Ausdruck verhalf, indem alle Naturgegebenheiten in der Glut ekstatischer Erhebung geschmolzen und zu neuen Gebilden geformt wurden. Diese expressionistische Kunst wandte sich, gleich der heutigen, von der Illusion des dreidimensionalen Raumes zu einem flächenhaften Zusammenballen von größter Intensität; aber es war in ihr weit mehr Stilgefühl, Bewußtsein des inneren Gesetzes, und viel höheres Können als bei den meisten Neutönern der Gegenwart. Für diese Behauptungen liefern die 32 gut gewählten und scharf wiedergegebenen Bilder den vollgültigen Beweis. Auch ohne die Absicht eines solchen Beweises, welche die treffliche Einleitung Mayers ausspricht, gewähren die auserlesenen Erzeugnisse der Kunst des 8. bis 15. Jahrhunderts jedem kunstfreudigen Auge echte Genüsse, die knappen Erläuterungen mannigfache Einsicht.

G. W.

Carl Neumann, Jacob Burckhardt, Deutschland und die Schweiz. *Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha* 1919.

Der Titel dieser kleinen Schrift ist irreführend und paßt am wenigsten zu Burckhardt, der sich als Europäer gefühlt und national gefärbte Geschichte mit dem hochmütigen Wort „Publizistik" abgetan hat. Von viel Wesentlicherem als von Burckhardts Verhältnis zu Deutschland und der Schweiz ist die Rede. Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" sind der Ausgangspunkt, um sein Verhältnis zur Geschichte überhaupt, zu Machtpolitik, zur Demokratie und zu Nietzsche zu untersuchen. Ein weiterer Aufsatz geht auf Burckhardts Jugend und die Entstehung seines Renaissancebegriffes ein.

Der Abdruck dieser beiden Aufsätze, die 1907 und 1918 in der „Deutschen Rundschau" erschienen sind, ist durchaus berechtigt, da Neumann, Burckhardts einstiger Schüler und bewundernder Anhänger, Tiefstes zur Erkenntnis der Art des Schweizers und seine Stellung zu Geschichte zu sagen weiß. Burckhardt hat Menschheitsgeschichte nicht als „Kursus von Sexta bis Prima" aufgefaßt. Es war ihm, der jeden Versuch einer Philosophie der Geschichte skeptisch betrachtet und den chronologischen Aufbau der Darstellung als Hauptmittel, um eine Entwicklung aufzuspüren, verworfen hat, in Rohdes Sinn darum zu tun, „in *Anschauungen* denkend das Wesen und Tun vergangener Zeiten so zu erkennen ... wie sie damals lebten und sich bewegten". *Rosa Schapire.*

Paul Nikolaus, Tänzerinnen. Mit 32 Abbildungen und 4 Zeichnungen von Ernst S. Stern. *München, Delphin-Verlag.* Geh. 20 M., geb. 28 M.

Eine entwicklungsgeschichtliche Übersicht des modernen Tanzes erweist sich gegenüber der Fülle der Erscheinungen für viele Freunde dieser neu erblühten Kunstgattung als ein sehr erwünschtes Unternehmen. Nikolaus gliedert die Reihe in eine organische Folge und charakterisiert die einzelnen Jüngerinnen und Jünger Terpsichores zutreffend. So entsteht, unterstützt durch die photographischen Aufnahmen und geschmückt mit den reizvollen Aquarellen Sterns, ein Büchlein von anziehendem Inhalt und gefälligem Sinnenreiz.

A—s.

Alfons Paquet, Im kommunistischen Rußland. Briefe aus Moskau. *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. 203 S. Geh. 8 M., geb. 10 M.

Paquet hat sich durch seine Schilderungen aus dem nördlichen Asien („Li oder Im neuen Osten") und aus Palästina als ein Beobachter und Stilist ersten Ranges erwiesen. Die gleichen Eigenschaften bewährt er in diesen Briefen, die im Jahre 1918 den Lesern der „Frankfurter Zeitung" von dem bolschewistischen Rußland erzählten. Sie wirken auch jetzt noch höchst aktuell und werden als Geschichtsquelle dauernde Bedeutung behalten. Denn was hier das Auge eines Beobachters sah, der zugleich ein tief fühlender und denkender Dichter ist, das steht weit über dem mit hergebrachten Feuilletonzutaten aufgeputzten Berichterstatterstil; es darf, gleich der Geschichtsschreibung des großen griechischen Historikers, als „Besitztum für immer" bezeichnet werden. G. W.

Digitized by Google

Julius Rodenberg, Aus seinen Tagebüchern. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1919. XXIII, 191 S. Geh. 5 M.

Julius Rodenberg hat von 1831 bis 1914 gelebt, seit der frühen Jugend, nachdem er durch gefällige Lyrik Beifall gewonnen, mit den besten zeitgenössischen Schriftstellern und andern Trägern des jeweiligen Zeitgeistes in Verkehr gestanden, 1876 die „Deutsche Rundschau" begründet und bis zu seinem Tode geleitet. Zumal diese letzten vierzig Jahre gaben ihm den Rang eines klugen, anschmiegsamen literarischen Beraters. Als solcher ist er in Berlin und auf seinen Reisen allenthalben freundlich begrüßt worden, von Gottfried Keller, dem die „Rundschau" erst zur allgemeinen Anerkennung verhalf, ebenso wie von C. F. Meyer und Marie v. Ebner-Eschenbach und so manchen andern, die in ihm für ihre Geisteskinder einen liebevollen Pflegevater gefunden hatten. Die Tagebücher, seit 1849 mit langen Pausen geführt, erzählen mit Vorliebe von solchen Begegnungen, wenig und nicht gerade bedeutsames von eigenem Innendasein, dessen Grenzen z. B. das ganz verständnislose Verhalten zu Nietzsche (noch 1901!) kennzeichnet. Man lese dazu die Absätze auf Seite 176. Heilborn entledigt sich der Pflicht der Einführung mit der bei ihm gewohnten Feinheit und Milde. G. W.

Romain Rolland, Das Leben Michelangelos. Übersetzt von Dr. Werner Klette. Herausgegeben von Wilhelm Herzog. Verlag von *Rütten & Loening. Frankfurt a. M.* 1919.

Romain Rolland hat hier das Leben Michelangelos vor uns aufgebaut, „jenes Riesenberges, der das Italien der Renaissance überragte und dessen zerrissene Linien wir fern am Himmel sich verlieren sehen". Es ist ein sehr klares, inniges, ja flammendes Buch geworden, ein Buch voller Liebe zu einer großen, unglücklichen, gigantisch zerklüfteten Persönlichkeit. Das Menschliche an Michelangelo wird ungleich nachdrücklicher beleuchtet als das Künstlerische. Diese vertiefte Arbeit ist keine kunstgeschichtliche Analyse, sondern ein psychologischer Essay großen Stiles. Es ist ein glänzender Essay, ohne Ballast, ganz ohne philologische Atmosphäre, ohne biographisch über das Notwendige hinauszugehen, immer präzis, rein geistig gestaltet, dabei von kristallener Klarheit. Rolland hat die ganze Tragik, die den Menschen Michelangelo umwitterte, mit überzeugenden und klar deutenden Worten zum Ausdruck gebracht; die Tragik des genialen Künstlers, der ein Berserker der Arbeit war, innerlich immer voll Aufruhr, dabei immer unbefriedigt, willensschwach, ohne Sicherheit, ungeliebt von Frauen und von Männern, voll Mißtrauen gegen andere und tobend gegen die eigene Natur; der Werte schuf, welche das Göttliche streifen, und der ein Leben führte wie ein Verdammter aus dem Inferno Dantes; der dem Geist der Arbeit so fanatisch verfallen war, daß er von sich selber sagte: „Ich erschöpfe mich in Arbeit, wie es noch nie ein Mensch getan; ich denke an nichts anderes als daran, Tag und Nacht zu schaffen."

Rollands Buch ist immer bewegt, zuweilen lodernd, in keinem seiner Teile starr und immer voll Liebe hingegeben an diesen Genius, dessen tragische Seele gemischt war aus Leidenschaft und Schwäche.

Ein sehr schönes, reines Buch, ein weithinragendes Beispiel des Leidens eines großen Menschen. „Ich behaupte nicht," sagt Rolland, „daß der Durchschnitt der Menschen auf diesen Höhen leben könnte. Einen Tag im Jahr aber sollen sie hinauf wallfahrten. Sie werden dort den Atem ihrer Lungen und das Blut ihrer Adern erneuern. Da oben werden sie sich dem Ewigen näher fühlen. Dann werden sie wieder in die Ebene des Lebens hinabsteigen, und ihr Herz wird gestählt sein für den täglichen Kampf." *Hans Bethge.*

Heinrich Theodor Rötscher, Die Kunst der dramatischen Darstellung. Mit einem Geleitwort von Oskar Walzel. *Berlin, Erich Reiß*, 1919. XVI, 299 Seiten.

Rötscher war in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. der erste Theaterkritiker Berlins. Ein Mann von tiefer philosophischer Bildung, von sicherem Blick für das Wesentliche, von humaner Gesinnung und hohem Ausdrucksvermögen, das — wenigstens für die Zeitgenossen — durch die von Hegel überkommene Terminologie nicht getrübt wurde. Heute noch liest man mit Vergnügen und Nutzen die Analysen wertvoller Schauspielerleistungen in seinen „Kritiken und dramaturgischen Abhandlungen" (1859), und sein Hauptwerk „Die Kunst der dramatischen Darstellung" (1841, 2. Aufl. 1864), das ein Seydelmann die Bibel der Schauspieler nannte, ist „das erste und einzige Lehrbuch der Schauspielkunst" geblieben. Die gut gedruckte neue Ausgabe dieses Werkes mag schwerlich einem Jünger Melpomenes heute noch zur Führerin werden; aber den Freunden des Theaters und den Erforschern seiner Geschichte bietet es reichen Stoff zur Belehrung und zum Nachdenken. Walzels gutes Geleitwort stellt den Leser auf den richtigen Punkt, von dem aus der Gehalt erfaßt werden soll, und gibt so die wünschenswerten Hilfen für den nächsten Zweck. Vielleicht wäre der Anlaß auch geeignet gewesen, das noch fehlende Bild des Kritikers Rötscher zu skizzieren. G. W.

Herman Sinsheimer, Peter Wildangers Sohn. Roman. *München, Georg Müller*, 1919. 246 Seiten. Geh. 7 M., geb. 9 M.

Die Bauernfamilie der Wildanger wird zum

Digitized by Google

Träger urmenschlicher Triebe und Sehnsüchte; der Vater Peter stark klug, Gewinn und Macht einzig schätzend und mit nimmer müder Faust erarbeitend; neben ihm die Frau faul und gefräßig, stumpf an Geist und Seele; aus dem Hause gestoßen die Tochter Lisbeth, das tüchtige, immer von neuem zeugende und froh die Doppellast der Mutterschaft und der Verachtung tragende Naturwesen. Unter diese Menschen tritt der Sohn Konrad, der Primaner. Durch aufgehäufte tote Wissensmassen bricht das Liebesverlangen und gleichzeitig bäumt die junge Kraft gegen den unerbittlichen eisernen Druck der Vaterstrenge. Der junge Wille ringt mit dem alten und mit dem eignen Verlangen. Er ahnt das Ziel, als er von der scheu begehrten jungen Lehrerin die unverstandenen Worte Meister Ekharts vernimmt: „Auf! Herzensfreund, entschlage dich aller Dinge und tu dein Selbst ab, auf daß du das höchste Gut gewahrest." Im Fieber der Todeskrankheit steigt Konrad über die Welt der Begierden und der irdischen Zwecke zu Gott empor und vollzieht mit letzter Kraft das Gericht an seinem Vater, der zum Brandstifter geworden ist, um das Haus, den Gegenstand all seines Mühens und Trachtens, nicht der Tochter ausliefern zu müssen. Nicht der alte Haß erzeugt die Mordtat des Sohnes, er sieht in dem Vater ein Tier, einen Feind, der ihn zurückzerrt, ihn hindert selig zu werden. Lisbeth aber bleibt allein übrig, sie, die gleich der ewig fortzeugenden Natur einzig dem erhaltenden Willen dienstbar ist.

Ebenso ungewöhnlich wie die Erfindung dieses Romans erscheint seine Form. Realistische Einzelzüge aus dem Bauernleben verweben sich mit ekstatischen Stimmungen. Die Sprache meidet die großen, dunkeln Worte und die kühnen Satzgefüge und prägt das Geheimste in ein Deutsch von leuchtender Klarheit. Ohne alle kleinlich naturalistische Nachzeichnung bäuerlicher Geste und Redeweise wird der Glaube an die doppelte Wirklichkeit — die der bewußten und der unbewußten Erlebnisse — erreicht. Großer Stil epischer Dichtung tritt selten in neuer Kunst so überzeugend zutage wie hier, auch in dem formelhaft geprägten Parallelismus der Ereignisse und in dem leichten Gerank arabeskenhafter Zutaten, das die großen Epiker zu allen Zeiten liebten. So kommt es zum Verstummen der üblichen Fragen: ob ländliche Menschen so fühlen und handeln, ob das Nacheinander korrekt ineinander gefugt sei im Sinne einer nüchternen Kausalität (was übrigens bei innigem Verständnis für die Bedingungen eines solchen aus erfühltem Leben gezeugten Kunstwerks ohne weiteres bejaht werden muß). Sinsheimers Menschen sind dichterisch erschaut, und damit ist zugleich die einzige zulässige Frage, die nach ihrem künstlerischen Daseinsrecht, beantwortet. Der Roman bedeutet den Anstieg zu den steilen Stufen hoher Kunst, die nur von wenigen Hochbegabten betreten werden; er sei der Aufmerksamkeit aller ernsthaften Freunde unserer Gegenwartsdichtung empfohlen. G. W.

Jeanne von Vietinghoff, Die Weisheit des Guten. *Zürich, Rascher & Co.*

„Das in der Natur ruhende Gute ist das ursprüngliche Glück; die Entwicklung des Guten bedeutet den Bruch mit der Natur, also Schmerz. Die Rückkehr zur Natur, zu einer Natur, die sich hundertfältig erweitert, vergrößert hat, ist die Frucht des Guten, ist die Harmonie." Der reine Tor wird durch Leiden wissend. Das Leben überwinden, um es richtig bewerten und genießen zu können. „Jener ist der Weise, der alles genießen kann und doch nichts braucht, der alles verlieren kann, und reich bleibt ‚mit nichts'." „Die Erde behält für ihn alle ihre Schönheit, doch sie ist vor allem schön durch die Art, wie er gelernt hat, sie zu betrachten . . ." Das sind alles keine neuen Gedanken. Buddha, Tolstoi, Maeterlinck und noch viele andere Namen fallen einem beim Lesen des Buches ein. Aber man fühlt, daß hier ein reifer Mensch aus tiefer persönlicher Erfahrung, aus innerem Erleben heraus spricht, und darum läßt man sich gern von ihm belehren, zürnt ihm nicht, wenn er mitunter auch trivial wird, und freut sich über Auseinandersetzungen von so großer Feinheit und psychologischer Schärfe, wie das Kapitel „Die Achtung von der Liebe", in dem männliche und weibliche Eigenart in ihrer Gegensätzlichkeit und Ergänzungsbedürftigkeit sehr tief erfaßt sind.

A. L.

Kleine Mitteilungen.

Goethe und der Student. Ein Nachtrag zu Goethes Gesprächen. Friedrich Johannes Frommann, der Sohn und Nachfolger von Goethes Freund, dem Buchhändler Frommann in Jena, hat in Weimar an der Festtafel des 28. August 1849, als Goethes hundertjähriger Geburtstag gefeiert wurde, einen Aufsatz „Goethe und das Volk" in Nr. 69 der Deutschen Blätter aus Thüringen vom selben Tage verteilt, der bisher noch nicht beachtet worden ist. Wichtig darin sind einige Nachrichten, die auf persönlichen Erinnerungen beruhen. So heißt es: Wenn man wissen will, wie sich Goethe zum sogenannten Volke gestellt habe, so frage man doch die Handwerker und Künstler, die für ihn gearbeitet, die Bauern, die mit ihm verkehrt haben, seine eignen Dienstboten. Ich behaupte, alle, die in untergeordneter Stellung mit ihm zu tun gehabt haben, sind ihm von ganzer Seele ergeben gewesen. Zum Beweise, wie er mit solchen umging, nur ein Beispiel: In den zwanziger Jahren wurden seine meisten Schriften in der Druckerei meines Vaters und Oheims gedruckt. Der Lehrling, welcher die

Digitized by Google

Korrekturen zu bringen und zu holen hatte, mußte ihm das Technische des Satzes erläutern, und nachdem der „stolze" Goethe begriffen hatte, daß große Einschiebsel oder Streichungen viel Arbeit machen und den Satz verderben, bemühte er sich, bei seinen Korrekturen die geänderten Wendungen oder Worte in der Anzahl der Buchstaben möglichst dem ursprünglichen Satze anzupassen. Denselben Lehrling, von dem er nicht verschmäht hatte sich in das Verständnis der Buchdruckerkunst einführen zu lassen, lud er später nach Weimar zu sich ein, bewirtete ihn reichlich und ließ ihm alle Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen. — Er erkannte und achtete das Wahre und Edle, und fühlte sich zu tüchtigen Naturen, trotz ihren leidenschaftlichen Einseitigkeiten und Irrtümern, mit Liebe hingezogen. So erzählte er eines Abends meiner Mutter, wie ihn am Morgen ein Student besucht habe, schilderte, wie nur er und auch nur mündlich schildern konnte, wie diesem unter den schwarzen Locken die feurigen Augen hervorgeglänzt hätten, während er ihm allerhand redlich gemeintes, aber überspanntes Zeug vorgeredet, und endigte mit den Worten: „Ich hätte ihm um den Hals fallen und sagen mögen: lieber Junge, sei nur nicht so dumm." *Hans Schulz.*

Ein schöpferischer Bücherverehrer ist der schwedische Kunst- und Dekorationsmaler Herr *Aage Avenstrup*. Seine Spezialität ist es, die pergamentnen *Rücken* ausgewählter Bücher dem Inhalt entsprechend zu dekorieren. Wir müssen, wenn wir vom Zweckentsprechenden und Zulässigen des Buchäußeren sprechen, streng zwischen Bänden unterscheiden, die bestimmt sind, in langen Reihen unter vielen ihresgleichen zu stehen und oft herausgezogen zu werden, und solchen, die in Zierschränkchen einzeln oder aber auf Auslagen und Schautischen Auge und Hand erfreuen sollen. Etwa so, wie wir zwischen der Bauart einer Villa und eines Straßenhauses unterscheiden. Letzteres muß sich dem allgemeinen Stil anpassen, erstere darf kapriziös sein. Die feinen bunten Bände eines Avenstrup würden verhundertfacht in eine Bibliothek eine gewisse Unruhe bringen, aber als Einzelexemplare sind sie sehr reizvoll, sowohl was die zarte Buntheit der Koloristik wie die Erfindung der Linienführung betrifft. Die Farben sollen sogar abwaschbar und lichtecht sein. Der Gesamteindruck nähert sich dem der Marginalverzierungen der alten Livres d'heures. Die vor einigen Monaten in der Amelangschen Buchhandlung in Charlottenburg veranstaltete Ausstellung hat dem kunstsinnigen Schweden zahlreiche Bestellungen eingetragen, und da auch mir seine originelle und geschmackvolle Art der Dekorierung außerordentlich gut gefallen hat, so möchte ich ihn den Bücherfreunden bestens empfehlen (Adresse: Charlottenburg-Berlin, Grolmannstr. 23). F. v. Z.

Adolf Weigel · Leipzig
Wintergartenstr. 4
Buchhandlung u. Antiquariat
sucht zu kaufen:
Anthropophyteia, 10 Bde., vollst. u. einz. Bde. — Beiwerke dazu, 7 Bde., auch einzelne Bde.
Brockhaus-Herder-Meyer, Konversations-Lexika
Bücher kleinsten Formats. Mikroskop. Drucke.
Goethe, Werke. Weimarer Ausg. Vollständig u. Abt. II allein. Original-Halbfzbde. Orig.-Gesamtausgaben u. Einzelschriften.
Hauff, Wilh., Märchen. Insel-Vlg. Lux.-Ausg.
Handzeichn. der Albertina, 12 Orig.-Mappen.
Insel, hrsg. v. O. J. Bierbaum. Vllst. u. einz. Jhrg.
Kürschner, Disch. Nat.-Lit., 222 Orig.-Hbfzbde.
Lavater, Physiognom. Fragm. 4 Bde. 1775/78.
Nagler, Künstler-Lexikon. 22 Bde. 1835—52 und Neu-Ausgabe von Thieme u. Becker.
Oncken, Weltgeschichte. 45 Orig.-Halbsaffianbde.
Pan. Vollst. u. einzeln. Jahrg., auch Expl. der Luxus- u. d. Gründerausg m. d. Or.-Umschl.
Schiller, Werke. Säkular-Ausg. Cotta. Origbde.
Vorzugsausgaben. Luxus- und Privatdrucke, Orig.- u. Erstausgaben der Weltliteratur — Literarische Seltenheiten — Illustrierte Bücher — Biblioph. Gelegenheitsschriften.
Weiß, H., Kostümkunde 1860—72. 3 Bände.
Zeitschrift für Bücherfreunde, vollständig, einzelne Jahrgänge und Hefte.

Soeben erscheint:
Antiquariatskatalog 51: **Schöne ältere illustrierte Bücher.**
Antiquariatskatalog 52: **Schöne neue Bücher.** (Vorzugsdrucke, Ergänzung zu Katalog 50).
Bitte unberechnet zu verlangen.
Zum Besuch meiner neuen, bedeutend erweiterten Geschäfts- u. Ausstellungsräume lade ich erg. ein.
Edmund Meyer, Buchhändler u. Antiquar
Berlin W. 35 Potsdamer Str. 28 Tel. Lütz. 5850

Für Liebhaber und Sammler
sehr wertvolle Werke in Leder- u. Pergamenteinbänden, numerierte gesuchte Exemplare, u. a. Fuchs: Sittengeschichte usw. zu verkaufen.
Offerten unter **K. G. 3121** an **Rudolf Mosse, Cöln.**

Diesem Hefte liegen Prospekte folgender Verlegerfirmen bei: *Avalun-Verlag, Wien, Erich Reiß, Berlin, P. Cassirer, Berlin, C. Schnabel, Berlin.*

Digitized by Google

Ein Buch iſt ein Spiegel:

Wenn ein Affe hineinguckt,
ſo kann freilich kein Apoſtel herausſehen.
Wir haben keine Worte,
mit dem Dummen von Weisheit zu ſprechen.
Der iſt ſchon weiſe,
der den Weiſen verſteht.

Georg Chriſtoph Lichtenberg

✦

Für klaſſiſche Werke
Bücher- und Feindrucke ſind
die Charakter-Schriften der
H. Berthold A.-G.
Schriftgießereien, beſonders
zu empfehlen.

Geſetzt aus Journal-Antiqua und Journal-Kurſiv

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XI. Jahrgang | Januar-Februar 1920 | Heft 10—11

Amsterdamer Brief.

Eine für die Kultur- und Gelehrtengeschichte, speziell für die Kenntnis des holländischen Lebens in der Vergangenheit wichtige und umfangreiche Bibliographie über holländische Reisebeschreibungen, die sich auf Amsterdam beziehen, ist kürzlich unter dem Titel: Reizigers te Amsterdam. Beschryvende lyst van reizen in Nederland door vreemdelingen voor 1850. . . . door J. N. Jacobsen Jensen" von dem „Genootschap Amstelodamum" herausgegeben, ein 259 und XVI Seiten starker Band, in dem im ganzen 350 Werke beschrieben werden. Die Anordnung ist streng chronologisch, und zwar entscheidet das Jahr, in dem die Reise gemacht wurde, nicht das Jahr, in dem der Reisebericht erschien; als terminus ad quem ist 1850 genommen. Außer einer ausreichenden Titelschreibung und Nennung *einer* holländischen oder ausländischen Bibliothek, wo sich ein Exemplar des Werkes befindet, sind alle holländischen Orte aufgezählt, die der Reisende besucht hat, und von Amsterdam obendrein die einzelnen Anstalten, Gebäude und Personen, die der Reisende gesehen hat, oft noch mit ausführlichen Einzelheiten.

Die Universitätsbibliothek in Amsterdam hat einen Führer durch ihre Sammlungen und Bücherschätze[1] herausgegeben, einen stattlichen und mit zahlreichen Illustrationen ausgestatteten Oktavband, der durch verschiedene Kataloge, die darin aufgenommen sind, über den Rahmen eines bloßen Guide hinausgeht und deshalb hier eine Besprechung verdient. Derselbe enthält nämlich außer einer Übersicht über die wichtigsten Abteilungen der Bibliothek auch vollständige und wissenschaftlich gearbeitete Kataloge der Inkunabeln sowie der niederländischen Postinkunabeln und bildet somit eine wertvolle Ergänzung zu den neueren Inkunabelkatalogen, die in letzter Zeit von anderen holländischen Bibliotheken, Groningen, Deventer und dem Museum Meermanno-Westrhenianum im Haag herausgegeben worden sind. Bedeutend ist die Sammlung Inkunabeln, die die Amsterdamer Bibliothek besitzt, allerdings nicht; an niederländischen Inkunabeln, die man auf einer holländischen Bibliothek in erster Linie vermuten sollte, ist sie sogar auffallend arm; der Katalog beschreibt nur 36 Nummern. Um so größer ist dafür die Ausbeute an niederländischen Postinkunabeln, von denen manche seltenen und wertvolle Proben, besonders Amsterdamer Drucke, erst in der jüngsten Zeit, unter Dr. Burger, durch Ankauf oder Schenkung erworben worden sind. Der Katalog zählt im ganzen 172 Nummern auf, worunter sich einige Werke befinden, die für die Geschichte des Formschnittes in den Niederlanden von besonderer Bedeutung sind, wie die sogenannte „Divisie-Cronycke, 1517 in Leiden von Jan Seversz gedruckt, die Foliobibel aus der Offizin von Willem Vorsterman in Antwerpen, 1528 zuerst erschienen, und die Reihe Passionsdarstellungen von Jakob Cornelisz von Amsterdam, die der Amsterdamer Drucker Doen Pietersz herausgegeben hat. — Von den nichtniederländischen Inkunabeln sind die deutschen, mit 68, am zahlreichsten, verhältnismäßig wenig bemerkenswerte Drucke. Dann folgen ihrer Zahl, aber keineswegs ihrer Bedeutung nach, die italienischen Inkunabeln, 45 Stück, unter denen sich die berühmte griechische Erstausgabe des Homer befindet, ferner verschiedene griechische Drucke der Aldus-presse, und last not least die durch die klassische Einfachheit ihrer Illustrationen so entzückende Hypnerotomachia des Poliphilus, ebenfalls ein Aldusdruck von 1499. — Von französischen Inkunabeln besitzt die Bibliothek nur 7 Nummern, die auf keine besondere Bedeutung Anspruch erheben können.

Sehr post festum, um vier bez. fünf Jahre zu spät ist noch 1918 erschienen ein Tafelwerk über die 1915 in Herzogenbusch veranstaltete kleine Kunstausstellung von holländischer kirchlicher Kunst, ein Werk mit 72 Lichtdrucktafeln mit 163

1 *Gids* voor de Bibliotheek der Universiteit van Amsterdam met catalogus van incunabelen en andere verzamelingen. Amsterdam, 1919. — Ein Unterteil hiervon, der Inkunabeln- und Postinkunabelnkatalog, ist soeben unter dem Titel: „C. P. Burger, De incunabelen en de Nederlandsche uitgaven tot 1540 in de bibliotheek der Universiteit van Amsterdam" bei M. Nyhoff im Haag erschienen; Preis 2,50 Fl.

Digitized by Google

Abbildungen und Text.[1] Auf dem Titel wird allerdings 1914 als das Jahr des Erscheinens angegeben, und das Vorwort ist Februar 1914 datiert; aber das erstere ist Vorspiegelung falscher Tatsachen. Weshalb sich die Herausgabe so lange verzögert hat, wissen wir nicht. Vielleicht hat die Übersetzung ins Französische so viel Zeit gekostet, die dem holländischen Text beigegeben ist, wodurch das Werk sehr viel umfangreicher und auch kostspieliger als nötig geworden ist. Denn was soll die französische Fassung dem, der holländisch versteht, und umgekehrt? Der Text, der eine ganze Reihe holländischer Gelehrten zu Verfassern hat, gibt eine gedrängte Übersicht über die verschiedenen Stoffgebiete, Malerei, gewebte Stoffe, Gold- und Kupferarbeiten, Bildhauwerke, die auf der Ausstellung vertreten waren und außerdem kurze Darstellungen des Kultus der drei verschiedenen Religionsgemeinschaften, der jüdischen, katholischen und evangelischen, die hier Kultstätten eingerichtet hatten. Die Lichtdrucke sind gut, nur leider in vielen Fällen zu klein, da oft drei oder mehr Abbildungen auf einer Tafel zusammengedrängt werden mußten. Die Tafeln verweisen außer nach dem Text nach dem Katalog, der leider nicht noch einmal abgedruckt ist, und der wahrscheinlich auch kaum noch erhältlich ist; der Verleger würde wohl sonst schwerlich dies zu bemerken versäumt haben. Dies ist ein Übelstand, der den praktischen Gebrauch des Werkes sehr erschweren wird; denn was hat der Benutzer, der sich für irgend ein Objekt besonders interessiert, z. B. von der nichtssagenden Herkunftsbezeichnung Paris oder Amsterdam? Wer sich das nicht billige, und für „zentrale" Geldbeutel heute sehr kostspielige Werk anschafft, muß versuchen, auch des Kataloges habhaft zu werden. Das Werk ist erschienen bei C. M. Teulings in Herzogenbusch; der Preis beträgt 75 Fl.; Druck und Ausstattung machen dem provinzialen Verleger alle Ehre; als Papier hat man schweres holländisches Büttenpapier verwendet; der mit einer schönen, kräftigen Antiqua gedruckte Text befriedigt das Auge und liest sich leicht.

Noch eine andere große Publikation, die 1918 zum vorläufigen Abschluß gekommen ist, verdient hier Erwähnung; es ist dies die von der Firma Nyhoff im Haag unternommene Ausgabe von Plänen holländischer Städte,[2] die der holländische Kartenmacher Jacob van Deventer im Auftrag König Philipps II. von Spanien in den Jahren 1558 bis 1562 mit der größten Akkuratesse angefertigt hatte. Die ursprünglichen Zeichnungen zu diesen Karten befinden sich in Madrid; die danach entworfenen Brouillonkarten sind über verschiedene niederländische und belgische Archive verstreut; dieselben haben eine eigenartige Geschichte. Zum ersten Male tauchten sie auf einer von M. Nyhoff 1859 veranstalteten Auktion von Handschriften aus der Vergessenheit auf, in der sie fast drei Jahrhunderte geschlummert hatten; hier wurden sie von dem bekannten Buchhändler und Bibliophilen Fred. Muller für die bescheidene Summe von 50 Fl. erworben, jetzt kostet die Nyhoffsche Publikation, die nur einen Teil dieser Sammlung enthält, das Doppelte. Aus dem Besitz von Fred. Muller erwarb sie der Leeuwardener Archivar Eekhof, der zuerst die Brouillonkarten von Jacob van Deventer darin erkannte. Eekhof behielt von dieser Sammlung nur die ihn als Friesen in erster Linie interessierenden Pläne von friesischen Städten, die übrigen verkaufte er, und zwar mit nicht unbeträchtlichem Gewinn für 3000 Fl. Davon war die Königliche Bibliothek in Brüssel so glücklich 60 Karten belgischer Städte und 7 holländischer Städte zu erwerben, nur zwei belgische Karten entgingen ihr durch einen Zufall. Die holländischen Karten gelang es leider nicht zusammenzuhalten: die schöne Sammlung wurde zerstreut; ein Teil kam in das Reichsarchiv nach dem Haag; die andern wanderten in provinziale Archive. Von diesen 80 in Holland befindlichen Karten liegen nunmehr Faksimilereproduktionen vor. Dieselben sind in der lithographischen Anstalt von Smulders im Haag angefertigt und geben die zarten, feinen Farben der Originale schön wieder. Der Rest der Brouillonkarten, der sich in Brüssel befindet, sowie die 31 ursprünglichen Zeichnungen van Deventers, die in Madrid bewahrt werden und von denen die Brouillonkarten verloren gegangen sind, wird später veröffentlicht werden. Erschienen sind bisher 10 Lieferungen, vorgesehen sind im ganzen 14 Lieferungen mit 101 Reproduktionen; des Preis des Werkes beträgt bei Subskription 1,25 Fl. die einzelne Karte. Von einem erläuternden Text ist abgesehen worden; nur eine kurze Einleitung wird dem Werke von dem Reichsarchivar Fouin vorausgeschickt.

Amsterdam, Ende November 1919.

M. D. Henkel.

1 *L'art religieux ancien aux Pays-Bas.* Mémorial de l'exposition nationale de Bois-le-Duc 1913. Texte de *G. A. Frederiks, J. M. Hilesum. Jan Kalf, W. Martin, M. van Notten, Ida Peelen, F. Pyper, W. Vogelsang.* C. N. Teulings, Bois-le-Duc.

2 *Nederlandsche Steden* in de 16e eeuw. — Plattegronden van *Jacob von Deventer.* Faksimile-uitgave van *R. Fruin,* s'Gravenhage, Martinus Nyhoff, 1918, Fol.

Pariser Brief.

Die Straßburger Universität bereitet den Franzosen erhebliche Sorgen. Die Elsässer fordern, daß der Universität ihr bisheriger Charakter gewahrt bleibt. Die Studenten haben sogar schon in einer Audienz bei Millerand zum Ausdruck gebracht, sie wünschten wenigstens die teilweise Erhaltung der deutschen Unterrichtssprache und des bisherigen Lehrsystems. Die vorschnelle Französierung der Universität hat also bereits Unstim-

Digitized by Google

migkeiten hervorgerufen. Sie ist erfolgt zum Teil auf einen Druck der übrigen Universitäten in der französischen Provinz, die eine Bevorzugung der Straßburger Universität nicht dulden wollten. Zur Beschwichtigung der verstimmten Elsässer sind in mehreren Pariser Zeitungen Artikel erschienen, in denen in unbestimmter Form ein weiterer Ausbau der Straßburger Universität zugesichert wird und in denen die deutschen Lehrmethoden herabgesetzt werden. Vor allem rühren sich die Katholiken und haben mit aller Energie die Forderung aufgestellt, daß der Lehrstuhl für katholische Theologie in der bisherigen Form erhalten bleibt. Die französische Regierung hat dieser Forderung nicht entsprochen. Einen besonderen Konfliktsstoff bildet der Umstand, daß die Straßburger Professoren unter der deutschen Herrschaft wesentlich höhere Gehälter bezogen haben, als sie nach den bisherigen Gehaltssätzen von der französischen Regierung erwarten können. Infolgedessen hat sich in den französischen Akademikerkreisen unter Bezug auf Straßburg eine „Lohnbewegung" entwickelt, die die französische Regierung veranlaßt hat, die Gehaltssätze aller Akademiker erheblich zu erhöhen. Sie bewegen sich nach dem Petit Parisien vom 23. September jetzt zwischen 5300 und 23000 Francs.

Petit Parisien teilte mit, daß von 794 mobilisierten Universitätslehrern 259 gefallen und 334 verwundet worden sind, von 3837 mobilisierten Gymnasiallehrern sind 549 gefallen und 570 verwundet.

Vielfältig beschäftigt sich die französische Presse mit den internationalen Beziehungen. Nach Temps vom 6. August ist ein conseil international des recherches scientifiques gebildet worden, der auf den dringenden Wunsch der Belgier seinen Sitz in Brüssel haben wird. Alle drei Jahre wird dort die Generalversammlung dieses Ausschusses zusammentreten. Da Emile Picard zum Präsidenten des Ausschusses gewählt wurde, so haben wir Deutsche mit einem Ausschluß aus diesem Verbande und einer hartnäckigen Bekämpfung der deutschen Wissenschaft zu rechnen. Der Gaulois vom 27. September rief das Andenken an das deutsche Manifest der 93 Gelehrten und Künstler wach und forderte, daß die Beziehungen mit diesen Deutschen nicht wieder aufgenommen werden dürften.

Wiederholt treten in der Presse Forderungen auf, daß die Regierung den französischen Forschern weitgehende Kredite einräumt, damit sie ihren Arbeiten ungehindert nachgehen können. Frankreich sei das einzige Land, das keine großen Laboratorien besäße.

Im Journal des Débats vom 16. September berichtet Henriette Waltz über die glänzenden Erfolge des französisch-spanischen Institutes in Madrid und fordert die Errichtung eines Zweiginstitutes in Burgos.

In der rue de l'Elysée 10 in Paris ist für die in Paris weilenden Amerikaner eine amerikanische Bibliothek errichtet worden, die bereits 15000 Bände umfaßt.

Die französische Presse hat es schmerzlich empfunden, daß der offizielle Text des Friedensvertrages in englischer Sprache abgefaßt worden sei. Eine solche Schmach habe nicht einmal der siegreiche Feind von 1871 dem Lande zugefügt.

Die verschiedenen Ausschüsse zum Wiederaufbau der Universität und der Bibliothek in Löwen haben sich nunmehr konstituiert. Erstens besteht ein internationaler Ausschuß, der in den verschiedenen Ländern für die Universität wirkt. Venizelos hat vom griechischen Parlament die Mittel gefordert für die Errichtung eines Lehrstuhles für byzantinische Geschichte. Spanien wird einen Lehrstuhl für spanische Kunstgeschichte errichten, Amerika einen Lehrstuhl für internationales Recht, England einen Lehrstuhl für Technik und Frankreich einen Lehrstuhl für französische Kunstgeschichte. Diese Lehrstühle sind von den nationalen Ausschüssen in den verschiedenen Ländern durchgesetzt worden. Der eigentliche Arbeitsausschuß befaßt sich mit den praktischen Fragen in Löwen selbst und wird demnächst eine Kommission nach Deutschland senden zur Einsammlung der Bücher und Graphik, die nach dem Friedensvertrag der Bibliothek Löwen aus den öffentlichen Sammlungen Deutschlands zustehen.

Petit Journal vom 1. September teilt mit, daß die Bibliothèque nationale eine Sammlung von 228 französischen Frontzeitungen besitzt.

Die Bibliothèque nationale soll wesentlich vergrößert werden. Ihr bisheriges Jahresbudget von 400000 Francs genügt nicht mehr und soll wenigstens verdoppelt werden.

Nach einer Umfrage, die die Zeitschrift La Femme et l'Enfant veranstaltet hat, haben die Franzosen während der Kriegsjahre folgende Autoren bevorzugt:

Alphonse Daudet	erhielt	6968	Stimmen
Pierre Loti	„	6899	„
Paul Bourget	„	6860	„
René Bazin	„	6751	„
Henry Bordeaux	„	5713	„
Victor Hugo	„	5625	„
André Theuriet	„	5522	„
Alexandre Dumas	„	4506	„
George Sand	„	4494	„
Balzac	„	3471	„

In einer allgemeinen Betrachtung über Literatur im Petit Marseillais vom 15. September stöhnt Paul Ginisty über den unabsehbaren Umfang der französischen Kriegsliteratur, glaubt aber nicht, daß das Publikum mit Kriegsbüchern übersättigt sei. Einen nicht besonders stichhaltigen Beweis hierfür sieht Ginisty darin, daß auf eine Umfrage über ihre Arbeitspläne die meisten Schriftsteller

Digitized by Google

erklärten, sie bereiteten Bücher vor, in denen sie Kriegsprobleme behandelten. Danach scheinen vor allem die Literaten nicht gesonnen zu sein, die Flut der Kriegsliteratur einzudämmen.

Der hundertste Jahrestag der ersten Ausgabe von André Chéniers Gedichten gab den französischen Literaten Gelegenheit, den Dichter und Journalisten Chénier zu feiern. Mehrfach ist bei dieser Gelegenheit der Wunsch zum Ausdruck gekommen, es möchten doch endlich einmal Faksimileausgaben der Manuskripte Chéniers veranstaltet werden, damit man das gesamte Lebenswerk dieses Meisters übersehen könne. Am 28. August 1819 erschienen bei Baudouin die erste Sammlung seiner Idylle und Elegien, die die literarische Welt der damaligen Zeit in Begeisterung versetzten. Indépendance belge vom 28. August glaubt, die Manuskripte Chéniers seien bei der Eroberung von Aubray sous Bois durch die Preußen im Jahre 1871 zerstört worden. Vielleicht befänden sie sich in Jena oder Göttingen. Henry Céard in Petit Marseillais vom 11. September weist darauf hin, daß Chénier einer der größten Patrioten seiner Zeit gewesen sei.

Von Emile Bergerat, dem neuen Mitglied der Académie Goncourt, erschien ein Novellenband: Trente six contes de toutes les couleurs. — Binet-Valmer, dem nachgesagt wird, mehr und mehr in den Fußtapfen von Villiers de l'Isle Adam zu wandeln, hat einen neuen Roman veröffentlicht: „Le mendiant magnifique", der viel gerühmt wird. — In Léon Béranger hat der Einfluß von Wells, dessen Bücher in Frankreich weit verbreitet sind, Gestalt gewonnen. Sein Roman Le maître de la force ist in derselben Art angelegt worden. — Einen Band Kindergeschichten hat Léon Frapié unter dem Titel: „Les nouveaux contes de la maternelle" herausgegeben. — Henriette Charasson, die bedeutendste weibliche Kritikerin hat unter dem Titel „Attente" einen Band Gedichte in Prosa herausgegeben. — Unter dem Titel: „Floréal" ist eine neue illustrierte Wochenschrift gegründet worden, zu deren Mitarbeiter Paul Boncour, Aristide Quillet, Victor Snell, Victor Margueritte zählen. Da der politische Teil von Sozialisten geleitet wird, ist anzunehmen, daß auch im literarischen Teil kein national beschränkter Standpunkt vertreten werden wird. — Eine andere literarische Zeitschrift ist unter dem nicht sehr friedlichen Titel „Le Tank" von G. de Pawlowski, Clément Vautel, Paul Lombard, Jean Routier u. a. gegründet worden. — Anfang September ist auf seiner Besitzung in Ville d'Avray Jean Jullien im 65. Lebensjahr gestorben. Vor 25 Jahren wurden in Antoines Théatre libre von Jean Jullien „La Sérénade", „L'échéance", „Le maître" und andere Stücke aufgeführt. Den größten Erfolg hat der Verstorbene mit seinem Seestück „La mer" davongetragen, das kurz vor der letzten Weltausstellung im Odéon aufgeführt wurde. Seine späteren Theaterstücke „La poigne" (Gymnase), „l'Ecolière" (Renaissance), „Les plumes du gai" (Théatre français) haben ihm nicht mehr unbestrittene Erfolge eingebracht. In den letzten zehn Jahren ist sein Name mehr und mehr in Vergessenheit geraten.

„François de *Curel*, der Nachfolger Paul Hervieus in der Académie française, ist wohl berühmt, aber noch nicht allgemein anerkannt. Er wird von der Elite bewundert, ohne sehr in das Volk seines eigenen Landes eingedrungen zu sein. Er ist nicht gerade ein erfolgreicher Schriftsteller; die Mehrzahl seiner Werke hat keinen Erfolg gehabt; sie haben nicht viele Aufführungen erlebt, wie so viele andere jetzt vergessene oder minderwertige Stücke. Aber sie sind im Gedächtnis geblieben. Man ist gewohnt, sie mit einer Art religiöser Achtung zu lesen, die man Meisterwerken entgegenbringt. Sie stehen mit den klassischen Werken in einer Reihe, deren ernste Autorität und deren Tiefe sie besitzen. Sie ragen an Gewicht und geistigem Inhalt weit über die Mehrzahl der zeitgenössischen dramatischen Erzeugnisse heraus und sind im Begriff, sich über unser gegenwärtiges frivoles Theaterleben hinweg den höchststehendsten Werken auf anderen geistigen Gebieten zu nähern. Sie sind wie Werke von Renan, Taine, Berthelot, Pasteur auf dem Theater, die ein ehrgeiziger Dramaturg inszeniert hat." So urteilt das heutige offizielle Frankreich über diesen nunmehr offiziell anerkannten elsässischen Dichter. Zahlreiche Biographien des Dichters sind in letzter Zeit erschienen. Die gründlichste und geistreichste veröffentlichte „La revue hebdomadaire" am 16. Mai 1919 von Henry Bordeaux:

„François de Curel wurde am 10. Juni 1854 in Metz geboren und verlebte seine Jugend nach der Art Jean de Miremonts, des Helden seiner „Repas du lion", dessen frühreife Empfindsamkeit durch die Berührung mit der wilden Natur geweckt wurde. Zu Studienzwecken ging er an das Ufer der Seille, die ihn in die ersten Entzückungen versetzte, empfand aber heftiges Heimweh und den Drang, nach Hause zurückzukehren. Im Krieg von 1870 wurde das Gebiet Lothringens annektiert. Im Jahre 1875 bat der junge Ingenieur die deutsche Regierung um die Erlaubnis, seine Ingenieurtätigkeit in den Wendelschen Fabriken ausüben zu dürfen. Er erhielt eine Ersatzstellung, keinen selbständigen Posten in der Direktion. So wurde der Zukunft François de Curels auf wirtschaftlichem Gebiet ein Riegel vorgeschoben. Er begann keine andere Laufbahn. Bemittelt genug, um von seinen Renten leben zu können, zu intelligent, um sein Leben müßig hinzubringen, kam er wie durch Zufall auf die Schriftstellerei. Nach dem Wort Marc Aurels verhalf ihm ein Hindernis zur Ausübung seiner Tätigkeit. Durch das Hindernis, das die Deutschen ihm in den Weg legten, haben sie ohne ihren Wil-

Digitized by Google

len dazu beigetragen, einem großen französischen Schriftsteller zu seinem eigentlichen Beruf zu verhelfen. Curel verfasste und veröffentlichte einige Romane und Novellen: Le Sauvetage du grand-duc, l'Eté des fruits secs, l'Orphelinat de Gaetan, Drame de Champagne, die voll mühseliger Ironie und übertriebenem Scharfsinn waren. Le Sauvetage du grand-duc hat etwas von einem Lustspiel. Charles Maurras, der kaum höher stand und seine Kritiken im „Observateur français" unter dem Namen Jean Castanet veröffentlichte, erkannte Curels Begabung für das Theater. Der merkwürdigste der Curelschen Versuche ist zweifellos „l'Eté des fruits secs". Man kann nicht sagen, daß dies Buch ein guter Roman sei. Es ist zu seltsam und zu gesucht. Trotzdem erregte es die Aufmerksamkeit und enthält, alles in allem, den ersten wenn auch noch unsicheren Entwurf einer Liebeskomödie, die Curel so lange angezogen hat, und die er bei jeder neuen Darstellungsart, bei jeder neuen Arbeit mit einem anderen Titel versehen hat. Nacheinander nannte er sie: „Sauvé des eaux", „l'Accord parfait", „l'Amour brode". Seine vier Theaterstücke „La Danse devant le miroir", „l'Envers d'une Sainte", „l'Invitée" und „Sauvé des eaux" überreichte er Antoine, der damals Direktor des Théatre libre war, Sie wurden alle angenommen. Als erstes wurde „l'Enfer d'une Sainte" aufgeführt (25. Januar 1892). „l'Invitée" folgte in Vaudeville am 19. Januar 1893, „Sauvé des eaux", von Porel gespielt, wurde zu „l'Amour brode", das die Comédie française im Oktober 1893 aufführte, jedoch nach drei Vorstellungen zurückgezogen und verwandelte sich endlich in „La danse devant le miroir", der am 17. Januar 1914 in Nouvel-Ambigu zur Aufführung gelangte. Von nun an finden wir als Hauptpersonen in Curels Dramen nur „einsam lebende Männer von Geist".

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Der Staat hat die Hofbibliothek und die Familienfideikommißbibliothek als sein Eigentum erklärt und in seinen Besitz übernommen. Damit ist zunächst eine Erschließung der Schätze der Hofbibliothek für die Allgemeinheit verbunden: die Direktion hat Lesestunden am Abend eingeführt, die schon viel benutzt werden, auch sucht sie das Publikum mit den Beständen der Sammlung durch Vortragsreihen systematisch bekannt zu machen, die fachkundige Beamte allabendlich an Wochentagen im Lesesaal der Musikaliensammlung abhalten. Die Reihen von je sechs Vorträgen sind für jedermann gegen Anmeldung und eine Einschreibgebühr von zwei Kronen zugänglich. Der Zudrang ist so groß, daß die Vorträge zweimal hintereinander wiederholt werden müssen. Durch den Projektionsapparat, der dabei zur Verwendung kommt, lassen sich Bilder und Texte unmittelbar, auch in Farben, auf die Leinwand werfen. Die neue Einrichtung könnte viel dazu beitragen, den Sinn für das alte und schöne Buch und die Achtung vor Kulturgütern gerade in jenen kulturfremden Kreisen zu verbreiten, die heute vielfach zu Einfluß und Macht aufgestiegen sind.

Die geänderten staatlichen Verhältnisse nötigen ferner zu einer Auseinandersetzung zwischen der Hof- und der Universitätsbibliothek, zu deren Direktor in einem wahrhaft kritischen Zeitpunkt soeben Hofrat Dr. S. Frankfurter ernannt wurde. Die Hofbibliothek als kaiserliche Privatbibliothek verdankt ihren Ursprung dem Sammeleifer und der Gunst einzelner Habsburger, und ihre Bestände legen Zeugnis ab von den wechselnden Liebhabereien ihrer Eigentümer. Erst dadurch, daß die Hofbibliothek gesetzmäßig Pflichtexemplare, seit der Francisceischen Zeit aus der ganzen Monarchie, seit dem Ausgleich mit Ungarn wenigstens noch immer aus der ganzen diesseitigen Reichshälfte, erhielt, wurde sie tatsächlich Reichszentralbibliothek. Es ist ja freilich in früheren Zeiten die Einforderung der Pflichtexemplare bisweilen lässig betrieben, auch mancher Einlauf als minderwertig wieder ausgeschieden, die Sammlung aller Geisteserzeugnisse österreichischer Schriftsteller planmäßig nicht einmal in Angriff genommen worden: immerhin wird man sich auf der Suche nach Austriaca in erster Linie an die Hofbibliothek wenden. Den sonstigen Aufgaben einer Reichszentralbibliothek kam sie — nicht ohne gelegentlich auf den Widerstand des über die Ausgaben entsetzten Oberstkämmereramtes zu stoßen — freiwillig, aber ohne festen, geregelten Plan durch Anschaffungen, die Bedürfnissen allgemeiner Art entsprachen, nach.

Stadions Beginnen, aus den Pflichtexemplaren, die an das Ministerium des Innern abzuliefern sind, eine Staatszentralbibliothek zu bilden, zu deren Leitung der Lexikograph Wurzbach berufen wurde, ist leider alsbald aus Ersparungsgründen wieder aufgegeben worden. Ihre Aufgabe übernahm als größte und verhältnismäßig reichstdotierte staatliche Bibliothek die Wiener Universitätsbibliothek, der es auch oblag, alle Fächer der Universitätswissenschaften ziemlich gleichmäßig zu pflegen und so eine Übersicht über die Entwicklung und den Stand der gelehrten Forschung zu bieten.

Der verstümmelte, arme, kleine Staat Österreich, der für die Verwaltung des hofärarischen Besitzes in seinen Jahreshaushalt 19 Millionen Kronen einstellen muß — um acht Millionen mehr, als die ganze diesseitige Reichshälfte zur Zivilliste beizutragen hatte —, vermag zwei große Staatsbibliotheken nicht mehr zu erhalten. Soll die Universitätsmit der Hofbibliothek vereinigt werden? Soll die Hofbibliothek, bereichert aus den Beständen der

Digitized by Google

Universitätsbibliothek, die Aufgaben der Staatszentralbibliothek übernehmen und die Universitätsbibliothek auf den Rang einer Studienbibliothek herabgesetzt werden? Das sind die Fragen, mit denen sich — nicht etwa die zweifellos daran auch interessierte Öffentlichkeit, sondern ein ganz kleiner Kreis von Fachmännern und Verwaltungsbeamten beschäftigt, die uns eines Tages mit der von ihnen ausgeheckten Lösung überraschen werden. Inzwischen sind die Direktionen der beiden Institute übereingekommen, sich über Neuerwerbungen zu verständigen und durch kleine Aushilfsmaßregeln über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinwegzuhelfen. Die größte Verlegenheit bereitet, daß die Universitätsbibliothek nach dem Ausbruch des Krieges 1914 die systematischen Neuanschaffungen fast ganz eingestellt hat und jetzt niemand weiß, wie das einmal in unser gelehrtes Rüstzeug gerissene Loch bei der fortschreitenden Entwertung unseres Geldes verstopft werden könnte. Auch hier wird die Hilfe nicht von auswärts kommen, sondern wir werden uns selbst helfen müssen; freilich sollten unsere Brüder im Reich unserer geistigen Not gegenüber nicht ganz gleichgültig bleiben: das geistige Schaffen Deutschösterreichs hat dem deutschen Verlagsbuchhandel bis jetzt so reichlich Zinsen getragen, daß seine Erhaltung ein kleines Opfer wert wäre. —

Von den Neuerscheinungen des Büchermarktes haben wohl das meiste Aufsehen die Erinnerungen des Grafen *Ottokar Czernin* „Über den Weltkrieg" (Berlin, Ullstein & Co.) und das „Österreichische Rotbuch" mit dem halbamtlichen Kommentar von *Roderich Gooß* „Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges" (Wien, L. W. Seidel & Sohn) gemacht: daß sich auf diesem Wege die Wahrheit werde feststellen lassen, glauben allerdings nur mehr ganz naive Gemüter. Mit dem alten Österreich beschäftigen sich die beiden Büchlein von *Alfred Birk*: „Österreichs Anteilnahme an der Entwicklung des Verkehrswesens" und „Technisches Schaffen in Österreich" (Wien, C. Fromme) sowie *Lukas Waagens* „Bergbau und Bergwirtschaft" (Wien, E. Hölzel). Einen wertvollen Beitrag zur familiengeschichtlichen Forschung liefert *Anton von Pantz* „Die Gewerken im Bannkreis des steirischen Erzberges" (Wien, C. Gerolds Sohn).

Aus *Ernst Machs* Nachlaß wird ein Heftchen „Die Leitgedanken meiner naturwissenschaftlichen Erkenntnislehre und ihre Aufnahme durch die Zeitgenossen. — Sinnliche Elemente und naturwissenschaftliche Begriffe" (Leipzig, Joh. Ambr. Barth) ausgegeben. *Franz Exner* veröffentlicht seine „Vorlesungen über die physikalischen Grundlagen der Naturwissenschaften" (Wien, F. Deuticke), *Rudolf Orthner* den „Entwurf einer Theorie der physikalischen Abhängigkeit" (im gleichen Verlag).

„Alte Lieder und Weisen aus dem steiermärkischen Salzkammergut" hat *Konrad Mautner* gesammelt, von Joseph von Divéky mit Holzschnitten verzieren lassen und mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in den Druck gegeben (Wien, Stähelin & Lauenstein, handkolorierte Luxusausgabe 50,40 M.). Im gleichen Verlag erscheinen „Alte Lieder für das Landvolk, neu in Druck geben von *Adam Konturner*, *Magerhart Prunnbader* und *Zeno Drudmair*" (bis jetzt 17 Stück). Eine analytisch-kritische Studie widmet *Eberhard Wächter* Schuberts Liederzyklus „Die schöne Müllerin" (Leipzig, C. F. W. Siegel); *Konrad Huschke* charakterisiert „Beethoven als Pianisten und Dirigenten" (Berlin, Schuster & Löffler); *Fritz Langes* Quellenwerk über „Joseph Lanner und Johann Strauß" liegt in 2. Auflage vor (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Dem in verschiedenen Geisteswissenschaften hervortretenden Streben nach Selbstbesinnung auf ihre Wege und Ziele kommt *Guido Adlers* „Methode der Musikgeschichte" (im gleichen Verlag) entgegen. Als Führer durch *Hofmannsthal-Strauß'* Operndichtung „Die Frau ohne Schatten" bietet sich *Richard Specht* an (Berlin, A. Fürstner).

Die seit 1889 für das „Österreichische Museum" erworbenen Ornamentstiche und sonstigen graphi- Arbeiten beschreibt *Franz Ritter* in einem trotz Krieg erstklassig ausgestatteten „Illustrieren Katalog der Ornamentstichsammlung" (mit 153 Illustrationen, Wien, Anton Schroll & Co.). Das „Österreichische Museum für Kunst und Industrie" nimmt damit die Herausgabe einer ganzen Reihe wissenschaftlicher Kataloge, die allmählich für sämtliche Abteilungen des Sammlungsbesitzes veröffentlicht werden sollen, wieder auf. Über das „Castello del Buon Consiglio in Trient" und die Pläne zu seiner Wiederherstellung unterrichtet das Prachtwerk des Baurates *Natale Tommasi* (Innsbruck, im Selbstverlag, mit 66 Illustrationen im doppelsprachigen deutsch-italienischen Text, 4 getrennten und 11 Tafeln, 400 M.).

Nach psychoanalytischer Methode sucht *A. Kielholz* „Jakob Böhme" beizukommen (Wien, F. Deuticke). Eine neue Ausgabe des Briefwechsels zwischen Hermann Kurz und Eduard Möricke hat *Heinz Kindermann* besorgt (Stuttgart, Strecker & Schröder). An eine Würdigung von Popper-Lynkeus' „Phantasien eines Realisten" schreitet *Margit Ornstein* (Dresden, C. Reißner). In einem Beitrag zur Literatur der jüngsten Vergangenheit „Karl Kraus, der Krieg und die Ausgeräucherten" (Wien, Selbstverlag) entwickelt *Karl Franz Kocmata* das kommunistische Literaturprogramm,

Eine Reihe „Die zwölf Bücher", herausgegeben von Carl Seelig (Wien, E. P. Tal & Co.), eröffnet *Stefan Zweig* mit seiner Übersetzung von Romain Rollands Drama „Die Zeit wird kommen" und seinen eigenen „Fahrten. Landschaften und Städte. Gedichte und Prosa".

Eine andere Reihe Meisterwerke der Wiener Graphik kündigt der Verlag Leopold Heidrich in Wien unter dem Titel „Die blaue Blume" an. Als

Digitized by Google

ersten Band gibt er Goethes Gedicht „Das Tagebuch" mit Illustrationen, Titelzeichnung und Buchschmuck von *Remigius Geyling* heraus (250 handschriftlich numerierte, vom Künstler signierte Exemplare, auf echt Bütten, die Illustrationen in Lichtdruck, in Halbleder, 150 K ohne Teuerungszuschlag).

A. Wolf in Wien hat Heines „Buch der Lieder" mit 25 Illustrationen und Buchschmuck von *Erich Schütz*, E. T. A. Hoffmanns „Prinzessin Brambilla" mit 16 farbigen Vollbildern und zahlreichen Vignetten in Originallithographien von *Eduard Gärtner* und Eduard Mörikes „Historie von der schönen Lau" mit 9 farbigen Vollbildern und Buchschmuck von *Erich Schütz* in Vorzugsausgaben (auf Bütten, in Leder oder Seide je 100 M.) herstellen lassen.

Für *Voltaires* „Odaliske", dem illustrierten französischen Original getreu nachgeahmt, im Taschenformat (Halbfranz, 30 M.), legt der Anzengruberverlag Brüder Suschitzky eine Subskribentenliste auf.

Der Phöbusverlag (München) hat seinen Phöbusbüchern Grillparzers „Kloster von Sendomir" und Adalbert Stifters „Heidedorf" eingereiht.

Franz Theodor Csokors Mythos „Der Baum der Erkenntnis" läßt der Amaltheaverlag (Wien-Zürich) in einem Drugulindruck mit 8 Originalholzschnitten von *Robert Pajer* erscheinen.

Ein paar Romane liegen vor: „Weltrausch" von *Rudolf Lothar* (Leipzig, Grethlein & Co.), „Kino" von *Alfred Maderno* (Dresden, C. Reißner), „Veritas", der Roman einer Auferstandenen, von *L. Pany* (Wien, C. Barth). Einer der echten Vertreter der bodenständigen Wiener Skizze, *Gustav Andreas Ressel*, erzählt „G'schicht'n" in der Wiener Mundart „Aus unsern alt'n Wien" (mit 12 Vollbildern und Kopfleisten von Fritz Gareis, auch in einer handschriftlich numerierten Vorzugsausgabe auf Velinpapier mit handgetunktem Überzug, Wien, Waldheim-Eberle), *Ferdl Krautinger* hat „a Lehrbüachl" verfaßt, „Dö Viehsik" (im gleichen Verlag), *Zephyrin Zettl* gibt in seinem Büchlein „Waldlerisch" Gedichte in der Böhmerwaldmundart (Wien, H. Kirsch).

„Der neue Daimon" hat zu einem Märchenheft (Oktober) Beiträge von *Otto Stößl*, *J. M. Levy*, *Fritz Lampl*, *Albert* und *Carl Ehrenstein* eingesammelt.

Unserm Tirol, auf das wir geistig nie und nimmer verzichten wollen, ist das Oktoberheft von „Donauland" gewidmet, diesmal ganz einheitlich gestimmt auf den Dreiklang Landschaft, Mensch, Kunst.

Richard Strauß beherrscht das 10. Heft der „Modernen Welt", das daneben dem eben verstorbenen Maler Heinrich Lefler, einem der frühesten Anreger der modernen Bewegung in Wien, und „Gottfried Keller, dem Maler" huldigt.

Heft 9 der „Bildenden Künste" bietet drei prächtig illustrierte Aufsätze über Segantini von *Bruno Grimschitz*, Withs „Buddhistische Plastik in Japan" von *Karl Ernst Osthaus* und „Illustrierte Bücher" von *E. Tietze-Conrat*.

Die Ausbeute dieses Monats ist gering und doch erstaunlich, wenn man bedenkt, unter welchen Verhältnissen wir arbeiten: ja, „es ist ein gutes Volk, es ist ein gutes Land", nur brauchte es auch diesmal einen Retter, „der gut macht, was andere verdarben".

Wien, Mitte November 1919.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Von den Auktionen.

Versteigerung im Dorotheum in Wien. Seit einigen Wochen sind die Preise antiquarischer Bücher in Wien auf das Drei- bis Vierfache gestiegen, da einzelne Händler für ihre Lagerbestände die in Mark erstellten Preise aus reichsdeutschen Katalogen einfach in Kronen umrechnen; so sah ich im Schaufenster eines großen Antiquars die (eigentlich wertlose) 36bändige Goetheausgabe aus der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur, die man ehedem neu um 36 Kronen haben konnte, mit 90 Kronen angeschrieben! Diese Preiserhöhung für gewöhnliche Marktware war auch schon bei der Versteigerung zu bemerken, die am 29. und 30. Oktober im Dorotheum stattfand: daneben wurden wieder einzelne seltenere und wertvollere Bücher zu verhältnismäßig niederen Preisen losgeschlagen.

Am höchsten bezahlt wurde *J. Stumpff*, Gemeiner Löblicher Eydgnosschaft Stätten, Landen und Völckern Chronikwürdiger thaatenbeschreibung, Zürich 1586, fol., mit Holzschnitten, Lederband (Ausrufpreis 80 K.) 620 K. — *F. K. Wissgrill*, Schauplatz des landsässigen Niederösterreichischen Adels, 4 Bde. 4°, Wien 1794, Halblederbd. 460 K. — Deutsche Gedenkhalle, Großfolio, Origprachtband 280 K. — *Gatterer*, Historia Genealogica dominorum Holzschuherorum, Fol., Norimberg. 1755, Pgmtbd. 260 K. — *C. Goldoni*, Collezione completa delle commedie, 30 vol., 8°, Prato 1819/21, Halbldrbde. 260 K. — *Alfieri*, Tragedie, Paris 1825, 3 Schweinslederbde. 230 K. — *Megerle von Mühlfeld*, Österr. Adelslexikon, Wien 1822, geb. 200 K. — *Bodin*, De magorum Daemonomania, Frankfurt 1590, Pgmtbd. 200 K. — Sacra Biblia, 8°, Cölln 1718, Schweinslederbd. 180 K. — *Lothar und Stern*, Fünfzig Jahre Hoftheater, 2 Bde., gr. 4°, 165 K. — *Brehms*, Tierleben, 1. Ausg., 6 Bde., gr. 8°, 150 K. — *Pessina de Czechorod*, Mars Moravicus, Folio, Prag 1577, Pgmt. 140 K. — *C. C. Atreba*, Rariorum plantarum historia, Folio, Antwerpen 1591, Plantindruck, Schweinslederband 135 K. — *Dickens*, Romane, deutsch von Kolb u. a., 17 eleg. Leinenbde. 135 K. — *G. Wolny*, Die Markgrafschaft Mähren, Brünn 1835/42, 6 in 7 Pappbden, 120 K. — Al-Koranum Mohamedanum, deutscher Koran,

Digitized by Google

Nürnberg 1664, geb. 120 K. — *Dickens*, Romane, deutsch von Bauernfeld, mit Federzeichnungen, 15 Bde., brosch. 115 K. — Katalog der Sammlung Lana, Kupferstiche, Prag 1895, 2 Bde., Origbd. 110 K. — Die Kunstschätze Wiens in Stahlstichen mit Text von Perger, 4°, Triest 1854, in Heften und geb. je 110 K. — Klassischer Bilderschatz, hgg. von Reber und Bayersdorf, Bd. I—IV in losen Tafeln 110 K. — Die österr.-ung. Monarchie in Wort und Bild, 23 Bde., teils geb., teils in Originaldecke 105 K. — Seemanns Kunsthistorische Bilderbogen, 2 Bde., Querfolio, geb. 105 K. — *Siebmachers* Wappenbuch (böhm. und schles. Adel), 2 Bde. in Halbfranz und etwa 100 Hefte 100 K. — *Karl Mays* Reiseromane, 10 Bde., geb. 100 K(!) — *Sachs-Villatte*, Französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch, Schulausgabe 2 Bde., 100 K(!) — Der Nibelungen Not, ill. von J. Schnorr von Carolsfeld, 4°, Cotta, 1843, geb. 85 K. — *Jean Paul*, Sämtliche Werke, 60 Bde., Berlin 1826—1828 (ohne Bd. 48—50, 58). geb. 75 K. — *Florini* Economus prudens et legalis continuatus oder Großer Herren-Standes und Adelicher Haus-Vatter, Folio, Nürnberg 1719, etwas defekt, zwei Schweinslederbde. 70 K. — *Lavontaine*, Fables (englisch), ill. von Doré, 4°, London, Halbfrz. 70 K. — *Baumbach*, Schildereien aus dem Alpenlande, mit 30 Bildern, Großfolio, Lpz., Orighalbfrzbd. 60 K. — *Crowe und Cavalcaselle*, Geschichte der altniederländischen Malerei. 8°, Lpz. 1875, brosch. 60 K. — *Lessings* Werke, hgg. von Bornmüller, 5 Bde., Leipzig. Origbde. 56 K. — *Walter Scotts* Romane. Stuttgart, kl. 8°, 29 Pappbde. 56 K. — *Ramlers* Mythologie, mit Kupferstichen, Wien 1798. 48 K. — *Joh. Scherr*, Michel, 4 Bde., Prag 1858, geb. (Erstausgabe) 44 K. — *J. Falke*, Kostümgeschichte der Kulturvölker, 4°, Stuttgart, brosch. 34 K. — *Ph. Hohenlohe*, Geschichte des Ennstales, Wien 1882, Hfrzbd., nicht im Handel. 32 K. — *H. Zschokke*, Die klassischen Stellen der Schweiz, mit Stahlstichen, gr. 8°, Karlsruhe 1838, 2 Bde., geb. 32 K. — *C. W. Allers*, Hochzeitsreise in Italien, in Orig.-Karton 30 K. — *Musäus*, Volksmärchen der Deutschen. Wien 1815. 5 Bde., brosch. 30 K. — *V. v. Renner*, Wien im Jahre 1683, gr. 8°, Wien 1883, geb. 30 K. — *C. R. Hausen*, Geschichte der Universität und Stadt Frankfurt a. O., 1800, geb. 24 K. — *G. Dobner*, Monumenta historica Boemiae, Tom. I, 4°, Prag 1764, Lederbd. 24 K. — *Wilts*, Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universität Altdorf, 1795, geb. 21 K. — Unsere Zeit oder geschichtliche Übersicht der merkwürdigsten Ereignisse von 1789—1830, Bd. 1—6, 8—21, 23—28, 3 Suppl.-Bde., Stuttgart 1826—1830, Hlderbde., 20 K. — *Brockhaus*, Allgemeine deutsche Realenzyklopädie, 5. Aufl., 1822, 10 Bde. und 4 Suppl.-Bde. 10 K. E. C.

Neue Bücher und Bilder.

Bibliophile Neuigkeiten aus der Schweiz.

Hedwig Bleuler-Waser, Die Dichterschwestern Regula Keller und Betsy Meyer. *Zürich, Art. Institut Orell Füßli.* Geh. 4,50 Mark.

Die kleinbürgerliche Schwester G. Kellers und die patrizierhafte Schwester C. F. Meyers stammen zwar aus derselben Heimat und dem gleichen Jahrhundert, dennoch aber aus verschiedenen Welten. Mit poetischem Schwung erscheinen die seelenvollen Lebensbilder der braven Regula (1822—1866) und der feingebildeten Betsy (1831—1912) von einer um ein Halbjahrhundert später geborenen Landsmännin entworfen; sie sind, im Rahmen der Zürcher Frauenfortbildungskurse mit andern vereinigt, „Einblicke in schweizerisches Frauenleben" getauft gewesen und verdienen, auch losgelöst von den übrigen, als typische Beispiele gesondert in Buchform festgehalten zu werden. Wertvoll ist die Mitteilung der Verfasserin aus einem seinerzeit an sie gerichteten Briefe Betsys, deren reizendes Porträt das Büchlein schmückt, sie habe Aufzeichnungen über die letzte Lebenszeit C. Meyers dem Goethe-Schiller-Archiv zur Verwahrung gegeben, die erst nach dem Tod aller Beteiligten veröffentlicht werden dürfen; sie seien das Beste, was sie über ihren Bruder geschrieben (im Anschluß an das bei Paetel in Berlin erschienene ausgezeichnete Werk „C. F. Meyer in der Erinnerung seiner Schwester", 2. Aufl., 1905). Wann treten jene Blätter wohl zutage? — Ein paar dem Nichtschweizer unverständliche Ausdrücke, wie „träfe Frau" (S. 9) und „räße Bemerkung" (S. 16) möge die Verfasserin in ihrer doch für ein vor allem hochdeutsches Publikum bestimmten Schrift rücksichtslos ausmerzen! Der Duft der Heimatscholle wird deshalb nicht verloren gehen.

Paul Burkhardt, Die Landschaften in Carl Spittelers „Olympischem Frühling". Eine kritisch-ästhetische Untersuchung vornehmlich unter dem Gesichtspunkt des Laokoon-Problems. *Zürich, Rascher & Co.* Geh. 8 Fr.

Es fragt sich, ob Spittelers „Olympischer Frühling" wirklich so bedeutend ist, daß er schon heute, wo noch ganz andere Fragen der wissenschaftlichen Lösung harren, eine derart umfängliche und tiefschürfende Untersuchung verdient. Aber Burkhardt strebt in mehr als einem Betracht über die engen Grenzen seines eigentlichen Themas hinaus, das Landschaftsproblem in der Literatur überhaupt befruchtend, und verhält sich Spitteler gegenüber durchaus kritisch, so daß im Hinblick auf das vorliegende Buch von einer in gelehrte Worte verbrämten Apologie nicht die Rede sein kann. Er kommt zu dem Ergebnis, es sei dem Dichter keines-

Digitized by Google

wegs gelungen, seine Landschaft als Ganzes betrachtet in geschlossener künstlerischer Einheit zu gestalten, er habe sie weder stofflich, noch topographisch als eine Einheit dargestellt, obwohl es möglich gewesen wäre und das ohnehin nicht sonderlich einheitliche Werk dadurch wenigstens einen einheitlichen äußern Hintergrund und größere Geschlossenheit erlangt hätte. „Auch in der künstlerischen Darstellung der Landschaft macht sich da und dort, namentlich in bezug auf die Verwendung von Personifikation und Metapher, eine gewisse Uneinheitlichkeit geltend, die deutlich verrät, daß der Ursprung der Dichtung nicht in Augenerlebnissen, wie Spitteler in seinem autobiographischen Werk glauben machen möchte, sondern in Gedankenerlebnissen beruht."

Maurus Carnot, Roswitha. Eine Klostergeschichte. 2. Auflage. *Zürich, Artist. Institut Orell Füßli.* Geh. 6 Mark.

Das mit einem künstlerischen Titelblatt in Holzschnittmanier und Rot-Schwarz-Druck geschmückte Geschichtlein wirkt durch seine treuherzige Ursprünglichkeit und die geschichtliche Zuverlässigkeit des Kolorits. Es handelt sich um kein Phantasiekloster und phantastisch zugestutzte Nönnlein nebst fadem Liebes-Schnick-Schnack, wie sie die Pseudo-Romantik immer wieder aufzuwarten beliebt, sondern um die erste deutsche Dichterin Roswitha im Benediktinerinnen-Kloster Gandersheim zu Braunschweig. Man möchte die kleine Novelle am liebsten unserer Jugend in die Hand geben, um in ihr den Sinn für unser Schrifttum und wahren Patriotismus neu zu beleben.

Heinrich Federer, Gebt mir meine Wildnis wieder — In Franzens Poetenstube — Das Wunder in Holzschuhen — Der Fürchtemacher — Patria — Eine Nacht in den Abruzzen — Tarcisius. *Freiburg i. Br., Herder.* Sechs Bändchen in Ganzleinen und Kartonpackung zusammen 15 Mark.

Der jüngste Ehrendoktor der Berner Philosophen-Fakultät ist, wie ich schon einmal hervorhob, als Novellist bedeutender als in seinen Romanen, denen die Geschlossenheit der Handlung fehlt und häufig genug ermüdende Breite anhaftet. Aber seine kleinen Erzählungen, vor allem „Sisto e Sesto", die Perle seiner Kleinkunst, dann „Patria", eine Geschichte aus dem irischen Heldenzeitalter Daniel O'Connells, ferner das wundersame Triptychon aus der Urschweiz mit der Titelnovelle „Das Wunder in Holzschuhen", sowie die reizenden Sammlungen umbrischer Reisekapitel „In Franzens Poetenstube" und „Gebt mir meine Wildnis wieder!" zeigen den Zürcher Meister auf dem Gipfel seines Schaffens. „Sisto e Sesto", bei Salzer in Heilbronn erschienen und in bald hunderttausend Exemplaren verbreitet, konnte in die vorliegende Auswahl leider nicht aufgenommen werden. Doch auch so und trotz dem künstlerisch etwas schwachen „Fürchtemacher" bildet die vorzüglich ausgestattete Bücherreihe ein Festgeschenk von literarischem Wert für jeden Bibliophilen.

Walter Huber, Gottfried Keller und die Frauen. Ein Stück Herzenstragik. *Bern, Ferdinand Wyß.* Geh. 3,50 Fr.

Eine fleißige Zusammenstellung aus Ermatingers großer Keller-Biographie, wäre nur die Aufmachung etwas bescheidener! Aber eine numerierte Ausgabe von — zweitausend Exemplaren auf ärmlichem Papier mit spärlichem Satzbild, allerdings 24 Kapitel nebst Vorwort bei 75 Textseiten, das ist zu viel — und doch zu wenig für drei Franken fünfzig Rappen.

Rudolf Jeremias Kreutz, Die große Phrase. Erster Band. *Zürich, Max Rascher.*

Wir alle haben die gemachten Begeisterungskundgebungen der in Treue fest vereinigten Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie anno 1914 genügend verkostet entweder in Drahtnachrichten oder in den Feuilletons der Hofmannsthal, Bahr und Genossen, sogar eine stattliche Broschürenreihe „Österreich-Ungarns Erwachen" (bei Strache in Warnsdorf erschienen) trat von Deutsch-Böhmen aus ihren Lauf durch Mitteleuropa an. Ein Widerspruch war zwecklos, vor allem in Deutschland, wo jede kritische Stimme einfach als die übliche, leider noch nicht ganz ausgerottete Raunzerei der typischen Österreicher alten Stils, oder als Miesmacherei neuen Stils abgetan wurde. Mir wenigstens erging es immer so, so daß ich am Ende die unterschiedlichen Wiener Korrespondenzbüros auf die bessere Erkenntnis selbst meiner nächsten reichsdeutschen Freunde ungehemmt einwirken ließ. Der Chor der Dichter vom Donaustrande, berauscht und berauschend, war längst zum Orkan geworden, in dem jeder wahrhaft patriotische Aufruf eines einzelnen treuen Eckarts armselig verhallte. Umsomehr fühle ich mich jedoch berechtigt, jeden rein ironischen Nachgesang auf die bittere Tragödie abzulehnen. „Die große Phrase", mit der uns ein ehemaliger Offizier der zusammengebrochenen k. u. k. Wehrmacht post festum aus der Schweiz erfreut, wäre am besten ungeschrieben geblieben. Nicht, als ob der Verfasser dieses an Handlung und Personencharakteristik fesselnden Romans talentlos wäre, im Gegenteil, eben weil er eine achtenswerte Begabung sein eigen nennt und sie zugunsten einer bloßen Persiflage vergeudet. Der Beifall der Radikalen auf der äußersten Linken kann ihn auf die Dauer nicht darüber hinwegtäuschen, daß er nicht bloß alles Verabscheuungswürdige der letzten Zeit, sondern auch das Schöne und Große karikiert oder zumindest nicht gesehen hat. Ein Blick in Tolstois „Krieg und Frieden" mag jeden derartigen Schrift-

Digitized by Google

steller belehren, wie der Künstler verfahren soll, um nicht in den Fehler der Übertreibung zu verfallen.

Max Nußberger, Conrad Ferdinand Meyer. Leben und Werke. *Frauenfeld, Huber & Co.*

Endlich besitzt nun auch C. F. Meyer seine Biographie, ein Werk, das man ruhig neben Ermatingers G. Keller stellen darf. Damit ist zu ihrem Lob alles gesagt, was man zunächst sagen kann. Im übrigen wird die Einzelkritik erweisen müssen, ob Nußbergers Arbeit die Bedeutung einer abschließenden Leistung zukommt. Den Mangel an eingehenden Quellennachweisen, den der Verfasser mit der Zeitlage (Weltkrieg) entschuldigt, empfindet der Benutzer sehr unangenehm. Nußberger hätte doch wenigstens jetzt Gelegenheit, eine kleine Bibliographie mit Nachträgen zu seinem Buch herauszubringen. Aber diese Absicht schwebt ihm augenscheinlich nicht vor. Außerordentlich wertvoll dagegen und vor allem gelungen ist der Nachweis, daß C. F. Meyer alles eher als ein weltfremder Ästhet gewesen, daß kaum ein anderer Dichter des 19. Jahrhunderts vom Atem der Zeit heftiger erfaßt worden sei, als er. In der historischen Betrachtung von C. F. Meyers Leben und Schaffen läßt der Verfasser die religiös-protestantische und ästhetische Seite als Stufen der persönlichen Entwicklung auseinander treten, nur scheint mir, daß er den Reformationscharakter des Dichters und seines Lebenswerkes zu wenig in den Vordergrund rückt und dadurch das Tatsächliche etwas verschleiert. Sehr gut, vielleicht am besten wird die Lyrik erfaßt. Die im Anhang mitgeteilten bisher unbekannten Proben aus dem Nachlaß enthalten eine Strophe „Rom", die ganz eichendorffisch klingt, wie denn überhaupt C. F. Meyers Jugend starke Einflüsse der Romantik aufweist. Die sorgfältigen Register am Schlusse des stattlichen Bandes bezeugen die zuverlässige Gründlichkeit, mit der Nußberger die lockende Aufgabe bis zu Ende ausgeführt hat.

Ernst Schürch, Aus der Neuen Welt. *Bern, A. Francke.*

Schon der Untertitel des hübschen Buches „Mit der schweizerischen Pressemission in Amerika" besagt, daß es keine Unliebenswürdigkeiten für den Gastgeber enthält. Wenn wir es unter dieser Voraussetzung lesen, werden wir auf unsere Kosten kommen und durch die sehr gut geschriebenen, ursprünglich im „Berner Bund" erschienenen Reiseberichte belehrt, zugleich jedoch auch unterhalten werden.

Schweizerische Bibliothek. Bd. 6: *Max Konzelmann*, Pestalozzi. (Der Mensch und Dichter im eigenen und zeitgenössischen Urteil.) — Bd. 7: *Otto von Greyerz*, Schweizer Deutsch. I. Ältere Mundarten. — Bd. 8: *Gottfried Bohnenblust*, O mein Heimatland. — Bd. 9/10: *Robert Faesi* und *Eduard Korrodi*, Das poetische Zürich. — Bd. 11: *Gottfried Keller*, Der Landvogt von Greifensee. — Bd. 12: *Gottfried Keller*, Sieben Legenden. — Bd. 13: *Albrecht von Haller*, Die Alpen und andere Gedichte. — Bd. 14: *Max Hochdorf*, Gottfried Keller im europäischen Gedächtnis. — Bd. 15: *Eduard Korrodi*, Die junge Schweiz. *Zürich, Rascher & Co.* Jeder Band geh. 1,40 Fr., geb. 2 Fr.

Wer die stattliche Reihe aufrechter Eidgenossen vorbeimarschieren sieht, dem wird die Wahl schwer, ob er dem oder jenem den Vorzug geben soll, und so stellt er sie am liebsten gleich alle in seine Bibliothek, auch wenn er Dichtungen wie die von Keller längst schon besitzt, denn die einladende Ausstattung wirkt zu verführerisch. Pestalozzi wendet sich vornehmlich an die Pädagogen, Greyerz — im Auftrag des Vereins schweizerischer Deutschlehrer — besonders an die Germanisten. Bohnenblust faßt die Eidgenossenschaft im heimischen Liede des 14. bis 20. Jahrhunderts zusammen. Seine Anthologie hat nur den einen Fehler, etwas einseitig zu sein. Die Urkantone nämlich kommen entschieden zu kurz, denn unter den Beiträgen vermißt man schmerzlich Dichter wie Gall Morel. Glänzend wieder sind die vier Miniaturen aus dem 18. Jahrhundert: Bodmer, der Vater der Jünglinge — Der junge Mozart im Hause Salomon Geßners — Die schönen Seelen (aus dem Tagebuch einer empfindsamen Zürcherin) — Ein Abend in der Künstlergesellschaft, die Faesi und Korrodi in gemeinsamer treuer Arbeit dem Lesezirkel Hottingen widmen. Korrodi besitzt entschieden eine hervorragende novellistische Begabung, seine Mozartcharakteristik rückt merklich an jene von Mörike uns überlieferte heran. Als Chorführer der jungen Schweiz, als Erbe J.V. Widmanns sichert er seinem Urteil immer mehr Beachtung, auch weit über die Grenzen der Schweiz hinaus.

William Wolfensberger, Weltliche Andachten. *Heilbronn, Eugen Salzer.* Geb. 1,20 Mark.

In dem gefälligen Format der beliebten Salzerschen Taschenbücherei, diesmal von Friedrich Felger mit einem künstlerischen Einband versehen, wirbt ein Glaubensgenosse und Landsmann Lavaters um Gehör. Selbst der dogmenfreieste Christ, wenn er nur Mensch ist und dichterisch empfinden kann, wird es ihm gerne schenken. Die gemütvollen Lieder und Skizzen Wolfensbergers dürfen einen kleinen Platz in der Schweizer Literaturgeschichte beanspruchen.

William Wolfensberger, Legenden. *Zürich, Schultheß & Co.*

Schade, daß wir ihn so früh verlieren mußten, den Novalis-Jünger und Pfarrherrn von Fuldera, der kaum 30 Jahre alt der Grippe erlegen ist. Wer

Digitized by Google

näheres über sein reiches, uns hinterlassenes Lebenswerk erfahren will, benutze als Einführung die liebevolle, im gleichen Verlag erschienene Studie Georg Küffers: William Wolfensberger, ein Lebensbild. — „Legenden", für die Martha Cunz einen stimmungsvollen Buchschmuck gezeichnet hat, heißt sein letztes Werk. Es sind, wie Jakob Boßhart in seinem warmherzigen Begleitwort ausführt, Episoden seines eigensten inneren Erlebens, die uns der Dichter hier bietet. Hätte er länger gelebt, er würde sicherlich an diese kurze Kette noch manches ergänzende Glied gefügt haben. Aber auch so wollen wir die Gabe dankbar hinnehmen und in Ehren halten. *Wilhelm Kosch.*

Alt-Berliner Humor um 1830, bildlich dargestellt. Herausgegeben und erläutert von Otto Pniower. *Potsdam-Berlin, Gustav Kiepenheuer.* 70 Tafeln in Lichtdruck mit Handkolorit. Nr. 1—50 auf kaiserlich Japan und in Frotté-Rohseide mit Perlenstickerei gebunden 450 M., Nr. 51—150 auf Bütten und in Rohseide handkoloriert gebunden 300 M., Nr. 151—500 in Halbseide handkoloriert gebunden 100 M.

Oft genug sind in neuerer Zeit jener Blüte des Berliner Witzes, die mit den Biedermeierjahren zusammenfällt, Denkmäler errichtet worden, aber noch kein so stattliches wie in dem vorliegenden Bande. Der beste lebende Kenner, Otto Pniower, hat die Bilder zusammengestellt und erläutert, F. Bruckmann in München und die Leipziger Kolorieranstalt G. H. Brinckmann haben die alten Vorlagen treu wiedergegeben. Schade, daß die unschöne Kursivschrift der Texte den guten Gesamteindruck schädigt. Aber die Berliner und ihre Geistesverwandten im Reiche werden doch an dem Werke ihre helle Freude haben, da es ihnen von den selten gewordenen Zeichnungen Schadows, Franz Krügers, Hosemanns, Dörbecks eine Reihe der wirksamsten zu Genuß und Erheiterung darbietet. A—s.

Svante Arrhenius, Der Lebenslauf der Planeten. Nach der 4. Auflage der schwedischen Originalausgabe übersetzt von Dr. B. Finkelstein. *Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.*, 1919.

Vor einer Reihe von Jahren erschien Arrhenius' seither weitverbreitetes Werk „Das Werden der Welten", in dem der große schwedische Physiker, die Ergebnisse exakter astronomischer und astrophysikalischer Forschung mit wahrhaft genialer Intuition auslegend und verbindend, zeigte, wie man sich den Aufbau und die Entwicklung der gesamten uns sichtbaren Welt zu denken habe. Diesem höchsten Problem, das menschlicher Wissenschaft gestellt werden kann, ist nun wiederum eine Reihe von Aufsätzen desselben Verfassers gewidmet, die unter dem Titel „Der Lebenslauf der Planeten" jetzt in deutscher Sprache der Öffentlichkeit übergeben werden. Auf den neuesten Fortschritten der Wissenschaft fußend, ergänzen und vertiefen sie die Anschauungen, die im „Werden der Welten" offenbart wurden. Nach einer einleitenden Abhandlung über Sternanbetung, in der auf deren Zusammenhang mit Zeitmessung und Zeitrechnung hingewiesen wird, folgt ein Kapitel über das „Rätsel der Milchstraße", ein Gebiet, auf dem die Astronomie in jüngster Zeit Errungenschaften von fundamentaler Bedeutung gezeitigt hat. Dann erst wendet sich Arrhenius dem Gegenstand zu, auf dem, wie der Titel des Buches zeigt, diesmal das Hauptgewicht liegt, nämlich der Untersuchung des Zustandes und der Geschichte der Planeten unseres Sonnensystems. Die klimatische Bedeutung des Wasserdampfes, die Atmosphären der Himmelskörper, ihre physikalische und chemische Beschaffenheit, endlich im einzelnen die Planeten Mars, Venus, Merkur und der Mond werden besprochen. Die Untersuchungen gipfeln in der Erkenntnis, daß gegenwärtig innerhalb des Planetensystems wahrscheinlich allein auf der Erde die Daseinsbedingungen für höher entwickelte Lebewesen gegeben sind.

Arrhenius' bekannte Gabe, wissenschaftliche Strenge mit im besten Sinne gemeinverständlicher Darstellung zu vereinigen, tritt auch in diesem Werke zutage. Abbildungen erleichtern das Verständnis.

Julius Bab, Der Wille zum Drama. Neue Folge der „Wege zum Drama". Deutsches Dramenjahr 1911—18. *Berlin, Oesterheld & Co.*, 1919. 426 S. Geh. 12 M., geb. 15 M.

Allzu zahlreiche Bücher bergen die Mitternachtsgeburten der Theaterkritik, um diesen Geschöpfen des Augenblicks ein dauerndes Dasein zu gewähren, meist unter einem Sammelnamen, der den Widerspruch der Entstehungsweise und des neuen Anspruchs mit einiger Mühe auszugleichen sucht. Auch die Titelblätter von Babs dramaturgischen Bänden deuten auf so etwas hin: 1906 Wege zum Drama, 1911 Neue Wege zum Drama, 1919 Der Wille zum Drama — was sagt das anderes, als daß in keiner Kunst, und am wenigsten in der des Theaters, der Mitlebende anderes als Richtungslinien, Aussichten, Hoffnungen feststellen kann? Nur daß diese Aufgabe von Bab mit höherem Können als von den meisten Beurteilern des dramatischen Schaffens der Gegenwart erfüllt wird. Er ist der geborene Dramaturg, das Gewissen des Theaters: seiner Leiter, der Schauspieler und der Zuschauer, vor allem aber der Dichter. Was in den Jahren 1911—1918 auf der Bühne und im Buche in dramatischer Form ans Licht trat, hat er geprüft, jährlich etwa 300 Stücke, und seine Berichte

Digitized by Google

werden zu Auslesen des wenigen dauernd Bedeutsamen und des für den Zeitpunkt Bezeichnenden. Er deckt mit sicherm Urteil die Mängel der Technik, die Fehler in Stoffwahl, Charakteristik, Sprache auf, zeigt auch am Verfehlten das Hoffnungweckende und Erfreuliche, kurz, er bewährt sich als der Kritiker wie er sein soll, doch nur selten ist. Deshalb eignen sich die aus Babs kritischen Aufsätzen entstandenen Bücher als Führer durch das Labyrinth des Gegenwartsdramas und als Quelle zur Erkenntnis der richtigen und falschen Tendenzen. Auch derjenige, der aus eigner Kenntnis diese Produktion übersieht, kann fast immer zustimmen, und wo er widerspricht, braucht er es nie zu tun, weil er einer parteiischen oder leichtfertigen Meinung entgegentreten müßte. G. W.

Hans Blüher, Gesammelte Aufsätze. *Jena*, Eugen Diederichs, 1919. Preis broschiert 3,50 M. und 30 %.

Hans Blüher hat seinen gesammelten Aufsätzen einen Geleitspruch aus des Angelus Silesius Cherubinischem Wandersmann mitgegeben:

„Mensch, werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht."

Dies Motto ist gut gewählt. Denn man mag über Hans Blüher denken, wie man will: den Drang, durch den flüchtigen Wandel und den Schein der Moden hindurch auf letzte Werte des Lebens zu gelangen, wird man ihm nicht abstreiten können.

Was er bisher zur Jugendreformbewegung und zur Vertiefung der Soziologie beigetragen hat, ist bekannt. Das Hauptthema der vorliegenden Aufsätze darf man wohl bezeichnen mit dem Worte: Kritik der „bürgerlichen" Kultur. Scharfsinnig findet Blüher heraus, woran das Bürgertum krankt. Es ist dabei gleichgültig, wie weit seine Gedanken, die besonders durch Max Scheler und Kurt Hiller beeinflußt wurden, auf eigenem Boden gewachsen sind. Jedenfalls sind sie erlebt. „Der Bürger ist in einem Staate der eigentlich passive Teil. Das Thema seines Lebens ist die Ruhe, sein Ziel der Genuß. Bei den niederen Arten von Bürgern ist es der Genuß im sybaritischen Sinne, bei den höheren der Genuß des Geistes." Wohlgemerkt: nur der *Genuß* des Geistes. Ihn ernst zu nehmen, als eine unbedingte Forderung, vermeidet er, denn das bringt Mühsal, Gefährdung der sicheren Existenz, Feindschaft und Aufregung. Kompromiß-Wirtschaft allerwegen, zivilisatorisch zwar anerkennenswerter Kampf gegen das Böse und allzu Enge, weil es das Wohlergehen gefährdet, aber ebenso schleichende Feindschaft gegen das Seltne, Edle und Freie. Der bürgerliche Liberalismus ist — nach Blüher — geistige Halbwelt und tatenlos. Wie der Marxismus, der ebenfalls durchaus bürgerliches Gewächs ist, radikal, aber leider geistlos sein soll. Um der gutsitzenden Antithese willen kommt es Blüher auf Unbeweisbarkeiten niemals an.

Gegenüber dem bürgerlichen Typus gilt es, den unabhängigen Denker zu züchten. Dieser unterscheidet sich dadurch von seinem Widerpart, daß er den Geist ernst nimmt. Mit bloßem Liberalismus, dessen Verdienste gar nicht geschmälert werden sollen, gibt er sich nicht zufrieden. Liberalismus ist nur selbstverständlich und schützt die Person. Es gilt die Tat. Man muß Empörer sein, ein Aufständiger, sonst hat man keinen Geist. Man darf sich nicht wohlwollend mit neuen Ideen beschäftigen. Am anderen Ufer stehen, darauf kommt es an, den Bürger beunruhigen, seine untreue Hingabe heute an diesen, morgen an jenen „Geist" ihm vergällen. Die Partei des deutschen Geistes, sie allein, nicht aber Liberalismus, Sozialismus und was sonst um die Herrschaft kämpft, kann die gegenwärtige Kultur aus ihrer tragischen Halbheit erlösen.

Man wird sagen, daß das allgemeines Gerede sei. Es ist auch bei Blüher vieles Gerede, ermöglicht dadurch, daß er den Weg zum entscheidenden Wort durch spielerische Geistreicheleien um jeden Preis verlängert. (Vergl. den seiner Ansicht nach durch „große philosophische Geschlossenheit und Tragweite" ausgezeichneten Herrenhausaufsatz.) Aber man fasse einmal die Forderung, „den Geist ernst zu nehmen" in ihrer ganzen Tiefe, man versuche, seinen Handel und Wandel diesem Gesetz zu unterstellen und man wird wissen, daß es sich dabei um etwas ganz Großes, letzthin unendlich Schweres handelt. Daß die Mehrzahl der Menschen diese Forderung nicht miterleben können, einfach weil sie keinen Geist haben, keine Idee, der sie sich verpflichtet fühlen, das sagt nichts gegen Blühers Formel. Das sagt nur, daß sie nicht für alle geprägt ist.

Auch daß Blüher den Inhalt seines Begriffes „Geist" nicht genauer bezeichnet, ist kein Nachteil, nur ein Vorzug. Wer das Erlebnis hat, das Blüher voraussetzt, weiß, worum es sich handelt. Der weiß auch: Es ist etwas Religiöses darin, das der Definition widerstrebt. Auf welches Ziel sich der Geist einstellt, das ist ja völlig gleichgültig, Hauptsache ist nur, daß er sich nicht vertändelt. Blühers Ethik ist rein formal, nicht material, ist ein kategorischer Imperativ.

Was an Blühers Aufsätzen unrein ist, das ist etwas anderes: ein terminologisches Vergehen mit weittragenden Folgen.

Unter dem Begriff „Bürger" faßt der Sprachgebrauch gemeinhin einen bestimmten Stand, der sich einerseits vom Junker, andrerseits vom Proletarier durch sichere Merkmale unterscheidet. So faßt zuweilen auch Blüher diesen Begriff. In solchem Falle sollte er sich aber vergegenwärtigen, daß er seinen kulturellen Forderungen und seiner Kritik sehr viel mehr Fülle verliehe, wenn er bei der Charakteristik des bürgerlichen Standes nicht

Digitized by Google

nur stets und unverdrossen dessen Nachteile herausholte, sondern auch einmal seine ethische Bedeutung betonte. Man kann die große Vergangenheit, die großen Aufgaben und Kraftquellen des Bürgertums nicht einfach ableugnen, wenn man von ihm spricht. Gerade aus dem Bürgertum sind doch, wenn es krank war, auch immer wieder jene von Blüher geforderten „unabhängigen Denker" und „revolutionären Geister" entstanden, die ihrem Volke helfen wollten. Hans Blüher sollte sich doch auch einmal bescheidentlich klar werden, daß sich in all seinen ethischen Formulierungen nichts, auch gar nichts findet, was das deutsche Bürgertum vorher nicht nur nicht schon gedacht, sondern auch gelebt hätte. Wir wollen nichts beschönigen, um Gotteswillen nicht, wir wollen aber, daß man neben dem Schlechten auch das Gute anerkennt, wo man es findet. Nur so wird der revolutionäre Geist fruchtbar.

Doch Blüher faßt den Begriff des „Bürgers" meist sehr viel weiter als im Rahmen einer Standesbezeichnung. Soweit, daß er eigentlich keinen Sinn mehr hat und daß man ruhig für ihn sagen könnte: der Durchschnittsmensch von heute. Denn jene Unsumme verderblicher Halbheiten, die Blüher unter die „Untaten des bürgerlichen Typus" einreiht, ist, wie er selbst zugibt und wie es ja leider tagtäglich bewiesen wird, nicht etwa auf das liberale Bürgertum als Stand beschränkt, sondern findet sich beim sozialistischen Proletarier genau so wie beim konservativen Junker. Blühers „bürgerliche Untaten" sind nichts als Auswirkungen des trüben Materialismus einer ganzen Epoche, an dem sich jeder Stand, so weit er konnte, nach Herzenslust beteiligt hat. Wie kommt da das gute Wort „Bürger", das für Hegel den potenzierten Menschen bedeutete, das heute noch trotz aller schmerzlichen Enttäuschungen vielen ein Wort von Wert ist, wie kommt es gerade dazu, die Schuld dieser konfliktreichen Kultur allein zu tragen?

Es ist uns unnötigerweise wieder einmal ein gutes, altes Wort verschandelt worden. Ich weiß, daß daran in erster Linie die sozialistische Diskussion schuld ist. Aber was jeder Einsichtige beim politischen Massenkampf nicht anders vermutet, daß nämlich Schlagworte und damit auch Begriffsverwirrungen entstehen, das muß bei den sog. „unabhängigen Denkern" überraschen. Denn von ihnen erwartet man, daß sie auch in terminologischen Fragen — „den Geist ernst nehmen."

H. Robert Ulich.

Karl Borinski, Die Weltwiedergeburtsidee in den neueren Zeiten: I. Der Streit um die Renaissance und die Entstehungsgeschichte der historischen Beziehungsbegriffe Renaissance und Mittelalter. (Sitzungsberichte der Bayr. Akademie der Wissenschaften, Phil. hist. Kl., Jahrg. 1919, Abh. 1.)

Gegen die durch Jakob Burckhardts Werke rasch zum Gemeingut aller Gebildeten gewordene Anschauung von der Renaissance der Antike als der großen Wende der europäischen Kulturgeschichte waren im Lauf der letzten drei Jahrzehnte immer neue Angriffe gerichtet worden, die den Kulturwert dieser Bewegung herabzusetzen, oder diese doch, von ihrer ursächlichen Verknüpfung mit der Antike gelöst, auf mittelalterlich-nationaler Grundlage zu erklären unternahmen. Nicht so sehr dem großen Basler, dessen glänzendes Zeitbild ja die Berichtigung einzelner Linien sehr wohl vertragen kann, ohne darum von seiner inneren Bedeutsamkeit viel einzubüßen, als dem Renaissancezeitalter selbst und seiner historischen Rolle ersteht nun ein beredter Apologet in dem Münchner Poetiker Karl *Borinski*. Wurzelt er auch gefühlsmäßig tief in der so schlimm zerzausten humanistischen Kultur, so treibt ihn vor allem doch wissenschaftliches „Bepfählungsbedürfnis" in den Kampf zur Verteidigung altehrwürdiger geschichtlicher Grenzsetzung. Und da erscheint ihm die Festlegung der Tatsachen, welche seinerzeit diese „Bepfählung" veranlaßt haben, als die beste Schutzwehr gegen den Ansturm des „Naturalismus und Nationalismus". Handelte es sich hierbei um vorwiegend *ethnologisch* oder *biologisch* orientierte Neuerer, so würde dieses Vertrauen auf die Macht wissenschaftlicher Tradition wohl leicht ins Leere greifen. Die Vorkämpfer spezifisch *nationaler* Kulturen aber, um die es sich hier allein handelt, haben mit dem Anwalt des Humanismus doch ein genügendes Maß geistiger Gemeinsamkeiten, um eine Verständigung und Revision der Meinungen möglich zu machen.

In einem fesselnden Einleitungskapitel läßt Borinski sie Revue passieren: die Kunstgelehrten vom „Rembrandtdeutschen" zu dem Rembrandtbiographen Karl Neumann, die Religionshistoriker von Henry Thodes Neuausdeutung der franziskanischen Bewegung bis zu den neueren Theologen Wernle und Hermelink, die Heißsporne Chamberlain und Woltmann, Burdachs mittelalterlich-„imperialistischen" Renaissancebegriff, endlich die von der Periodisierungsideen der Historiker Goetz und Brandi angeregte Darstellung Adolf Philippis.

Inhaltlich ließe sich diesen Versuchen einer Einbeziehung der Renaissance in den Bereich der mittelalterlichen Gedankengänge nur vom Standpunkt der historischen Einzeldisziplinen begegnen; was Borinski mit Erfolg zu bekämpfen unternehmen kann, ist eine mehr formale Gemeinsamkeit der „Renaissancegegner": ihre Skepsis gegenüber dem „künstlich in die Höhe getriebenen", „kaum 50 Jahre alten" Begriff. Hier kann eine Rückschau auf die jahrhundertalte Geschichte des Begriffs und Namens klärend wirken.

Der Behandlung dieses eigentlichen Hauptthemas geht zunächst noch ein weiterer allgemein

Digitized by Google

orientierender Abschnitt voraus, in den Borinski eine sehr feine Charakteristik des „Renaissancegeistes" zusammengedrängt hat: von seiner Spezialwissenschaft, der Poetik, ausgehend, findet er dessen Hauptcharakteristikon in der „veränderten Stellung zur Welt auf der Grundlage einer auf ihren antiken Ursprung hin sich autonom fühlenden Literatur", deren „intuitiven Geist" das durch und durch mystisch-irrationale Zeitalter auf göttliche Inspiration zurückzuführen versuchte. Die Not des Franzoseneinbruchs in Italien führte nach seiner Darstellung zu einer Durchsetzung dieser ursprünglichen Renaissancewelt mit nationalistischen und militaristischen Elementen.

Widmet der Verfasser dem Renaissance*begriff* auch prinzipiell die gleiche Aufmerksamkeit wie dem *Worte* „Renaissance", so läßt er sich dabei vielleicht noch immer etwas zu sehr von dem gerade durch den Ausdruck „Wiedergeburt" (zum Unterschiede von „Wiederaufbau", „Wiedererneuerung" usw.) angeregten Vorstellungsinhalt beeinflussen, der jedenfalls die Weite des historisch als „Renaissance" faßbaren Raums nicht zu umspannen vermag. So bleibt für den Hauptteil der Abhandlung dennoch der Renaissance*name* eigentlicher Ausgangspunkt, den, wie Borinski nachweist, trotz vielfacher Vorbereitung in den Verheißungen vom „goldenen Zeitalter", der „Vergil"prophetie und vor allem in der Legende von dem aus der Asche erstehenden Phönix eine Reihe von Humanisten wegen seines christlichen Gehaltes vermied, während ihn die religiös Interessierten unter ihnen — die Florentiner Platoniker, die Reformatoren — bereits gebrauchten. Seine eigentliche feste Verankerung im Gefühl der Zeit verdankt der Ausdruck jedoch einem Passus des damals durch Merula neu aufgefundenen spätantiken Galliers *Rutilius Namatianus*, dessen Sprachgebrauch sodann über *Macchiavelli* hinüber zu dem Historiker *Adriani* und dem Künstlerbiographen *Vasari* hin verfolgt wird. Eine andere Entwicklungslinie, ebenfalls von Namatianus ausgehend, führt nach Frankreich, wohin der Neapolitaner *Sannazaro* das altgallische opus brachte und wo unter dem Einfluß der mediceischen Herrscherinnen Name wie Begriff und Bewegung (wenngleich auch die mehr nationalistische Dichterschar der „Plejade" abseits verblieb) derart heimisch wurden, daß dann eigentlich durch *Voltaire* der Renaissancename in seiner französischen Gestalt allgemeine Verbreitung fand, bis ihm schließlich — nach dem Vorgang von *Sismondi* und *Michelet* in Frankreich, *Bouterwek* und *Wachler* in Deutschland — am Ende einer jahrhundertlangen Wanderung Jakob *Burckhardt* die entscheidende wissenschaftliche Ausprägung verlieh. Neben diesen Hauptlinien der Darstellung wären aus dem vielverschlungenen Gedankengewebe des Werkes noch Exkurse über die Unterschiede der weltlichen und geistlichen Wiedergeburtsidee, sowie

über die verschiedene Bewertung des Griechentums durch Italiener und Franzosen als besonders wichtig herauszuheben. Auch für Name und Begriff „*Mittelalter*" zeigt Borinski die Entstehung aus dem Kreise des Humanismus auf: im Rom des 15. Jahrhunderts findet er sich formal durch Flavio *Biondo*, materiell durch den deutschen Kurienkardinal Nikolaus von *Cues* vertreten; den weiteren Weg (den zeitweilig das Bestreben, an die als unmittelbare Fortsetzung der klassischen Antike gedachte „media" auch noch eine „infima aetas" anzuhängen, hemmte) wiesen ihm die Chronographen des 16. und 17. Jahrhunderts. Giambattista *Vico* und deutsche Zeitgenossen Martin Opitz' waren es dann, die mit dem Werke der Ehrenrettung dieses (selbst als Entwicklungsboden kleiner Teilrenaissancen und als Gesamt„renaissance" einer dunklen Vorzeit gedachten) Zeitalters begannen, einem Werke, das dann, durch die Quellenstudien des „grand siècle" gefördert, in *Rousseau* und der *Romantik* gipfelte. Bei dem Hallenser Christoph *Cellarius* findet sich der terminus (1685) endlich als wissenschaftliche Bezeichnung einer geschichtlichen Hauptepoche, neben die dann der Begriff „*Neuzeit*" tritt, welcher, ebenso im Kreise derjenigen erwachsen, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts das „tempus novissimum", das Weltenende, herankommen sahen, bald zu nüchterner weltlicher Form und Bedeutung gelangt war.

Es war nicht ganz leicht, in ein paar Leitsätzen einen auch nur halbwegs orientierenden Überblick dieser bedeutenden Arbeit zu geben, zumal darin so manches edle Gedankenwerkstück, oft inmitten heterogener Bestandteile in Klammern und Anmerkungen eingesprengt, vergeblich den Weg ins Freie eines unbeirrt geradaus schreitenden Gedankengangs zu ersehnen scheint. Hielte der Fülle des Wissens und der Kraft der Intuition ein gleiches Maß darstellerischer Fähigkeiten die Wage, so würde Borinskis Werk wohl nicht nur einen reineren geistigen Genuß vermitteln, sondern auch viel leichter über den engsten Kreis der Fachwissenschaft hinauszudringen vermögen.

Ist die Untersuchung Borinskis auch für die Kenntnis der Entwicklungsgeschichte des Renaissancebegriffs von maßgebender Bedeutung, so bietet seine Erörterung der Periodisierungsfrage an sich doch Anlaß zu mancherlei Fragen und Einwendungen. Gewiß hat er den geistigen Gehalt der Wiedergeburtszeit sehr tief erfaßt — aber ist damit auch schon das *historische Zeitalter* der Renaissance deutlich umrissen? Die übliche Periodenfolge bringt die „Renaissance" zunächst einmal mit der „Reformation" chronologisch zusammen, ebenso gebraucht sie als namengebende Charakteristika der unmittelbar anschließenden Epoche die einander ergänzenden termini „Barock" und „Gegenreformation". Wie verhält sich Borinski zu dieser Periodisierung? An einer Stelle seiner Abhandlung

Digitized by Google

läßt er „den Ausdruck, der das erwachende neue Zeitalter begrüßt hatte, erst eigentlich *von ihm* angenommen werden, da die Reformation es zu Grabe zu tragen beginnt". Also die Renaissance selbst, die sich (natürlich durch einen ihrer typischen Vertreter) den Namen gibt, zu einer Zeit, da sie schon ihrem Ende entgegengeht? Man wird mit einiger Verwunderung die Antwort aufnehmen, daß dieses dem „absteigenden Ast" der Entwicklung zugewiesene Phänomen in das Jahr 1518 fällt, und daß die Personifikation der Renaissance in niemand anderen verlegt ist als in den — Reformator Melanchthon! Dieser Widersinn deutet darauf, wie schwer es vom chronologischen und vom geistesgeschichtlichen Standpunkt aus angeht, die Reformationszeit von der Renaissanceepoche zeitlich zu scheiden, um so mehr, als dann auch die Vorläufer der Glaubenserneuerung zwar vom Mittelalter abgetrennt, aber dennoch auch wieder von der Reformationszeit abgesondert blieben! Ein anderes Problem ist das des sogenannten „Bruchs" im Renaissanceideal, wie ihn für Borinski die Anschauungen Niccolo Macchiavellis verkörpern. Soll die Antithese seiner Gesinnungen zum „eigentlichen" Renaissancewesen ihn nun wohl aus der Renaissanceepoche ausschalten, und muß man nicht diesen Florentiner, der vom Standpunkt des italienischen Patrioten aus lehrte und auf italienische Fürsten maßgebenden Einfluß übte, in der Tat als typischen *Italiener* betrachten, wenn auch *französische* Einmischung es war, die den äußeren Anlaß zu seinem Hervortreten bot? Oder faßt ihn Borinski etwa schon als Herold des Barock, das dann aber doch wohl nicht eine durch das Intermezzo der Reformationszeit von der Renaissance meilenfern abgerückte Epoche sein kann? Ist es nicht auch ein innerer Widerspruch, einen Michel-Angelo als typisch für den „männlichen" Kunstgeist der Renaissance hinzustellen, indes das von ihm so unmittelbar beeinflußte Barock von dieser durch einen scharfen Strich getrennt bleiben soll? Trotz aller berechtigten ästhetischen Antithesen bleibt ja doch die Beziehung zwischen Renaissance- und Barockkunst weit inniger, verwandtschaftlicher, weit mehr durch das Moment ursächlicher Zusammenhänge bedingt als etwa die zwischen Renaissance und Mittelalter.

Diese und andere Periodisierungsfragen bleiben offen, und mir scheint, man sollte bei ihrer ferneren Erörterung das äußere chronologische Gerüst nicht übersehen. Es wirkt in diesem Zusammenhang auch eher verwirrend, wenn etwa gelegentlich der Charakteristik des Renaissance„stils" (im Ganzen) die Beurteilung dieses Stils mit der des weimaranischen Klassizismus gleichsam in eins verschmolzen wird. Auch der feinfühligste Morpholog muß bei derlei „Bepfählungs"unternehmungen sich den ehernen Regeln der Chronologie unterordnen.

Vielleicht ist es Borinski möglich, auf diese Dinge in der Fortsetzung seiner Abhandlung zurückzukommen, die uns der Untertitel ja in Aussicht zu stellen scheint. Was ihr Inhalt sein wird, deutet er freilich nirgends an; von den zu Ende der Einleitung aufgeworfenen Problemen scheint mir am ehesten die Frage nach „den Ursachen, die die verspätete einheitliche Bezeichnung und kulturhistorische Registrierung des Renaissancebegriffs erklären" noch einer zusammenfassenden Erörterung zu bedürfen. Was aber auch immer dieser wahrhaft kongeniale Geist (nur in der Form vielleicht ein wenig „Magus des Nordens") vom Zeitalter des Humanismus zu künden haben wird, das wird immer auf menschliche und wissenschaftliche Bedeutsamkeit Anspruch erheben können. Hoffen wir denn, es möge uns bald vergönnt sein, diese neue Gabe aus Borinskis Händen zu empfangen! *Franz Arens.*

Karl Bröger, Der Held im Schatten. *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. 205 S.

Bröger hat sich neben Lersch, Barthel, Petzold unter den Dichtern, die der Krieg als Künder echten Menschentums erstehen ließ, eine allgemein anerkannte Stellung errungen. Nun gibt er uns ein Bild seines Werdegangs, so leicht verhüllt, daß die Wirklichkeit überall durch den dünnen Schleier sichtbar bleibt, und voll tief erschütternder Erlebnisse. Armselige Kindheit in der großstädtischen Mietskaserne, durch einen gütigen Geistlichen ermöglichte bessere Schulbildung, Gefahr völligen Verkommens in Leichtsinn und Genußsucht, zehn Monate im Gefängnis und dann ein Vagabundendasein ohne Zweck und Halt, hinabsinkend bis zum Elend des Asyls für Obdachlose. Die beiden Soldatenjahre straffen Körper und Seele, das Dichtertalent, geweckt vor allem durch Hebbel, erwacht und bringt im Verein mit dem von jeher regen Wissenstrieb durch einen tätigen Helfer, einen an den Helden im Schatten glaubenden Lehrer, die Möglichkeit des Erwerbs einer bescheidenen Existenz als Schriftsteller und Journalist. Nun findet der Menschenfeindliche auch die Lebensgenossin, sein Kind kommt zur Welt, nach langem Kampfe erschließt sich die scheue Seele dem geduldigen Herzen der Gattin und der Krieg reißt ihn von ihr hinweg in seinen Strudel. In schnellem Fluge überblickt der Leser diesen langen Lebensweg, eingestreute Verse geben ihm die Gewähr, daß hier in der Tat ein ungewöhnliches Dichtertum heranreift. Die schlichte, in bester Form dargebotene Schilderung läßt nur bedauern, daß die inneren Vorgänge, zumal der große Umschwung der Militärzeit und der darauffolgende Anschluß an die Sozialdemokratie in ihrem Verlauf nicht so hervortreten, wie es ihrer Wichtigkeit entspräche. Trotzdem reiht sich das schöne, an vielen Stellen

Digitized by Google

dramatisch spannende Buch den älteren Arbeiterbiographien des Verlags Diederichs als literarisch wertvollste Gabe sehr erfreulich an. G. W.

Robert Budzinski, Glockenblume. — Geister- und Gespenster-Buch. *Hartenstein* und *Leipzig*, *Erich Matthes*, 1919. Je 5 Mark.

Diese beiden hübschen Pappbände umschließen Schöpfungen des Dichter-Malers Robert Budzinski, eines nachgeborenen Romantikers, dessen Seele zwischen Spuk und Spaß pendelt. Der Märchenwald ist sein Bereich und in „Glockenblume" schildert er die Naturwesen der Wiese, mit Schreibfeder und Zeichenstift ihr Sein erfassend, in einer sinnig erfundenen und sicher geführten Erzählung. Ganz anders geartet ist das Geister- und Gespenster-Buch mit dem Untertitel: „Die gebräuchlichsten Geister und Gespenster nach der Natur dargestellt für Dichter, Maler und Brautleute." Das ist ein guter Künstlerscherz, voll echten Humors, lustige Bildchen mit noch lustigeren Erläuterungen, die jedem unverdorbenen Menschen ein behagliches Schmunzeln erregen werden. Wer anderen oder sich selbst ein Vergnügen bereiten will, ohne Reue und schlechten Nachgeschmack, der bediene sich dazu dieses auch als buchtechnische Leistung durchaus erfreulichen Bandes. Er stellt den 25. der Zweifäusterdrucke des Verlags Matthes dar, in denen neuerdings in gleich gefälliger Ausstattung und zu gleichfalls sehr bescheidenen Preisen auch andere, sehr empfehlenswerte Bändchen in zierlichem Duodez erschienen: eine größere Reihe Stormscher Novellen, von Charles de Coster die prächtigen „Brüder vom guten Vollmondgesicht" mit Steinzeichnungen von Otto Weigel; von Hans Sachs „Der fahrende Schüler bannt den Teufel", durch den Verleger geschickt zur Aufführung eingerichtet und mit Federzeichnungen von A. Paul Weber; von Axel Lübbe das geistvolle Schattenspiel „Der Becher der Phantasie" mit Scherenschnitten von Hermann Gehri; endlich Budzinskis Märchenspiel „Der Geisterkönig". G. W.

Paul Burg, Der goldene Schlüssel. Ein Roman von den Zeiten und Menschen der Leipziger Messen. *Leipzig*, *L. Staackmann*, 1919. 406 S. 7,50 Mark, geb. 9,50 Mark.

Zur Zeit Karls XII. von Schweden, der in Leipzig als Sieger einziehen konnte, beginnt Burgs Roman und führt durch die Jahrhunderte bis zu unserer Gegenwart. Burg wollte das große Epos des deutschen Kaufmanns, den Lobgesang auf die Kaufmannsstadt Leipzig schaffen, und es ist ihm auch gelungen, eine Reihe großer, eindrucksvoller Bilder Leipzigs und seiner Menschen zu geben. Daß in jedem dieser, oft mit zu vielen Personen überladenen Historienbilder die Familie Winkler im Mittelpunkt steht, ergab sich aus dem Zwang der Romankomposition, dem sich der Verfasser nicht entziehen wollte. Das führte zu mancher Gewaltsamkeit und Unwahrscheinlichkeit. Aber es soll hier nicht mit dem Verfasser um Einzelheiten gerechtet werden, als Ganzes ist der Roman doch ein Werk, das durch seinen zuversichtlichen Glauben an die Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns und des deutschen Volkes Gutes wirken kann, und das in seiner leichten, gefälligen Sprache weitesten Kreisen verständlich sein wird. F. M.

Ernst Cassirer, Heinrich von Kleist und die Kantische Philosophie. (Philosophische Vorträge, veröffentlicht von der Kantgesellschaft Nr. 22). *Berlin*, *Reuther & Reichard*, 1919. 56 S. Geh. 2 M.

Das Verhältnis zur Philosophie Kants ist das Zentralproblem im Denken Kleists. Von hier aus erschließt sich das Verständis seines Handelns und Schaffens. Der transzendentale Idealismus zerstört Kleists „Wahrheitsbegriff". Die Frage, wann und auf welche Weise das geschah, wird hier zum ersten Male erschöpfend erörtert, und es ergibt sich, daß die vernichtende Wirkung gar nicht von Kant sondern von Fichtes „Bestimmung des Menschen" ausging. Diese neue, einleuchtend nachgewiesene Tatsache ist von so hoher Bedeutung, daß die Gesamtauffassung Kleists dadurch erheblich verändert erscheint. G. W.

Catalogus van Folklore in de koninklijke Bibliotheek. Eerste Deel. Europa. 627 S. 8°. *Den Haag* 1919.

Vorliegender Catalogus ist die erste umfassende Bibliographie der volkskundlichen Schätze einer größeren Bibliothek und muß deshalb mit Freude begrüßt werden. Es ist eine stattliche Reihe von Werken und Arbeiten, die hier aufgeführt sind, wenn auch der Eingeweihte manches recht wichtige Buch, manche inhaltsreiche Zeitschrift vermißt. Doch diese Mängel aufzuzählen ist nicht die Aufgabe der vorliegenden Besprechung, wenn auch dadurch die Verwaltung der königlichen Bibliothek im Haag veranlaßt werden könnte, diese oder jene fühlbare Lücke auszufüllen.

Der Wert des Buches, der es jedem Arbeiter auf volkskundlichem Gebiete fast unentbehrlich macht, liegt darin, daß nicht allein die selbständigen Werke aufgeführt sind, sondern auch die einzelnen Abhandlungen in den verschiedenen Zeitschriften. Ob hier Vollständigkeit erreicht ist, wird sich erst feststellen lassen, wenn mit dem 2. Teil das Autorenregister erschienen ist. Jetzt weiß man nicht, ob nicht diese oder jene Arbeit in einem Teile angeführt wird, wo man sie nicht sucht. Wie z. B. der erste Band von Müllenhoffs Altertumskunde unter die Germanische Mythologie kommt, ist nicht recht verständlich. Ebensowenig warum Schriften und Abhandlungen, die über den Begriff „Folklore" han-

Digitized by Google

deln, teils im allgemeinen Teil (S. 14 ff.), teils im besonderen (S. 35 ff.) aufgezählt werden. Oder daß A. Olriks Epische Gesetze der Volksdichtung mitten unter den Arbeiten über das Volkslied auftauchen (S. 129), obgleich sie sich mit dem Volkslied gar nicht beschäftigen; daß Mannhardts Roggenwolf und Korndämonen unter den deutschen Sitten und Gebräuchen stehen, während sie doch, gerade so wie Simrocks Mythologie, zu dem germanischen Teile gehören. Doch das sind kleine Mängel, die durch das später erscheinende Register sicher ausgeglichen werden können. Mehr ins Gewicht fällt die Auffassung, die der Herausgeber von dem Begriffe „Folklore" oder „Volkskunde" hat. Er spricht sich darüber im Vorwort aus und stellt sich ganz auf Seite der englischen Folkloristen. Die Realien der Volkskunde, Wohnung, Anlage von Dörfern, Gebrauchsgegenstände u. dergl. sind daher fast ganz ausgeschlossen; nur hier und da begegnet man einigen Werken über Volkskunst. Das ist umsomehr zu bedauern, als auf diesem Gebiete besonders in den Niederlanden namentlich von Gallé so Vortreffliches geleistet worden ist, das sicher auf der königlichen Bibliothek im Haag nicht fehlen wird. Auf der andern Seite wird in Gebiete hineingegriffen, die man schwerlich zur Volkskunde rechnen kann. So in das Gebiet der Literaturgeschichte, der Ethnologie.

Aus der Einrichtung des Werkes spricht der geschulte Bibliograph. Vor jedem Buche oder jeder Abhandlung befindet sich die Signatur der königlichen Bibliothek. Hilfsmittel zur Volkskunde, wie Wörterbücher — nur hätten hier die Sprichwörtersammlungen wegbleiben müssen; sie gehören nach S. 105 ff. — Zeitschriften, Bibliographien, Geschichte der volkskundlichen Forschung leiten das Werk ein. Es folgen die Quellen und dann die Schriften, die volkskundliche Themata im allgemeinen behandeln, ohne irgendwelche Beschränkung auf Zeit und Ort, und zwar so, daß an der Spitze die Schriften stehen, welche die verschiedensten Materien zur Volkskunde enthalten. Daran reihen sich Volksglaube, Sitte und Brauch, Volksdichtung. Die gleiche Gruppierung findet sich später bei der Bibliographie der einzelnen Völker. In dem besonderen Teile wird zunächst die volkskundliche Literatur des Altertums (Ägypten, Assyrien, Babylonien, Israel, Griechenland und Rom) und des Mittelalters aufgezählt, dann die der Gegenwart nach den einzelnen Völkern. So folgen: Germanen (allgemein, in den Niederlanden, Deutschland, Österreich, Schweiz, Großbritannien, Skandinavien), Romanen (in Frankreich, Italien und den hier angrenzenden Inseln, Spanien, Portugal, Schweiz, Friaul, Rumänien), Kelten, Griechen und Albaner, Slaven, Mongolen (Esthen, Finnen, Lappen, Ungarn), Türkische Tartaren, Basken, Juden in Europa, Zigeuner. Der zweite Band soll die volkskundliche Literatur der außereuropäischen Völker bringen.

Getrennt von der Volkskunde ist die Literatur über Kinderlied und Kinderspiel sowie über die Sprache einzelner Stände, namentlich über die Gaunersprache, die im Anhang ebenfalls aufgezählt wird (S. 577 ff).

So unvollständig die Sammeltätigkeit einer einzigen Bibliothek sein kann, so gibt doch dieser Bücherschatz der niederländischen Bibliothek einen Einblick in die intensive Tätigkeit, die in den letzten Jahrzehnten in allen Ländern auf volkskundlichem Gebiete geherrscht hat. *E. Mogk.*

Oskar Dähnhardt (†), Schwänke aus aller Welt. Mit 52 Abbildungen von Alois Kolb. Zweite Aufl. *Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.* Geb. 3.60 M.

Oskar Dähnhardt war ein Mann mit sonnigem Kindergemüt, ein vortrefflicher Pädagoge und einer der besten Kenner der volkstümlichen Überlieferung. Diese seltenen Eigenschaften hat er wie in seinen Märchenbüchern auch in der lustigen, eine Auslese der treffendsten humorvollen Geschichtchen enthaltenden Schwanksammlung bewährt, die nun wieder, geschmückt mit Kolbs kräftigen, nur zu sehr auf den Stil der Radierung gestimmten Zeichnungen, hervortritt. Das auch äußerlich gefällige Buch muß von neuem von alt und jung mit freudigem Dank begrüßt werden. A—s.

Das Schönste von *Max Dauthendey.* — Das Schönste von *Theodor Storm.* Je ein Band, ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. *München, Albert Langen.* Geb. 5 M.

Der wirksame Grundgedanke der Moloschen Auswahlbände und der wohlfeile Preis bei sehr gefälliger Ausstattung und reichem Inhalt haben diese neue Reihe schnell beliebt gemacht. Die beiden neuesten Genossen, Dauthendey und Storm, werden den gleichen Erfolg wie ihre Vorgänger erringen. Von Dauthendey ein Dutzend, von Storm vier Erzählungen, dazwischen gestreut eine Lese der besten lyrischen Stücke und davor eine etwas willkürlich geschnittene literarische Silhouette jedes der Dichter — gewiß wird das auf den Titelblättern angekündigte 1. bis 25. Tausend schnell vergriffen sein. A—s.

Paula Dehmel, Das liebe Nest. Gesammelte Kindergedichte. Herausgegeben von Richard Dehmel, mit Zeichnungen von Hans Thoma. *Leipzig, E. A. Seemann, 1919.*

Als im Jahre 1900 Paula und Richard Dehmels Kindergedichte unter dem Titel „Fitzebutze" erschienen, weckten sie bei allen Kinderfreunden lebhaftesten Beifall, und bald konnte man zahlreiche Verslein des Buches aus Mutter- und Kindermund hören. Manches Gedicht hat sich seit-

Digitized by Google

dem zu dem ersten Band gesellt, besonders hat Richard Dehmel in seinen Gedichten „Kindergarten" eine Anzahl der schönsten Strophen seiner Frau veröffentlicht. Jetzt aber erhalten wir eine Sammlung, die alles, was uns wert war, und dazu wiederum viele neue Stücke vereint zu dem „lieben Nest", ein Familienbuch von höchstem künstlerischen Wert, einem Schatzkästlein, aus dem alle Mütter ihren Kindern bunte Perlen und glitzernde Edelsteine schenken sollten. Alle, Groß und Klein, werden zur Einkehr ins Kinderland geladen, in dem aller Menschheit Zukunft ruht. Da wird „Wunderchen" geboren, da plansche „Rumpumpel", da steht — hurra! — der Peter zum erstenmal Und langsam wachsen wir mit den Kleinen aus der Kinderstube in die große Welt. — In allen diesen Gedichten ist der ursprüngliche Rhythmus des Volksliedes und viele Strophen singt man unwillkürlich in einer einfachen Kinderweise, wenn man sie liest. Auch moderne Worte und Vorstellungen sind geschickt in die Verse geschlungen, die ja modernen Kindern dadurch erst „imponieren". Der dritte Teil enthält besonders Balladen, Fabeln und Schwänke, erzählt die Streiche des argen Kobolds Fixfax, den Besuch bei König Kuchen und Königin Schokolade und allerlei Ernstes und Heiteres zum Teil nach fremden Mustern, aber auch das im eigenen Ton dieser Frau, in der Mutterliebe und echtes Dichtertum so glücklich vereint sind. — Der Verlag hat die Gedichte sorgfältig und schön drucken lassen, und Altmeister Hans Thoma hat fünf Zeichnungen gespendet — keiner war berufener dazu als der greise Kinderfreund. F. M.

Gustav Doré, Aus Revolutionstagen. Gestalten aus Paris und Versailles im Jahre 1871. 94 Federzeichnungen, mit einer Einleitung herausgegeb. von Dr. Constantin Bauer. *Braunschweig, A. Graff*, 1919.

Mit Karikaturen im Stile Granvilles, Chams und Töpffers hat Doré seine Laufbahn begonnen, die Bilder zu den „Contes drôlatiques" von Balzac zeigen den witzigen, erfindungsreichen Künstler auf seinem Höhepunkte. Dann gerät er in Massenproduktion, den prunkhaften, nach falscher Farbigkeit strebenden Illustrationsstil der Verfallzeit, die Holzschneider arbeiten seine Entwürfe zu effektstarrenden Gemälden um und er opfert der Prachtwerkseuche sein Bestes. Nur wer die Skizzen jener späteren Zeit gesehen hat, weiß, daß der wahre Doré damals noch lebte. Einen überzeugenden Beweis dafür lieferten die Zeichnungen aus der Zeit der Nationalversammlung und der Kommune von 1871, als sie im Jahre 1906 für einen kleinen Kreis publiziert wurden. Die Feder hat hier die typischen Gestalten der Schwätzer, der Egoisten, der Dummköpfe, der politischen Maul- und Messerhelden so sicher erfaßt, daß sie für alle Zeiten gelten können. So muß die deutsche Ausgabe als eine sehr erfreuliche Erscheinung gelten. Die gute Wiedergabe und die geschickte Übersetzung der Unterschriften Dorés — bis auf das kaum wiederzugebende Wortspiel S. 48 —, sowie die gute, knappe Einleitung gereichen dem Herausgeber zum Verdienst. Das stattliche Buch wird dem Kunstfreunde und dem Liebhaber des politischen Spottbildes eine willkommene Gabe sein. G. W.

F. M. Dostojewski, Der Spieler und kleinere Erzählungen. Übertragen von H. Röhl. *Leipzig, Insel-Verlag*. Geb. 6 M.

Die „Bibliothek der Romane", diese durch Auswahl und Druck mustergültige Sammlung, fügt zu dem Hauptwerk des großen russischen Psychologen nun seinen kürzeren, künstlerisch auf gleicher Höhe stehenden Roman „Der Spieler" und einige kleinere Stücke. Die Übersetzung Röhls liest sich sehr angenehm. Möge der Verlag uns nur recht bald die „Brüder Karamasow" geben!

Alfred Fankhauser, Peter der Tor und seine Liebe, erzählt nach seinen Tagebüchern. *Delphin-Verlag München*. 275 Seiten.

Wenn der Roman vom liebenden Toren Peter Bucher eines jungen Schweizers Erstling ist, darf man in ihm eine Leistung begrüßen, die zu schöner Hoffnung berechtigt. Alfred Fankhauser ist kein expressionistischer Stürmer oder Ekstatiker; er gestaltet seine Menschen rund und plastisch, wie es gute schweizerische Tradition lehrt. Nur zu breit ist sein Buch, die Form der Tagebuchblätter verführt ihn, allzu umfangreichen, oft genug banalen Reflexionen Raum zu geben, die um so schneller ermüden, als sie immer um den einen Pol „Tod" kreisen. Denn Peter Bucher ist ein Weltschmerzler, der „kein anderes Müssen in sich fühlt als zuzuschauen", eine passive Natur, die sich durch Liebeskummer und Selbstmordversuch zu einer heiteren Gelassenheit hindurchringt. Lockend schön wie eine Märchengestalt ist seine Lili. Den Dichter, der uns ihr Bild, ihr Herz und ihr Lachen geben konnte, grüßen wir gern. F. M.

Fichtes Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von *Ernst Bergmann*. 1919. *Im Insel-Verlag zu Leipzig*.

Es ist zum Verwundern, daß Fichtes Briefe an seine Braut und Frau, wie sie seit 1830 in der Biographie des Philosophen im Druck vorliegen, nicht längst durch einen Sonderdruck einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht worden sind. Durch Ernst Bergmann, der begeistert und begeisternd in mehreren Veröffentlichungen sich um die Kenntnis Fichtes verdient gemacht hat, ist diesem Mangel nun abgeholfen. Im Anschluß daran druckt er Fichtes Briefe an seine Verwandten

Digitized by Google

aus dem Buche von Weinhold ab und läßt Briefe an Kant, Goethe, Schiller und Schelling folgen, zum Schluß gibt er Fichtes Gattin in Briefen an Charlotte von Schiller das Wort. Im ganzen eine Sammlung, die Wichtiges aus Fichtes Beziehungen zur Mitwelt leicht zugänglich macht, dadurch die Versäumnis langer Jahre wieder gutmachen und dem gerade jetzt gesteigerten Zudrang zu Fichte gerecht werden soll. In einer Einleitung findet Bergmann charakterisierende Worte, nur über das Verhältnis Fichtes zu Schiller vergißt er sich zu äußern. Die Kenntnis von Fichtes Leben und Schriftstellerei wird vorausgesetzt.

Es darf nicht verhehlt werden, daß die Ausgabe nicht befriedigt. Der Herausgeber hat sich die Arbeit zu leicht gemacht. Eine Auswahl ist nicht getroffen, die genannten Vorlagen sind wahllos abgedruckt, andere Briefe, gerade für einen weiteren Leserkreis von Bedeutung, sind, obwohl seit Jahren an verschiedenen Orten veröffentlicht, hier nicht berücksichtigt. Zu bedauern ist, daß die wiedergegebenen Briefe nach Empfängern geordnet sind, anstatt daß die zeitliche Reihenfolge hergestellt worden wäre. Zur Erläuterung der Briefe ist nichts getan, nur die Anmerkungen, die Fichtes Sohn einstmals beizufügen imstande war, sind wiederholt, nicht immer mit Nennung ihres Urhebers. Längst berichtigte Fehler sind dabei mit übernommen (S. 123: Schaffner, S. 133: Dante). Seite 288 ist gar eine Verweisung aus der Druckvorlage wiedergegeben (Aus Fichtes und Schellings philosophischem Briefwechsel 1856), die sich auf einen hier nicht abgedruckten Brief Schellings bezieht. (In Fichtes Leben von seinem Sohne ist diese Anmerkung anders gefaßt.) Den Texten der Briefe ist auch nicht die nötige Sorgfalt gewidmet worden. Einige Verbesserungen mögen hier angeführt werden. Seite 179: 13. September 1794 (nicht Februar), Seite 229: 18. August (nicht: im Juli), Seite 309 unten ist zu lesen: Ich lasse bitten, die Interpunktion, auf die mir es ankommt, und die an*dre* oder an*dere* und dergleichen, zu beobachten. Der Seite 317 beginnende Brief ist, wie Rudolf Schlösser in Weimar durch Einsicht des Originals festgestellt hat, vom 2. Dezember 1800 (nicht vom Februar). Seite 327, Zeile 8 lies: allerdings hätte Goethe für diese diese beiden Akte . . . ersparen können, Seite 328, Zeile 3 lies: aus einem seiner Bürger-Familien-Stücke, Seite 329, Zeile 18 lies: nach ihrem innigsten Geiste. Der Vielheit der Leser wird durch die zu beanstandende Anordnung und den Mangel an erläuternden Bemerkungen die Aufnahme dieses wertvollen Briefschatzes erschwert, die Textbehandlung entspricht nicht der Anforderung höchster Zuverlässigkeit, die man an die Erzeugnisse des Insel-Verlages zu stellen gewöhnt ist.

Hans Schulz.

Johannes Fischart, Das alte und das neue System. Die politischen Köpfe Deutschlands. 6. bis 13. Auflage. *Berlin, Oesterheld & Co.* 1919. 400 S. Geh. 10 M., geb. 13 M.

Der Decknahme, entlehnt von den alten großen Humoristen, steht dem Zeichner dieser literarischen Porträtskizzen recht gut zu Gesicht. Auch er hat für die menschlichen Schwächen ein überlegenes Lächeln, auch er weiß seine Bilder lebensvoll sprechen zu lassen. Offenbar kennt er die politische Bühne und das Treiben hinter ihren Kulissen sehr genau, hat auch mit vielen der ersten Schauspieler persönlichen Umgang gepflogen. So werden die 43 Köpfe von Wilhelm II. bis zu Noske und Liebknecht über den Tag hinaus wertvoll bleiben, während sie heute den starken Reiz höchster Aktualität haben. Merkwürdig, daß ein so gewandter Schriftsteller für sein Buch keine passendere und packendere Aufschrift fand.

P—e.

Hans W. Fischer, Der Motor. Drama in fünf Aufzügen. *Berlin, Oesterheld & Co.*, 1919. 64 Seiten.

Fischer will der Dichter des „Mannes" sein. Ihm widerstreben die ewigen Jünglingstragikomödien und Entwicklungsromane. Er will die Kämpfe des Mannes darstellen; „es wird Zeit, sagt er, daß der Mann wieder in seine Rechte als Held eintritt". Im „Motor" ist dieser Mann ein amerikanischer Großindustrieller, der nur seinem Werk lebt, der seine Frau, obgleich er sie liebt, in die Arme des deutschen Freundes gleiten läßt, um schließlich beide in den Tod zu treiben. Auch andere sterben an ihm oder töten ihr Ich, um ganz dem Mann und dem Werk, dem Ideal zu dienen, dessen Symbol der Motor ist. Die Übertreibungen, die dieses Betonen des neuen Ideals mit sich bringt, führen Handlung und Wort oft bis an die Grenze des Komischen. Aber alle grotesken Brutalitäten sind hier leichter zu ertragen als die sentimentalen Liebesszenen zwischen einer zarten Frau und einem schwächlichen Mann, der sich willenlos als Opfer des „Motors" treiben läßt. Diese Szenen zerreißen mit ihrer Süßlichkeit den einheitlichen Stil des Werks, und der Held verliert seine eindrucksvolle Wucht und Größe, wenn sein Gegenspieler ein Schwächling ist. Der Mann im Kampf mit dem Mann — das muß Fischers Aufgabe sein, ihr mache er sein starkes dramatisches Können dienstbar.

F. M.

Felix Wilfried Freitag, Tragödien im Tann. *Berlin, Egon Fleischel & Cie.*, 1919. 3.50 M.

Ein Jägerbuch, an dem man seine Freude hat. Prächtige, farbenfrohe Schilderungen aus Wald und Heide, Moor und Hochgebirge. Ob es gegen den Elch oder den Bären, den Eber oder den Lux geht, immer weiß der Erzähler uns seine Tragödien und

Digitized by Google

Komödien miterleben zu lassen. Es kann heute kein neues Jagdbuch erscheinen, bei dem nicht an Hermann Löns erinnert würde. So sei denn auch auch hier gesagt, daß Freitag sehr wohl neben Löns bestehen kann. Er ist weicher, lyrischer, auch kein so feiner Tierpsychologe: nicht das Tier ist für ihn die Hauptsache, sondern der Jäger. Was in dessen Seele vorgeht, wenn er „still und wild, gespannt sein Feuerrohr" durchs Feld streift oder auf dem Anstande lauert, vermag er lebendig und eindringlich darzustellen. A. L.

Das neuste Gedicht. 20 Hefte. *Dresdner Verlag von 1917.*

Die kleinen Hefte sind eine nützliche Hilfe, um den Durchschnittsstand der Lyrik von heute festzustellen. Außer Klabund fehlen die allbekannten Namen; aber von den Aufstrebenden, die hier hervortreten, wird gewiß mancher zur Anerkennung gelangen, und so empfiehlt sich auch deshalb der Erwerb der hübsch ausgestatteten, wohlfeilen Sammlung. G. W.

Nikolaus Gogol, Der Mantel. Deutsch von Felix Gaber. Mit 12 Original-Lithographien von Walter Gramatté. (Die Graphischen Bücher, 3. Band.) *Potsdam-Berlin, Gustav Kiepenheuer.* Geb. 14 M., 100 Exemplare, numeriert, vom Künstler signiert und mit der Hand gebunden 100 M.

Gogols klassische Novelle „Der Mantel" steht an dem Punkte, von dem aus die Dichtung Rußlands den Weg zu den Höhen Tolstois, Dostojewskis, Dymows und Andrejews erstiegen hat. Alle spätere Ein- und Ausdruckskunst, alle Wirklichkeitszeichnung und Phantastik ist hier schon vorhanden. Gabers gute Verdeutschung kann sich neben der Rudolf Kassners (im Insel-Verlag) behaupten. Die Bilder Gramattés sind sehr stark in ihrer düstern Phantastik, nur vermisse ich in ihnen das ironische Element, von dem das Grausen der Erzählung durchtränkt und gemildert wird. Der Zeichner scheint mitleidloser, unerbittlicher den unerträglichen Gesellschaftszustand zu strafen als der Dichter. Auch fehlt ihm der überraschende Wechsel der Tonart, durch den Gogol seinen Schluß ins Gigantische steigert, da seine expressionistische Auffassung sogleich das kleine Bild der Realität überwindet. A—s.

Oskar Hagen, Matthias Grünewald. Mit 111 Abbildungen. *München, R. Piper & Co.* 1919. 4°. Geb. 45 M.

Wie von einem geliebten Menschen, der uns für immer verlassen muß, scheiden wir jetzt von Grünewalds Isenheimer Altar. Als das Hauptdenkmal des großen Mystikers, als der stärkste farbige Ausdruck des Widerspruchs der gotischen Seele gegen die lateinische Kultur, als Vorläufer heutiger Kunst ist uns dieses Werk und sein Meister im letzten Jahrzehnt wieder teuer geworden, nachdem schon die Romantiker vor einem Jahrhundert ihn aus den gleichen Ursachen in ihr Herz geschlossen hatten. Die neuere Forschung, an ihrer Spitze das große Grünewaldwerk H. A. Schmids, hat das ihrige getan, diese Liebe zum Verstehen ausreifen zu lassen. Nun dringt Hagen über die Vorgänger weit hinaus. Er wendet die Verfahren der modernen Kunstwissenschaft hier und da etwas zu vertrauensvoll an, um die wenigen bekannten Tatsachen aus dem Leben Grünewalds durch neue, kühn erschlossene zu vermehren; aber was er über die Schaffensweise und die so entstandenen Schöpfungen sagt, ist von einer unbedingt einleuchtenden Sicherheit, mit feinster Analyse eine große Gesamtanschauung und eine ungewöhnliche Fähigkeit der Einfühlung bezeugend. Die überaus reiche Zahl trefflich wiedergegebener Bilder, darunter viele Einzelausschnitte, gibt die Grundlage der Darstellung und bietet daneben vieles in weit schärferen Aufnahmen als je zuvor. Das schöne Werk, mit dem die Grünewaldforschung sich sehr ernsthaft auseinandersetzen wird, darf mit gutem Gewissen jedem Kunstfreunde als köstliche und anregende Gabe empfohlen werden. P—e.

Adolf Henselt-Brevier. Herausgegeben von Didi Loe. *Leipzig, Breitkopf & Härtel,* 1919. 32 S.

Es war sehr gut gemeint, der Gegenwart die Bedeutung des 1889 verstorbenen Klavierspielers Henselt mit Aussprüchen über seine Kunst wieder einmal ins Gedächtnis zu rufen. Die Quellen flossen aber der Verfasserin so spärlich, daß sie bei etwas mehr Selbstkritik das Unzulängliche ihres Versuchs hätte einsehen müssen. Unter diesen 91 Aphorismen sind nur ganz wenige, die auf Originalität Anspruch machen können. Die meisten sagen nichts, was nicht jeder gebildete Musiklehrer täglich mit denselben Worten seinen Schülern predigt. Im Grunde also: ein überflüssiges Buch. *A. Schering.*

E. T. A. Hoffmann, Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jakob Callot. Mit 8 Kupfern nach Callotschen Originalblättern. *Leipzig, Insel-Verlag,* 1919. IV, 310 Seiten.

„Prinzessin Brambilla" ist die Perle unter den spielenden Fantasiestücken Hoffmanns. Man tut ihr Unrecht, wenn man sie an verwandten Stücken, wie dem „Goldenen Topf" oder dem „Sandmann", mißt. Hier spricht nicht der Kündiger geheimnisvoller Gesichte, sondern die Gestalten des französischen Malers Callot und des Italieners Gozzi werden in leichtem Spiel mit üppigem Arabeskenwerk umschlungen. Der Leser folgt dem Liniengewirr, den bunten Farbenwirbeln mit vergnügt-

Digitized by Google

erstaunten Augen. Dieses Capriccio ist ein Virtuosenstück, und als solches steht es in seiner vollendeten Technik auf einem Gipfel jener Reihe, die in der deutschen Kunstdichtung mit Goethes „Märchen" beginnt. Wem der Sinn für diese Klassizität fehlt, der wird freilich die „Prinzessin Brambilla" mit Ellinger zu den „geringwertigsten" Leistungen des Dichters zählen können. Uns anderen aber, denen sie besonders wert ist, hat der Insel-Verlag mit der Wiederholung des ersten Drucks von 1821 eine erfreuliche Gabe dargebracht. Man glaubt die Urausgabe in der Hand zu halten, so gleicht ihr dieses Abbild bis ins kleinste, und der gefällige Einband, der Walter Tiemanns feine Hand vermuten läßt, schmiegt sich dem Stilcharakter des Drucks völlig an. G. W.

Ricarda Huch, Gedichte. 5.—7. Auflage. Mit dem Bildnis der Dichterin nach einer Steinzeichnung von Karl Bauer. 276 Seiten. — Erzählungen. Zum ersten Male gesammelt. 2 Bände. *Leipzig, H. Haessel*, 1919.

Die Gedichte der Ricarda Huch sind der gesegnete Herbst jenes reichen Sommers, der die Lyrik Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyser zeitigte. Nicht daß es hier an eigenem Ton, an kräftigem Persönlichkeitsausdruck mangelte. Aber die warme Schlichtheit Meister Gottfrieds, die stolze Schönheit des anderen Zürichers klingen in den Versen der jüngeren Dichterin nach. Es glüht in ihnen von Leidenschaft, mögen auch die Flammen, gebändigt durch sicheren Schönheitssinn, nicht wild und wirr gen Himmel schlagen. Durch ihr stilles Leuchten haben diese Gedichte ihren großen Freundeskreis gewonnen, und der Verlag gibt jeder neuen Auflage ein immer feineres Gewand, diesmal in dem zierlichen Druck von Poeschel & Trepte ein besonders anmutiges, das der jugendlichen Lieblichkeit des Inhalts noch besser als die früheren Einkleidungen entspricht. Auch die neue Sammlung der ernsten und heiteren Erzählungen Ricarda Huchs erfreut schon durch ihr Äußeres das Auge. Eine Novelle wie „Fra Celeste", heitere Stücke wie der „Mondreigen von Schlaraffis" und die „Teufeleien" sind ihr später nicht mehr geglückt und werden in der spärlichen Zahl deutscher Erzählungen von höchstem Rang immer ihre Stelle behaupten. G. W.

Otto Immisch, Das Nachleben der Antike. *Leipzig, Diederich'sche Verlagsbuchhandlung*, 1919. X, 64 S. Geh. 3,50 M., geb. 5,50 M.

Die neue Reihe der schönen Sammlung „Das Erbe der Alten", begründet von Otto Crusius, wird mit diesem Bändchen verheißungsvoll eröffnet. Was alles vom Altertum unserer Gegenwart überkommen ist, wird in edlen, allgemein verständlichen Worten gezeigt: in Sprache und Schrift, Staat und Recht, Religion, Kunst und Wissenschaft danken wir den Griechen und Römern unübersehbares und unentbehrliches Gut. Wir würden uns selbst verarmen, wollten wir auf diese Erbschaft verzichten, und so ergibt sich für jeden Leser der höchst gehaltvollen und anregenden Schrift die Notwendigkeit, an der bewährten Grundlage unserer höheren Bildung festzuhalten. Denn entrinnen wir der angeblichen Tyrannis der Antike, die unsere wahre Freiheit nur gefördert, nie gefährdet hat, so verfallen wir der Barbarei oder der immer Deutschland bedrohenden Herrschaft einer der fremden, mechanisierten Zivilisationen, aus denen der Geist des Altertums, dem sie ihr Werden verdankten, entflohen ist.

G. W.

Hanns Johst, Rolandsruf. *Delphin-Verlag, München*. 40 Seiten.

Daß Johst nicht ein Dichter der Menschen aufsaugenden Großstädte und der Leiber zerfetzenden Motore ist, verriet schon in seinem ersten Gedichtband „Wegwärts" jenes Gedicht „Flucht", das seinen Wunsch zu Einsamkeit und Traum und Menschengüte aussprach; und diese Liebe zur Stille, zu Sonnenschein und blühender Natur erfüllt nun ganz die Verse seines „Rolandsrufs". Der entzückte Autofahrer aus „Wegwärts" sieht jetzt „grausame Autos die Flucht kreischender Menschen peitschen", er wird Prophet, der aus der Trauer der Städte und dem Grauen der Fabriken zur Heiterkeit des weiten Landes, zur Andacht ragender Wälder lockend ruft. Deutschlands Niederlage hat eine tiefe Liebe zur Heimat geweckt in dem, der im Krieg den sieggeschwellten Bürgern des Odeonsplatzes trotzig die Marseillaise entgegenpfiff. Jetzt bekennt er sich freudig als seines Volkes Jünger:

„In der Stunde der Scham,
der Schande — mein Volk —
will ich deiner Monstranz
dienender Diener sein. . . ."

Die schönen, frei hinströmenden Rhythmen zeigen wieder das große Können eines unserer hoffnungsreichsten Dichter. F. M.

André Jolles, Von Schiller zur Gemeinschaftsbühne. *Leipzig, Quelle & Meyer*, 1919. Geh. 4,40 M., geb. 5,40 Mark.

Schillers „Wilhelm Tell" ist — nach Jolles — der Ausgangspunkt des deutschen Dramas. Es gibt außer Wilhelm Tell kein deutsches Drama. Er ist ein Wunderwerk, auf dessen Weg doch kein anderer Dichter fortgeschritten ist. Keiner hat nach Schiller die Rückkehr zum synthetischen Drama, zur Gemeinschaftskunst des Altertums und des Mittel-

Digitized by Google

alters gesucht. Um diese wiederzugewinnen, erhofft Jolles alles von der Dezentralisierung (Aufführungen in Volkshäusern für die einzelnen Stadtbezirke) und von der Verstaatlichung des Theaters. Die Bühne, mit drei Toren und einer hinter dem Mitteltor befindlichen Wechselbühne, soll die Illusion durch verschieden gefärbte Vorhänge im Hintergrund der Wechselbühne unterstützen, wenige Requisiten, Landschaftliches durch Topfpflanzen, kleine Bäume in Kübeln, Efeu in Spalierkästen ausgedrückt, Festliches durch Sträuße, Laubgewinde usw. Die Schauspielertruppe besteht aus drei Männern und zwei Frauen, dazu zwei Gehilfen als technisches und Ankleidepersonal. Die Garderobe enthält für jeden Schauspieler drei Gewänder, je zwei Perücken (eine für die Frauen), Bärte, für jede Frau zwei Kopftücher und einen Schleier, für die Männer je zwei Hüte und eine zeitgemäße Kopfbedeckung. Das ist — mit ein paar andern Sachen — alles, keine Mindestforderung, womit unser Drama gestaltet werden soll. Diese Vorschläge gehen auf die Bühne Shakespeares und des deutschen 16. Jahrhunderts zurück, berühren sich mit Gordon Craigh, Savits und anderen neueren Reformatoren und haben mit ihnen die Unanwendbarkeit auf den gegebenen Zustand gemein. Denn „unser Drama" heißt für sie und für Jolles das noch nicht vorhandene, das mit dem ganzen alten Kram gewollter und nicht erreichter Wirkungen aufräumt. Der „Tell" ist der einzige Gerechte, der Gnade finden soll. Aber fünf Personen, acht Perücken, sechs Kopftücher und drei Schleier werden für ihn schwerlich ausreichen; nur von den Hüten kann man in diesem Falle fünf ersparen, da der eine auf der Stange genügt. G. W.

Gottfried Keller, Sieben Legenden. Faksimiledruck nach der bisher unveröffentlichten ersten Fassung der Originalhandschrift in der Zentralbibliothek Zürich. *Zürich, Rascher & Co.*, 1919. Nr. 1—25 in Ganzleder, Nr. 26—50 in Ganzpergament, Nr. 51—200 in Halbpergament, Nr. 201 bis 500 in Büttenkarton.

Durch den Dichter der Wiener „Concordia" geschenkt, galt die erste Handschrift der Sieben Legenden als verloren. Anfang März 1918 tauchte sie in einem Berliner Auktionskatalog auf, wurde von der Zentralbibliothek Zürich erworben und dem Gesamtnachlaß Kellers eingereiht und erscheint nun in höchst vollendeter Nachbildung zu seinem 100. Geburtstag. Keine köstlichere Gabe hätte den Freunden des Dichters, der hier am meisten Künstler war, zu diesem Tage beschert werden können. Das Gewand ist des Inhalts würdig: Papier, typographische Leistung, Hülle des Bandes wirken festlich, ohne falschen Prunk. Die kleine Auflage von 500 Stück wird schnell zu einer gesuchten Rarität werden. G. W.

Gottfried Keller, Sieben Legenden. Mit 16 Originallithographien und Buchschmuck von Fritzi Löw. *Wien, Anton Schroll & Co.*

Die zarten Gebilde der Kellerschen Legenden sind von ihrem Meister so reich geschmückt worden, daß wohl jede andere Hand an ihnen versagen muß. Immerhin hat das Können Fritzi Löws auch hier auf dem bei ihr gewohnten kleinsten Felde Liebenswürdiges geschaffen, und das reizvolle Büchlein wird gleich seinen Vorgängern den damit Beschenkten ein lieber Besitz sein.

G. W.

Theodor Klaiber, Gottfried Keller und die Schwaben. *Stuttgart, Strecker & Schröder*, 1919. 110 S. Preis: 2,80 M.

Natürlich ließe sich eine Monographie auch über Meister Gottfrieds Beziehungen zu andern deutschen Dichtergruppen schreiben; aber doch hätte keine dieselbe innere Berechtigung wie die vorliegende Spezialgabe zum Keller-Jubiläum, weil eben die stammverwandten Schwaben und schweizerischen Alamannen ihrer ganzen Wesensart nach einander besonders nahe stehen. Keller hat das selbst gefühlt, wenn er gleich das Problem dieser geistigen Verwandtschaft schwerlich durchdacht und sicher in seinen Werken niemals aufgerollt hat; so mußte denn auch der Abschnitt in Klaibers Schrift, der „die dichterische Darstellung schwäbischer Art in Kellers Werken" behandelt, ziemlich mager ausfallen. Um so enger ist des Dichters Verhältnis zu seinen schwäbischen Kollegen gewesen — längst bekannte Einzelheiten, die aber doch in dieser sorgfältigen und liebevollen Zusammenfassung überraschen. Wir hören wie Keller mit Entschiedenheit für Schiller eingetreten ist, Uhland verehrt, sich stellenweise mit Justinus Kerner getroffen hat, während ihm Hölderlins welt- und zeitenferne Erhabenheit nichts zu bieten vermochte. Die Zuneigung des Schweizer Dichters zu Mörike ist oft genug besprochen; die Übereinstimmung zwischen den beiderseitigen Jugendromanen „Grüner Heinrich" und „Maler Nolten" scheint mir aber doch mehr auf Äußerlichkeiten zu gehen. Näher berührt sich Hermann Kurz' Novellistik mit der Kellers, und es ist deshalb zu bedauern, daß gegenseitige Äußerungen beider nicht vorliegen. Dann kommen *die* Schwaben an die Reihe, mit denen Keller in Zürich persönlichen Verkehr gehabt hat: Vischer, Herwegh, Johann Scherr u. a. Doch bildete sich lediglich zu Vischer, dessen kräftige Eigenart mit der Kellerschen gleichen Schritt hielt, ein dauerndes Freundschaftsverhältnis heraus. Endlich spricht Klaiber noch von Meister Gottfrieds Einfluß auf das jetzige Dichtergeschlecht. Eigentlich kommt dabei ernsthaft nur Hermann Hesse in Betracht, dessen weichere Art zu der urwüchsigeren seines Vorbildes in einleuch-

Digitized by Google

tende Parallele gesetzt wird. Von irgendwelchen hypermodernen Schwaben, die, allerjüngster Errungenschaft huldigend, in Keller den Dichter des deutschen Philistertums erblicken, hat unser kundiger Führer zum Glück nichts zu berichten gewußt.

R. Krauß.

Deutsche Kleinstadtgeschichten. Herausgegeben von Otto Zoff. Mit acht handkolorierten Federzeichnungen von Erich M. Simon. *Potsdam-Berlin, Gustav Kiepenheuer,* 1919. (Liebhaber-Bibliothek 53. Band.) Geh. 2 M., geb. 3,50 M.

Die Kleinstadt des 19. Jahrhunderts spiegelt sich in fünf gut gewählten Geschichten von Gerstäcker, Zschokke, Hebbel, Storm, Hesse, die Gläser freilich recht verschieden an Farbe und Schliff, und demgemäß auch die zurückgeworfenen Bilder auf sehr verschiedene Augen berechnet. Da Simons farbige Zeichnungen vollends noch die Note einer modernen Ironie hinzubringen, entsteht ein Bändchen, das sozusagen auf *einer* Schüssel für fünf Geschmacksarten Seelenspeise anbietet. G. W.

Alexander Koch, Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur. Band Schlafzimmer. Neue Folge. *Darmstadt, Verlagsanstalt Alexander Koch.* Braun gebunden 24 M., Luxusband 30 M.

Der Krieg hat das Zeitmaß deutschen Kunstschaffens zwar gemäßigt, aber das Vorwärtsstreben nicht zum Stillstand zwingen können. Als überzeugender Beweis für diese unerschöpfte Lebenskraft darf der vorliegende neue Band der bekannten Kochschen Sammlung künstlerischer Innenräume gelten. Er steht den Vorgängern weder an Reichtum des Inhalts noch an vollendet schöner Ausstattung nach und wird allen, die als Schaffende oder Genießende nach edlen Formen und Farben verlangen, ein dankbar begrüßter Ratgeber werden.

Fritz Lange, Josef Lanner und Joh. Strauß, ihre Zeit, ihr Leben und ihre Werke. 2. Aufl. *Leipzig, Breitkopf & Härtel,* 1919. 197 S.

Das kenntnisreich geschriebene, auf Ergebnissen eigener Forschung beruhende hübsche Buch liegt in zweiter Auflage vor und darf als grundlegend für alle Fragen kunst- und kulturgeschichtlicher Natur angesehen werden, die sich mit der ersten Hochblüte des Wiener Walzers unter Lanner und Strauß beschäftigen. Ein gut gewähltes Bildermaterial unterstützt die flüssige Darstellung, die das Biographische der beiden Meister wohl ein für allemal erschöpft. *A. Schering.*

Alfred Lichtenstein, Gedichte und Geschichten. Herausgegeben von Kurt Lubasch. *München, Georg Müller,* 1919. 2 Bde. 114 u. 85 S. 6 M., geb. 9 M.

Am 23. September 1914 fiel der fünfundzwanzigjährige Alfred Lichtenstein, tief betrauert von dem kleinen Kreise derer, die ihn kannten. Jetzt legt der Verlag Georg Müller durch Kurt Lubasch eine Sammlung seiner Gedichte und Geschichten vor, ein Denkmal für den Toten, das für seine Dichtungen werben soll. Eindrücke der Großstadt waren es, die das scharfe Auge Lichtensteins fing, die seine scharfe Feder zu grotesken Strophen zusammenfügte. Aber nicht die Groteske ist das Wesentliche seiner Dichtung, auch er gehörte zu der Schar junger Weltfreunde, die sehnsüchtig um die Liebe des geringsten Dinges werben und sich an den Schroffen des Hasses blutig stoßen. So bekennt sein Gedicht „Gebet an die Menschen":

„Habt, bitte, Erbarmen.
Habt mich lieb.
Ich hasse euch.
Ich will euch umarmen."

Am leichtesten wird man den Weg zu ihm durch seine „Soldatenlieder" finden, schlichte Verse eines Leidenden, eines Ahnenden. Sie haben ein Recht, gekannt zu werden und länger zu dauern als die Prosastücke, in denen viel Verheißung, aber noch keine Erfüllung ist. F. M.

Friedrich Lienhard, Westmark. Roman. *Stuttgart, Greiner & Pfeiffer,* 1919. 200 S. Preis 5 M., geb. 6 Mark.

Zu den Helligkeiten, die mit viel tiefem Schatten über Deutschland gekommen sind, gehört die Erkenntnis dessen, was uns das Elsaß innerlich, außerhalb aller Politik und Strategie, ist. Immer höher und reiner hebt sich aus der neuen Lyrik das Bild Ernst Stadlers, dieses wundervollen Menschengeschenks elsässischer Erde an die deutsche Muttersprache, heraus; er hat, den Kriegstod vorahnend, in seinem „Aufbruch" das Gedicht des Marsches zum Kampf, er hat auch, dem demütigen Frieden zum Lob, das schönste seiner Gedichte von den beiden Frauengestalten am Straßburger Münster geschaffen. An das Wunder eines solchen Erstlingsbuchs, wie es Stadler geschrieben, — wie er es schreiben mußte, da ihm bestimmt war vom Krieg erschlagen zu werden — können die Werke der älteren, langsam Gereiften nicht reichen. Aber unter den wenigen Kriegsromanen, die wir im Frieden werden wieder lesen wollen, sind zwei schöne Elsaßbücher, Bücher der zärtlichen Liebe, der Trauer, der Bitternis, aber auch des zuversichtlichsten Glaubens, Anselma Heines „Verborgene Schrift" — ich möchte hier noch einmal deutsche Leser für dieses Buch werben, unter unseren Jungen besonders — und Lienhards Roman-Trilogie Oberlin-

Digitized by Google

Spielmann-Westmark. Der letzte Teil ist unter dem Eindruck des Novembers 1918 vollendet; es steht manches politische Urteil darin, an dem die Zeitungen schuld sind. Aber es hat doch in seinem Ganzen den rechten Geist. Wir haben das Elsaß äußerlich verloren, nun müssen wir es innerlich gewinnen; das ist's. Nicht die Schadenfreude darüber, daß es den Elsässern bald genug im zentralisierten französischen Staat unbehaglich werden und „Hans im Schnakenloch" über Paris so gut räsonieren wird, wie früher über Berlin. Das kann uns nichts helfen. Aber daß wir ein Deutschland bekommen, zu dem sich alle Kinder der deutschen Sprache mit aller Kraft hinsehnen, ein Deutschland, dessen Bürgerrecht die Erlösung brennender Wünsche bedeutet, das ist die Aufgabe der Zukunft. Wer dazu Arbeitsfreude und Glauben hat, für den ist dieses gute Elsaßbuch geschrieben. M. B.

C. A. Loosli, Ferdinand Hodler. *Zürich, Rascher & Cie.* Ausgabe A und B bis auf wenige Exemplare vergriffen, Ausgabe C in 16 Lieferungen zum Subskriptionspreis von je 25 Francs, einzelne Lieferungen 35 bzw. 60 Francs.

Noch unter den Augen des Meisters, der am 19. Mai 1918 dahinschied, ist diese große Gesamtdarstellung seines Schaffens begonnen worden. Auf Grund seiner letzten Wünsche wurde sie dann umgeformt und wesentlich bereichert, so daß sie, nun eine vollkommene, nach Zahl und Art der Reproduktionen jedem Verlangen genügende Anschauung eines gewaltigen Schaffenskreises von den gebundenen Anfängen bis zu der großen Freiheit der letzten Gipfel gewährt. 157 Gemälde werden in Lichtdruck, 47 in farbigem Steindruck wiedergegeben, dazu 141 Zeichnungen auf 117 Lichtdrucktafeln und 2 Plastiken. Die uns vorliegenden neun Lieferungen bezeugen die außerordentliche Sorgfalt der Reproduktionen, und der Text, verfaßt von einem mit Hodler so innig vertrauten Manne wie Loosli, beruht auf der sichersten Grundlage, den eigenen Bekenntnissen des Meisters. Allen seinen Verehrern und der gesamten Kunstforschung wird auf diese Weise eine ebenso würdige wie bedeutsame Gabe dargebracht. G. W.

Christian Morgenstern, Der Gingganz. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Margareta Morgenstern. *Berlin, Bruno Cassirer*, 1919.

Für alle die Tausende, denen die Galgenlieder, Palmström, Palma Kunkel zu Elixieren heiterer Weltüberwindung geworden sind, bedeutet dieser vierte Band der genialen Morgensternschen Sprach- und Versequilibristik eine freudige Überraschung. Wer hätte gedacht, daß aus dem Nachlaß noch eine solche Zahl neuer Gaben auftauchen würde. Und während die erste nach dem Hinscheiden des Dichters erschienene Sammlung ein leises Absinken bedeutete, ist diese wieder den Galgenliedern und dem Palmström völlig gleichwertig. Sie enthält Juwelen, die zu den kostbarsten Morgensterns zählen, außerdem eine hübsche kurze Einleitung aus seiner Feder „Wie die Galgenlieder entstanden" und von ihm ganz im Geiste der Gedichte erfundene Vignetten. Schade, daß nicht auch der Briefentwurf Morgensterns beigefügt wurde, der die Galgenlieder so gut kommentiert und bisher nur an einer etwas versteckten Stelle mitgeteilt wurde, in der Schrift „Motiv und Wort" von Hans Sperber und Leo Spitzer (Leipzig 1918). Auf die treffliche Abhandlung Spitzers „Die groteske Gestaltungs- und Sprachkunst Christian Morgensterns" (in der genannten Schrift) seien alle Freunde der Galgenlieder bei dieser Gelegenheit hingewiesen. G. W.

Charlotte Niese, Vom Kavalier und seiner Nichte. Geschichte eines Frauenlebens. Mit Scherenschnitten und Einbandzeichnung von Carlos Tips. *Hamburg, Richard Hermes*, 1919. (= Niederdeutsche Bücherei, Bd. 64.) 88 Seiten. 3,80 M., 4,80 M.

Das hübsch ausgestattete Buch Charlotte Nieses erzählt die Geschichte eines Mädchens aus Altona, das von ihrem Onkel, dem abenteuerlustigen „Kavalier", nach Paris mitgenommen wird, dort die große Revolution erlebt und dann in die Heimat zu deutschem Ehefrieden zurückkehrt. Die Ereignisse der Revolution sind nur angedeutet, von ferne nur droht das Blutgerüst in das kleine Schicksal des deutschen Mädchens, dessen Bildnis, „ein hübsches, feines Mädchengesicht in weichen Pastellfarben", die Verfasserin zur Erzählung der Geschichte reizte. Dem behaglichen Plauderstil Charlotte Nieses entsprechen auch die zierlichen Bildbeigaben von Carlos Tips. F. M.

A. de Nora, Madonnen. Ein Cyclus. Mit 10 Originalradierungen von Fritz Schwimbeck. *Leipzig, L. Staackmann*, 1919. Vorzugsausgabe A Nr. 1—25 in Ganzpergament 220 M.; Ausgabe B Nr. 26—325 in Halbpergament 65 Mark.

Vierzehn kurze Novellen in freien, gereimten Versen erzählen von jener Frauen- und Mutterliebe, die „das Schwert im Herzen mit tausend Schmerzen" sich selbst opfert. Es sind Madonnenbilder aus dem Leben der Gegenwart, aus den Untergründen der bunten Erscheinungswelt, wo das Fühlen des Weibes sich zur stillen, schmerzdurchglühten Blume entfaltet. Schwimbecks teils realistische, teils symbolische Radierungen bewähren den erfindungsreichen Künstler, den gewandten Techniker. Die Ausstattung des prächtigen Quartbandes verdient hohes Lob. A—s.

Digitized by Google

Fritz von Ostini, Tat und Schuld. Roman. *Leipzig, L. Staackmann*, 1919. 212 S. 5 Mark, geb. 7 Mark.

Der Kriminalroman hat immer dankbare Leser gefunden, und während er eine Zeitlang als unliterarisch geschäftigen Machern überlassen blieb, leiht ihm heute wieder mancher angesehene Schriftsteller seine Feder. Fritz von Ostini sucht nicht mit der Phantastik Otto Soykas zu wirken, auch verzichtet er auf die fast immer mit Erfolg eingeführte Gerichtsverhandlung, der Ricarda Huch ihre feinere Charakterisierungskunst dienstbar machte. Seine spannende Geschichte, deren Inhalt nicht verraten werden soll, bleibt im Bereich realen Geschehens, versucht aber eine geistige Vertiefung durch Erörterungen über die Frage der Schuld und Verantwortlichkeit, denen man mit Interesse folgt. Das Buch ist klug komponiert und flott geschrieben und wird auch den zuweilen kopfschüttelnden Leser einige Stunden fesseln. F. M.

Eckart Peterich, Manfred. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1919.

Der kleine Roman erinnert an den „Werther" nicht nur dadurch, daß er aus Briefen an einen fernen Freund besteht. Mehr noch ähnelt er der unvergleichlichen Herzensgeschichte Goethes durch die Inbrunst des Fühlens, das Streben nach warmer, klarer, einfacher Sprache. Der Stoff ist nun freilich von ganz anderer Art: eine Jünglingsliebe zu dem angebeteten Manne, voll Eifersucht, als dieser sich einer Frau zu geben scheint, und neu beglückt im Alleinbesitz Manfreds, des schönen Malers. Alle Erotik dieser Art hat einen gewissen, unangenehmen Beigeschmack. Hier wird er durch die Form gemildert, schwindet aber doch nicht völlig.

G. W.

J. Petersen, Das deutsche Nationaltheater. Fünf Vorträge, gehalten im Februar und März 1917 im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M. Mit 44 Abbildungen im Text und auf 8 Tafeln. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 14. Ergänzungsheft.) *Leipzig und Berlin, B. G. Teubner* 1919. VI, 106 S. Geh. 4 M.

In straffer, dabei aber nirgends trockener Zusammenfassung der großen Stoffmassen behandelt Petersen die Entwicklungsgeschichte der deutschen Bühne von den mittelalterlichen Anfängen bis zur Gegenwart. Die mannigfachen, heute noch sehr strittigen Fragen (wie der Einfluß der Rederijkerbühne auf die der Meistersinger) werden unerörtert gelassen, wenn nicht aus subjektiver Überzeugung eine bestimmte Antwort gegeben werden kann, was hier und da wohl zu kategorisch geschieht, z. B. in dem Eintreten für die Moral der Gottschedschen Truppe. Man denke an Herrn Suppig und sein romanhaftes Abbild, den Liebhaber Bengel im ersten „Wilhelm Meister". Die Freude an Max Reinhardts großem, befruchtendem Einfluß darf uns doch die ausländischen, namentlich englischen Vorbilder seiner Inszenierungskunst nicht vergessen lassen, und die Behauptung, der heutigen Bühne sei keine technische Aufgabe unausführbar, wird doch schon durch das vergebliche Ringen mit den Problemen des Goetheschen „Faust" widerlegt. Solche Einwände sollen der guten, kenntnisreichen Arbeit ihr Verdienst nicht schmälern; es wird durch eine sorgsame Bibliographie noch gesteigert. Sonderbar, daß in den Ergänzungsheften zur Zeitschrift für den deutschen Unterricht so kurz nacheinander das gleiche Thema zweimal behandelt wurde; denn die treffliche Schrift Lebedes „Klassische Dramen auf der deutschen Bühne", die hier mit verdienter Zustimmung begrüßt wurde, schreitet dieselbe Entwicklungslinie ab, nur die eigentlichen Wandlungen der Inszenierung eingehender berücksichtigend. Indessen können wir uns nur freuen, daß wir — um das bekannte Goethewort anzuwenden — zwei solche Kerle haben. G. W.

Johann Pilz, Miniaturen. Gedichte. *Warnsdorf-Leipzig, Ed. Strache*, 1918. Geb. 27 Kronen, 16 Mark.

Ein sonderbares Zwiegespann: der sattsam bekannte Franz von Bayros, der große Verzeichner ausgezogener Weiblichkeit, und ein höchst sittiger guter kleiner Lyriker, der seine Verse in dieser Zeit auf bestes Papier in Quarto drucken und von dem Lebekünstler mit acht Vierfarbendrucken und sonstigem Aufputz, als da sind Randleisten, Doppeltitel, Einbandzeichnung, verzieren läßt. Wir wünschen dem Dichter Glück dazu, daß seine Verhältnisse ihm so etwas gestatten; aber schön ist's nicht und er soll es nicht wieder tun. G. W.

Alfred Polgar, Kleine Zeit. *Berlin, Fritz Gurlitt*, 1919. 135 Seiten.

Gegen fünfzig Augenblicksbilder aus den vier Schreckensjahren, aufgenommen in Wien teils mit dem scharfen Objektiv einer besonders fein reagierenden Künstlerseele, teils mit dem Fernblick fühlenden Miterlebens der Greuel und Erbärmlichkeiten draußen. Die besondere Färbung liefert die Ironie, die verhüllte oder, soweit die Zensur es erlaubte, offene Anklage der sittlichen Verwilderung, der Korruption, der großen und kleinen Menschlichkeiten. Jedesmal ergibt sich so ein Miniaturgemälde von sicherer Prägnanz, bald mit schlagendem Witz, bald mit tiefer Traurigkeit gesättigt. Man kann sich kein wirksameres Gegenstück zu den ephemeren „Kriegsgeschichten" denken als diese künstlerisch sehr hoch zu wertenden und als Zeitdenkmäler weit bedeutsameren Skizzen eines hochbegabten Feuilletonisten. A—s.

Digitized by Google

Felix Poppenberg, Menschlichkeiten. *Berlin, Fritz Gurlitt*, 1919. 280 Seiten.

Poppenberg ist freiwillig aus dem Leben gegangen. Er hatte aus Ägypten eine schwere Tropenkrankheit mit in die Heimat geschleppt, die immer hoffnungsloser und ihm immer unerträglicher wurde, — so trat er freiwillig von der Bühne des Daseins ab. Er war ein merkwürdiger, mit Betonung auf das Weltliche eingestellter Mensch. Es war seine Sehnsucht, wie ein Marquis auszusehen, — aber in Wirklichkeit hatte er das zerknautschte Gesicht eines Berliner Gamin. Es war sein Ehrgeiz, tadellos sitzende Krawatten zu tragen, — aber er faßte fortwährend an seine Krawatten, um zu kontrollieren, ob sie auch tadellos säßen. Er hat nie auf einem Pferde gesessen, aber er hat sich breeches arbeiten lassen. Es war sein Wunsch, einmal eine Dichtung zu schreiben, aber er hat immer nur „über" Dichtung geschrieben. So war etwas Brüchiges in seiner Natur.

Ernst Heilborn hat dem posthumen Bande der „Menschlichkeiten" einen Aufsatz vorangestellt, der Poppenberg gut charakterisiert. Er war ein ästhetischer Liebhaber, Geschmackskultur war die Atmosphäre, in der sich sein Fühlen bewegte. Er gehörte zu den eigenwilligsten, geziertesten, aber doch persönlichsten unserer Essayisten, er war ein Stilist von barocker und launenreicher Manier, aber er war eine Künstlernatur, er war ein künstlerischer Genüßling, kann man sagen, ein spielerischer, künstlerisch angeregter Genießer des Lebens und der schönen Dinge. Er hat viele Aufsätze geschrieben, man las sie vor allem in der „Neuen Rundschau", zu deren ständigen Mitarbeitern er seit ihrer Gründung gehörte, aber auch in vielen anderen Zeitschriften und Zeitungen Deutschlands und Österreichs war er ein gern gesehener und gern gelesener Gast. Er war ein Schüler Erich Schmidts, schrieb zuerst nur über Themata der schönen Literatur, aber dann erweiterte sich der Kreis seines Wissens und seiner Interessen: er schrieb mit Vorliebe über Kunstgewerbe und Kultur, und er liebte es, die Eindrücke zu fixieren, die er auf seinen mannigfachen und weiten Reisen gewann. Sein Stil war immer preziös, er wurde eine Zeitlang so gedrechselt, so affektiert, überstilisiert und mit Fremdworten beladen, daß er kaum noch zu genießen war, — dann besann er sich wieder, und eine gewisse Ruhe und Einfachheit kehrte in seine gelassenen, graziös ziselierten Sätze.

Poppenberg hatte im Grunde mehr Sinn für Masken, für Verkleidung und Spiel, als für die Bluteswärme des leidenschaftlichen Lebens. Eins seiner Essay-Bücher hat er auch „Maskenzüge" genannt. In jenem Buch stand ein Aufsatz „Mein Fürst", in dem er ein Porträt des Fürsten Pückler-Muskau gibt. Pückler-Muskau war Poppenbergs menschliches Ideal, und es war sicher seine heimliche Sehnsucht, zu sein und zu leben wie jener

geliebte, feine, dandyhafte, sublim genießende Mensch. Selten hat Poppenberg mit solcher Liebe und solcher plastischen Darstellungskraft geschrieben wie in jenen Tagen, als er den seelisch bewegten Aufsatz über Pückler-Muskau niederschrieb. Die besten Arbeiten in seinem Buche „Menschlichkeiten" handeln über Hugo von Hofmannsthal, dessen blasse, kulturgesättigte Poesie seinem Wesen ganz besonders lag, über Prinz Louis Ferdinand, über Casanova im Spiegel der Frauen, und (ein echt Poppenbergsches Thema) über Brummel als Dandy.

Mit Poppenberg ist ein Schriftsteller von zarter, eigenwilliger, mitunter auch bizarrer Kultur fortgegangen. Er war nichts für die große Menge und die Menge nichts für ihn, er war ein Aristokrat (von brüchiger Konstruktion), der verschwiegene, lautlose Wege ging, träumend von verrauschten Kulturen und genießerisch nachempfindend die intimen künstlerischen Besonderheiten seiner eigenen Zeit. *Hans Bethge.*

Paul Pretzsch, Die Kunst Siegfried Wagners. Ein Führer durch seine Werke mit zahlreichen Notenbeispielen und Bilderschmuck von Franz Stassen. IX, 712 Seiten. Geh. 16 M. — *C. Fr. Glasenapp* (†), Siegfried Wagner und seine Kunst. Gesammelte Aufsätze über das dramatische Schaffen Siegfried Wagners. Mit Buchschmuck und Federzeichnungen von Franz Stassen. Neue Folge II: Sonnenflammen. 4°. VIII, 130 Seiten. *Leipzig, Breitkopf & Härtel*, 1919.

Nach dem Erstlingswerk, dem „Bärenhäuter", hat keines der elf Musikdramen Siegfried Wagners auf der Bühne einen weitreichenden Erfolg errungen. Sicher stand dem jungen Meister die Riesengestalt des Vaters vor der Sonne, und unmöglich läßt sich entscheiden, welches Schicksal dem Schaffen des Sohnes erblüht wäre ohne solche Ungunst der Konstellation, die es mit sich bringt, daß auf die am leichtesten überzeugende Weise der Beweis für Wert und Wirkung seiner Werke nicht geführt werden kann. Einen Ersatz sucht Pretzsch in seinem umfangreichen, aus liebevoller Versenkung und ehrlicher Begeisterung gezeugten Buche zu bieten. Nach einer das Werden und die Art Siegfried Wagners schildernden Einleitung ziehen nicht-dramatische Arbeiten und die elf bisher vorhandenen Musikdramen in sorgsamer Analyse der Dichtung und der Komposition an uns vorüber, erläutert durch zahlreiche Notenbeispiele und geschmückt mit den gut gemeinten Zeichnungen Franz Stassens. Gleicher Schmuck ist auch der schön ausgestatteten Schriftenreihe zuteil geworden, die der 1915 verstorbene Wagnerbiograph Glasenapp Siegfried Wagner und seiner Kunst widmete. Der letzte, von Pretzsch aus dem Nachlaß herausgegebene Band behandelt einleitend die Ent-

Digitized by Google

wicklung des Künstlers, dann das Thema „Mythus und Geschichte als Gegenstand für das Schaffen des dramatischen Dichters", und endlich die achte der Bühnendichtungen, „Sonnenflammen". A—s.

W. Preyer, Zur Psychologie des Schreibens. Zweite Auflage. Mit einer Ergänzung von Dr. Th. Preyer. Mit mehr als 200 Schriftproben im Text nebst 14 Diagrammen, 10 Tafeln und einem in der Durchsicht verwendbaren Schriftkompaß. *Leipzig, Leopold Voß*, 1919. VI, 256 Seiten. Geh. 15,50 Mark, geb. 18,50 Mark.

Lavater ist im dritten Bande seiner „Physiognomischen Fragmente" auch auf den Ausdruckswert der Handschrift eingegangen, vielleicht angeregt von Goethe, dem eifrigen Autographensammler, der in seinem Briefe an C. B. Preusker vom 3. April 1820 sagt: „Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe und daß man daran wenigstens eine Ahndung von seiner Art zu seyn und zu handlen empfinden könne, ist wohl kein Zweifel." In dem seit diesen Worten verflossenen Jahrhundert sind Anfänge einer Wissenschaft der Graphologie entstanden, hauptsächlich in Frankreich. Über sie schritt das Werk Preyers hinaus, das mit einer vertieften psychologischen Methode die Aufgabe der Handschriftdeutung zunächst durch die schärfere Bestimmung der Unterschiede fundiert und dann die individuellen Merkmale der Schrift zu deuten sucht. In der zweiten Auflage fügte der Sohn des Verfassers eine nützliche Anleitung zur Schriftenuntersuchung und -beurteilung bei. Als weitere Zugabe der gründlichen und anregenden Arbeit wäre ein Register der erwähnten Personen, vielleicht auch eine Anzahl von Beispielen der Gesamtdeutung aus der Handschrift erwünscht, schon um dem graphologischen Dilettantismus Gegenbilder wissenschaftlicher Art vor Augen zu stellen. P—e.

Max Pulver, Zwischenspiele. Polyphem — Narzissos. *Rascher & Co., Zürich* 1919. 69 Seiten. 2 Fr., geb. 3,50 Fr.

„Der bekehrte Polyphem" ist eine kleine Oper, der man baldige Auferstehung im Reiche der Töne wünschen darf. „Narzissos und die Amazone", von Zeiß bereits in Frankfurt aufgeführt, ist die Tragikomödie dessen, der an der Liebe zum eigenen Spiegelbild stirbt. Beide Werke tragen ein gefällig sich anschmiegendes Versgewand und flimmernden Reimschmuck. Aber in Erinnerung an frühere Werke, besonders an seine tiefen Gedichte „Selbstbegegnung" muß man den Dichter doch warnen, sein großes formales Können allzu lange an solche Kleinigkeiten zu verschwenden. Er hat Erwartungen geweckt, er gebe bald Erfüllung! F. M.

Hans J. Rehfisch, Heimkehr. Schauspiel in fünf Akten. *Berlin, Oesterheld & Co.*, 1919. 120 S.

Zwei Probleme will das Schauspiel Rehfischs lösen, aber an beiden redet der junge Autor vorbei. Die Heimkehr des Mannes aus dem Felde zu einer ihm fremd gewordenen Frau wird mit dem Kampf eines in kapitalistischen Kreisen beheimateten Schwächlings verquickt, der vom Weg zum Sozialismus in den Tod flieht. Die Menschen des Schauspiels bleiben Figuren, bestenfalls Typen mit konventionellen Phrasen als Bekenntnissen. Man kann im Interesse unseres Theaters und der zu neuer Kunst vorstoßenden jungen Dramatiker gar nicht scharf genug ein Schauspiel ablehnen, das ohne eigenen Stil zwischen Ibsenscher Problematik und gröbster Theatermache schwankt und dank seiner unanzweifelbaren Aktualität Erfolg bei denen finden muß, die aus den harten Tatsachen des Lebens gern in die Scheinwelt flüchten, die Kapitalismus und Kommunismus als gefällige Puppen tanzen läßt. Das moderne Drama, das Rehfisch in ehrlichem, aber vergeblichem Ringen schaffen wollte, entsteht nicht, indem man Probleme der Gegenwart mit den Mitteln des alten Thesenstückes auf die Bühne zerrt, auch wenn man diese Mittel so gut beherrscht wie Rehfisch, der vielleicht ein geschickter Theatraliker, kaum ein dramatischer Dichter sein wird. F. M.

Hermann Rollett, Republikanisches Liederbuch. Neuausgabe und Nachwort von Paul Tausig. *Wien* und *Leipzig, Ed. Strache*, 1919. 800 numerierte Exemplare.

In sehr gefälliger Erneuerung liegt der Almanach aus dem Jahre 1848 vor uns, der das Beste aus der politischen Lyrik des Vormärz vereinigen wollte. Hermann Rollett, der Wiener Dichter, hat diese Absicht mit Kenntnis und Geschmack verwirklicht. Sein Büchlein kann jetzt noch als zuverlässiger Führer durch das Bereich der Auflehnungspoesie bis 1848 dienen. Es ist durch die Konfiskationen fast unauffindbar geworden und schon deshalb verdient der sorgsame Druck Anerkennung, noch mehr wegen der vom Herausgeber hinzugefügten, mit einem hübschen Bildnis geschmückten Biographie Rolletts. — Was ist mit der Enthüllung des Hermann-Denkmals (S. 170) gemeint? G. W.

Dr. Chr. Ruepprecht, Allgemeine, systematische Organisation von Volksbibliotheken (Stadt-, Gemeinde-, Kreisbibliotheken.) (Kultur und Fortschritt, Nr. 520.) *Gautzsch b. Leipzig, Fel. Dietrich*, 1914. Mit mehrfachen Ergänzungen u. Änderungen aus der „Bayer. Staatszeitung" 1913 abgedruckt.

Die nach Kriegsbeginn gedruckte Schrift kann, wenn überhaupt, wohl jetzt nach dem sogenannten

Digitized by Google

Friedensschluß zur Geltung kommen. Der Verfasser, jetzt Oberbibliothekar an der Münchener Universitätsbibliothek schlägt vor, daß zu den allgemeinen wissenschaftlichen Landes- und Universitäts- und den besonderen Spezial- oder Fach-Bibliotheken, welche im allgemeinen nicht gut zugleich für Volksbildungszwecke verwendet werden können, für diese Zwecke über das ganze Land hin Stadt-, Gemeinde- und Kreis- (oder Provinzial-) Bibliotheken angelegt, Stadt- und Provinzialbibliotheken, welche bisher mehr gelehrten Interessen gedient, in diesem Sinne umgewandelt werden. Die Hauptsache hätte dabei jede Gemeinde für sich zu leisten; die Provinzialbibliothek müßte zunächst für die Gemeinden sorgen, welche keine oder keine genügende, auch keine für mehrere Gemeinden gemeinsame Distrikts-Bibliothek besäßen, der Staat aber das Ganze überwachen, damit überall wenigstens etwas geschieht, bei Bedarf mit Geldmitteln oder fachkundigem Rat und Anordnung nachhelfen. Auf daß etwas Richtiges zustande komme, — nicht bloß Dürftiges, was unter keinen Umständen all die segensreichen Folgen, auch im Kampfe gegen die Schundliteratur, zeitigen kann, — wäre die ganze Einrichtung samt den notwendigen Mitteln von den Gemeinde- und Landesvertretungen gesetzmäßig zu regeln. Gebühren wären in diesem Falle möglichst zu vermeiden, die Kosten vielmehr auf die gesamte Bevölkerung nach ihrer Zahlungsfähigkeit steuermäßig zu verteilen. Überall müßte es so durch freundliche Lesezimmer und sonstige entgegenkommende Benutzungsbedingungen gelingen, alle Lese- und Wissensdurstigen anzuziehen und dauernd festzuhalten — zum allgemeinen Besten. Für die Jugend aber wird am praktischsten in eigenen Abteilungen gesorgt.

Albrecht Schaeffer, Elli oder Sieben Treppen. Beschreibung eines weiblichen Lebens. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1919. Geh. 4,50 M., in Pappband 7,50 Mark.

Schaeffer hat durch seine beiden ersten Prosabücher ähnliches Ansehen als Erzähler gewonnen wie früher als Lyriker. Leicht fließende Erfindung, streng objektive Haltung, die den Blickpunkt unabänderlich außerhalb der geschilderten Vorgänge festhielt, eigenartige und neue Stoffe zeichnen den „Josef Montfort" und die „Gudula" aus. Dem neuen Buche „Elli" kommt Neuheit des Stoffes nicht zugute. Wie eine leicht Verführbare „von Stufe zu Stufe" sinkt, welches Thema wäre moralisch, unmoralisch und amoralisch häufiger variiert worden? Aber die Frauen, denen das weiche Herz zum bitteren Schicksal wird, werden immer wieder den Dichter locken, jeder wird sie auf seine Art schildern, beklagen, verherrlichen, jeder sie auf einer anderen der vielen Stufen vom Engel zur Dirne beginnen und enden lassen. Ellis Abstieg beginnt, als sie, die Tochter fromm-katholischer Münchner, nach Berlin kommt, um dort zu studieren. Ihre Seele und ihr Leib geben sich einem hochgearteten Manne, dann in Paris einem leidenschaftlichen jungen Künstler, in Tübingen einem ehrlichen adligen Liebhaber, den sie um seiner Familie willen verläßt, wieder in Berlin einem wackern Schriftsteller, den sie heiratet. Nach dessen frühem Tode wird sie von Klippe zu Klippe geworfen, bis sie in dem schwarzen Wasser der Spree ihrem elenden Dasein ein Ende setzt. Der wachsende Jammer der letzten drei „Treppen" fügt sich nur schwer dem Kunstgesetz rein chronistischer Darstellung. Ehe Schaeffer die sechste betritt, fühlt er die Nötigung, sein Verfahren zu rechtfertigen und setzt dem Leser auseinander, daß seine „Beschreibung" nicht der Wirklichkeit gilt, nur ihr mit anderen Maßstäben aufgenommenes Bild ist, das Zeit- und Größenverhältnisse des Geschehens durch die künstlerische Form verändert. Solche Betrachtungen stellten die Romantiker gern in ihren Büchern an. Die vom Erzählten auf den Erzähler abgelenkte Teilnahme ist in ihrer Wirkung auf den Leser dem plötzlichen Übergang aus dem Traumerleben ins Wachsein vergleichbar, oder auch jener eigenartigen Stimmung, die der Schauspieler erregt, wenn er mitten im Spiel direkte Rede zu den Zuschauern richtet. Das Bedürfnis erläuternder, die richtige Auffassung des Werkes sichernder Zusätze hatte sich im „Josef Montfort" geschickt hinter die Gestalt des kleinen Chinesen geflüchtet, in „Gudula" war es kaum zutage getreten, nun wird es gebieterisch und bezeugt eine Schwäche in Schaeffers Stil, die auch ohne dies dem Leser bewußt wird. Der „Chronist" kann seine eigenen Forderungen an strenge Sachlichkeit dort nicht erfüllen, wo eine solche Haltung unmöglich wird, oder mindestens gewaltsam erzwungen scheint. So geht es mit den letzten Absätzen dieser ständig sinkenden Existenz. Das Verhältnis Ellis zu dem schwindelhaften Regisseur forderte zu stark die ironische Tonart, der äußerste Punkt ihres Leidens ließ sich nur mit einer Geste der Wehmut schildern, wenn das Kunstwerk nicht zum erstarrten Bericht werden sollte. Aber vorher gibt Schaeffer hier wieder so viele schöne, liebenswerte, meisterlich gemalte Bilder, daß man auch von diesem Buche mit reichem Gewinn und mit hoher Achtung für den Künstler scheidet.

G. W.

Schillers Werke. Im Verein mit Robert Petsch, Albert Leitzmann und Wolfgang Stammler herausgegeben von Ludwig Bellermann. Zweite, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 9 Bände, *Leipzig* und *Wien, Bibliographisches Institut.*

Bellermanns Schiller-Ausgabe erfreut sich seit ihrem ersten Erscheinen vor fast einem Vierteljahrhundert allgemeiner Beliebtheit. Das hat die Re-

Digitized by Google

daktion von Meyers Klassikern und die Herausgeber nicht dazu veranlaßt, auf ihren Lorbeern zu ruhen. In neuem Gewande, neuer Anordnung, unterstützt durch drei neu gewonnene Mitarbeiter tritt dieser Schiller nun zum zweiten Male ans Licht und darf ebenso freudiger Aufnahme wie früher gewiß sein. Abgesehen von dem äußeren Vorzug einer schöneren und weit leichter lesbaren Schrift, bezeugt der Vergleich auch überall gewissenhafte Nacharbeit. In den Einleitungen und Anmerkungen ist die Literatur bis 1918 benutzt, so wird zum „Don Carlos" schon die gute Schrift vom Bibl angeführt. Was die jetzt neu Hinzugetretenen bieten, entspricht den Erwartungen, die ihre wissenschaftlichen Verdienste bei jedem kundigen Leser erwecken. Petsch gibt den philosophischen Schriften (die früher in der ersten Abteilung ganz fehlten) und Leitzmann den historischen alles bei, was der Leser ohne Fachbildung zum Verständnis braucht, während Stammler erst später die Bühne betreten wird, wenn die weniger goldhaltigen Geistesschätze Schillers in einer zweiten Reihe dargeboten werden. Solche Teilung bleibt immer willkürlich, wie ja schon der Vergleich dieser Ausgabe mit der früheren zeigt. Sie reißt Zusammengehöriges auseinander, greift dem Urteil des Lesers vor, veranlaßt den Käufer geradezu, sich mit einen Teile zu begnügen, wo unbedingt das Ganze erstrebenswert ist. Ich kenne die merkantilen Gründe des Verfahrens; aber ich mißbillige sie, und bedaure, daß diesem schönen Schiller, der allenthalben von hoher Sorgfalt zeugt, um solcher Erwägungen willen der letzte Stempel einer vollkommenen Klassiker-Ausgabe fehlen muß. G. W.

D. Carl Schmitt-Dorotic, Politische Romantik. *München* und *Leipzig, Duncker & Humblot*, 1919. VI u. 162 S. Geh. 5 M.

Eine streng wissenschaftliche Arbeit und doch zugleich ein leidenschaftliches Pamphlet, sucht diese Schrift die politischen Romantiker jedes Schmucks und Schimmers zu entkleiden, und sie recht eigentlich auf ein klägliches Nichts mit fürstlichen Prätensionen zu reduzieren. Dazu dient es, daß die politische Romantik in einem einzigen Vertreter verkörpert gilt, in Adam Müller, neben dem Friedrich Schlegel nur aushilfsweise herangezogen wird. Der etwas unsichere Titel der Schrift erlaubt diese Beschränkung; er verspricht ja weder eine Kennzeichnung der romantischen Politik noch eine Würdigung dessen, was die Romantiker zur Politik ihrer Zeit beigetragen haben. Wir dürften sonst erwarten, vor allem von Jean Paul zu hören, dessen Auferstehung sich anzukündigen scheint und der gewiß keinen unbeträchtlichen Anteil an der Staatsauffassung der Deutschen gehabt hat (man denke zum Beispiel an die Vorliebe für das vornehme England, die Schmitt-Dorotic S. 29 an Adam Müller bemerkt.) Er ist kaum erwähnt. In Adam Müller aber erscheint der politische Romantiker als der im schlechtesten Sinn eitle Mensch, unfähig zu einer gesunden Tat, ja fast zu einem wahren Gedanken, gesellschaftlich ein haltloser Snob, literarisch ein Plagiator, und nur in einem leistungsfähig: in der Schönrederei, die jeden Gedanken und jede Überzeugung an den Ausdruck zu verraten bereit ist („ein lyrisch-räsonierendes Tremolieren von Gedanken, die dem Entschluß und der Verantwortung anderer entsprangen"). Die Darstellung einer Geistesrichtung durch solche athletische Arbeit an einem Prügeljungen ist nicht unbedenklich. Der politische Klassizismus oder das politische Jungdeutschland haben ebenfalls Vertreter aufzuweisen, an denen menschlich wenig Erfreuliches ist und die sich ihre Gedanken von anderen ausborgen mußten. Der Argumentation, die sagt: Adam Müller war ein unwahrhaftiger Schönredner, Adam Müller war ein politischer Romantiker, also ist das unwahre Schönreden romantisch! könnte man schwerlich beipflichten. M. B.

Wilhelm von Scholz, Die Beichte. Erzählungen. *München, Georg Müller*, 1919. 316 Seiten. 6 Mk., geb. 8 Mk.

Wilhelm von Scholz ist vornehmlich durch Gedichte und Dramen bekannt geworden. Die jetzt unter dem Titel „Die Beichte" gesammelten Erzählungen zeigen ihn auch als Meister der Prosa, wie früher schon in seinen wichtigen theoretischen Schriften und den feinen Wanderbüchern „Reise und Einkehr", „Städte und Schlösser". Gleich Paul Ernst liebt und pflegt er die Novelle nach italienischem Vorbild, die eine unerhörte Begebenheit darstellen will. Doch ist er in der Gestaltung weniger streng als Ernst, und neben Novellen in jenem engeren Sinn, unter denen „Die Beichte" die eindruckvollste ist, stehen auch einige Stücke, die sich als Plauderei, Erinnerungsblätter oder kleine lyrische Stimmungsbilder geben. Die Erzählungen sind durchweg in klarer, schöner Sprache vorgetragen, man wird aufs beste unterhalten und freut sich, neben den jungen Ekstatikern auch Dichter zu wissen, die das Erbe alter Novellenkunst so würdig verwalten. F. M.

Schröders Zeichnungen zu Zachariäs Renommisten. Ein Ineditum der Düsseldorfer Buchillustration, herausgegeben von Karl Koetschau. *Düsseldorf, A. Bagel*, 1919. Klein-4°. IV, 18 Seiten, mit 11 Autotypien und 17 Lichtdrucken. In Pappband mit Pergamentrücken. Einmalige Auflage von 100 Exemplaren. Subskriptionspreis 80 M.

Vor Jahren ist uns eine Geschichte der Düsseldorfer Buchillustration durch Dr. Walther Cohen in Aussicht gestellt worden. Nun empfangen wir als Abschlagszahlung dieses kleine Prachtwerk, das uns von einem unbekannten Illustrator berichtet und sein Hauptwerk zum ersten Male

Digitized by Google

zugänglich macht. Ferdinand Schröder, angeblich Dr., hat zu den Düsseldorfer Monatsheften und dem Humoristischen Musik- und Theaterkalender Theodor Drobischs lustige Bilder beigesteuert, die von den groben Holzschneidern arg mißhandelt worden sind und deshalb kaum einen Begriff seines Könnens geben können. Eher vermögen das die Lithographien, die mit den zeitgenössischen Franzosen manches gemein haben, ohne an die größten unter ihnen heranzureichen. Doch am deutlichsten leuchtet sein Talent aus den Bildern zum „Renommisten", entstanden 1840, im gleichen Jahre wie Hosemanns reizvolle Beigaben zu unserem besten komischen Epos. Förster kann damit nicht Schritt halten, was Eleganz der Komposition, Sicherheit der Zeichnung betrifft. Aber seine Bilder sind der schönen Wiedergabe und der sorgsamen Erläuterung Koetschaus nicht unwert und können als würdiges Geschenk zur Hundertjahrfeier der Düsseldorfer Kunstakademie gelten, zumal in der vortrefflichen Ausstattung mit dem von Richard Schwarzkopff gezeichneten Titel- und Widmungsblatt, dem schönen Druck und dem soliden Einband, die den hundert Besitzern das Buch, auch abgesehen vom Inhalt, erfreulich machen werden. G. W.

Charles Sealsfield, Österreich, wie es ist oder Skizzen von Fürstenhöfen des Kontinents. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Victor Klarwill. *Wien, Anton Schroll & Co.* 1919. 244 Seiten. Geb. 8 M.

Carl Postl-Sealsfield entfloh dem katholischen Ordenszwang und dem Druck des Metternichschen Österreichs und wurde zu dem mit Recht gefeierten Dichter beider Hemisphären. Ehe er durch seine Romane den Namen Charles Sealsfield verklärte, ließ er anonym 1828 in London dasjenige Buch erscheinen, das schärfer als irgend ein anderes die Zustände seiner Heimat beleuchtete und deshalb ingrimmiger als irgend ein anderes von der österreichischen Regierung unterdrückt wurde: „Austria as it is or Sketches of Continental Courts by an Eye Witness". Nur drei Exemplare sind bekannt, und ebenso zählen die im gleichen Jahre und 1830 gedruckten französischen Ausgaben und die schlechte deutsche Bearbeitung von 1834 zu den größten Seltenheiten. Hier ist also schon der erste Anlaß eines Neudrucks besonders stark wirksam, noch mehr aber der wesentlichere, daß nämlich die Schrift noch heute — und gerade heute von neuem — gelesen zu werden verdient. Was Postl-Sealsfield über den alten Kaiserstaat sagt, das klingt an vielen Stellen wie wahrgewordenes Prophetenwort, und die Art, wie er Zustände und Menschen schildert, erweist den geborenen Beobachter, den höchst gewandten Schriftsteller. Man muß Klarwill für den Gedanken dieser Ausgabe dankbar sein, noch mehr für die sorgsame Verwirklichung. Er erläutert alle irgendwie dunkeln Anspielungen (war für „das Giuco in Paris", S. 36, keine Erklärung zu finden?) und gibt gewissenhaft über jeden Namen Auskunft, fügt ein gut unterrichtendes Nachwort an und erhöht die Anschaulichkeit durch 31 Nachbildungen zeitgenössischer Bilder. Nur das berechtigte Verlangen nach einem Personenregister bleibt unbefriedigt. Der Verlag hat den gefälligen Band aufs reizvollste ausgestattet. Papier, Druck, Einband erfreuen das Auge, zumal in jetziger Zeit. G. W.

Emanuel v. Seidl (†), Mein Stadt- und Landhaus. *Darmstadt, Verlagsanstalt Alexander Koch.* In imitiert Japan 32 M., in echt Japan 40 M.

Der große Münchener Baukünstler gibt in den zahlreichen, meisterhaften Bildern seiner beiden Heimstätten ein Selbstbildnis ganz besonderer Art. Wer ihn in seinen monumentalen Schöpfungen und den zahlreichen behaglich-vornehmen Wohnräumen, die er anderen Glücklichen geschaffen hat, kennen gelernt hat, wird doch erst hier die ganze Wärme und Tiefe dieser Künstlerseele erfühlen. Die prächtige Ausstattung trägt dazu bei, den stattlichen Band zu einer besonders erfreulichen Gabe für jeden feinfühlenden Menschen zu gestalten.

Sende-Schreiben / in welchem erwiesen und dargethan / daß die offentlichen Bücher-Auctiones denen Gelahrten nicht allein schimpfflich / sondern auch höchst schädlich und nachtheilig sind; Worinnen zugleich die List und der Betrug so dabey vorgehet, offenbahret und an Tag geleget wird. Mit einem Nachwort von Fedor von Zobeltitz. Dem „Berliner Bibliophilen-Abend" gewidmet von Oskar Rauthe, Verlagsbuchhändler und Antiquar. *Berlin-Friedenau* 1919. 24 S. Geh. 5 M.

Die nur in kleiner Auflage als Privatdruck hergestellte Gabe Oskar Rauthes ist ein Kuriosum, das jeder Bücherfreund mit Vergnügen lesen wird. Der Autor geißelt die Unsitten im Buchhandel, die Preistreibereien bei Auktionen, den Verkauf von Büchern, die noch im Handel billig zu haben sind, zu hohen Preisen, und alle die Untugenden, von denen wir heute, wie Fedor von Zobeltitz in seinem hübschen ironischen Schlußwort bemerkt, befreit sind! Das Auktionskapitel stammt aus „Dem Gott und Menschen wohlgefälligen Christlichen Kauffmann", einem anonymen Werk aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, über das der Leser dieses Heftes in dem Aufsatz von Fritz Behrend (Hauptblatt, S. 242 ff.) eingehend unterrichtet wird. Zobeltitz gibt in seinem Nachwort über das in Rauthes Besitz befindliche Buch Auskunft und fügt auch einige Bemerkungen über das Auktionswesen in älterer Zeit bei. F. M.

Digitized by Google

Herbert Silberer, Der Traum. Einführung in die Traumpsychologie. *Stuttgart, Ferdinand Enke*, 1919. Geh. 4 Mark, geb. 6 Mark.

Der Laie, dem das schwierige Gebiet der Traumpsychologie so viele Rätsel aufgibt, wird hier von der Hand eines kundigen Forschers aufs geschickteste in das Bereich dieser Phänomene hineingeleitet. Der Verfasser ist ein gemäßigter, seine geistige Freiheit wahrender Anhänger Freuds. So hat er die Errungenschaften der Wiener Psychoanalyse verwertet, ohne doch ihren Übertreibungen und Fehlschlüssen zum Opfer zu fallen. Die Darstellung ist klar, gut aufgebaut und wird durch zahlreiche Beispiele besonders gut verdeutlicht. Man kann das Buch allen, die sich mit dem heutigen Stande der Traumpsychologie vertraut machen wollen, warm empfehlen. P—e.

Richard Skowronnek, Der weiße Adler. Roman. *Berlin* und *Wien, Ullstein & Co.*, 1919. 435 Seiten. 6 Mark, 8,50 Mark.

Skowronnek hat uns schon manchen packenden Roman aus seiner ostpreußischen Heimat erzählt. In seinem neuen, umfangreichen Werk schildert er den harten Kampf zwischen dem deutschen Grundbesitzer und polnischen Aufkäufern und Agenten, die, unterstützt besonders vom polnischen Klerus, das Land an sich zu reißen suchen. Vor dem politischen Hintergrund, der schwankenden Ostmarkenpolitik der preußischen Regierung und der fanatischen Eroberungssucht der Polen, spielt sich das Schicksal des jungen preußischen Landrats Viktor von Dolinga ab. In lebhaftem Tempo, oft mit dramatischer Steigerung, in klarer, kraftvoller Sprache ist die Geschichte vorgetragen, und wenn auch bisweilen die Wahrscheinlichkeit herkömmlicher Romantechnik geopfert ist, darf man doch das durch seinen aktuellen Inhalt fesselnde Werk auch wegen seiner künstlerischen Qualitäten empfehlen. F. M.

Hans Steiger, Der fröhliche Tote. Novellen und Skizzen. *Innsbruck — Wien — München, Verlagsanstalt „Tyrolia"*, 1919. 220 S. 4,50 M., geb. 6,30 M.

Als Arbeit weniger Mußestunden im Krieg bezeichnet Hans Steiger im Nachwort seine Novellen und Skizzen. Es sind gefällige Geschichten, zum Teil Kriegserlebnisse, flott erzählt, angenehme Unterhaltung, aber auch nicht mehr. Stilistisch lassen sie alle Sorgfalt vermissen, und besonders in den „Heiligenlegenden" hätte ein Dichter, dessen Lyrik so vielfache Anerkennung gefunden hat, den Feuilletonstil meiden sollen. F. M.

Alexander Freiherr von Sternberg, Braune Märchen. Erneuert von Hieronymus von Münchhausen. *Berlin, R. Bredow*, 1919. 234 Seiten. Geb. 25 M.

Als an dieser Stelle die von Joachim Kühn neu herausgegebenen „Erinnerungsblätter" Sternbergs angezeigt wurden, geschah auch der „Braunen Märchen" als seines einzigen noch fortlebenden Werkes Erwähnung. Nun erscheint auch dieses in einem Neudruck, durch Arthur Schurig mit einer kurzen Biographie des Verfassers und einem Verzeichnis seiner Schriften gemehrt. Die gewandt erfundenen, zum Teil etwas freien Märchen erheitern auch in der hier wiedergegebenen Bearbeitung den Leser, zumal das Prachtstück, die „Abenteuer des Pagen Bip", dieses lustige Gegenstück zu Gullivers Reisen in die Länder der Zwerge und Riesen. Nach den schlechten Drucken, in denen man die anmutvollen Geschichtchen früher lesen mußte, bereitet ihre neue, in jeder Hinsicht schöne Ausgabe ein doppeltes Vergnügen. G. W.

Carl Sternheim, Chronik von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn. 2 Bände. *Kurt Wolff Verlag, Leipzig*. 252 u. 258 Seiten. 10 M., geb. 15 M. — Vier Novellen. Neue Folge der Chronik vom Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit 12 Originallithographien von Michl Fingesten. *Verlag Heinrich Hochstim, Berlin* 1918. 126 Seiten.

Otto Flake hat einmal im Namen der jüngsten Dichtergeneration das Bekenntnis abgelegt: „So stark packt uns die Lust, neu zu schreiben, daß einige zunächst abstrus die Worte und Satzgebilde umstellen, um dem alten Rhythmus zu entgehen." Liest man danach den Satz: „Während sie heimlich Bilder der Macht baute, ihrer Nächte Kitzel menschliche Katastrophen blieben, die wie riesiges Aas der kapitale Geier sie in der Einbildung ausweidete, täuschte mit Aperçus aus künstlichen Revuen sie den Schein eines empfindsamen Herzens vor" — so ist man vielleicht versucht, ihn als ein Musterbeispiel solcher Revolte anzusehen. Aber Sternheim, der ihn schrieb, füllt Band um Band mit den gleichen „abstrusen" Rhythmen, und das Kopfstehen dieses Auch-Revolutionärs und Bürgerschrecks ist nicht die herausfordernde Geste der Jugend, sondern die ermüdende Manier eines Machers. „Kampf der Metapher!" ist sein Schlagwort, er haßt den „Vergleich, die Metapher, die immer Flucht aus der Wirklichkeit ist". Was aber schreibt er selbst denn, wenn nicht solchen unwirklichen Schwulst? Ihm beliebt es zu sagen: „Es zischte der Selbstsucht Gift von ihren Lippen" — „Während wie eine Spinne im Netz sie auf Anlaß lauert, sich zur Höhe ihres Gefühls von neuem aufzurichten" — „Sie schwatzte Blasen ins Blau und spürte gleichviel, wie Basalt fiel ihre Rede auf sein lauschendes Herz". Den abgegriffensten Worten glaubt er zu neuem Glanze zu verhelfen, wenn er

Digitized by Google

sie durch dreimalige Korrekturen auf den grammatisch unmöglichsten Platz verschoben hat. Er schreibt „Die Letztere" und „erstklassige Arie", ja bei ihm „tauchte in Verhandlungen der springende Punkt auf"! Wäre es ihm übrigens ernst mit der Gliederung seiner Sprache, so hätte er wohl verhindern können und müssen, daß der verdrehte Titel seiner gesammelten Erzählungen in dem späteren Werke „normale" Form annahm. Der Inhalt der zwei Bände ist bekannt, es sind die immer wieder in anderem Gewand ausgegebenen „Erzählungen" und „Mädchen", und auch die neuen Novellen verändern das Bild Sternheims nicht. F. M.

Theodor Storm, Drei Märchen. Mit 26 Federzeichnungen von Rolf von Hoerschelmann. *München, Musarion-Verlag*, 1919. 4°. In Pappband 8 Mark.

Storms liebenswürdig-schaurige Märchen „Die Regentrude", „Bulemanns Haus", „Der Spiegel des Cyprianus" sind eine erlesene Kost nicht nur für den Leser, auch für den Maler. Mit ihrem Reichtum an sicher gesehenen Bildern und Gestalten haben sie ihm vieles gegeben und seiner schaffenden Phantasie zugleich weiten Spielraum eröffnet. Hoerschelmanns früher schon an ähnlichen Aufgaben bewährte Erfindungsgabe, sein stark suggestiver, an Kubin gemahnender Strich, und die immer klare, auch im Phantastischen glaubhafte Darstellung gesellen sich zu den kleinen Meisterwerken Storms als ebenbürtiger Schmuck, und so entsteht ein musterhaftes, wahrhaft künstlerisches Buch, ebenso erfreulich für den Freund der Graphik, wie für den Bibliophilen im engeren Sinne. G. W.

Wolfram Suchier, Augustus Drachstedt, B.R.L., Achtmann zu St. Ulrich und Pfänner in Halle (1654—91), und seine Gedichte aus den Jugend- und den Altdorfer und Jenenser Studienjahren. Zweiter, bedeutend vermehrter Abdruck. *Halle a.S.*, Druck von *Gebauer-Schwetschke*, 1919. 60 Seiten. 8°.

Nach dem Werkchen über den lateinisch dichtenden Marburger Hofgerichtsrat J. D. Reyser (1915) und nach dem Büchlein über die deutschen Verse des zu Kassel geborenen Marburger Akademikers Chr. Phil. Hoester (1918) bietet uns Wolfram Suchier mit seinem Augustus Drachstedt aus Halle wiederum einen deutschen Dichter. Gewiß keinen von den großen, aber immerhin doch einen Poeten.

Wessen Suchier sich annimmt, der hat damit einen Patron gefunden, von dem er mit aller Liebe bedacht wird. Drachstedts Gedichte hatte Erdmann Neumeister in seinem Dichterkataloge vom Jahre 1695 mit äußerst lobenden Worten bedacht und zu gleicher Zeit seinem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß die Verse des damals bereits verstorbenen Dichters nicht gesammelt gedruckt seien. Jetzt ist nun diese Arbeit in etwa nachgeholt worden von Suchier, der das inzwischen gänzlich Verlorengegangene, soweit es überhaupt noch möglich war, mühsam wieder hervorgesucht hat. Fünfzehn Gedichte konnte er auf diese Weise zusammenbringen, die von ihm nach jeder Richtung hin erschöpfend analysiert und besprochen worden sind. Fast mehr noch als die Resultate über Leben und Wirken Drachstedts freut den Leser die von Suchier ausgesprochene Hoffnung, „übers Jahr ein Repertorium der akademischen Gratulationsdichtung in Druck geben zu können". Dieses Gebiet ist ebenso interessant, wie bisher unbekannt, und man kann Wolfram Suchier, dem besten Kenner der zur Frage stehenden Dinge, zu dessen Bearbeitung guten Erfolg wünschen. H.

Albert Talhoff, Nicht weiter, o Herr! Ein Schrei. *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. 78 Seiten. Geh. 3,50 Mark.

Töne des Grauens, der stummen Finsternis, der schleichenden Qual wachen wieder auf, wie sie einst in Maeterlincks „Intruse" und „Aveugles" hörbar wurden. Aber während sie dort müde Nerven aufwecken wollten, gellen sie hier aus tiefstem Fühlen grell empor, ringen sich aus der leidverschnürten Brust gewaltsam los und geben dem grenzenlosen Jammer unserer Zeit, den jene glücklicheren Zeiten nicht ahnten, Sprache. Ein Künder solches Wehs ist Talhoff und sein starkes Dichtertum formt es zu Bildern. Bäuerliche Menschen treten in die Sphäre einer ekstatischen Kunst, zwei Welten vereinen sich zu erschütterndem Einklang. Wer das vermocht hat, von dem ist Großes zu erhoffen. G. W.

Otto Freiherr von Taube, Russische Märchen. Mit sieben Steinzeichnungen von Charlotte Christine Engelhorn. *München, Georg Müller*, 1919. VIII und 115 Seiten.

Die Märchen sind richtige Kindermärchen, von Königskindern und Hexen, fleißigen Mädchen und Wundervögeln, klugen Tieren und dummen Gänsen, allerhand Zahlenmagie und viel lustiger Weisheit. „Die Königstochter trank und schüttete sich die Neige in den linken Ärmel; und vom Schwanenbraten schob sie Knöchelchen in den rechten. Als das die Frauen der älteren Brüder sahen, meinten sie, dahinter stecke etwas Besonderes, und taten desgleichen. Hernach, als die Königstochter mit dem Königssohn tanzen ging, schüttelte sie den linken Ärmel — es gab einen Teich — den rechten: gleich schwammen darauf Schwäne. Der König und die Gäste rissen vor Staunen den Mund auf. Nun gingen auch die zwei andern Schwieger-

Digitized by Google

töchter tanzen, schüttelten die linken Ärmel — und bespritzten die Gäste, — schüttelten die rechten, — da flog ein Knochen dem Könige grad ins Auge. Der König wurde böse und jagte sie mit Schimpf davon." Und doch war die jüngste nur eine Froschprinzessin und die älteren richtige kluge Menschentöchter!

Die Zeichnungen sind für die Erwachsenen. Die Manier der barocken Chinoiserien, wie sie Reinhardt für die Dekorationen der „Grünen Flöte" so geschickt verwenden ließ, ist hier mit den etwas schweren Mitteln der Steinzeichnung hübsch benützt. M. B.

Hans Arthur Thies, Die Gnadenwahl. Erzählung. *Leipzig, Kurt Wolff Verlag.* („Der jüngste Tag", Bd. 70.) 40 Seiten.

Die Erzählung des jungen Dichters gestaltet das ungewöhnliche Schicksal eines Propheten, der als Freiwilliger in den Krieg geht, und nach Fahnenflucht und schwerem inneren Kampf zu sich, zu Gott findet. Die Erzählung erhebt sich hoch über das Niveau der „Kriegsliteratur", wenn auch der Stil noch das Tasten eines Anfängers zeigt, der um keinen Preis alltäglich im Ausdruck sein will, daher bisweilen manieriert wird. Gequälte Sätze verwischen die klaren Linien der Entwicklung und nehmen dem Werk ein gut Teil der Wirkungsmöglichkeiten. Einzelne knappe packende Szenen aber zeigen Können, und das Werk als Ganzes dokumentiert ernsten Künstlerwillen, dem nur noch der Mut fehlt, unangefochtenes „Selbst" zu sein.

F. M.

Hans Thoma, Im Winter des Lebens. Aus acht Jahrzehnten gesammelte Erinnerungen. Mit zwölf Abbildungen. *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. 144 Seiten. 8 M., geb. 13 M.

Während sonst der Geburtstager sich beschenken lassen darf, bringt uns Altmeister Hans Thoma am 80. Geburtstag eine Gabe, die wir mit Ehrfurcht und Freude empfangen: die Geschichte seines Lebens. Man weiß längst, daß der Maler Thoma auch mit der Feder wohl umzugehen versteht, und wie frisch und anschaulich er erzählen kann, zeigt er besser noch als in früheren Büchern in diesem „Winter des Lebens". Gleich wenn er nach der Einleitung anhebt: „Bernau, wo ich am 2. Oktober 1839 zur Welt gekommen bin, ist um den Johannestag herum ein von Blumen- und Honigduft erfülltes hochgelegenes Wiesental, von braunen Forellenbächlein durchzogen . . . " — gleich sind wir da mitten in seiner schönen Waldheimat, die er uns so oft gemalt hat und durch die er nun vor uns das Wäldlerbüble springen läßt. In inniger Dankbarkeit gedenkt er der Eltern, besonders der fröhlichen Mutter, die sechzig Jahre lang sein Leben begleiten und ihn, auch als er schon einen weißen Bart trug, als ihren Buben behüten durfte. Auch eine Reihe näherer und fernerer Verwandten, die Einfluß auf ihn hatten, werden erwähnt, und ihre Bilder, von Thomas Hand gemalt, begleiten die Darstellung. Weniger als in dem früher erschienenen Erinnerungsbuch „Im Herbst des Lebens" ist hier in den folgenden Kapiteln von künstlerischen Fragen die Rede; wir erhalten vielmehr durch die schöne Verklärung der Alltagsfreuden und -leiden eine willkommene Ergänzung zu dem älteren Buch. Gleichwohl stellen sich natürlich auch hier zahlreiche allgemeinere Betrachtungen im Anschluß an die mannigfachen Kunst- und Reiseeindrücke ein. Er selber schreibt einmal: „Je näher ich in diesem Lebenslaufschreiben der Jetztzeit komme, desto mehr muß ich Betrachtungen allgemeiner Art anstellen. Dieselben gehören aber auch dazu, um mein Lebensbild zu vervollständigen." Wir sind ihm für die gütige Weisheit, die er überall zwischen die Lebensblätter einstreut, besonders dankbar. Sie machen das Buch so reich, wie nur irgend eine Lebensgeschichte sein kann. Und wenn wir von ihm scheiden, nachdem die wundervollen schlichten Verse von „Einsiedlers Nachtlied" verklungen sind, dürfen wir ihn versichern, daß den Wandel des einsamen Greises die Wünsche ehrfürchtig liebender Jugend begleiten. Sein Buch aber, das Eugen Diederichs in vortrefflicher Ausstattung uns gibt, verdient in jeder Bücherei einen Ehrenplatz. F. M.

Ludwig Thoma, Erinnerungen. *München, Albert Langen.*

1919, dieses Jahr des Unheils, schüttete mit allem andern Bösen auch eine Flut von Erinnerungsbüchern über uns aus, in denen die Hauptakteure der großen Tragödie des deutschen Volkes sich reinzuwaschen und die andern anzuschwärzen versuchten. Jedes dieser Bücher, mögen wir dem Verfasser Glauben schenken oder nicht, wühlt uns von neuem einen vergifteten Dolch ins Herz, raubt uns den Schlaf und läßt uns in ohnmächtigem Zorn wüten. Als gutes Beruhigungsmittel solcher nervenzerstörender Stimmungen seien die „Erinnerungen" Ludwig Thomas empfohlen. Sie erzählen in behaglichem Tone von einem glücklichen Bubendasein im Forsthaus der Vorderriß bei Partenkirchen und dann in Oberammergau, im Gymnasium, betreut von ein paar alten Originalen, später von dem Dasein als junger Jurist und Rechtsanwalt, als beginnender Schriftsteller und Stütze des „Simplizissimus", von Berlin und Italien, vor allem auch von einer langen Reihe wertvoller, eigenartiger Münchener Menschen. Der Literarhistoriker kommt weniger auf seine Rechnung. Bescheiden wird das Werden der eigenen Werke bis auf wenige kurze Hinweise verschwiegen, nur die Geschichte des „Simplizissimus" bis zu seiner, wie Thoma be-

Digitized by Google

hauptet, konsequenten Haltung während des Krieges wird eingehend dargelegt. Unnötig zu sagen, daß es dem Buche Thoma's nicht an gutem Humor, an erfreulicher Mannhaftigkeit mangelt und daß die leichtfließende Erzählung dem Leser ein paar sehr angenehme Stunden gewährt. G. W.

Ullstein-Bücher. 1,35-Mark-Bände: *Otto von Gottbergs* Roman „Die weiße Villa" ist eine Kriegs- und Spionagegeschichte, an deren Anfang die rätselhafte Ermordung eines Admiralstabsoffiziers steht und die geschickt die Spannung bis zum Schluß steigert. — *Anselma Heine* gestaltet in ihrem Roman „Mütter" das Schicksal der Mutter, die ihr Leben den Kindern opfert, das Schicksal aller Mütter: sie geben sich auf im Kinde, und die Kinder wissen nichts vom Opfer, bis sie selbst die Stunde erleben, in der ihnen die Kinder fremd entwachsen. — *Paul Oskar Höcker* ist aus Liller Kriegsabenteuern in das friedliche Vorkriegs-Deutschland zurückgekehrt und erzählt, sicher und ansprechend, wie wir das bei ihm gewohnt sind, in seinem Roman „Das glückliche Eiland" die Geschichte einer jungen Sängerin, die auf der kleinen Havelinsel das Glück findet, das sie dann doch ihrem Künstlerehrgeiz opfert.

4,50-Mark-Bände: *Paul Drachmann*, ein Sohn des großen Dänen Holger Drachmann, gibt in seinem Roman „Männer der Arbeit" ein Zukunftsbild: der Wirtschaftskrieg hat den Kampf der Waffen abgelöst, amerikanische Gesellschaften versuchen, Handel und Industrie der europäischen Völker niederzuzwingen. Gegen sie kämpft Ulf Martin, ein Jütländer, in dem Drachmann den Helden einer neuen Zeit sieht. Leider macht auch dieser so „modern" sich gebärdende Roman Konzessionen an das Publikum und erspart uns eine Liebesgeschichte nicht. Ein Roman der Arbeit aber verlangt einen anderen Stil, vielleicht jene nüchterne Sachlichkeit, in der Vershofen den „Fenriswolf" und andere „Wirtschaftsnovellen" schrieb. — *Georg Hirschfeld*, einst eine Hoffnung der literarischen Jugend, ist ganz zum Unterhaltungsschriftsteller geworden; er bevorzugt Geschichten mit kriminellem Einschlag, gab vor einigen Jahren im „Kreuz der Wahrheit" einen schwachen Schlüsselroman und bringt auch in seinem neuen Werk „Die Hände der Thea Sigrüner" rätselhafte Schicksale und Sensationen. Das Leben der schönen Thea Sigrüner, ihr Eheschicksal und ihr gewaltsamer Tod könnten gleichwohl unser Interesse finden, wenn die Charakteristik nicht so oberflächlich und Stil und Sprache so flüchtig wären. — Sensationellen Stoff, aber in künstlerischer Form hat *Otto Soyka* in zahlreichen Romanen gestaltet und sein neues Buch „Der entfesselte Mensch" hat wieder alle Vorzüge, aber auch die Mängel seiner Darstellungsart. Im Vordergrund steht wieder jener neue Menschentyp, den wir aus den „Söhnen der Macht" und „Herr im Spiel" kennen, ein Mensch, der den Kampf gegen die bestehende Gesellschaft mit den abenteuerlichsten Mitteln führt. Das Tempo der Ereignisse reißt auch über manche logische Lücke der Komposition hinweg. Vielleicht wäre die Wirkung eines solchen Buches noch stärker, wenn zu den kalten klaren Nervenmenschen nicht eine Fürstin aus der Welt des alten Romanes träte, deren Villa mit geheimen Kabinetten und einer peinlichen roten Beleuchtung an Filmbilder erinnert. Zu bewundern bleibt die Erfindungsgabe Soykas. Er weiß auch die bisweilen mangelnde Motivierung geschickt zu entschuldigen, indem er sich als den unbeteiligten Chronisten hinstellt. Allerdings ist von hier nur noch ein Schritt zum — Kinoszenarium! F. M.

Fritz von Unruh, Vor der Entscheidung. Privatdruck in 150 Exemplaren. *Berlin, Erich Reiß.* 300 Mark.

Nie zuvor ist mir Unruh so als Dichter in der eigentlichen Bedeutung des Wortes erschienen, wie in diesen Kriegsbildern. Scheinbar geben sie nur eine Reihe lyrisch gefärbter Ausschnitte des ungeheuren Erlebens; doch in Wahrheit wandeln sie die mit den Sinnen empfangenen Bilder und Töne in ein inneres Geschehen höherer Art, schaffen es zum ästhetischen Erlebnis um, getragen von Rhythmen und Reimen voll reiner Schönheit. Über das Furchtbare breitet sich ein Schleier, die pathologische Wirkung des allzu nahen, zerstörenden Ereignisses wird aufgehoben. So entsteht eine Kriegsdichtung, die schon die Verklärung späterer Zeiten empfinden läßt und deshalb in sie hinüberzuleben verdient. Dadurch erscheint auch die ungewöhnliche Würde der Ausstattung gerechtfertigt. Otto von Holten hat die Folioseiten in zwei Farben meisterhaft bedruckt (nur scheint mir die dünne Einfassungslinie unnötig und schwächlich) Papier und Einband sind von allerbester Art. Man freut sich, das würdige Werk, dem die törichte Zensur bisher nicht das Dasein gönnte, auf diese Weise geehrt zu sehen. G. W.

Wilhelm Vershofen, Tyll Eulenspiegel. Ein Spiel von Not und Torheit. (Der Nyland-Werke Bd. 5.) *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. 81 S. Geh. 3,50 M.

Umrahmt von einer etwas billigen Allegorie erscheint hier ein neues Eulenspiegel-Spiel. Der alte, ewig junge Verspotter der Menge tritt als moderner Politiker und Volksführer auf und zerscheitert. Der Humor der Überlegenheit, den der Name in Aussicht stellt, fehlt; auch sonst enttäuscht das Werk durch Trockenheit und Mangel an Gestaltungskraft. Die dramatische Form, noch

Digitized by Google

dazu mit der deutlich ausgesprochenen Absicht der Aufführung, kann nur bezeugen, daß Vershofen von den inneren Bedingungen eines Bühnenspiels nichts ahnt. G. W.

Paul Verlaine, Frauen. Deutsche Umdichtung des Buches „Femmes" von Curt Moreck. Privatdruck von 600 numerierten Exemplaren. *Hannover, Paul Steegemann*, 1919. 50 Seiten. Preis in Halbpergament 50 Mark.

Dies Büchlein erotischer Gedichte ist von dem alternden Verlaine geschrieben; es erschien auch in Frankreich nur in einem numerierten, heute von den Bücherfreunden begehrten Privatdruck. Ein erotisch verwildertes Buch, aber überglänzt von dem Künstlertum des lyrischen Genius; ein Dokument gepeitschter Menschlichkeit, die Verse eines leidenden Flagellanten, erfüllt von den animalischen Lauten entfesselter Sinnlichkeit. Curt Moreck hat die Gedichte ausgezeichnet übertragen, es ist etwas von dem vibrierenden Rhythmus Verlainescher Kunst in seinen Nachdichtungen. Er hat den 19 Stücken des Buches „Femmes" noch fünf aus der gleichen Sphäre hinzugefügt, die aus dem Manuskript übersetzt sind. Unter ihnen ist eins „Liebeskämpfe" das beste des ganzen Zyklus, von aufbäumendem Schwung und großem Umriß.

Das Buch ist auf deutschem Bütten gut gedruckt und geschmackvoll gebunden, — leider hat man die Ehmckesche Antiqua verwendet, die wohl für Akzidenzdruck, aber nicht für Buchdruck geeignet ist. *Hans Bethge.*

Verville, Der Weg zum Erfolge. Deutsch von Mario Spiro. *Berlin, Bruno Cassirer*, 1914. 498 S. Geb. 30 Mark.

Im Jahre 1610 erschien das „Moyen de parvenir" des François Béroalde de Verville, der vom Protestantismus zum katholischen Glauben übergetreten und 1593 zum Kanonikus bei der Kirche St. Gratian in Tours ernannt worden war, einer jener fröhlichen, allseitig gebildeten französischen Prälaten des 16. Jahrhunderts, als deren Vorbild der unsterbliche Pfarrer von Meudon in der Geschichte fortlebt. Gargantua und Pantagruel sind die Taufpaten des weit schwächeren Geisteskindes Béroaldes. Die Originalität der Form wird vergeblich angestrebt durch die Erfindung eines Symposions unzähliger Berühmtheiten aus Altertum, Mittelalter und Gegenwart, durch seltsame und meist sinnlose Überschriften. Schon der Haupttitel zeigt den unbegabten Nachahmer: „Le Moyen de parvenir. Oeuvre contenant la raison de tout ce qui a été, est, et sera. Avec demonstrations certaines et necessaires, selon la rencontre des effets de la vertu. Et adviendra que ceux qui auront nez à porter lunettes s'en serviront. Ainsi qu'il est écrit au dictionnaire à dormir en toutes langues, s. recensuit sapiens ab A ad Z. Nunc ipsa vocat res. Hac iter est Aeneid. IX, 320. Imprimé cette année". Auf S. 135f. (der Übersetzung) und am Schlusse wird der Versuch gemacht, über den „Weg zum Erfolge" zu sprechen; aber sonst hat der Inhalt keinen Bezug zu der Aufschrift. Es kommt nur zu einem Sammelsurium von Fazetien, durch die Gesprächform zu einer schier endlosen Reihe verknüpft. Die Priester bekommen, wie bei Rabelais, ihren besonderen Teil an dem Spott auf übermäßig taugliche oder übermäßig untaugliche Liebhaber. Betrogene Ehemänner, gute Mägdlein und Matronen, besonders aber die Verdauungsorgane mit allen ihren Funktionen bedeuten die Themata der unzähligen, mit wenig Witz und viel Behagen ineinander geschlungenen Variationen. Man kann heute noch Gottscheds Urteil (in dem deutschen Bayle I, 550) unterschreiben, „daß unsere Eulenspiegels und Klaus-Narren noch artige und höfliche Leute gegen diesen Schriftsteller zu nennen sind." Allerdings haben ja die Deutschen für die Sorte Spaß, die mit Recht „gauloiserie" genannt wird, kein Verständnis, für jene Freude am harmlos Schmutzigen, die den überkultivierten und doch so wenig der körperlichen Reinlichkeit bedürftigen Franzosen von jeher eigen war. So hat bei ihnen denn auch das „Moyen de parvenir" immer neue Drucke erlebt bis zu den sachlich kommentierten des Bibliophilen Jacob (Paul Lacroix) von 1841 und des Ch. Royer von 1896. Dem Eifer der deutschen Übersetzer entging das Buch bis jetzt, wohl hauptsächlich wegen der schwierigen, altertümelnden Sprache und der zahlreichen, kaum wiederzugebenden Wortspiele. Mario Spiro konnte diese Hindernisse zum großen Teil überwinden, auch sonst liest sich sein Text bis auf die im Original bereits unklaren Stellen gut. Für die Erläuterung hat er alles Nötige bei den früheren Kommentatoren gefunden und es mehrfach allzu wörtlich übernommen. Man sagt doch im Deutschen nicht „Minimen" sondern „Minoriten" und nicht „François de Paule" sondern „Franz von Assisi"; auch sonst sind die Namen mehrfach in den französischen Formen gegeben. Es fehlt an jeder Einführung, wie sie für Leser sehr erwünscht gewesen wäre, die ein solches Buch nicht französisch genießen können oder wollen. Druck, Papier und Einband sind von der bei Bruno Cassirer selbstverständlichen Trefflichkeit. G. W.

Friedrich Theodor Vischer, Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft. *Leipzig, Insel-Verlag.*

Aus dem deutschen Literaturelend der ersten beiden Jahrzehnte des neuen Kaiserreichs ragt als eine der wenigen noch heute lebensfähigen Erscheinungen Vischers „Auch Einer" hervor. Der barocke, mit Jean Paulscher Ornamentik gezierte

Digitized by Google

Rahmen, das in ihm gefaßte Bildnis des knorrigen, mit der Tücke des Objekts kämpfenden Eigenbrödlers und der Schatz großer, guter, seltsamer Gedanken und Gefühle geben dem Werke einen unverblichenen Glanz. Es hat ein Recht darauf, in die auserlesene Schar der Insel-Publikationen aufgenommen zu werden und wird dort, gleich so manchem Vorgänger, eine größere Freundesschar als bisher gewinnen, zumal da ein gefälligeres Gewand seine Anziehung bewähren muß. Franza Feilbogen, die an dieser Stelle für ihre treffliche Schrift über „Auch Einer" verdientes Lob erntete, hat ein gutes Nachwort beigesteuert, das den Zugang zu dem etwas schwer nahbaren Buche auch für den Unvorbereiteten erleichtert. G. W.

Friedrich Vogt und Max Koch, Geschichte der Deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Vierte, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Erster und zweiter Band. *Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut*, 1919. 44 M.

Ein bekanntes und anerkanntes Hauptwerk bedarf bei seinem erneuten Erscheinen keiner eingehenden Kennzeichnung und Wertbestimmung. Es versteht sich von selbst, daß die beiden Verfasser ihrem gemeinsamen Geisteskinde fortdauernd jene Sorgfalt zuwenden, die sich in sorgsamem Verwerten der Forschungsergebnisse kundgibt, daß sie auch die nützliche Bibliographie auf der Höhe der Zeit halten. Die Kriegsjahre haben zu einem noch stärkeren Hervorheben deutscher Gesinnung den Anlaß gegeben und zeigen ihren Einfluß in der etwas bescheideneren, aber immer noch stattlichen äußeren Erscheinung des schönen, so reich wie sorgsam geschmückten Werkes. Daß der zweite Band nun geteilt wurde, ist eine notwendige Folge der Stoffvermehrung, die das natürliche Wachstum unseres literarischen Besitzes mit sich bringt. Man darf gespannt sein, wie Koch sich im Schlußband mit den Neusten, die sich grenzenlos erdreusten, auseinandersetzen wird. G. W.

Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten. Skizzen von F. Boll, A. Curtius, A. Dopsch, E. Fraenkel usw. *Leipzig* und *Berlin, B. G. Teubner*, 1919. VIII, 308 Seiten.

Dr. A. Giesecke, einer der Inhaber des Teubnerschen Verlags, hat eine Anzahl hervorragender Gelehrter veranlaßt, Zeugnis abzulegen für die Stärke und die Unentbehrlichkeit antiken Einschlags im Gewebe der deutschen Kultur. Nicht durch begeisterte Deklamationen, sondern in ruhiger, die geschichtlichen Tatsachen aufreihender Darstellung schildern die dazu Berufenen, wie der Humanismus auf den beiden großen Übergangsstufen zum Mittelalter und zur Neuzeit Träger der entscheidenden Entwicklungen wurde, und wie er auf allen Gebieten das deutsche Sein mit Lebensblut tränkte. Unter diesen Aufsätzen sind nicht wenige, die durch Form und Inhalt sich den Meisterstücken geschichtlicher Prosa anreihen und dem schönen Buche den Charakter einer auserlesenen, für jeden Gebildeten höchst anziehenden Essaysammlung verleihen. G. W.

Oskar Walzel, Die deutsche Dichtung seit Goethes Tod. *Berlin, Askanischer Verlag*, 1919. XII, 348 Seiten. In Halbleinen 12 M., in Ganzleinen 15 M.

Walzel hat Anfang 1918 seine Ergänzung zu Scherers, mit Goethes Tod abschließender Literaturgeschichte dargeboten, auf engem Raume ein Bild der neueren und neuesten Stadien entwerfend, wie schwerlich eine andere Hand es heute zeichnen könnte. Ihm bedeutet die Literaturgeschichte nicht das bequeme Nachschlagebuch für Tatsachen, Daten und Urteile, sondern er stellt ein geschichtliches Werden im Wandel des Denkens und der anderen Schaffensbedingungen dar, gibt dem Persönlichen sein Recht innerhalb dieser allgemeinen Prozesse und läßt aus beiden das Bild des jeweiligen Zustandes erstehen. Der Anschluß an das Werk eines Vorgängers wirkte von innen und außen beengend, und so löste Walzel sein Geisteskind aus dieser Verstandesehe und gönnte ihm das freie Dasein des selbständigen Buches. Dabei ergab sich die Möglichkeit, an vielen Stellen wertvolle ergänzende Zusätze, formale Besserungen anzubringen, den Stoff schärfer zu teilen und bis in das Jahr 1918 hinein zu ergänzen. In dieser auch typographisch viel erfreulicheren neuen Form erscheint das Buch noch mehr als früher als die lesenswerteste Geschichte unserer jüngsten Dichtung. G. W.

Wilhelm Weigand, Die Löffelstelze. Roman. *Georg Müller, München* 1919. 475 Seiten.

Während ein junges Geschlecht seine Stärke darin sucht, ohne Tradition, ohne die Fesseln ererbten Wissens, nur eigenes Erlebnis in brausenden Rhythmen hinströmen zu lassen, und leider auch mancher „alte Herr" gewaltsame Sprünge wagt, um nur nicht hinter dieser Jugend zurückzubleiben, schreitet Wilhelm Weigand, ein Freund und Träger alter Kultur, ruhig und sicher in den Bahnen seiner Kunst. Sein neues großes erzählendes Werk knüpft inhaltlich Beziehungen zu Frankenthal, in dessen Mauern sein älterer Roman spielte: die Löffelstelze hatten ihren Sitz nahe der alten Reichsstadt, der sie einen wohlgenährten Esel stellen mußten, „wenn besondere Vergehen, wie eheliche Untreue, Schmähungen der Obrigkeit und ähnliche Missetaten eine öffentliche Ahndung

Digitized by Google

heischten", damit der Übeltäter dann „umgekehrt auf dem Grauohr sitzend und die Schwanzquaste wie eine Blume in der Hand haltend" durch die Stadt ritte. Aus diesem nicht eben begüterten fränkischen Geschlecht stammen mancherlei Sonderlinge, der Baron Karl Anshelm Dietrich von Löffelstelz etwa, ein Geistesverwandter Brillat Savarins, dessen Schrift „La fine Fleur de la Cuisine germanique" im Roman eine Rolle spielt, und vor allem der Freiherr Anshelm Clemens, der im Mittelpunkt des Buches steht. Denn wenn auch der eigentliche Roman das Schicksal des Freiherrn Hugo und seines Sohnes Anshelm erzählt, den wir vom Landgut zu Münchner Studienjahren und zur glücklichen Verlobung begleiten — unsere Hauptteilnahme gehört doch dem alten Sonderling in Nürnberg, dessen Charakterisierung dem Dichter auch weitaus am besten gelungen ist. Münchner Studenten- und Künstlerleben ist oft und besser dargestellt worden, Anshelm Clemens aber ist einzig. Er war Diplomat, ist Junggeselle, Feinschmecker, Sammler, und im Geheimen auch Schriftsteller; er schreibt zu seinem Vergnügen Romane, die nicht veröffentlicht werden dürfen, und seine Lebensgeschichte, aus der sein Großneffe den Skeptizismus des alten Herrn kennen lernen soll und deren Bruchstücke wir fast mit dem Bedauern lesen, daß der Dichter uns nicht nur diese Lebensgeschichte, aber vollständig, geschenkt hat. Er ist auch Bibliophile. „Du wirst" — sagt er zu Anshelm von den Büchern — „sie alle in einem hübschen, auf handgeschöpftem Lumpenpapier gedruckten Katalog verzeichnet finden, den ich eigens für mich und ein paar gute Freunde in der Drugulinschen Offizin in Leipzig herstellen ließ." Die Titel, die wir da erfahren, sind freilich nicht alle so belustigend, wie sie gemeint sein mögen. Denn wenn es da heißt: „Über den transzendentalen Unterschied zwischen Prälatenbäuchen und Bürgerbäuchen nebst einer ästhetisch-pantomimischen Anleitung zum Tanzen um die goldenen Kälber, mit drei schleierlosen Bauchtänzen von Richard Schmauß, Ehrendoktor sämtlicher Reklamehandelshochschulen beider Welten" oder: „Sammlung aller Stellen und Briefe, in denen die Weiber die Wahrheit über ihr eigenes Geschlecht gesagt haben. Eine äußerst seltene kleine Broschüre von nur 15½ Seiten in 12°, auf fleischfarbenes handgeschöpftes Büttenpapier gedruckt, mit einem unveröffentlichten Vorwort über die vierfache Wurzel aller Kopfschmucke von Arthur Schoppenhauer (mit zwei pp), weiland Ehrendoktor der Theologie ohne Gott und Welt in Frankfurt a. M., verlegt in München bei Hans von Steckerlfisch" — so sind das denn doch gar zu billige Scherze, die vor allem deshalb so stillos wirken, weil sie, rechnet man einmal dem Verfasser genau nach, etwa 1892 gemacht werden, wo man von Strauß und Zwiebelfisch wenig oder nichts wußte! Trotzdem wird man das Buch, das in der Komposition hinter den „Frankenthalern" zurücksteht, mit Genuß lesen, weil aus ihm ein Dichter spricht, der wie die von ihm verehrten französischen Meister Stendhal und Balzac eine Fülle von Lebenserfahrung, Wissen und Witz in feinster Form zu geben versteht, der zwar nicht atemraubende Spannung, wohl aber heiteres Behagen beim Leser weckt. Der Verlag hat das gut ausgestattete Buch mit Recht in die Reihe der „Romane der Völker" aufgenommen.

F. M.

Alexander von Weilen (†), Das Theater [Wiens] 1529—1740. Separatabdruck aus Band VI der „Geschichte der Stadt Wien", herausg. vom Altertumsvereine zu Wien. Mit 11 Textillustrationen und 4 Tafeln. *Wien, Verlag des Altertumsvereins.* 126 S. 4°.

Als A. v. Weilen nach O. Teubers plötzlichem Tode die von diesem für das Prachtwerk der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst": „Die Theater Wiens" begonnene Darstellung fortsetzen mußte, klagte er darüber, daß er die neuere Zeit zu übernehmen hatte, während ihm für die ältere lange gesammelte Materialien zur Verfügung standen. Er hat nun, nachdem er oft über jene älteren Epochen gearbeitet hatte, kurz vor seinem Tode noch einmal jenes von ihm immer wieder durchstreifte Gebiet betreten, und die Darstellung der Wiener Theateranfänge für eine umfangreiche lokale Geschichts-Veröffentlichung ist wohl die letzte Arbeit des Gelehrten überhaupt. Da es ihm darauf ankam, die Wurzeln aufzudecken, aus denen das Wiener Theater sich entwickelt hat, so behandelt er getrennt das Theater der (vornehmlich jesuitischen) Schule, die Bühne des Kaiserhofes und das Theater der Stadt — drei für sich stehende Elemente, verbunden doch wiederum mindestens durch das musikalische Band. Daß jüngere Theaterhistoriker eine solche Aufgabe heute doch vielfach anders anfassen würden, spürt man merklich in der Auseinandersetzung über das Schultheater; denn hier hält v. Weilen sich mit einer den Literarhistoriker ehrenden Liebe bei rein literarischen Dramenfragen in einem Ausmaß auf, das für die Theater-Probleme keine eigentliche Rechtfertigung hat. Dramen-Analysen und Motiv-Verfolgungen und -Beziehungen werden vorgenommen mit gelehrter Kenntnis, die durch spürbares Vertrautsein mit den Handschriften-Schätzen der Wiener Bibliotheken wesentliche Stützen erhält. Wolfg. Schmeltzl und Nikol. Avancinus als Stücke-Verfasser interessieren ihn hier in erster Linie. Die Theaterkunst am Kaiserhofe ist in den reinen Theaterfragen schon wesentlich ergiebiger, wir erfahren mancherlei über das Bühnen-Haus, die Theater-Architekten aus der Familie Burnacini und Galli-Bibiena, über die Kostüme und das Budget, das sich unter Karl

Digitized by Google

VI. auf 200000 Gulden jährlich oder 60000 für eine Vorstellung belief. Aber auch in diesem Abschnitt werden viele literarische Fragen behandelt, insbesondere die Persönlichkeiten der Libretto-Dichter, unter deren erheblicher Zahl Apostolo Zeno und Pietro Metastasio hervorragen, zwei Italiener, von denen der erste den Operntext an die klassizistische Tragödie (freilich wie A. W. Schlegel meinte, in „allzuschwerfälliger Annäherung") literarisch herantragen wollte, und von denen der zweite (den Herder „einen zierlichen Porzellanturm mit klingenden Silberglöckchen" nannte) überzeugt war, die Wiederherstellung der griechischen Tragödie in seinem Werk erreicht zu haben. Im letzten Teile holt v. Weilen kenntnisreich aus, zeigt die Wiener Anfänge der englischen Komödianten und ihrer deutschen Nachfolger, gibt über J. A. Stranitzky und G. Prehauser und über die Geschichte des Kärntnertor-Theaters zusammenfassend verläßliche und neue Mitteilungen, so daß sich, wenn freilich mit dem Tode Karls VI. 1740 nicht gerade ein organischer Abschluß gegeben ist, sondern die theatergeschichtliche Entwicklung unter Maria Theresia erst ihre hier gezeigten Keime entfalten läßt, doch ein abgerundetes Bild ergibt, dessen Bedeutung immer in den größeren und allgemeineren Zusammenhang gestellt ist. Bemerkenswert ist auch das schöne Bildmaterial dieser Veröffentlichung. *Hans Knudsen.*

Franz Werfel, Der Gerichtstag. Ein Gedichtwerk in fünf Büchern. *München, Kurt Wolff Verlag*, 1919. 308 Seiten.

Dieses schwere Buch ist das abstrakteste, transzendentalste und bedeutendste unter Werfels Büchern. Es ist keine leichte Lektüre, nicht immer bequem zu fassen, aber immer von einen bedeutenden Rhythmus durchpulst, seherisch, reich an mystischen Gesichten, voll Leidenschaft, beflügelt von einem kosmischen Tempo. Es ist noch immer das reine Da-Sein, das Werfel als das ungetrübteste Sein empfindet, — alles, was darüber hinausgeht, Wille, Handeln, Denken, macht das Dasein brüchig. Am prägnantesten spricht er es einmal in einem kleinen Fünfzeiler aus:

Sein und Treiben.
Erkennen ist noch Hast.
Auch Können ist Unrast.
Wer wirklich ist, der ist!
Der wohlgeborene Hund darf sein,
Der mißgeborene Hund muß springen.

Aber nur hin und wieder klingt diese Saite an. Das Harfenspiel ist voller, rauschender, ekstatischer, auch dunkler als es je bei Werfel war, reich an neuen, eigenwilligen rhythmischen Schönheiten. Die Sprache ist auf eine bedeutende und immer merkwürdig sichere Art gemeistert, oft brausend, lodernd und immer überschattet von Schwermut. Einflüsse von Whitman und Hölderlin her klingen auf, sie sind ganz aufgesogen und verknüpft in den eigenen, immer flutend lebendigen lyrischen Atem. Die vielen, die heute in äußerlich wilden Versen ungestaltete Dinge in die Lüfte schreien, mögen hier erkennen, wie einer spricht, um dessen Haupt die dornenzackige Gloriole des Dichters schwebt. Ein Buch der Fülle: Fülle des Rhythmus, Fülle des Geistes, Fülle der mystischen Gesichte. Als Ganzes: ein tief gestaltetes, schöpferisches, leuchtendes, Furchen aufschürfendes, oft hinreißendes Buch, geschrieben von dem bedeutendsten Dichter der jungen Generation. *Hans Bethge.*

Adolf Winds, Der Schauspieler in seiner Entwicklung vom Mysterien- zum Kammerspiel. *Schuster & Loefler, Berlin* 1919. 284 S.

Kaum einer anderen Wissenschaft gebührt Nietzsches Wort: „Die wertvollsten Einsichten sind die Methoden" so stark unterstrichen ins Stammbuch wie gerade der Theatergeschichte. Eine Wissenschaft ist überhaupt erst Wissenschaft, wenn sie Methode hat, und wir sind für die Theatergeschichte gerade auf dem Wege, durch strenge Methode wissenschaftlich arbeiten zu lernen und den Dilettantismus zu überwinden. Eine Aufgabe, wie Winds sie sich stellt, kann vielleicht in fünfundzwanzig Jahren einmal gelöst werden; dann also, wenn wir die Schauspielkunst früherer Jahrhunderte, in denen wir, trotz Ed. Devrient, noch so vielfach im Dunkeln tasten, in einem wesentlich weiteren Maße erforscht und erkannt haben als bis jetzt. Man hat wohl vorgeschlagen, und gar nicht mit Unrecht, die allgemein-geschichtliche Erkenntnis dadurch zu erleichtern und zu fördern, daß man von der Gegenwart und den leicht faßbaren Zeitereignissen aus nach rückwärts schreitet und aus der Gegenwart die Vergangenheit erklärt. So ähnlich ist die Methode von Winds, der „im Lebenden den Toten auferstehen" lassen will. „Anders ... können wir uns das Bild des uns nur durch die Überlieferung bekannten Schauspielers nicht vorstellen, als daß wir die Züge und den Ton eines oder verschiedener Schauspieler, die wir kennen, die wir gekannt, die wir leibhaftig gesehen haben, darauf prüfen, ob und inwiefern sie mit der uns vorliegenden Schilderung Ähnlichkeit haben, worin sie verschieden sind, worin sie sich gleichen." Das heißt beinahe, eine Unbekannte durch eine andere erklären wollen. Denn wenn man es noch keinen methodischen Fehler zu nennen braucht, daß Winds die Kenntnis einer sehr großen Zahl zeitgenössischer Schauspieler voraussetzt, so ist es bestimmt völlig unmethodisch, durch eine, zugestanden: halbwegs bekannte, Größe eine andere der Vergangenheit erklären zu wollen, die ich eben durchaus noch nicht so kenne, wie es nach Winds

Digitized by Google

den Anschein haben soll. Es muß für Ekhof, Schröder, Iffland, Ludw. Devrient noch sehr, sehr viel getan werden, ehe ich sagen könnte, sie haben etwa so gespielt wie Anschütz, Grunert, Possart, Wüllner oder wie Seydelmann, Bassermann usw. Es gehört schon etwas andere Arbeit dazu, als ein Urteil der „Gallerie" und Ed. Devrients und vielleicht noch ein paar andere (nachprüfungsbedürftige) aneinanderzureihen und das ein Schauspielerbild zu nennen. Bei solcher Einstellung ist es denn auch nicht verwunderlich, daß Winds in dem Glauben lebt, irgend etwas Belangvolles gesagt zu haben, wenn er den Dresdener Schauspieler H. Fischer als „feinsinnig", C. W. Büller als „gastspielend" charakterisiert (S. 42) oder einen anderen Dresdener Künstler in eine seiner Entwickelungsreihen einordnet, weil R. Prölß ihn eine „durch und durch deutsche Natur" genannt hat. Was ist denn mit solchen nichtssagenden Beiworten auch nur andeutungsweise über Schauspielkunst geäußert oder festgelegt? Schlechterdings nichts! Daß in der Schauspielkunst gewisse Typen und Ähnlichkeiten da sind, liegt in der Sache genau so begründet wie die Voraussetzung, daß der Zeichner, der Radierer, der Ölmaler mit anderen Bedingungen arbeiten und doch alle bildende Künstler sind. Und wahrscheinlich haben Bassermann und Haase manche Ähnlichkeit mit Iffland. Ich würde auch nichts dagegen einzuwenden haben, wenn man gelegentlich die Kunst der Älteren mit der der Jüngeren kontrastierte. Darauf aber eine ganze Geschichte der Schauspielkunst aufbauen zu wollen, scheint mir schon darum verfehlt, weil, wenn wir die ältere Erscheinung nicht einigermaßen für sich und *ohne* die jüngere zeitgenössische Schauspielerpersönlichkeit verstehen, erfassen, darstellen können, wir lieber auf eine wissenschaftliche Erforschung der Theatergeschichte verzichten sollten. Wenn Winds einerseits von den Wechselwirkungen zwischen Theater und Drama spricht (er meint wohl stets Drama, wenn er durchweg „Literatur" schreibt), so scheint er sich der notwendigen methodischen Trennung so wenig bewußt zu sein, daß er zur Darstellung oder Deutlichmachung schauspielerischer Leistungen Stückszenen braucht. So verschwimmen auch hier die Linien, die mit Schärfe betont werden müßten. Als Winds vor länger als zwei Jahren mit seinem Gedanken hervortrat, habe ich, ohne irgend zu ahnen, daß das der Keim eines ganzen Buches sein könnte, davor gewarnt, in dieser Weise Theatergeschichte zu treiben, und habe in der Frage: „Theatergeschichte — Wissenschaft oder Kunst?" mit allem Nachdruck das Schwergewicht auf Wissenschaft gelegt, während Winds sich für Kunst entschied. Daß aber nur der für die theatergeschichtliche Forschung als Förderer in Frage kommt, der, platt gesprochen, über ein bißchen Theaterblut verfügt, ist eine selbstverständliche Voraussetzung. Da ist der Schauspieler uns Nicht-Künstlern natürlich überlegen. Die Schauspielkunst-Geschichte von Winds gibt mir heute recht. Die Stellung von Winds wird z. B. auch deutlich durch seinen Hieb gegen „die neumodischen Doktor-Regisseure". Mir ist gar nicht bange, daß der Doktor-Regisseur die Zukunft für sich hat und daß auch, wer von ihnen keine „Kulissenluft" kennt, bald zurückbleiben und versagen wird. Wenn aber Winds gestehen muß, daß er — und er nennt solche Resultate den Theaterpraktikern unerreichbar — erst 1910 gelernt hat, daß es keine dreistöckig übereinander gebaute Mysterienbühne gegeben hat, so mag er sich sagen lassen, daß das die Doktor-Regisseure meist schon im ersten Semester wissen werden. Allen Respekt vor dem, was der erfahrene Bühnenkünstler in dem Buche sagt aus arbeitsreicher Theaterpraxis; da merkt man in jeder Zeile ein über vierzigjähriges Theaterleben und ein für Bühnenfragen geschultes Auge. Immerhin ließen sich auch in diesen Teilen allerhand Mängel nachweisen. Worin z. B. das Besondere der Waßmannschen Komik besteht, wird selbst dem nicht klar, der die schauspielerische Persönlichkeit Waßmanns gut kennt. Oder man müßte anmerken, daß eine nur mittelmäßige Kraft wie Johanna Terwin mit einer überragenden Schauspielerin wie Helene Thimig zusammengebracht wird, daß Ed. v. Winterstein und mancher andere überhaupt in dem Buche fehlen. Ganz besonders muß die in dieser Form nutzlose, weil ungleichmäßige und undurchsichtige Art der Büchertitelzusammenstellung in der „Quellenangabe" gerügt werden, abgesehen davon, daß sie sehr wesentliche Lücken aufweist; so wäre etwa die Benutzung des Dieboldschen Buches über das Rollenfach hier geradezu notwendig gewesen. Aber: ich will mich gar nicht in Einzelheiten verlieren. Notwendig war es, die offenkundigen Schwächen eines Buches darzulegen, das, in seinen Ergebnissen unbedeutend, seiner äußeren Art nach leicht zu einer ungerechtfertigten Popularität kommen könnte.

Hans Knudsen.

Karl Woermann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. 4. Band: Die Kunst der älteren Neuzeit von 1400—1550. Mit 337 Abbildungen im Text, 6 Tafeln in Farbendruck und 59 Tafeln in Tonätzung und Holzschnitt. *Leipzig* und *Wien*, *Bibliographisches Institut*, 1919. In Halbleinen 28 Mark.

Alter und Krieg lassen die Kraft des verehrten Altmeisters der Kunstgeschichte nicht ermatten. So tritt nun auch der vierte Band seines erneuerten Werkes hervor, so wesentlich verändert und bereichert, daß er verglichen mit den entsprechenden Abschnitten der ersten Auflage völlig neu wirkt. Man kann nur immer wieder den Verfasser und

Digitized by Google

den Verlag zu solcher Leistung beglückwünschen, um so mehr, da auch die äußere Erscheinung des Bandes die Unbilden der Zeit kaum verspüren läßt, höchstens daß einzelne der zahlreichen, durchwegs guten Bilder auf dem holzhaltigen Papier nicht so scharf herauskommen wie auf dem früheren.

A—s.

Franz Wolff, Der Tanz ums Drama. *München, Delphin-Verlag*, 1919.

Kritiken über das Theater des Sommers 1918, geschrieben von einem, der sehr jung, sehr selbstbewußt und sehr unerfahren die Welt der Bretter zum Anlaß nimmt, um sein eignes Weltbild für Mit- und Nachwelt zu zeichnen. Daß dabei weniger ein Aufbau als eine oft ganz lustige Demolierung herauskommt, wundert keinen, der die literarische Jugend von heute kennt. Nebenbei erfährt man, wieviel anständige dramatische Kost doch vom März bis November 1918 in einer deutschen Stadt dargeboten wurde, trotz der immer wieder behaupteten Verkommenheit unserer Bühnen.

G. W.

Ernst Zahn, Lotte Eßlingers Wille und Weg. Erzählung. 1.—50. Tausend. *Stuttgart* und *Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt*, 1919. 290 S.

Schweizer. 1920, *Leipzig-Gaschwitz, Dürr & Weber, G. m. b. H.* (Nr. 6 der Zellenbücherei). 81 S.

Verzicht auf den Jugendgeliebten und Vernunftehe mit einem vermögenden Manne, den sie nur achten, nicht lieben kann, mit dessen derber Art ihre feine schlecht zusammenstimmt — das ist der Weg, den Lotte Eßlinger der eigene, freilich durch die leise Leitung einer weisen Großmutter nicht ganz unbeeinflußte Wille führt. Nach zwei Jahrzehnten häuslichen Friedens, aber nicht satter innerer Befriedigung schlägt der Wille der gereiften Frau um, und sie wähnt noch einen anderen Weg gehen zu können. Als der ihr treu gebliebene Jugendfreund wieder in ihren Gesichtskreis tritt, ist sie entschlossen, sich spät noch das einst versäumte wahre Glück zu nehmen. Aber jetzt erweisen sich die Verhältnisse, die sie sich selbst geschaffen hat, stärker als ihr Wille. Über den Gatten könnte sie hinweg, nicht aber über die beiden erwachsenen, nun an der bisher vergötterten Mutter irre gewordenen Kinder. Und als gar der allzu zart besaitete Sohn in körperliches und seelisches Verderben gerät, aus dem er sich freiwillig durch den Tod löst, da findet Lotte nicht mehr den Mut, sich ihren selbstsüchtigen Wunsch zu erfüllen, sie bleibt des rauhen, aber guten Gatten treue Gefährtin und wird wieder der ihrer Führung bedürftigen Tochter liebevolle Freundin und Beraterin.

In dieser Erzählung, deren äußere Vorgänge in den vornehmen Bürgerkreisen von St. Felix (d. h. Zürich) fest verwurzelt sind, liegt der Nachdruck wiederum, wie in Zahns letzten Romanen, nicht in der schlichten und durchsichtigen, wenn auch anziehenden Handlung als vielmehr in der Menschenschilderung, die mit jener psychologischen Kunst, die den Schein der reinen Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit erweckt, aufs sorgfältigste und lückenloseste ausgeführt ist. Der geschulte Leser erkennt von vornherein, wohin die Fahrt geht, er merkt auch sofort, daß die Heldin nimmermehr den Weg zu ihrem Jugendgeliebten finden wird. Das vermindert einigermaßen die Spannung, aber das Interesse an den Gestalten der Erzählung bleibt bis zum Schluß wach erhalten, und gerade das Gefühl, daß alles so kommen muß und nicht anders kommen kann, legt für die planvolle Anlage und folgerichtige Durchführung der künstlerischen Absichten beredtes Zeugnis ab. Daß die deutsche Lesewelt, die einst dem naturwüchsigeren Schweizerdichter zugejubelt hat, dem stiller und leiser, aber auch feiner gewordenen treu verblieben ist, darf auf der Habenseite ihres Bildungszustands gebucht werden.

Auch das zweite, „Schweizer" betitelte Bändchen, das der unermüdliche Dichter gleichzeitig erscheinen ließ, hat selbständigen Wert und wird vielleicht sogar von manchem seiner Frische und Ursprünglichkeit wegen vor dem Roman vorgezogen werden. Es sind knappe Skizzen, durch mancherlei novellistische Züge belebt, heimatliche Typen, denen jedoch durch bewegliche Charakteristik alles Starre genommen ist. Da lernen wir Wildheuer, Straßenkehrer, Geißbuben, Gemüsefrauen kennen, da wird uns die sommers in den Kurhäusern bedienende „Saaltochter" vorgeführt, da tauchen die mehr oder weniger würdigen Gestalten des Herrn Stadtsäckelmeisters, des Landammanns, Züricher Großkaufleute auf. Die gemeinsame Quelle dieser anmutigen Bilder ist echte Heimatliebe, die vor schonender Kritik, gelegentlich auch vor milder Satire nicht zurückschreckt, zumal wenn es sich um „Allerweltsdiener, Nachäffer fremder Sitten und Nachbeter fremder Wünsche" handelt. In den Figuren, die Zahn mit seiner Feder festhält, kommt neben, ja teilweise über dem Schweizertum auch ihr Menschentum zur Geltung, und als Bindeglied zwischen beidem ihr Deutschtum. Dieser Schweizer Dichter hat ja aus seinem deutschen Herzen noch niemals eine Mördergrube gemacht, wenn ihn auch die traurigen Verhältnisse des Augenblicks zu einer gewissen Zurückhaltung nötigen. Bei der Lektüre seines Büchleins brennt uns mehr als je jene früheste Verschuldung des unseligen Hauses Habsburg, durch die das Schweizerland dem Deutschen Reiche verloren gegangen ist, auf die Seele. Für immer, falls nicht eines Tages doch die siegreiche französische und italienische Irredenta den übriggebliebenen deutschen Rest in die Mutterarme treibt.

R. Krauß.

Digitized by Google

Stefan Zweig, Legende eines Lebens. Ein Kammerspiel in drei Aufzügen. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1919. 152 Seiten. Geh. 3,50 Mark, geb. 6 Mark.

Um das Leben des dahingegangenen großen Dichters hat die zurückgebliebene Gattin mit Hilfe der gutgläubigen Jünger die Legende gesponnen. Gleich aller Welt glaubt an die reine, nur der offiziellen Lebensgefährtin geweihte Liebe, an die von keiner Niedrigkeit berührte Seelenhoheit des Meisters auch der Sohn und ihn, der ein armes bescheidenes Mädchen liebt, drückt dieser unberührbare Adel ebenso, wie sein erwachendes Talent von dem Riesenklang des Namens, den er trägt, verängstigt wird. Da taucht aus dem Dunkel die Frau auf, der einst der werdende Große alles zu danken hatte, die er um der Selbsterhaltung willen ins Elend stieß, als die reiche, starkgeistige zweite Gefährtin ihm nahte, und die nun am Rande des Grabes steht. Ihre durch das Unglück geläuterte Güte bringt die schöne, alles Unrecht auslöschende Versöhnung, die Rückkehr zur Wahrheit, die Anerkennung des Menschlichen, den Verzicht auf das Vergotten, und zwingt auch die Gattin, sich mit ihr in der Liebe zu dem Manne, der einst zwischen ihnen stand, zu vereinen. Der Inhalt des neuen Dramas Stefan Zweigs erinnert an bestimmte Gestalten und Vorgänge; aber wer es deshalb ein Schlüsselstück nennen wollte, beginge ein schweres Unrecht. Ein Künstler hat hier aus der Wirklichkeit frei schaffend Motive entlehnt; das war sein gutes Recht, wenn er nur aus dem empfangenen Stoffe selbstformend seine eignen Gestalten zu bilden vermochte. Jeder Leser dieser erschütternden und erhebenden Dichtung wird das bejahen. Die schönen Linien des Aufbaus, die edle, nirgends zu hoch oder zu niedrig schwebende Sprache, die wirksame Führung des Verlaufs machen das „Kammerspiel" (wozu der preziöse Gattungsname?) zu einer erfreulichen Erscheinung. G. W.

Kleine Mitteilungen.

Der Leipziger Bibliophilen-Abend hielt am 2. Dezember sein Jahresessen, wie es seit drei Lustren mit dreimaliger Unterbrechung während der Kriegszeit Brauch geworden ist. Die Krönung dieser festlich-heiteren Mahlzeiten bedeutet jedesmal die Verteilung der Jahresgabe, hergestellt entsprechend der ständigen Mitgliederzahl in 99 Exemplaren. Diesmal war es ein zierlicher Oktavband, gedruckt bei Poeschel und Trepte, geschmückt mit fünf eingefügten Radierungen auf Japan und einer Titelradierung von Hans Alexander Müller, gebunden je nach Wahl in rotes Maroquin oder blauen Pappband. Der Inhalt war Johann Hermann Detmolds witzige Humoreske „Die schwierige Aufgabe". Sie verdient vollauf die liebenswürdig vornehme Erneuerung, die ihr in Gestalt des Leipziger Bibliophilen-Drucks zuteil wird.

Wie üblich wetteiferten die Teilnehmer des Essens im Darbringen von Spenden, die an Zahl und Wert nichts von der schlimmen Zeit verspüren ließen. Es waren:

1. Tischkarte, 17:30 cm, radiert von Lovis Corinth, gewidmet von G. K.

2. Elf Fabeln Lessings, nach der Handschrift aus Gleims Besitz faksimiliert und in lichtgrünen reizvollen Pappband gehüllt. Nr. I—I C, gewidmet von A. K. 32 Seiten, Klein-8°, hergestellt von der Kunstanstalt F. A. Jütte für den Insel-Verlag.

3. Moritz v. Schwinds Lachner-Rolle, 54:23 cm, wiedergegeben in Lichtdruck mit Handkolorit, gewidmet von Henri Hinrichsen.

4. Graf Alexei Tolstoi, Das Bild. Übersetzt von Arthur Luther. Gedruckt in 125 Exemplaren bei Poeschel & Trepte und dargebracht von der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei. 20 Seiten Groß-Oktav und Beiblatt.

5. Goethe und das Volk. Von F. J. Fr[ommann] 1849, gewidmet von Hans Schulz und Karl Hiersemann, gedruckt bei W. Drugulin, 8°, 16 Seiten in Pappband.

6. Joh. Fr. Sommerbrodt, Anti-Goethe, 8°, 16 S. in Papphülle, gedruckt bei Ernst Hedrich Nachf., in 150 Exemplaren. Gewidmet von F. H. und E. S.-B.

7. Wilhelm Wundt, Das Land Baden im Kriegsjahre 1866, Klein-8°, 12 S. in Papphülle mit Seidenschnur, zweifarbig gedruckt in 200 Exemplaren bei Hallberg & Büchting, gewidmet von L. J.

8. Der *Mars* ist nun im *Ars*. Groß-8°, 8 S. in zweifarbigen Druck, gedruckt bei Poeschel & Trepte in 120 Exemplaren.

9. Nach den Kunstvereinswahlen. Originalholzschnitt von H. A. Müller, gewidmet von M. B.

10. Julius Zeitler, Presse-Hauptquartier. Auf Befehl der Presse-Abteilung des stellvertr. Generalkommandos des XIX. Armeekorps in Leipzig gedichtet. 8°, Titel von Xylodada C. E. P., Druck der Typodadas P. & T. 16 S. auf grünem Papier in gelben Umschlag.

11. Anderer Theil Wolberuffener und vielbeschreyter Aero Nauta. 8°, 16 Seiten, gedruckt bei W. Drugulin, gewidmet von W. List.

12. Die Veröffentlichungen des Leipziger Bibliophilen-Abends 1905—1916. Bibliographische Zusammenstellung. Klein-8°, 16 Seiten, gedruckt in 250 Exemplaren bei Poeschel & Trepte, gewidmet von L. J. und F. M.

Diese Gaben bezeugen durch Zahl und Art mehr als nur die Freude am Geben. Das Bewußtsein der notwendigen Qualität, der Glaube an das Recht höherer Geschmacksforderungen, das Festhalten an dem Leben jenseits des Alltags — alles das liegt darin ausgeprägt. Wir wünschen sehr, auch aus

Digitized by Google

den anderen Bibliophilen-Vereinigungen Deutschlands bald Nachricht von ähnlichen Zeichen unveränderter Gesinnung und kräftigen Fortlebens zu empfangen. G. W.

Eine zeitgenössische Chodowiecki-Kritik. In Meusels „Miscellaneen" hat sich 1780 der Erfurter Gelehrte Timme, derselbe, der eine so vielbeachtete Kritik der „Räuber" lieferte, mit Chodowieckis Almanach-Kupfern kritisch auseinandergesetzt. Er war, wie Wolfgang von Öttingen in seiner Chodowiecki-Biographie sagt, „ein nervöser, ebenso begeisterter als auch wieder übellauniger Recensent". Aber er war sanft im Vergleich mit einem Anonymus, der fünf Jahre später über Chodowieckis Kupfer zu „Kabale und Liebe" schrieb. In der kleinen Zeitschrift „Der Zuschauer. Oder Freymüthige Bemerkungen in der Leipziger Michaelis-Messe 1785 niedergeschrieben (Leipzig bey J. G. Beygang") lesen wir S. 32 folgendes:

„Von den Chodowieckischen Blättern für die diesjährigen Calender hab ich die Lauenburger vor mir, und ich muß sagen, daß ich nicht eine Figur fand, die ich nicht schon von ihm gesehen hätte. Sie sind aus *Schillers Kabale und Liebe*, und wie mich dünkt, ziemlich Herrnhuterisch behandelt. Noch etwas und über alles meine Rechtfertigung im nächsten Stück." — Dort heißt es dann (S. 40 f.): „Daß ich es wage, Chodowieckin in einigen seiner neuen Blätter zu tadeln, wird manchem Hochverrath dünken, der beym Ansehen dieser Kupfer das Denken vergißt. Was ich hauptsächlich an diesem sonst vortrefflichen Künstler vermisse: ist 1) die wohlgewählte Behandlung der Frauenzimmer in der Kleidung; er vergißt sie zu putzen und hat alles gethan, wenn er den Charakter entziffert hat. 2) Die Anordnung der Zimmer: Zum Exempel in seinen Blättern von Kabale und Liebe, was hat das Präsidenten-Zimmer vor dem des Musikanten voraus? Nichts: als daß in jenem Instrumente hängen, und in diesem ein Sopha steht. Das nämliche Urtheil trift der Lady Zimmer. 3) Zeigt er sehr wenig Eigensin in den vorgeschriebenen Süjets, und es ist doch so ausgemacht gewiß, daß nicht jede Scene ein gutes *Bild* mache. Wenn ich aber in erwähnten Blättern etwas Herrnhuterisches fand, so bitt ich zu meiner Rechtfertigung: Blatt 2, 3, 4, 8 und 11 nachzusehen. Nr. 12 ist ein Beweiß zur obigen Anmerkung Nr. 3. Sollte das ja vorgestellt werden, so mußte es wenigstens anders componirt seyn. Auch ist der Charakter des Majors, Secretairs und der Tochter des Musikanten im mindesten nicht getroffen."

Von diesem Urteil wird man auch heute kaum etwas abstreichen. Tatsächlich hat sich Chodowiecki in seinen Kupfern zu „Kabale und Liebe" den Aufgaben, die ihm die Dichtung stellte, nicht gewachsen gezeigt. Vor allem muß man der Kritik des letzten Kupfers zustimmen, auf dem Ferdinand und Luise wie zwei steife Puppen nebeneinander liegen. „Herrnhuterisch" bezeichnet wohl das, was Öttingen im Hinblick auf die gleichen Bilder „trockenes Pathos" nennt, eine gewisse blutleere Sanftheit, die an Goethes Spott im Gedicht „An Silvie v. Ziegesar" denken läßt:

„Nicht vom Gnadentale, nicht nach Herrenhut,
Wo beim Liebesmahle Tee man trinkt für Blut..."

Friedrich Michael.

Eine Beschwerde Leonhard Thurneissers bei der Universität Rostock. In seinem Buch „Einiges aus dem 2. Jahrhundert der Medizinischen Fakultät zu Rostock. 1907" hat R. Kobert ausführlich über Franz Joël und dessen Streitschrift gegen L. Thurneisser „De morbis hyperphysicis" gehandelt. Auch die äußerst seltene Schrift, in der Joël den Thurneisser des Bündnisses mit dem Teufel beschuldigt, hat Kobert in einem Neudruck zugänglich gemacht. Die heftigen Angriffe Joëls scheinen den berühmten oder berüchtigten brandenburgischen Hofarzt in hohem Grade gekränkt zu haben. Mehrere von ihm an die Rostocker Universität gerichtete Beschwerdeschriften geben davon Zeugnis. Thurneisser verlangt von der Universität vor allem die Bestrafung des akademischen Druckers Myliander, in dessen Werkstatt die beiden Auflagen von Joëls Schrift in den Jahren 1579 und 1580 hergestellt worden waren.

Zum ersten Male verhandelt das Konzil über Thurneissers Beschwerde am 17. April 1580. Dabei erklärt Professor Simon Pauli, er könne Thurneisser nur für einen Betrüger halten. Er habe von anderen gehört, daß er weder Medizin studiert, noch Lateinisch, Griechisch oder Hebräisch gelernt habe. Auch hätte ihm sein Diener, der früher bei Thurneisser in Dienst gewesen sei, erzählt, daß Thurneisser einen spiritum familiarem hätte. Das Konzil beschließt, die Sache auf den gewöhnlichen Prozeßweg zu verweisen; Myliander solle eine Erklärung zu den einzelnen Klagepunkten seines Gegners abgeben.

Am 1. August liegt dem Konzil ein neues Schreiben Thurneissers vor. Er will sich „apud alios" darüber beklagen, daß Rektor und Konzil ihm nicht zu seinem Recht verhelfen. Am 17. September heißt es in der Konzilsverhandlung, Thurneisser habe geschrieben, er wolle nicht nach Rostock kommen. Er soll von neuem vorgeladen werden. Dieser Beschluß wird am 20. September wiederholt, aber der Brief kann nicht abgeschickt werden, weil man nicht weiß, „ubi nunc locorum Thurneysserus esset".

Eine weitere Fortsetzung hat der Prozeß nicht gehabt. Thurneisser war inzwischen ins Ausland gegangen, nach Haesers Geschichte der Medizin hauptsächlich infolge der Angriffe Joëls, denen sein etwas fadenscheiniger Ruhm nicht hatte standhalten können. *G. Kohfeldt*, Rostock.

Digitized by Google

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Albert Falkenroth in *Bonn.* Nr. 4. Vermischtes. 313 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Bücherkasten Nr. 6. Nr. 3794—4651.

Rudolf Geering in *Basel.* Nr. 238. Curiosa, Seltenheiten, Helvetica usw. 885 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Nr. 130. Kunstgeschichte. 2301 Nrn.

F. W. Haschke in *Leipzig.* Nr. 5. Radierungen, Bibliophile Seltenh., Bücher üb. Kunst. 1016 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 471. Graphische Kunst, Miniaturmalerei, Ornamentstiche. 538 Nrn. — Nr. 474. Buchgewerbe. 783 Nrn.

Robert Jahn in *Leipzig-R.* Nr. 1. Englische Bücher — Wertvolle Zeitschriften-Serien. 568 Nrn.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 219. Deutsche und fremd. sprachliche Literatur, Philosophie und Kunst- 755 Nrn. — Nr. 220. Vermischtes. 1734 Nrn.

Bernh. Liebisch in *Leipzig.* Nr. 230. Deutsche Literatur, Kunst, Musik, Theater, Illustrierte Bücher, Geschichte. 5369 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel.* Nr. 46. Vermischtes. 2625 Nrn.

Franz Malota in *Wien IV.* Nr. 98. Alte Drucke, Handschriften, Urkunden, Manuskripte, Autographen XI. bis XIX. Jahrhundert. 1065 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 153. Italien und die Renaissance. 994 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 449. Vermischtes. 332 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 80. Vermischtes. 1851 Nrn.

Roßbergsche Buchhandlung in *Leipzig.* Nr. 15. Deutsche Literatur des 18. u. 19. Jahrh. 537 Nrn.

Ferd. Schöningh in *Osnabrück.* Nr. 193. Vermischtes. 2366 Nrn. — Nr. 194. Vermischtes. 1531 Nrn.

Siegfried Seemann in *Berlin NW 6.* Nr. 8. Literatur, Kunst, Illustr. Bücher, Kulturgesch. 799 Nrn.

Hermann Treichel in *Jena.* Nr. 8. Vermischtes. 1430 Nrn.

Wallisfurth & Co in *Essen.* Holzschnitte und Bücher mit Holzschnitten d. 16.—19. Jahrh. 175 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde. 3. Folge. Nr. 1. Vermischtes. 154 Nrn.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden.* Nr. 283. Deutsche Literatur. 2930 Nrn. — Nr. 286. Altes und Neues für Bücherliebhaber. 1405 Nrn.

Nr. 109 der Pracht-Ausgabe der
„Nibelunge"
(**Stargardt**, Berlin, 1899—1904)
nicht unter 5000 M. hat abzugeben
Geh.-Rat Dr. Franke, Kö'n, Dagobertstr. 43

Edmund Meyer, Buchhändler u. Antiquar
Berlin W. 35 Potsdamer Str. 28 Tel. Lütz 5850
in neuen bed. erweiterten Verkaufs- u. Ausstellungsräumen

Soeben erschien: **Antiquariatskatalog 51:**
Schöne ältere illustrierte Bücher
insbesondere des **19. Jahrh.** (Daumier — Gavarni — Grandville — Johannot — Doré — Bertall — Cruikshank — Menzel — Richter — Hosemann und viele andere. Bitte unberechnet zu verlangen. — In Vorbereitung: Katalog 52: Mod. Vorzugsdrucke u. Liebhaberausg. usw.
Ankauf einzelner Werke sowie ganzer Bibliotheken

Von der dritten Auflage
Mein Penatenwinkel
von
Carmen Sylva
offeriere von der Liebhaber-Ausgabe holzfreies Papier, echtes Schafpergament gebunden, das Bild mit dem **Autograph der Königin** noch einige Exemplare zu je 100 Mark. Auflage war nur 50 Stück.
Paul Couvreur, Leipzig, Rudolphstr. 3 III

Größere
kunstwissenschaftl.
Bibliothek
suchen zu kaufen

v. Zahn & Jaensch
Antiquariat
Dresden-A., Waisenhausstr. 10

Digitized by Google

Ein Prunkstück für
Bibliothek, Salon und Boudoir
ist die demnächst erscheinende
Bibliophilen-Ausgabe
von

LES FABLES D'ESOPE
NOUVELLE EDITION
PAR J. BAUDOIN

A Bruxelles

M · D C · L X I X

Die französische Ausgabe von 1669, nach der wir hier

Die Lebensgeschichte Äsops
und
seine ewigfrischen Fabeln

dem Bücherfreunde darbieten, gehört zu den seltensten Büchern der Welt. Nur **2** Exemplare ließen sich bisher in den Büchereien nachweisen, eines in Deutschland und eines in der Bibliothek des »Britischen Museums« in London.

Jean Baudoin

der Vorleser der ebenso galanten wie schöngeistigen Königin Margarethe von Valois, hat diese Edition veranstaltet.

147 Kupferstiche,

wahre Kabinettstücke der graphischen Kunst, geben dem Werke einen besonderen Wert und machen es zu einem Lieblingsbuche jedes Kunstfreundes. Diese Rarität ersten Ranges lassen wir in einer Auflage von 220 num. Exemplaren erscheinen. Auf die treue Wiedergabe der Stiche in HANDPRESSEN-KUPFER-DRUCK wurde besondere Sorgfalt verwendet.

Ein Nachdruck findet nicht statt, die Platten werden vernichtet.

Der prunkvolle rote Maroquinband zeigt in echter Goldpressung eines der schönsten Einbandmuster des berühmten Pariser Buchbinders Nicolas Eve im reichsten Fanfaresstil.

Die Leitung des Druckes und der künstlerischen Ausstattung liegt in den Händen von Professor Dr. Michael Birkenbihl, der dem Buche auch ein erläuterndes Nachwort beigegeben hat.

Das Exemplar, auf geschöpftes Bütten gedruckt, kostet im Wege der Subskription beim Verlag oder jeder Buchhandlung ca. M. 400.–. Nach Erscheinen erhöht sich der Preis auf ca. M. 550.–. 10 Exemplare werden auf echt Japan abgezogen und numeriert. Preis M. 800.–.

J. MICHAEL MÜLLER
VERLAG / MÜNCHEN

Die Nachbarn

Bücher offenherziger Aussprache herausgegeben
v. Franz Dülberg

Band I:

Holland

Inhalt:

Holländische und deutsche Sinnesart. Von Franz Dülberg. / Deutsch und Niederländisch. Von Marc. Emants. Hollands Erdreich. Von Prof. Dr. Karl Östreich. / Die politische Entwicklung Hollands. Von Dr. R. Japikse. / Holländische Politiker und Publizisten. Von Dr. M. v. Hagen. Künstlerische Beziehungen zwischen Holland und Deutschland im XVII. Jahrhundert. Von Dr. Cornelis Hofstede de Groot. / Zum Kunstaustausch zwischen Deutschland und Holland. Von Dr. Paul Cronheim. / Die deutsch-holländischen Handelsbeziehungen nach dem Kriege.

Mit 20 Bildertafeln

Preis geh. 6 M., geb. 9 M.

Verlag von E. A. Seemann

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XI. Jahrgang | März 1920 | Heft 12

Pariser Brief.

Der Tod Renoirs hat in der Presse viel weniger Aufsehen hervorgerufen als der Tod seiner beiden Zeitgenossen Edgar Degas und Auguste Rodin. Obwohl wir Deutschen gerade in der Kunst Renoirs eine besonders reine Verkörperung des französischen Geistes zu erblicken glauben, woraus sich in Frankreich die schmerzlichste Todenklage ergeben müßte, ist das Andenken an diesen vorletzten Meister aus großer Zeit keineswegs besonders gefeiert worden. Seine Beisetzung ist offenbar in aller Stille erfolgt. Keine Zeitung hat von ihr Notiz genommen, während dagegen die Trauerfeier für Roll und Carolus Duran ganz Paris auf die Beine brachte.

Das hängt offenbar mittelbar mit der neuen französischen Geistesrichtung zusammen, die in den Meistern des Impressionismus keineswegs mehr große Vertreter des französischen Geistes erblickt. Die Reaktion gegen den Impressionismus ist aber nicht von gleicher Art wie in Deutschland. Der Expressionismus scheint mehr und mehr eine rein deutsche, vielleicht im weiteren Sinne eine germanische Bewegung zu werden. In Frankreich dagegen scheint die neuklassische Bewegung, die schon vor dem Kriege sich Geltung verschaffte, endgültig die Oberhand zu gewinnen. Daniel Halévy hat im Divan und André Lhote in der nouvelle revue française einen Sturmlauf gegen den Impressionismus unternommen. Es werden ganz andere Argumente gegen die Impressionisten geltend gemacht als in Deutschland. André Lhote stellt Fantin-Latour, Renoir, Degas und Dubufe in eine Linie und schreibt: „Alle drei seien gleich langweilig. Lebendig aus dem 19. Jahrhundert sei allein Jacques Louis David, der Vorläufer des Kubismus. Daniel Halévy wirft Degas vor, daß er die Schönheit geschändet habe. Er sei zwar ein starker Künstler, aber undiszipliniert und mit einem seltenen Geschmack für das Häßliche begabt. David und Ingres dagegen seien reine Idealisten, und hätten in ihrer Kunst niemals die Schönheit vernachlässigt. Das Merkwürdigste in diesem Kampfe ist, daß diese Exponenten der äußersten Linken im französischen Geistesleben die gleiche Meinung vertreten wie die Vertreter der äußersten Rechten. L. Dimier wählte in seinem Nekrolog für Degas und Renoir kaum andere Worte als Lhote und Halévy. Auch er ruft David und Ingres gegen Degas und Renoir an und fordert, daß die Künstler einem abstrakten Ideal der Schönheit dienen. Zwischen diesen beiden Flügelparteien, die in kulturellen Fragen sich zu verstehen beginnen, stehen die alten Demokraten und ringen die Hände. Paul Souday hat diese Erscheinung in blassen Schrecken versetzt. Er versuchte kürzlich im Temps den Herren Lhote und Halévy zu beweisen, daß sie sich auf Irrwegen befänden; aber es wird auch nichts helfen: die Bewegung geht weiter. In der Literatur treten die gleichen Erscheinungen auf. Vor dem Kriege schon hat l'avant-garde des Quartier latin mit aller Entschiedenheit die Tendenzen und die Ideale der äußersten Rechten aufgenommen und über der demokratischen Mitte einen Bogen zwischen rechts und links geschlagen, dessen Spitze in die Zukunft weist. Aus rein politischen Gründen hat diese Verständigung zwischen links und rechts in der ganzen französischen Öffentlichkeit allgemeinen Widerhall gefunden. Die katholischen Kreise triumphierten schon 1913 und triumphieren heute noch lauter, daß auf dem äußersten linken Flügel sich betend die Hände falten und daß ein großer Teil der französischen Jugend wieder zu demselben Gott aufschaut wie die intransigentesten Konservativen der äußersten Rechten. Fortunat Strowski hat diese Verständigung kürzlich im Correspondant begrüßt und lobt die Jugend, die zu den alten Idealen wieder zurückkehrt. Ihm erscheint die Darstellung seines Kollegen an der Sorbonne Fernand Baldensperger noch nicht klar und entschieden genug. Aber auch Baldensperger hat in seinem Buche „L'avant-guerre de la littérature française 1900—1914" diese Tendenz herausgearbeitet und nennt als Meister der heutigen Jugend Vigny, Lamartine, Baudelaire, Verlaine, Mme de Noialles, Claudel und Maeterlinck. „Il va sans dire que,

Digitized by Google

d'un point de vue tout intellectuel le plus franc discrédit atteignait Zola et n'épargnait qu'à peine Anatole France." Auch gegen diese Meinungsäußerung, die, soweit sich das von der Ferne und aus früheren persönlichen Eindrücken beurteilen läßt, zutrifft, hat Paul Souday im Temps erbittert und heftig angekämpft. Was soll das nützen? Diese Bewegung, für die sich nicht nur in Frankreich Anzeichen finden, ist so folgerichtig, so zwingend, in Frankreich seit so vielen Jahren eingeleitet, daß ein Sturmlauf gegen sie an der breiten Phalanx der geistigen Vertreter von links und rechts zerschellen wird.

In der Mitte zwischen diesen beiden Flügeln steht auch hier wiederum der Liberalismus, der politisch in Frankreich schon eine entscheidende Niederlage erlitten hat. Die letzte Hoffnung, diese Verbindung zwischen links und rechts zu unterbinden, beruht auf den wenigen großen und freien Individualisten, die kraft ihrer Persönlichkeit vielleicht die Bewegung der Zeit zu meistern vermögen. Sie könnten unter Umständen von allen denen Unterstützung finden, die individualistische Prinzipien verfechten, von den Protestanten, den Syndikalisten und den Anarchisten. Es läßt sich sehr schwer übersehen, welche Resonanz in Wahrheit Romain Rolland, Georges Duhamel, Henri Barbusse und Elie Faure besitzen. Sicher ist, daß sie keinerlei äußerliche Macht hinter sich haben. Ebenso sicher aber ist, daß ihre Bücher einen ungeheuren Absatz im Lande gefunden haben. Aber vielleicht beruht ihr Erfolg mehr auf der Suggestion ihrer Persönlichkeit, mehr in einer schwärmenden, liebenden Gefolgschaft, mehr auf einem Publikum, das in der Lektüre ihrer Bücher in stiller Stunde seine utopischen Bedürfnisse befriedigt als in einer fanatischen, festzusammenhaltenden Masse, die gewillt ist, durch Organisation und harte Willenskraft den Idealen der Rolland, Duhamel und Barbusse mit Blut und Eisen zum Siege zu verhelfen.

Jedenfalls zeigt sich nichts dergleichen. In Deutschland sollte man nicht vergessen, daß die Gruppe der Clarté eine sympathische, aber ganz einflußlose Gruppe utopischer Schwärmer ist. Mit ihnen anzuknüpfen ist keineswegs gleichbedeutend mit einer Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen dem öffentlichen Frankreich und Deutschland.

Die Franzosen kämpfen um das Wohlwollen der Elsässer, deren Sympathien ihnen langsam entgleiten. Sie wissen nicht recht, wie sie die Universität in Straßburg reformieren sollen. Fest steht allein, daß sie reformiert werden muß, da sie früher deutsch war und jetzt französisch werden soll. Vorläufig haben folgende Gelehrte einen Lehrauftrag erhalten: Reuß für die Geschichte des Elsaß, Pariset für moderne Geschichte, Fehre für moderne Geschichte. Die beiden letzteren stammen aus Straßburg. Auch Georges Delahache und Fritz Kiener sollen einen Lehrauftrag erhalten. Da aber alle diese Lehraufträge nur vorübergehenden Charakter haben, so scheint die Neuorganisation der Universität überhaupt noch nicht festzustehen.

In der Humanité vom 5. November ist der alte Wagnervorkämpfer J. G. Prudhomme mit Entschiedenheit und Leidenschaft für Wagner eingetreten. Er meint, wenn man weiterhin Wagner vom Repertoir ausschließen wolle, so müsse man logischerweise auch Saint Saëns, Leoncavallo und Puccini ausschließen, da diese mit Exkaiser Wilhelm II. Beziehungen unterhalten hätten.

Die Krisis im französischen Buchhandel dauert an. Man nimmt mit Schrecken wahr, daß der Absatz der französischen Bücher im Ausland so gut wie ganz aufgehört hat. Das ist kein Wunder. In früheren Jahren wurde das französische 3,50-Francs-Buch in Deutschland für 3 Mark verkauft und fand bedeutenden Absatz. Heute kostet das im Umfange gleiche Buch infolge der Preissteigerung im Inland und infolge der schweizer Valuta in Deutschland ungefähr 60 Fr. Der Absatz ist daher gleich Null. Aber auch in anderen Ländern scheint der Absatz französischer Bücher zurückzugehen, weil die Organisation des französischen Außenbuchhandels völlig versagt. Das Journal des Débats läßt sich am 4. November aus Amsterdam berichten:

„Das französische Buch ist aus Holland verschwunden. Alle Schaufenster der Buchhandlungen bieten den gleichen Anblick: die deutschen Publikationen bilden hier eine überwiegende Mehrheit, daneben liegen einige englische Werke, französische Bücher wenig oder gar nicht und unter ihnen — ich war nicht wenig erstaunt, sie hinter den Fenstern einer Universitätsbibliothek zusammen mit englischen, deutschen und holländischen Werken wissenschaftlichen und geschichtlichen Inhalts zu finden — fünf französische Werke, die dazu bestimmt sind, die Kultur, die Wissenschaft und die Literatur unseres Landes zu fördern: Le Bonheur de Ginette, Joies d'amour, Une Passionette, Avant l'amour, L'Amant de la petite Dubois!

Traurig gemacht durch eine so schmerzliche Feststellung, ungeduldig die Ursache eines solchen Mißverhältnisses zwischen dem Überfluß an deutschen Arbeiten und der geringen Zahl der französischen kennen zu lernen, entschloß ich mich dem Mann, den ich für geeignet hielt, einen Eindruck zu bestätigen und zu entkräften, der nach allem hastig und oberflächlich sein konnte. Glaser, der größte Amsterdamer Buchhändler, hat mich sogleich überzeugt, daß meine Klage durchaus nicht unberechtigt war. Er hat mir gezeigt, daß im Buchhandel wie in so vielen anderen Zweigen die deutsche Konkurrenz unleugbar und häufig siegreich ist. Die Deutschen senden in großen Mengen an Buchhandlungen, Universitäten und andere

Digitized by Google

Stellen vier Arten von Kataloge: 1. den Hauptkatalog der Sortimentsbuchhandlung, 2. einen allgemeinen und Einzelkatalog für jedes Verlagshaus, 3. Einzelkataloge, in denen alle Häuser gruppiert sind.

Von französischer Seite erfolgen nur unzureichende Sendungen. Die deutschen Buchhandlungsreisenden sind ebenso zahlreich wie die französischen vereinzelt sind. So groß der Wunsch der Deutschen ist, den Buchhandel zu erleichtern, so nachlässig zeigen sich die Franzosen in der Beantwortung der Anfragen. Die Stärke des deutschen Buchhandels liegt allein in seinem Zentralisations-System. Unsere Verleger würden ein Interesse daran haben, von ihnen zu lernen und sich dabei unseren Sitten und Gebräuchen anzupassen."

Es scheint also, daß alle Versuche, den französischen Buchhandel straffer zu organisieren und leistungsfähiger zu machen, vergeblich gewesen sind. Hoffentlich kann der deutsche Buchhandel in diesen schweren Zeiten seine Leistungsfähigkeit aufrecht erhalten. Der Kampf auf den Gebieten der Kultur und des Handels ist auf allen Gebieten für Deutschland hart. Die neutralen Staaten wenden in jeder Beziehung ihre Sympathien den Siegern zu. Niemals konnte man mit größerem Recht von einer „splendid isolation" Deutschlands sprechen.

Schon wieder ist Deutschland aus einer internationalen Organisation ausgeschlossen worden. In der ersten Sitzung, welche die Fédération Aéronautique Internationale nach dem Kriege in Paris abhielt, ist die Ausschließung Deutschlands, Österreichs und Ungarns auf Antrag des Aéro-Club de France beschlossen worden. Während nach dem jetzt bekannt gewordenen Protokoll die Niederlande und die Schweiz sich der Stimme enthielten, haben Schweden und Norwegen dafür gestimmt. Gegenüber der weit verbreiteten Anschauung, daß in Skandinavien und vor allem in Schweden eine entschieden deutschfreundliche Stimmung vorherrsche, dürfte ein Hinweis auf diese Tatsache als Warnung vor unbegründeten Hoffnungen zweckmäßig sein.

Auch aus der Association pour l'étude océanographique de la Méditerrannée ist Deutschland ausgeschlossen.

Am 2. November ist der Dichter Laurent Tailhade gestorben. Er war einer der letzten Vertreter der Symbolistenschule. Geboren im Jahre 1854 in Pasages San Juan im spanischen Navarre, wurde er ursprünglich von seinen Eltern für den Priesterstand bestimmt und studierte im Seminar Bagnères de Bigorre. 1883 kam er nach Paris und knüpfte Beziehungen zu Barrès, Moréas, Morice u. a. an. Im Jahre 1884 erschien sein erster Gedichtband: „Le Jardin des rêves." Bald darauf heiratete er und verschwand aus Paris. Ende der achtziger Jahre kehrte er nach Paris zurück, veröffentlichte eine Übersetzung von Petronius und einen zweiten Gedichtband „Vitraux" und schloß sich der anarchistischen Bewegung an. Sein Urteil über den Anarchisten Vaillant erregte seiner Zeit in Paris allgemeine Aufmerksamkeit: „Qu'importent les vagues humanités si le geste est beau!" Einige Tage darauf wurde im Anschluß an diesen Ausspruch ein Attentat auf ihn verübt. Seit Mitte der neunziger Jahre hat Laurent Tailhade in zahlreichen Zeitungen und vor allem im Mercure de France Aufsätze über Lebensphilosophie und die neue Literatur veröffentlicht, unter denen sich besonders wertvolle Betrachtungen über die symbolistische Bewegung finden. Bis in die letzten Monate schrieb er regelmäßig für Le Pays.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Neue Bücher und Bilder.

Aeschylos, Die Perser. In neuer Bearbeitung von Gertrud Küster mit sieben Zeichnungen von Bruno Goldschmitt. Privatdruck in 100 Exemplaren, von denen einige zum Preise von 75 Mark erhältlich sind.

Keine Dichtung der Griechen kann heute in der deutschen Seele so tiefen Klang wecken wie die „Perser" des Aeschylos. Nach dem großen Freiheitskampf feiert dieses Schauspiel die Siege bei Salamis und Platää, nicht mit übermütigem Prunken, sondern in den erschütternden Klagen des Volkes, dessen Macht, Ruhm, Männerblüte durch den Wahn des Königs hingeopfert wurde. Hätten wir eine nationale Bühne, die in Wahrheit der Spiegel der Zeit wäre, so müßte sie sich jetzt dieses erhabenen Werkes zu bemächtigen suchen und die edle Bearbeitung Gertrud Küsters könnte für eine Darstellung die geeignete Unterlage geben. Mag auch in den freien jambischen Versen, die auch den Reim, z. B. in der Stichomythie, heranziehen, der Ton weicher, moderner klingen als in der Urform, so steht die erneuerte Gestalt gerade dadurch dem Empfinden der Gegenwart näher. Die Dichterin hat ihr Werk in einer besonders schönen Gestalt, nur für hundert Auserwählte, drucken lassen. In stattlichem Quartformat, auf echtem Bütten wirken die hohen Worte in der Mediävalschrift Tiemanns ganz prächtig, nicht minder der schöne in Gold auf Violett lithographierte Umschlag. Bruno Goldschmitt hat sieben Zeichnungen hinzugefügt, die mit Ausnahme des Darius und der klagenden Greise die Größe der Dichtung nicht völlig erreichen, indessen als Ausdruck modernen künstlerischen Fühlens Anspruch auf Beachtung erheben können. G. W.

Digitized by Google

Robert F. Arnold, Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. Zweite, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. *Berlin* und *Straßburg, Karl J. Trübner*, 1919.

Neben dem „Grundriß" Karl Goedekes ist für den, der sich als Fachmann, Studierender oder ernsthafter Liebhaber mit unserer neueren Dichtung befaßt, Arnolds „Bücherkunde" das unentbehrliche Hilfsbuch, aus dem er sich zuerst Rat holt. Der ersten Auflage von 1910 wurde ungeteilter Beifall und bewundernde Hochachtung vor der gewaltigen Leistung zuteil. Nicht nur waren die Stoffmassen bewältigt, auch die Gliederung, die Sorgfalt im Kleinen und Kleinsten machten das Werk zu einem zuverlässigen und fast nie bei richtigem Befragen versagenden Ratgeber. Da es aber, wie alle Bibliographien, schnell fortschreitender Wissenschaft baldigem Veralten ausgesetzt ist, darf der Verfasser, will er seiner selbstgestellten Aufgabe treu bleiben, seine Hand nicht davon abziehen, muß die Last, die er sich aufgeladen hat, bis zum Ende weiter tragen. Daß Arnold, allen jetzt doppelt fühlbaren Erschwernissen trotzend, diese Pflicht weiter erfüllt, verdient als moralische Leistung ebenso dankbare Anerkennung wie als Zeugnis geistiger Spannkraft. Die Gliederung ist an manchen Stellen verfeinert, an anderen einfacher geworden; die Neuerscheinungen sind, wie Stichproben ergeben, staunenswert vollständig nachgetragen. So könnte man auch jetzt wieder dem Verfahren Arnolds in allem zustimmen, wäre nicht das Namenverzeichnis, für ein solches Unternehmen der geradezu unentbehrliche Schlüssel, fortgefallen und an seine Stelle ein zwar ganz nützliches, aber in Anbetracht des sorgsamen Aufbaus weit entbehrlicheres Sachregister getreten. Für die hoffentlich bald nötig werdende dritte Auflage sei die Wiederherstellung des alten Zustands dringend erbeten. G. W.

Julius Bab, Die deutsche Revolutionslyrik. *Wien* und *Leipzig, Ed. Strache*, 1919. Geb. 6 M.

Der Herausgeber der besten Auslese der Kriegslyrik war auch dazu berufen, die Lieder der Revolution auszuwählen und mit Einführung und Anmerkungen zu versehen. Er zieht den Kreis sehr weit, nimmt Stücke aus Schillers Jugenddramen auf, manches was nur allgemein von trotziger Verneinung zeugt, während die eigentliche Revolutionsdichtung, obwohl sie in Deutschland nicht gerade zahlreich ist, zu kurz kommt. Man begreift nicht, weshalb von Freiligrath nur sechs Stücke dargeboten sind und Karl Beck völlig fehlt. Druck und Papier sind sehr erfreulich, bis auf die paar überflüssigen, mißglückten Vignetten. G. W.

Hans Benzmann, Ausgewählte Gedichte. Mit einem Vorwort von Hermann Ploetz. 127 Seiten. — *Ernst Lemke*, Hans Benzmann. Eine Einführung in sein Leben und sein Werk. *Stettin, Fischer & Schmidt*, 1919.

Hans Benzmann, der den Lesern unserer Zeitschrift als Kritiker wohlbekannt ist, hat am 27. September 1919 seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Aus diesem Anlaß hat der Verlag von Fischer & Schmidt eine vom Dichter selbst getroffene Auswahl seiner Gedichte mit einem knappen Vorwort und dem Bild Benzmanns erscheinen lassen. Sie gibt ein sehr anschauliches Bild seines Werdeganges von den ersten, vor fünfundzwanzig Jahren erschienenen Versen des „Frühlingssturms" bis zu den wuchtigen Rhythmen seiner, das Werk krönenden „Evangelienharmonie". Benzmann ist kein Kämpfer und Wegbereiter, und Hermann Ploetz sagt zu viel, wenn er behauptet, er stehe „heute in der vordersten Reihe auf dem deutschen Parnaß". Nein, in der vordersten Reihe streiten die Jünglinge; der Mann, in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts gereift, hat das Recht, hinter der Front der Himmelstürmer der Erde zu gehören. Und er gehört vor allem seiner pommerschen Heimat, deren Sagen er in prächtigen Balladen gesungen, deren Stimmungen er erlauscht und zum Lied geformt hat. In dieser Erde wurzelnd, der Heide treu, die ihm so wundervolle Visionen schenkte, aber auch vergrübelt in die ewige Not Gethsemanes und aufschwebend wieder mit dem Auferstandenen: so zeichnet ihn auch das „dem Dichter, dem Landsmann und dem Freunde als Dank und Gruß" dargebrachte Büchlein Lemkes von dem man unerbittliche Objektivität nicht erwarten darf, das aber wohl geeignet ist, in des Dichters Welt zu führen, und das ihm hoffentlich zahlreiche Freunde werben wird, die mit uns noch kommende Werke begrüßen und spätere Jubiläen feiern können. F. M.

Martin Beradt, Die Verfolgten. Novellen. *Berlin, Ernst Rowohlt*, 1919. 274 S. 6,50 M., geb. 9 M.

Beradt hat sich mit seinen Romanen „Go", „Das Kind" und „Eheleute" als Erzähler von hoher literarischer Kultur erwiesen. Sein Platz ist etwa zwischen Keyserling, Thomas Mann und Schnitzler zu suchen; er stellt psychologisch interessante Fälle dar und zergliedert die Gefühle unserer spät geborenen Mitmenschen mit größter Delikatesse. Man wird nicht hingerissen, nicht aufgepeitscht von seinen Worten, aber sie fesseln, ihre Wahl entzückt, ihr tiefer Sinn macht nachdenklich. Auch sein neues Werk erfreut durch die Qualitäten reifer Erzählerkunst. Die fünf Novellen eint das Problem des verfolgten Menschen: die Frau, die, des Ehebruchs irrtümlich verdächtigt, in Wahnsinn getrieben wird; der müde Erbe alten Geschlechts,

Digitized by Google

der unter der Vorstellung leidet, daß sein Kind ein Kretin sein werde; der Junggeselle, der die Gegenwart fremder Menschen in seinem Quartier nicht erträgt; der vom Verfolgungswahn gejagte Schuldner; und endlich Hasselbach, dieser sanfte Dieb, den die Härte des Lebens verfolgt, der unschuldig bestraft den Heiligenschein des großen Dulders trägt. Alle diese Schicksale sind verflochten mit unserer Welt, doch nur in „Hasselbach" wird die zeitlose Gegenwart zu den Kriegsjahren, wie auch nur hier ein leicht aggressiver Ton bei der Darstellung des Gerichtsverfahrens die persönliche polemische Haltung des Juristen Beradt verrät. Künstlerisch am vollkommensten erscheint mir die in Tagebuchform gegebene Novelle „Troll". Schonungslos aufrichtig schreibt hier ein Mann, der sich für degeneriert hält und darum kein Kind haben will, die Erlebnisse seiner Ehe auf. Nach Peter Nansen hat wohl kein moderner Schriftsteller die Form des Tagebuchs mit so viel feinem Takt durch kluge Komposition zur Wirkung gebracht. Sehr gelungen ist auch die Darstellung des an Verfolgungswahn leidenden Dr. Prätorius in der Novelle „Halbes Licht". Hier läßt Beradt tatsächliche Vorgänge in Wahnvorstellungen übergehen, ohne daß dem Leser dies zum Bewußtsein gebracht wird. Man liest hingenommen, wird erregt in die Irre geführt, bis dann die erlösende Aufklärung erfolgt. Die Gefahr dieser Technik, sensationell zu werden, vermeidet Beradt hier wie in der „Zuflucht" durchaus. Schon sein äußerst gefeilter und disziplinierter Stil bewahrt ihn zumeist vor Entgleisungen ins Unkünstlerisch-Kolportagehafte. Er schmückt seine Sprache gern und mit Glück durch fein gewählte Bilder und Vergleiche; und nur bisweilen wirkt seine Vortragsweise befremdend kühl, wenn er, an Sternheim oder Flake gemahnend, allzu sehr Abstrakta bevorzugt. Als Ganzes aber wird das Buch jedem, der männliche Gehaltenheit dem tumultuarischen Gebaren der Jugend vorzieht, einen hohen Genuß bereiten. F. M.

Hans Heinrich Borcherdt, Augustus Buchner und seine Bedeutung für die deutsche Literatur des siebzehnten Jahrhunderts. *München, C. H. Beck*, 1919. VIII, 175 Seiten. 12 Mark.

Zu seiner guten Schrift über Andreas Tscherning liefert Borcherdt hier ein Gegenstück, das nun freilich trotz gleich gewissenhafter Stoffsammlung und verständiger Darstellung doch nicht den gleichen Wert für die Wissenschaft beanspruchen kann. Denn Tscherning ist als Mensch und Dichter, durch Schicksale und literarische Beziehungen anziehender und bedeutsamer als der Wittenberger Professor, der als lateinischer Poet wenig, als deutscher so gut wie nichts geleistet hat, dessen langes, geruhiges Dasein, abgesehen von ein paar Störungen in seiner zahlreichen Familie, kaum durch irgendein wesentliches Erlebnis unterbrochen wurde, und dessen Geistigkeit weder in noch nach diesem Dasein tiefe Spuren hinterlassen hat. Der Ruhmestitel des „Erfinders der deutschen Dactylen" und die Verhältnisse zu Opitz und der Fruchtbringenden Gesellschaft, die bisher überall hervorgehobenen Tatsachen, können doch nicht solches besagen, und viel mehr kann auch Borcherdt nicht beibringen, um nachzuweisen, „wie wichtig Buchners Persönlichkeit für die Entwicklung der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts gewesen ist". So bleibt es bei sauberer und keineswegs ertragloser Einzelforschung, die z. B. für die Chronologie der Buchnerschen Poetik endlich die erwünschte Klarheit bringt und deren Gehalt an Eigenem und ihren geringen Fortschritt über Opitz hinaus sorgsam feststellt. Man muß für eine solche Leistung um so dankbarer sein, je seltener sich die jüngeren Literarhistoriker von den blühenden Gefilden der beiden letzten Jahrhunderte in die verrufene, angeblich so dürre Heide der Barockdichtung locken lassen. Wir wollen hoffen, daß Borcherdt hier noch manchen vergrabenen Schatz entdecke und nicht so bald in fruchtbarere Gegenden flüchte. G. W.

Hans Brandenburg, Das Theater und das neue Deutschland. Ein Aufruf. *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. 41 S. Geh. 2 Mark.

Hier wirbt ein „Bund für das neue Theater", und der Begründer zeigt, wie unsere Bühne der Zukunft werden soll. Aber was nutzen alle Programme einer Institution, die allein realpolitisch behandelt werden kann? Brandenburg muß zugeben: Erneuerung des Theaters kann nur von der *Erneuerung des Geistes* und von der Erneuerung *durch* den Geist geschaffen werden, Die Anzeichen sind da; aber Gesellschaften für Theaterkultur und alle ähnlichen Bünde können den Geist nicht gebären, sondern nur vorsichtig das Bestehende läutern und fortbilden. G. W.

Richard Braungart, Neue deutsche Exlibris. Zweite Folge. 96 Tafeln in Lichtdruck mit einleitendem Text. *München, Franz Hanfstaengl*, 1919. In Halbpergamentband 90 Mark, 50 Exemplare in Kalblederband nach Entwurf von Heinrich Jost 200 Mark.

Vor sechs Jahren gab Braungart seine erste, schöne Sammlung neuer deutscher Exlibris heraus. Wer hätte denken sollen, daß die Ernte der Kriegszeit reich genug war, um das Erscheinen einer neuen Folge zu ermöglichen, die zum größten Teil diesem furchtbaren Lustrum ihr Werden verdankt? Und doch liefert der dem ersten an Stattlichkeit und Güte der Wiedergaben noch überlegene Band den Beweis, daß weder die Erfindung noch die

Digitized by Google

Gelegenheit unsern Graphikern gemangelt hat, ihr Können auf diesem reizvollen Felde so kräftig wie früher zu betätigen. In der Wahl der Motive bemerkt man, zum Glück, nichts von Krieg und Kriegsgeschrei: diejenigen, die sich am lautesten gebärdeten, mögen weder unter den deutschen Bücherfreunden noch unter den Künstlern zu suchen sein. Auch sonst fehlen hier die grellen Töne der Zeit. Die Neusten, die sich fürchterlich erdreusten, bleiben aus dem stillen Bezirk feiner Genüsse verbannt, und so wird dem Buche sein harmonischer Charakter gewahrt. Die kundige, feinsinnige Auswahl verdient in erster Linie Dank, in zweiter die warm- und weitherzige Erläuterung, die jedem der verschiedenartigen Graphiker, die in einem leicht herausfühlbaren Rhythmus an dem Beschauer vorüberziehen, wohl gerecht wird. Die Wiedergabe in ein- und mehrfarbigem Lichtdruck genügt höchsten Ansprüchen und wird auch Mehrfarbendrucken wie den feinsten Radierungen vollauf gerecht. Das sehr geschmackvoll gedruckte und gebundene Werk wird als Dokument heutiger deutscher Graphik und als wertvolles Geschenk viele Freunde finden, vermutlich zahlreichere, als durch die 1000 Exemplare der Auflage befriedigt werden können. G. W.

Clemens Brentano, Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia. Bilder von Ludwig Enders. *München, Georg W. Dietrich.* (Kleinodien der Weltliteratur, 21. Bd.) VIII, 168 Seiten.

Das ist neben dem schönen, längst vergriffenen Insel-Druck unstreitig die schönste Ausgabe des Gockel — nach der freilich unerreichbaren ersten mit Strixners Lithographien. Enders gibt prächtige, in alter Holzschnittmanier gehaltene Bilder, und der Schwabacher Druck steht auf dem rauhen Papier der Kriegszeit ausgezeichnet. Auch der Einband kann als musterhaft bezeichnet werden. A—s.

Margarethe von Bülow, Aus der Chronik derer von Riffelshausen. Erzählung. XI, 352 Seiten. — Novellen einer Frühvollendeten. XII, 383 Seiten. *Leipzig, R. Voigtländer.*

Als Margarethe von Bülow am 2. Januar 1884 bei der Rettung eines Knaben im Rummelsburger See ertrank, ging eine der besten Hoffnungen der eben aufwachenden Moderne dahin. Kaum ist später noch ein weibliches Erzählertalent von ähnlicher Jugendkraft und Frische erstanden. So ist es mit Freude zu begrüßen, daß der Verlag Voigtländer jetzt ihren Erstlingsroman und eine reichliche Auswahl der Novellen in zwei schön gedruckten, von Adolf Bartels verständnisfördernd eingeleiteten Bänden darbietet. Der Inhalt mutet heute schon historisch an; die Form letzter Verfeinerungen bar, aber nicht schwerfällig, und der Leser, der gute Ausfüllung seiner Musestunden sucht, wird für den Hinweis auf diesen neuen Abdruck der zu Unrecht vergessenen Geschichten dankbar sein. A—s.

Gottfried August Bürger, Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen. Mit Bildern von Gustav Doré. *München, Phoebus-Verlag.* Geb. 8 Mark.

Neben der köstlichen Erneuerung des von Doré geschmückten „Münchhausen" durch den Insel-Verlag wird auch dieser gut ausgestattete, billigere Neudruck den vielen Verehrern des großen Lügenmeisters und seines geistreichen französischen Begleiters willkommen sein. Der besonders gefällige Einband von Enders und die treffliche sonstige Ausstattung lassen nichts von der dem schönen Buche so feindlichen Zeit verspüren. A—s.

Theodor Däubler, Der sternhelle Weg. 2. Auflage. 150 Seiten. — Der neue Standpunkt. 2.—4. Tausend. 201 Seiten. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1919.

Däubler ist der Romane unter den deutschen Dichtern der Gegenwart. Die Leidenschaft wurde vom Formsinn gebändigt, das dunkle Fühlen wurde überglänzt von etwas, das man fast „bon sens" nennen könnte, die Nerven verfeinerten sich zur letzten Reaktionsfähigkeit, die ganze Persönlichkeit stellte ihr Sein aus dem deutschen Gesichtskreis in den europäischen, oder besser gesagt in den des unstaatlichen Menschen (wobei Nationalismus, überhaupt jede Art aktivistischer Teilnahme am Geschehen nicht ausgeschlossen zu sein braucht). Auch ist es nicht deutsch, wie hier Dichten und Kunstbetrachten zur Einheit verschmolzen sind. Unsere Dichter und Künstler schreiben über das Handwerk, stellen Theorien auf; Rodin gibt Aphorismen und Visionen. So will auch Däubler nur von seinem Sehen künden, nicht aber sagen, was sein soll und nicht sein soll, was gut ist und was schlecht. Die bestirnte Nacht ist das Symbol seines ganzen Wesens. Die ihr entsprossenen edlen, stets tief gefühlten, aber selten menschlich tiefen Gedichte des „sternhellen Weges" leuchten in reinen Farben. Die kürzern streben zum Sonett hin, wenn sie nicht diese Lieblingsform aller romanisierenden Dichter ausdrücklich wählen. Der Klang erinnert an die alten Parnassiens; aber eine neue Freudigkeit trat an die Stelle der Dekadenz. Musik, vor allem Musik auch hier, im Rhythmus wiegende Gondeln voll kostbarer bunter Gesteine und samtiger, seidiger Gewebe, darüber ruhiger Vollmond und Sternenbüschel. Die Herrschaft über die eigene Sinnenwelt wird dem Kritiker

Digitized by Google

Däubler zu Erkenntnissen. Er sieht Kunst und sieht zugleich sein eigenes Sehen. Das ist der neue Standpunkt, sein Recht und Unrecht. Unrecht deshalb, weil dies Doppeltsehen dem Abbild des Bildes den Vorrang vor dem Bilde läßt, Recht deshalb, weil der primäre Vorgang alles Kunstbetrachtens und Kunstbeurteilens zutage tritt. Wer neueste Malerei und Plastik auf solche Weise erkennen will, wählt vielleicht gangbarste Wege, und Däublers „neuer Standpunkt" leitet zu der Vorgeschichte heutiger Schaffensweisen, zu Munch, Barlach, Matisse, Rousseau, Chagall, Marc, Picasso, zu Futuristen und Expressionismus, dessen Wesen nicht erschöpfender ausgesprochen werden kann, als in dem Satz: „Der Mittelpunkt der Welt ist in jedem Ich; sogar im ichberechtigten Werk."

G. W.

Eugène Delacroix, Fragmente einer Selbstbiographie. Charles Baudelaire: Über Delacroix. Mit zwei Bildnissen. Aus dem Französischen übertragen von Hans Graber. *Benno Schwabe & Co., Basel* 1919.

Delacroix' Briefen[1] den Versuch einer Selbstbiographie folgen zu lassen, war ein glücklicher Einfall, und da niemand Bedeutenderes über den großen Künstler geschrieben hat als Baudelaire, durfte er in diesem gut ausgestatteten Band, der ersten vollständigen deutschen Übertragung, nicht fehlen. In vieler Hinsicht erscheint Delacroix Baudelaire als der größte Künstler überhaupt, bei keinem hat er in dem Maße Ungestüm und Inbrunst zugleich empfunden. Fast zwanzig Jahre bleibt er in seinen Salonberichten seiner Liebe für Delacroix treu und weiß immer Neues über den großen Maler zu sagen, ja, diese Berichte, in denen das Wesen des Genies in einer so unvergleichlichen Weise erfaßt wurde, daß sich die seelische Spannung des Schreibenden heute noch auf den Leser überträgt, gehören zum Schönsten, das je über einen bildenden Künstler gesagt wurde. Intensiver als irgendeiner seiner Vorgänger oder Zeitgenossen hat Baudelaire rein künstlerische Probleme erfaßt, immer führt er in das Herz der Dinge; darin liegt die Bedeutung seiner Berichte und der Skizze über Delacroix' Leben und Werke, die er unmittelbar nach dem Tode des Malerfürsten geschrieben hat.

Rosa Schapire.

Des Hauses Sonnenschein, die schönsten Kinderbilder. Mit einem Geleitwort und 87 Bildern. *Stuttgart, Julius Hoffmann.* Geh. 2.25 M., in Pappband 3 Mark.

Als hübsches Geschenk für junge Mütter und solche, die es werden wollen, kann diese Kindergalerie empfohlen werden. Freilich überwiegen die „süßen", frisierten und lackierten Köpfchen allzu sehr und besonders muß man sich wundern, daß die ältere Zeit mit den vielen künstlerisch wertvolleren Bambini gar nicht berücksichtigt worden ist.

A—s.

Dostojewski, Die Brüder Karamasoff. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Karl Nötzel. Drei Bände. *Leipzig, Insel-Verlag.*

Vor kurzem sprachen wir an dieser Stelle den Wunsch aus, das größte Werk Dostojewskis möchte in der Romanbibliothek des Insel-Verlags nicht länger fehlen. Schneller und besser als damals zu denken war, ist nun dieser Wunsch erfüllt worden. Nötzel hat etwas Ungewöhnliches vollbracht, indem er den Stil des gewaltigen Russen mit höchster möglicher Treue nachbildete, Satzbau, eigenartige Wortwahl, charakteristische Eigenheiten der Syntax beibehielt und doch ein durchaus lesbares deutsches Buch zustande brachte. Hier ist jene völlige Einfühlung des Übersetzers erfolgt, die den Giusti Heyses, den Ariost und Byron Gildemeisters, den „Don Quixote" von Braunfels — dieser dem Wollen und Können nach am ehesten der Leistung Nötzels vergleichbar — zu fast gleichwertigen Nachbildungen fremder Dichtung werden ließ. Von dem innigen Verhältnis Nötzels zu seiner Aufgabe zeugt auch das Nachwort und das ihm folgende Leben Dostojewskis mit seiner trotz der Kürze stimmungsreichen Schilderung der Schicksale des großen Märtyrers. Der Insel-Verlag darf dieses Werk zu den edelsten Gaben zählen, die er dem deutschen Volke dargebracht hat.

P—e.

Albrecht Dürer, Die Offenbarung St. Johannis. — Die große Passion. — Die kleine Passion. — Sämtlich nach den Urausgaben von 1498 und 1511 in Originalgröße mit dem lateinischen Text. Bibliophilenausgaben zu 75 und 60 M., allgemeine Ausgabe in geschmackvollen Einbänden zu 48, 36 und 15 M. — Das Marienleben. 20 Blätter in Originalgröße, Ausgabe der Reichsdruckerei, geb. 45 M. *Berlin, Amsler & Ruthardt.*

Die vier großen Holzschnittfolgen Dürers sind Gipfelpunkte, über die der Weg des Menschen und des Künstlers dem letzten Ziele zuschreitet. Die Bilder zur Apokalypse bedeuten die große Entladung seiner leidenschaftlichen Pathetik und verwandeln die verschwimmenden Gesichte des Apostels in ebenso leidenschafterfüllte aber scharf umrissene Zeichnungen, zum Teil dem Alltagsleben entlehnt, wie die berühmten apokalyptischen Reiter und ihre Pferde, zum Teil über alles Irdische hinausgesteigert, z. B. in der Schilderung des vom Erzengel Michael bezwungenen Drachens. In den beiden Passionen wird Menschliches und Göttliches

[1] Eugène Delacroix, Briefe I und Briefe II, vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde August—September 1918 und ebenda Juli 1919.

Digitized by Google

zur Einheit verschmolzen. Der leidende Gott wird zum Tröster der leidenden Menschen, weil er als ihresgleichen erscheint. Dieses Thema hat Dürer immer wieder behandelt, nach seinem eigenen Bekenntnis ist das Leiden Christi die eigentliche Aufgabe des Malers. Von der großen Passion von 1498 mit ihrem lauten bühnenmäßigen Leben, ihrem derben Realismus, kommt er zu immer größerer Verinnerlichung, der es nur um die Seele des Einen, des mit Bewußtsein sich selbst aufopfernden Heilands, zu tun ist. Die Blätter, die 1510 die große Passion abrunden, mit dem ergreifenden Titelblatt, geben neue, tiefere Töne an, und die kleine Passion läßt sie in den schlichtesten Ausdrucksweisen fortklingen, für jeden aus dem Volke verständlich, alle Stadien der Leidensgeschichte an dem gläubigen Auge vorüberführend. So menschlich warm, ohne jene große, leidenschaftliche Pathetik hat er dann auch das Marienleben geschildert. Maria ist ihm nicht die thronende Himmelskönigin, sondern die deutsche Jungfrau, Hausfrau, Mutter. Das Menschentum seiner Tage konterfeit er in lieblichen und behaglichen Szenen, wo nicht die große Tragik des Christuslebens auch in das der Mutter hineingreift. Deshalb ist diese Folge unter allen am meisten geliebt und gekauft worden, und noch heute werden sich ihr die Gemüter am leichtesten zuwenden. Aber die herbe Größe der Offenbarung, der leidenschaftliche Schmerz der Passionen verdient doch noch höheren Preis, erschüttert unsere Seele mit ganz anderer Gewalt. Alle vier Folgen besitzen wir nun in den schönen, völlig getreuen Wiedergaben als einen Hausschatz seltenster Art zu immer erneutem Versenken in den nicht ausschöpfbaren Reichtum ihres Inhalts. Wer geliebte Menschen beglücken, wer sich selbst an großer Kunst in dem großen Leid unserer Zeit aufrichten, beruhigen und emporheben will, der greife zu diesen deutschesten Büchern. G. W.

Albert Ehrenstein, Bericht aus einem Tollhaus. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1919.

Mit dem „Tubutsch" und dem „Selbstmord eines Katers" hat Ehrenstein zuerst die Augen auf sich gelenkt. Nun legt er das zweite dieser Bücher jugendlicher Verzweiflung von neuem vor, nach dem ursprünglichen Plane umgearbeitet. Die erste Form hatte noch viel wienerisches Schnörkelwerk, billige Späße, um die Bitterkeit der Hauptstücke geschlungen. Das stärkste unter ihnen, „Begräbnis", erscheint nun unter dem neuen, zutreffenderen Namen „Familie". Die Wurzel des großen, dem Wahnsinn zutreibenden Leids wird hier bloßgelegt: der junge Jude, gebannt in einen Kreis nüchterner Geldverdiener und kleinbürgerlicher Frauen, dabei begabt mit glühender Seele, unaufhörlich rankender Phantasie und Feingefühl und hineingetaucht in den Strom europäischer Bildung. Das bringt ihn — nicht körperlich, aber geistig — ins Tollhaus. Der Titel besteht zu vollem Recht, wenn man ein Denken, das nicht mehr der regelnden Verstandeslogik gehorcht, als tollhäuslerisch betrachtet. Indessen ist hier doch immer Bewußtheit des eigenen Zustandes, Klarheit des Erkennens der Innen- und Umwelt, und vor allem erstaunliches Vermögen, mit sicherer Hand die Gesichte beider Welten aufzuzeichnen. Das Buch strotzt von Talent und ist des schönen Neudrucks würdig, auch durch seine, nun fast historische Bedeutung am Eingang neuer deutscher Dichtung. G. W.

Altösterreichische Erzähler. Mit einer Einleitung von Adolf Bartels. *Leipzig, R. Voigtländer.*

Ein hübsches, von Hans Friedrich mit Bildchen geschmücktes Buch, das als Wiederbelebung alter Unterhaltungsliteratur besserer Art sein gutes Recht hätte, wenn Grillparzer und Halm mit ihren überall zu findenden berühmten Novellen solcher Erneuerung bedürften. Und wenn diese beiden aufgenommen wurden, warum fehlt Stifter? So ist die Auswahl, in der außer den bereits Genannten Schreyvogel, Seidl und Stelzhamer mit je einem Stücke erscheinen, etwas willkürlich und die Einleitung sucht sie mit einiger Mühe zu rechtfertigen. A—s.

Claude Farrère, Kulturmenschen. Roman. *München, Georg Müller*, 1919.

Die Goncourt-Akademie hat diesen Roman des federfertigen französischen Marineoffiziers mit dem Preise von 5000 Franken ausgezeichnet. Das ist für uns in zwiefacher Hinsicht bemerkenswert. Einmal bezeugt es, wie niedrig heutzutage dort drüben die Ansprüche an literarische Leistung gestellt werden. Das Vermächtnis der Goncourts sollte solchen Schriftstellern zugute kommen, die von den vielen Preisen der Akademie keinen erlangen, weil sie zu kühn, zu natürlich, zu eigenartig dem akademischen Kanon widersprachen. Und hier ist nichts, als daß ein Jünger Pierre Louys' (er sagt es ja selbst) Erotik für den Familientisch serviert, umwoben von der schwülen Tropenluft Indochinas. Die geringe Kunst, mit der drei Liebesvirtuosen verschiedener Grade zum traurigen Ende ihres fröhlichen Daseins gebracht werden, der mißglückte Versuch, in der langen Reihe von Verführungen und Ausschweifungen auch einmal zur Abwechslung eine reine Liebe zu schildern, verweisen den Roman technisch auf eine sehr niedrige Stufe. Aber andererseits hat das Buch doch für uns Deutsche besondere Anziehungskraft, seine Krönung mit dem Goncourt-Preis symptomatische Bedeutung. Es bestätigt allenthalben den Satz auf S. 170: „Die französischen Kolonien sind recht eigentlich ein Müllhaufen, auf den aller Auswurf

Digitized by Google

der Metropole kommt." Die Preisrichter müssen doch diesen Ausspruch für richtig, diese Schilderung ihrer Landsleute für zutreffend gehalten haben. Wenn dem so ist, können wir nur das Volk bedauern, das so tief gesunken ist; für die Zukunft der oberen Gesellschaftsschicht Frankreichs bleibt nichts mehr zu hoffen. Und das muß auch den Feind dieses heutigen Frankreichs mit Trauer erfüllen. G. W.

Karl Gjellerup, „Seit ich zuerst sie sah". *Leipzig, Quelle & Meyer*, 1919. Geh. 5 M., geb. 8 M.

Der dänische Schriftsteller und Dichter Gjellerup, der im Alter von 62 Jahren kürzlich verstarb, hat die bekannte Minnageschichte, die lange im Buchhandel fehlte, in ein verbessertes sprachliches Gewand gebracht. Eine ahnungsvolle Vorrede läßt erkennen, daß die Erwägung, „Wer weiß, ob meine Lebenserinnerungen jemals geschrieben werden?" den Dichter veranlaßte, die neue Auflage auf den Kehrreim des alten dänischen Elfenhügelliedes umzutaufen, den er als Buchtitel einem posthumen selbstbiographischen Roman zugedacht hatte. Durch diesen Bezug auf den nahen Tod des Verfassers mahnt der Sinn des Liedes doppelt schwermutsvoll an die Vergänglichkeit alles Glücks. Aus dem Idyll in der sächsischen Schweiz weht Frohheit und bildliche Anschaulichkeit in unmittelbarer Sprachfrische. Und die unerwartete schmerzliche Umbiegung der Lebensfreude in die notgedrungene Resignation löst viele reiche und schöne Dichtertöne zwischen den Zeilen der einfachen und anspruchslosen Erzählung aus. Eine fast weibliche Reizbarkeit, die sich in der Ausmalung kleiner und kleinster Züge des Alltagslebens kundgibt, gestaltet die Liebesepisode zwischen dem Polytechniker Fenger und Minna Jagemann, die durch das Dazwischentreten des Malers Stephensen für immer begraben werden muß, zu einer reizvollen Schilderung des Dresdener Kleinbürgerlebens, dem eine ebenso wahrheitsgetreue halbsatirische Beleuchtung des Literaten- und Kunstsnobber ums Kopenhagens gegenübersteht. Hinter dem Buch liegt wirklich Erlebtes, eine Herzensgeschichte, die in jeder Zeile zum Menschheitsgleichnis wird, aus der Feder eines nun Dahingegangenen vorgetragen, der das Leben in seiner Doppelwahrheit für sich selbst entdeckte und es mit der ganzen unverwelklichen Liebe echter Künstlerseelen formte, fremd jeder Künstlichkeit des Sehens. Dankbar rufen wir es dem Toten nach. *Magda Janssen.*

Goethe, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Als erster Druck der *Kleukens-Presse* in *Frankfurt a. M.* hergestellt in 250 numerierten Exemplaren, im August 1919.

Im Jahre 1794 schrieb Goethe die kleine, zu wenig gekannte Folge anmutiger und spannender Erzählungen, der er als leuchtendes Schlußglied sein wundersames Märchen anfügte. Gewiß kann dies Erzeugnis hoher Kunst in leichter Fassung heute, wie damals, die Gedanken von dem Ernst der Zeit ablenken, gewiß verdient es nicht nur durch den Namen seines Schöpfers den Aufwand, der ihm in dem vorliegenden Neudruck zuteil wurde. Die Kleukens-Presse führt sich damit sehr vorteilhaft ein und erweist sich als würdige Nachfolgerin der Ernst-Ludwig-Presse, die uns unter dem gleichen Leiter eine Anzahl schöner deutscher Drucke gegeben hat. Hier wie dort wirkt auf dem vortrefflichen Material, einem auserlesenen Japan-Papier, die ebenmäßige, von breitem Durchschuß gehobene Schönheit der Kleukensschen Schrift und bringt ein Seitenbild hervor, das als Ganzes das Auge erfreut und auch, was bei bibliophilen Büchern nicht immer zutrifft, dem Leser durch Klarheit und angenehme Schriftform wohltut. Zwei mäßig geschmückte Initialen bedeuten eine vielleicht unnötige Zugabe. Das bescheidene, dem Stil des Werkes entsprechende Oktavformat verdient die gleiche Anerkennung wie der sonstige vornehm zurückhaltende Habitus des edlen Druckes.

G. W.

J. W. von Goethe, Das Märchen. Lithographien von Ludwig Enders. *München, Georg W. Dietrich.* 4°. 31 Seiten mit 9 Steindrucken. (Kleinodien der Weltliteratur, 19. Bd.)

Goethes „Märchen", das wundersame, nie völlig ausdeutbare Spiel seiner Phantasie, hat in neuerer Zeit schon einmal einen Maler gereizt, seine phantastischen Bilder zu gestalten. Damals blieb der Versuch erfolglos. Nun gelingt er dem bewährten, für das Kunstmärchen vorbestimmten Ludwig Enders besser. Der riesige Fährmann, die Irrlichter, die grüne Schlange mit den gewaltigen Königen, der Schatten des Riesen und die anderen Visionen des Dichters werden hier zu glaubhaften Gebilden, wenn auch der ganze Reiz des verschwimmenden Halbdunkels kaum auf das Papier gebannt werden kann. Auch die Decke und die sonstige Ausstattung wirken erfreulich. A—s.

Goethe-Kalender, begründet von Otto Julius Bierbaum, fortgesetzt von Carl Schüddekopf, auf das Jahr 1920 herausgegeben von Karl Heinemann. Mit 12 Tafeln. *Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung m. b. H.*, 1919. Kart. 4 M., in Halbpergament 10 Mark.

Der Hauptinhalt des Jahrgangs 1920 gilt, den vorigen fortsetzend, den Familienangehörigen und dem engeren Freundeskreise Goethes. Seine eigenen Äußerungen über den Sohn, die Schwiegertochter und die Enkel, die Hausgenossen und den engeren Weimarer Freundeskreis werden durch

Digitized by Google

sachkundige Bemerkungen Heinemanns ergänzt. Bei der Charakteristik August von Goethes hat er sich wohl zu sehr durch das allzuherbe Urteil des verstorbenen Nervenarztes Möbius bestimmen lassen. Schade, daß der hübsche Brief nicht aufgenommen wurde, durch den Goethe dem alten Freunde Carl August für dessen Glückwunsch zur Geburt der Enkelin Alma dankte. Die reichlichen Auszüge aus den Gesprächen mit dem Kanzler von Müller werden viele erst auf diese reiche Quelle zur Erkenntnis Goethes hinweisen. Aus dem Kalendarium ist nun der letzte Hauch schalkhaften Bierbaumschen Geistes verflogen; die Goethestellen atmen nur Würde und Lebensweisheit. Die guten, zum Teil aus der Kippenbergschen Sammlung zum ersten Male veröffentlichten Bilder und die sonstige Ausstattung machen den Kalender wieder zu einem Geschenk, das neben dem innern Sinn auch das Auge erfreut. G. W.

Ferdinand Gregori, Der Schauspieler. *Leipzig und Berlin, B. G. Teubner*, 1919. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 692.) 132 Seiten. Kart. 1,75 M.

Das Büchlein Gregoris erhält seinen besonderen Wert dadurch, daß hier aus der Praxis zu uns gesprochen wird. Überall fügen sich in die Darstellung des Schauspielers als Menschen und Künstler bequem Beispiele ein, die dem Laien eine gute Anschauung vom Umkreis schauspielerischer Tätigkeit, seinen Kämpfen mit Rolle, Regie und Publikum geben. Das Buch sollte aber auch von den Schauspielern selbst recht eifrig gelesen werden, nicht zuletzt wegen der vortrefflichen Zusammenstellung einer Schauspieler-Bücherei, die freilich als Ideal kaum je erreicht werden wird.

F. M.

Stefan Großmann, Die Partei. Roman. *Berlin-Wien, Ullstein & Co.*, 1919.

Großmann kennt das Treiben in der Wiener Sozialdemokratie der Vorkriegszeit genau und hat die Schilderungsgabe, um eine Reihe scharf gezeichneter Porträts, gestaltenreiche, lebensvolle Bilder aus Redaktionen, Versammlungen, Kaffeehäusern zu liefern. Aber die Form des Romans füllt alles das nicht völlig aus. Die erfundenen oder erlebten Schicksale der beiden Ehepaare Schauer und Schiller, die Liebesaffären der kleinen Mizzi und des kühlen Genußmenschen Wisgrill geben doch nicht genug an Handlung her, mögen sie auch fesselnd genug erzählt sein. Immerhin wird das Buch als ein Stück durchsichtig maskierter Parteigeschichte sehr vielen Lesern Wertvolles zu bieten haben. G. W.

Emil Hadina, Suchende Liebe. Ein Buch von Frauen und Heimweh. *Leipzig, L. Staackmann*, 1919. 236 Seiten. 5 Mk., geb. 7 Mk.

Was dem Lyriker Hadina hier schon bei Erscheinen seiner Gedichte „Heimat und Sterne" gesagt wurde, daß nämlich Gesinnung nicht das Entscheidende in der Kunst ist, muß man ihm nach der Lektüre seines Romans wiederholen. Die „schönen, edlen Gedanken", die den österreichischen Menschen ehren, sind in banale Handlung geflickt, das Ganze ist mit einer selbst für Wiener ungewöhnlichen Sentimentalität vorgetragen und schließlich verstimmt die Konjunkturkenntnis des Dichters. Da er in der Zeit des „Aufklärungsfilms" sich vom wohlanständigen Küssen und Kosen allein keinen Erfolg erhofft, führt er ein kleines Freudenmädchen Mia ein, die „noch nicht lange dabei ist" und den Helden mit den Worten: „Komm mit, ich will dir ein Lied von meiner Mutter singen" zum Besuch einlädt. Die falsche Romantik dieses Buches wird in dieser heiklen Szene offenbar, sie ist künstlerisch so unmöglich, wie das Weihnachtsidyll in der „Klematisburg im Thüringwald", wie die Verlobungsszene von „Brüderlein und Schwesterlein", wie — das ganze Buch. F. M.

Carl Hagemann, Spiele der Völker. Eindrücke und Studien auf einer Weltfahrt nach Afrika und Ostasien. *Berlin, Schuster & Loeffler*, 1919. 495 Seiten. Geh. 10 M., geb. 13 M., Luxusausgabe auf Bütten in Ganzpergament (60 Exemplare) 50 Mark.

An dieser Stelle wurde früher das unterhaltende Reisebuch Hagemanns besprochen und die in Aussicht gestellte Ergänzung erwähnt. Diese liegt nun vor, stattlicher als der frühere schmale Band erwarten ließ und weit hinausgehend über eine Aufreihung von Erlebnissen künstlerischer Art, wie man sie wohl nach der Ankündigung erwartete. Hier wird dem Ethnographen, dem Völkerpsychologen, dem Ästhetiker und dem ernsthaften Theaterfreund unschätzbares Material dargeboten, wie es zuvor an keiner anderen Stelle zu finden war. Schärfe der Beobachtung und hohes Schriftstellerkönnen vereinen sich zu einer langen Folge von anziehenden und belehrenden Bildern, hauptsächlich aus den Ländern Ostasiens, nachdem die Negertänze und die verkommene Variétékunst Ägyptens im Eingang vorgeführt worden sind. Was Indien, Japan und China an schönen, seltsamen, grotesken Tänzen und dramatischen Schauspielen bieten, stellt in reichster Farbenfülle dieses glänzende Bilderbuch ohne Bilder zur Schau. Und wir wandeln wie durch einen Orchideengarten, bestaunen die unerhörten Formen, berauschen uns an dem exotischen Duft der hundertfältigen Blütenpracht. Aus dem grauen Elend dieser zerstörten europäischen Welt versetzt uns ein Zauber in eine Traumwelt, die doch Wirklichkeit ist. Denn jede Zeile trägt das Gepräge der

Digitized by Google

Wahrheit, der exakten Wiedergabe des Erlebnisses durch einen hochbegabten und für alle darstellenden Künste durch reiche Erfahrung geschulten Forscher, der nicht Wissenschaft bieten will, aber gerade deshalb dem Wissen von der Menschenseele und ihrem Ausdruck im Walten des Spieltriebs um so besser dient. An vielen Stellen ist durch Vergleiche und ästhetische Werturteile dem schon vorgearbeitet; doch auch dort, wo nur das Erlebnis in leichtem Erzählerton geboten wird, findet sich kostbarstes Material für alle, die dem Leben der Völker und der Menschheit Teilnahme schenken. Es gibt kaum eine Gattung von reifen Lesern, denen das seltene Buch nicht einen besonders wertvollen Besitz bedeuten müßte. Der Verlag hat es vornehm ausgestattet und den Preis erstaunlich niedrig angesetzt. G. W.

Ida Gräfin Hahn-Hahn, Faustine. Ein Roman aus der Biedermeierzeit. Mit der Lebensgeschichte der Dichterin und einem unveröffentlichten Bildnisse erneut herausgegeben von Arthur Schurig. *Berlin, R. Bredow*, 1919. 350 Seiten. Geh. 12 M., geb. 15 Mark.

Die Gräfin Hahn-Hahn verdient das Denkmal, das Schurig ihr in Gestalt dieser neuen Ausgabe ihres Romans „Faustine" setzt. Als eigenartige Frau, als begabte Schriftstellerin und als Vertreterin einer versunkenen Zeit bleibt sie eine geschichtlich merkwürdige Erscheinung, mögen auch ihre Werke, namentlich die der zweiten, katholischen Periode, nur durch die Tendenz Leser verdient und gefunden haben. Schurig bietet eine ausführliche Lebensbeschreibung und am Schluß Verzeichnisse der Porträts und der Schriften, sowie der Literatur über die Gräfin. Für die Kenntnis ihres Wesens und der Zeit vor 1848 lohnt sich das Lesen der „Faustine" noch immer. Aber man wünscht ein solches Denkmal der Vergangenheit unverändert zu sehen und versteht deshalb nicht, weshalb Schurig durch Beseitigung zahlreicher Fremdworte und durch kleine Striche, die im ganzen nur drei bis vier Seiten ausmachen, einem unberechtigten Streben nach Modernisierung die Echtheit geopfert hat. G. W.

Hermann Hefele, Das Gesetz der Form. Briefe an Tote. *Jena, Eugen Diederichs*, 1919. Geh. 5 Mk., geb. 6,50 Mk.

Welch hoher Sinn dem Begriff des „Bürgertums" noch heute beigelegt werden kann, das beweist folgender Satz: „Die Seele als Bürger ist die Integralformel aller Kultur, und ihr Sinn ist die Einführung des Gesetzes der politischen Ordnung in den Bereich des Geistigen. Dann erst, wenn kein Wert mehr, und wäre er der stolzeste und heiligste, in Eigensinn und Eigenwille beiseite steht, wenn alles dem großen Gedanken der Gemeinsamkeit sich willig und bewußt gefügt hat, hat sich die zufällig gewordene Gesellschaft der Menschen zur Würde der Bürgerlichkeit erhoben, und die reine Menschlichkeit hat im Leben der Kultur die letzte Form gefunden."

Diese Worte stammen aus Hermann Hefeles Buch über das „Gesetz der Form", einem Buch von Briefen an große Tote, dessen Ethos sich gut durch einen Satz aus der Epistel an Petrarca veranschaulichen läßt. Denn was Hefele hier von dem großen Italiener sagt, das erhofft er wohl einst als Frucht seines eigenen Daseins. „Ihr beugtet Euch in froher Demut dem schönen Gesetz und nahmt aus seiner segnenden Fülle als Lohn den Willen zur bewußten Form, zur Bildung und Kultur ... In mühevoller Arbeit formtet Ihr an Eurem Selbst, so, als gestaltetet Ihr aus der Fülle Eurer Empfindung heraus das feine Kleinod eines Sonetts, abgetönt, formbewußt, schöngestaltet. Eure üppigreichen, saftvollen Gedanken führtet Ihr durch die strenge Schule einer übernommenen festgefügten Sprache, und willig knietet Ihr vor der höheren Autorität der Alten, wissend, daß es keine Form ohne Zwang, keine Bildung und Kultur ohne Tradition geben kann. So ginget Ihr auf der harten Brücke der Entsagung den Weg vom Ich zum Du, von der Willkür zur Form, von der Natur zur Bildung, bis Ihr am Ziele standet, im reinen Bezirk des Menschlichen, frei vom Krampf und der Brunst des Tieres, frei von der seraphischen Ekstase des Engels und frei von allem blinden, dunklen Verneinungswillen des Teufels."

In elf weiteren Briefen (an Goethe, Schiller, Michelangelo, Hugo Wolf, den heiligen Benedikt, Lorenzo Valla, Erasmus, Macchiavelli, Cäsar, Napoleon, Dante) versucht uns nun Hefele große und für seine sittliche Idee typische Geister zu erklären. Sie alle haben sich jener formenden Arbeit an sich unterzogen, die Zufälligkeiten ihrer Subjektivität geläutert zu allgemeingültigen, objektiven Werten. Sie haben den Drang der Menschheit nach ihren vollkommensten Daseinsformen, nämlich den Willen zum Staat, den Willen zur bürgerlichen Ordnung und den Willen zur Kultur in die Tat umgesetzt.

Hoch über der romanischen Haltung des modernen Menschen, wie sie beispielsweise die soziologischen Urteile des hier ebenfalls besprochenen Hans Blüher, Max Scheler oder Gustav Landauer stark bestimmt, ragt nach Hefeles Urteil die Antike, und in ihr wieder hoch über dem Griechen der Römer mit seinem männlichgezügelten Ordnungssinn. Verhaßt ist Hefele auch alles Libertinertum, alles Schwimmende und der Wollust des Selbstgenusses Hingegebene. *Virtus atque constantia*, so würde sich vielleicht mit einer römischen Formel Hefeles sittliches Ideal bezeichnen lassen. Stolz und einsam flüchtet ein Mensch zum Klassizismus

Digitized by Google

in Staat und Kultur, in einer Zeit, wo formzertrümmernde Subjektivität auf allen Gebieten des Lebens ihre Spuren zieht. — — —

Mit Freude begrüßen wir den strengen Geist, der aus Hefeles Worten spricht. Denn wir glauben, daß die Gegenwart ihre eigenen neuen Werte erst dann ausprägen kann, wenn sie sich — in der ihr zukommenden Weise — mit jenem straffen, männlich gefaßten Willen klassischer Lebenshaltung beseelt.

Was aber Hefeles schriftstellerische Persönlichkeit selbst anbetrifft, so wird sich erst noch entscheiden müssen, ob er einmal in seinem Sinne „Meister" wird, oder ob er nicht — wir dürfen an ihn hohe Maßstäbe anlegen — allzusehr ein nach rückwärts gewandter Prediger ist. Ein zu bester Form gesteigerter Epigone, der sich allerdings von dem marktschreierischen Nachbetern des allweil Jüngsten, die sich bekanntlich stets als Originalgenies gebärden, dadurch vorteilhaft unterscheidet, daß er seine Vorbilder auf eigenen und ehrlichen Wegen sucht.

Wir wissen, daß alle bedeutenden und schöpferischen Geister einmal diese Bahnen gegangen sind; wir würden sie darum niemals als Epigonen bezeichnen. Aber Hefeles Anlehnung stimmt zuweilen bedenklich. Bei aller Fähigkeit, seine Meister auf eigene Art zu deuten — zuweilen fürchte ich, es fehlt ihm an der Strenge gegen sich selbst und an der Fülle, die mit Sicherheit Selbständig-Großes erhoffen läßt.

Wie steht es beispielsweise mit der von ihm gepriesenen Sachlichkeit? Viele seiner als wissenschaftliche Erkenntnis vorgetragenen Meinungen sind falsch oder anfechtbar. Vieles ist aus einem Denken geboren, dessen bewußt klassizistische Haltung zur Einseitigkeit, dessen Wille, Autoritäten aufzustellen, zu ultramontanem Katholizismus wird. Wie eng ist Hefele in der Beurteilung ihm fremder Naturen! Wie übel wird da seine sonst so humanistisch schönfließende und überlegte Sprache, die er durch seine Übersetzungen aus der Renaissance eifrig geschult hat! Luther im Vorübergehen mit dem Beiwort „der geborene Leibeigene" zu beschenken, einen Denkergiganten wie Hegel als „bildungslosen Proletarier" zu kennzeichnen, oder in einer ganz einseitigen Deutung der Politik sämtliche Antimacchiavellisten in Bausch und Bogen als „gelehrte Idioten und gekrönte Heuchler" zu stempeln — wir lassen jedem das Recht des Angriffs, aber wollten wir in dieser Hefelischen, dem Invektivenstil der Humanistenzeit entlehnten Sprachtönung bleiben, so möchten wir fragen, ob diese Aussprüche mehr unwissend als dreist, oder mehr dreist als unwissend, oder beides zugleich sind. Im Zusammenhange mit der Nachahmung der Neulateiner leidet Hefeles Ausdrucksweise auch an einer gefährlich unvorsichtigen Neigung zu Superlativen. Es ist aber immer gewagt, von Petrarca zu behaupten, er sei *der größte* Dichter gewesen, oder von Caesar, er habe *als erster* die Idee des Staates gefaßt, oder gar von den guelfischen Kleinstaaten der Renaissance, es habe sich gerade in ihnen *das einzige Glück* eines reinen Staates verkörpert, selbst wenn man das Wort Staat so auffaßt wie Hefele.

Sachlichkeit ist es auch nicht, wenn man in leichter Bequemlichkeit dauernd die Objekte der Betrachtung nach seinem Belieben, nicht nach ihrem eigenen inneren Wesen modelliert, um an ihnen im Guten und im Schlechten exemplifizieren zu können.

Doch vielleicht geraten wir bei solcher Kritik in eine falsche, schulmeisternde Einstellung. Hefeles Buch ist in erster Reihe zu werten als kunstvoller Ausdruck eines trotzigen und wertvollen Lebensgefühls. Und daran wollen wir uns freuen!

H. R. Ulich.

William Hogarth, Von Stufe zu Stufe. Der Lebenslauf einer Dirne. Herausgegeben von Dr. G. Vorberg. *München, Verlag der Ärztlichen Rundschau, Otto Gmelin.* 4°. 16 Seiten Text und 6 Tafeln in Heliogravure auf China. In Mappe 25 M.

Die berühmten, unter dem Titel „The Harlot's Progress" vereinten sechs Bilder haben Hogarths Ruhm begründet. Sie schilderten mit einer Fülle von Geist und scharfer Beobachtung das Schicksal der Buhlerin, von der Ankunft des ahnungslosen Landmädchens in London bis zum elenden Ende ihres Daseins. Als 1733 der Stiche zum ersten Male erschienen, errangen sie einen in der Geschichte des Kunsthandels unerhörten Erfolg: nach der Angabe Lichtenbergs fanden sie 12 000 Subskribenten. Lichtenberg hat auch zu den sittengeschichtlich noch mehr als kunstgeschichtlich bedeutsamen Blättern den klassischen Kommentar geliefert, und der neue Herausgeber kann nicht mehr geben als einen auf das Sachliche beschränkten Auszug jener, in meiner Ausgabe 130 Druckseiten zählenden Erläuterungen. Das vollbringt Vorberg sehr geschickt, hätte aber doch in der allzu knappen Einleitung des großen Vorgängers gedenken sollen. Die Wiedergabe der Originalstiche durch F. Bruckmann bietet alles Wünschenswerte. Die Heliogravuren wirken weich und tief, fast als wären sie nach den, bis auf eines längst verbrannten, Originalen angefertigt.

A—s.

Hundert Jahre A. Marcus und E. Webers Verlag, 1818—1918. Bonn a. Rh. 1919.

Der stattliche Band von VIII + 392 + 48 Seiten bietet eine staunenswerte Fülle wertvoller Beiträge aus den verschiedenen Gebieten, die der hochangesehene Verlag A. Marcus und E. Weber unter

Digitized by Google

seinem jetzigen Inhaber Dr. jur. Albert Ahn zum Nutzen der Wissenschaft und zu seiner eigenen Ehre anbaut. Den Literaturfreunden sind vor allem die Beiträge zur Geschichte des Verlags anziehend, daneben Aufsätze, wie der von Ernst Schultze: „Kauft man in Deutschland genug Bücher?", von W. Wygodzinski: „Die Kulturmittelpunkte Deutschlands und das Verlagswesen", von M. v. Hagen: „Vater Arndt als Lobredner Englands", von A. Goetze: „Familiennamen und frühneuhochdeutscher Wortschatz". Das sind nur ein paar Beispiele aus der Reihe, deren Verfassernamen und Inhalte das Jubiläumsbuch zu einer höchst anregenden Blütenlese heutiger Gelehrtenarbeit gestalten und den Verlag mit Stolz erfüllen dürfen.

A—s.

Jens Peter Jacobsen, Briefe. Mit einem Vorwort versehen und herausgegeben von Edvard Brandes. Zwei Bändchen, 128 S. und 145 S. Geb. 19 M. *Neuer nordischer Verlag, Karl Schnabel, Berlin* 1919.

In zwei reizend gebundenen Bändchen werden uns hier die Briefe dargeboten, die Jacobsen an Edvard Brandes geschrieben hat. Brandes hat eine ausführliche Einleitung vorangeschickt, in der er aus dem Leben des Freundes plaudert und das Wesen des Dichters beleuchtet. Die Briefe sind nicht annähernd in dem Sinne wichtig wie etwa die Briefe von Hölderlin, Kleist oder gar Flaubert. Sie lassen nicht in Jacobsens Innerstes blicken, sie reißen keine Furchen auf, aber sie sind liebenswert, oft von feiner Ironie durchzogen, im Stil ganz Jacobsen. Die Werdegänge von „Marie Grubbe" und „Niels Lyhne" werden, wenn auch nur skizzenhaft, dem Freunde berichtet, Sehnsucht nach dem geliebten Kopenhagen zittert immer wieder aus dem weltverlorenen Thistedt („wo keiner Ideen hat oder je von Ideen hat sprechen hören") zu dem Freunde am Öresund hinüber, und dann kommen die Stationen der Krankheit, der schrecklichen, quälenden Krankheit, die schließlich das trostlose Ende herbeiführt. Jacobsen war kein eifriger Briefschreiber, es kostete ihm immer Überwindung, sich in Briefen zu ergehen. Aber überwand er sich, so wägte er die Worte, schrieb behutsam, und oft quälte ihn Angst, daß er mißverstanden werden könnte. Über künstlerische Themata sich brieflich zu verbreiten, liebte er im allgemeinen nicht; dies tat er lieber in Gesprächen. An niemand hat er lieber Briefe geschrieben als an den Freund Edvard Brandes, und an niemand hat er vertrauter, offener, freundschaftlicher geschrieben. *Hans Bethge.*

Die Offenbarung des Johannes. Mit zwölf Zeichnungen von Erich Waske. *Berlin, Axel Juncker* (1919). In Pappband 25 M., 150 Exemplare in Halbleder, vom Künstler signiert 80 M.

Die Gesichte des Apokalyptikers mußten unserer Zeit von neuem lebendiger Ausdruck ihres eigenen ahnungsschweren Fühlens werden. Vor uns ragt die dunkle, wolkenumhüllte Zukunft, eine Welt geht unter und eine neue steigt in jähen Blitzen unklar aufleuchtend empor. Noch fehlt ihr die Gestalt, und so entspricht sie dem, was unsere Dichter und Maler auf Papier und Leinwand zu bannen streben: sie ist das Ungeformte, das noch nicht Geschaute, das vor aller festen Form im Mutterschoß chaotische Ungeschiedene. Die Offenbarung des Johannes gibt diesem dunklen Tongewirr Melodie, diesen wirren Linien feste Gestalt. Ein gealtertes, gewaltsam sich aus der Mechanisierung emporreißendes Weltalter wird dem unsern hilfreich, zu sagen was es leide und ersehne. Es ist deshalb ein guter, zeitgemäßer Gedanke, dieses Buch gigantischer Gesichte mit den Bildern eines Künstlers unserer Tage zu vereinigen, der wie Erich Waske durch sein Können in hohem Maße befähigt ist, das Visionäre zu verleiblichen. Man erstaunt ob der Kraft und Fülle dieser 12 Bilder, die in vortrefflichem Kupferdruck wiedergegeben sind. Der Druck des Wortlauts der Offenbarung durch Dietsch & Brückner in Weimar, der prächtige auf rotem Grund in Gold hergestellte Einband und das stattliche Format gestalten das Buch zu einem Werke von hoher Würde und Schönheit, dessen mäßiger Preis in dieser teuren Zeit besonders hervorgehoben zu werden verdient. G. W.

J. Kastan, Berlin wie es war. Mit 10 Bildern. *Berlin, Rudolf Mosse* (1919). Geb. 12 M.

Kastan gehört zu jenem nun schon wenig zahlreichen Geschlecht, das seine besten Jahre in dem vorkaiserlichen Berlin verlebt hat. Mit jugendlicher Frische erzählt er von dieser versunkenen, einfachen Zeit der Rinnsteine und Plüschdroschken, der großen Menschen und der kleinen Ansprüche. Das Stadtbild, durch den Tiergarten und den Alexanderplatz begrenzt, wird gezeichnet, die Geselligkeit und das Kunstleben treten in ihren bezeichnenden Persönlichkeiten und Eigenheiten hervor, am breitesten und wärmsten aber schildert Kastan die wissenschaftlichen Zustände, zumal die der medizinischen Fakultät, und das Zeitungswesen, die beiden Gebiete, die der Schauplatz seiner Berufstätigkeit waren. Man liest das Buch mit vielem Vergnügen und dem Gefühl, daß die offensichtliche Liebe nicht verfälschend eingewirkt hat, mag auch Kastan mit Beiworten wie weltberühmt und genial etwas verschwenderisch verfahren. Sachliche Mängel sind kaum zu bemerken, höchstens eine ungenaue

Digitized by Google

Angabe über Angelo Neumann, ein paar verschriebene Namen (Spargnapani, Formes), ein etwas gewaltsames Wort wie das wiederholte „Vergesundheitlichung". Eher ließe sich schon daran Anstoß nehmen, daß die Zeitgrenze der Darstellung vor- und rückwärts nicht scharf gezogen ist, was auch für die 10 guten Bilder zutrifft. Aber das alles tut dem angenehmen Eindruck dieses Erinnerungsbuches keinen wesentlichen Abbruch. G. W.

Gottfried Keller, Gesammelte Werke. Jubiläums-Ausgabe. 10 Bände. *Stuttgart* und *Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger*, 1919. Geb. 55 Mark.

Der Verlag, dem seit 1901 die Werke Kellers anvertraut sind, ehrt seinen Dichter und sich selbst, indem er zu dessen hundertstem Geburtstag eine neue, bessere und schönere Ausgabe erscheinen läßt. Der Wortlaut ist durch Fritz Hunziker und Emil Ermatinger von den früheren Fehlern gereinigt worden; Ermatinger hat eine wahrhaft bedeutende Einleitung beigesteuert, der Druck wirkt sehr schön, Papier und Einband entsprechen dem, was die schwere Zeit an Güte und Solidität irgend gestattet. Der Umfang des Aufgenommenen gleicht dem der früheren, von Keller selbst veranstalteten Ausgabe, so daß der Inhalt des Nachlaßbandes hier nicht zu finden ist. G. W.

Walter Keller, Die schönsten Novellen der italienischen Renaissance. Mit Titel und Bildschmuck von Paul Kammüller. *Zürich, Orell Füßli*, 1918. 8°. Gewöhnliche Ausgabe geh. 18 Fr., geb. 22 Fr. Luxusausgabe in Quartformat von 50 numerierten Exemplaren, auf Handpapier, in Pergament und Leder gebunden, 150 Fr.

Die Novellen der vorliegenden Sammlung sind vom Herausgeber aus den lateinischen und italienischen Originalen mit viel Sorgfalt und Verständnis übertragen worden. Angeregt wurde die Arbeit durch Jakob Burkhardts „Kultur der Renaissance", zu der sie in gewisser Weise eine Ergänzung sein will. Keller ließ sie zur Jahrhundertfeier der Geburt seines großen Basler Landsmannes im Mai 1918 erscheinen. Welchen Zweck er mit dem Buche verfolgt, geht am klarsten aus dem Geleitwort hervor, das er ihm auf den Weg gibt: „Im allgemeinen kennt man von der altitalienischen Literatur nur die Werke Dantes, Petrarcas und Boccaccios, und aus der Renaissance die Schöpfungen Ariosts und Tassos. Dagegen sind Autoren wie Giovanni Fiorentino, Masuccio, Enea Silvio Piccolomini, Luigi da Porto, Bandello, Giraldi u. a. kaum dem Namen nach bekannt. Und doch haben auch sie während der glanzvollen Zeit des 15. und 16. Jahrhunderts Hervorragendes geleistet, nämlich auf dem Gebiet der Novellistik, wofür Italien der klassische Boden war. In diesen Novellen spiegelt sich sehr hübsch das bunte Treiben an den Fürstenhöfen und in den Bürgerhäusern." Besondere Bedeutung haben viele dieser Novellen dadurch erlangt, daß sie den Stoff zu berühmten Dichtungen der Weltliteratur geliefert haben. („Romeo und Julia", „Kaufmann von Venedig", „Othello".) In dieser Hinsicht ist für uns von besonderem Interesse die kurze Erzählung von Franco Sacchetti — der nach Bandello wohl der bedeutendste dieser Novellisten ist — „Der Müller als Abt und die vier Rätselfragen", da sie, wenn auch auf Umwegen, das Motiv für Bürgers Ballade „Der Kaiser und der Abt" geworden ist. Von berühmten Namen der Renaissance ist Enea Silvio Piccolomini vertreten und Nicolo Macchiavelli mit seiner drolligen „Lustigen Novelle" vom Teufel Belfagor, der auf die Erde hinaufsteigt, um zu erproben, ob der Ehestand wirklich eine so unerträgliche Einrichtung sei; auch ein später wiederholt, so von Lafontaine, verwandtes Motiv.

Die Übersetzung ist nicht immer gleich gut. Man gewinnt vielfach den Eindruck, daß das an sich sehr richtige Bestreben des Übersetzers, den besonderen Ton jener altitalienischen Geschichten möglichst getreu wiederzugeben, die Flüssigkeit der Sprache beeinträchtigt. Recht hübsch liest sich die Novelle Boccaccios: „Federigo und sein Falke". Erwähnt sei noch, daß der Herausgeber die Titel großenteils frei erfunden hat.

Wenn so das Buch inhaltlich Freunden der altitalienischen Literatur und der Renaissance als interessanter Versuch empfohlen werden darf, so ist leider der Bilderschmuck von Paul Kammüller (Basel) weniger erfreulich. Der Künstler ist ein Opfer seines Bemühens geworden, die italienische Buchillustration des Quattro- und Cinquecento nachzuahmen, trifft aber den Charakter jener vollendeten Holzschnitte weder in der Technik, noch in der Zeichnung und Komposition; vielfach will mir auch scheinen, als ob das äußere Beiwerk dieser Bilder nicht ganz stil- und zeitgerecht sei.

Ewald Rappaport.

Reinhard Koester, Der Gang des Gottlosen. Roman. *München, Delphin-Verlag.*

„Eins fehlt den Deutschen: sie können sich nicht hingeben — nicht schrankenlos hingeben und gänzlich verlieren ... Sie wissen immer, wo sie aufhören müssen zu denken, zu dichten, zu trinken, zu lieben, zu träumen oder sich hinzugeben. Denn ihre Hingabe muß fruchtbar sein. Darum hat kein Volk so viel Bücher geschrieben. Aber was sie schreiben, ist immer das eigene Leben. Darum weiß die Masse in Deutschland nichts von den eigenen Dichtern. Lies ein slawisches Buch: das haben Tausende geschrieben und einer hat nur die Feder geführt. Und in dem Leben des Einen spiegeln

Digitized by Google

sich tausend Leben. Die Brüder Karamasow: das ist ganz Rußland von gestern, heute und morgen. Aber Wilhelm Meister und Faust: ist das Deutschland? Das ist ein Großer in Deutschland ... Sie schreiten vorwärts und wir bleiben stehen. Sie schreiten vorwärts — aber wohin? Wir wissen, wo wir stehen."

Diese Worte einer der Nebenpersonen des Romanes heben sein Leitmotiv scharf hervor. In das Schicksal zweier deutscher Männer greift die schöne Slawin Nasta Malingkoff ein — aber keiner von beiden kann sich gänzlich an sie verlieren, und darum löst sie sich von beiden. Sie gibt sich beiden und in ihrer Vergangenheit taucht noch ein Dritter auf, und doch ist sie keinem untreu und betrügt sie keinen; sie ist auch keine Dirnennatur, sondern eben nur eine „Natur", reine, unverfälschte Natur. Diese Gestalt ist dem Dichter — dieser Ehrentitel ist hier vollkommen berechtigt — ausgezeichnet gelungen; sie ist echt in jedem Zuge ihres seltsamen Wesens; sie *lebt*, und gerade das Seltsame und Widerspruchsvolle in ihr läßt sie dem Leser erst recht lebendig erscheinen. Denn diese Seltsamkeiten und Widersprüche werden einem erst bewußt, wenn man anfängt, ihren Charakter zu analysieren. Gibt man sich dem unmittelbaren Eindruck ihres Wesens hin, so scheint einem alles klar und verständlich. Sie kann gar nicht anders handeln, kann gar nicht anders sein.

Und nicht minder fein und tief ist die Zeichnung der beiden Männer, der schwerfälligen Deutschen, der Nebenbuhler, die doch nie das Bewußtsein haben, daß sie einander im Wege stehen, und die sich zuletzt, als Nasta vom Schauplatz verschwunden ist, als Freunde finden. Mit großer Kunst sind die beiden kontrastiert: der grade, schlichte Maler Stumm, und der zarte, reflektierende Walter Overkamp, der eigentliche Held des Romanes, der „Gottlose", der an seiner Unfähigkeit, sich hinzugeben, erst bitter leidet, bis er zur Erkenntnis gelangt, daß in dieser Schwäche vielleicht seine wahre Stärke liegt. Diese Erkenntnis wird ihm durch Nasta, und darum wird ihre Lösung von ihm, so schmerzlich sie ihn trifft, ihm zur Erlösung. „Ich habe sie geliebt, nur ohne mich aufzuheben und aufzulösen in sie — und ohne den Gedanken der Ewigkeit, denn jeder Gedanke an Dauer spielt mit der Ewigkeit. Wer leiden kann, ist unbesiegbar — aber er herrscht nicht. Sieh: ich kann es nicht anerkennen, denn in mir ist die fröhliche Zuversicht, die sagt: Nur wer sich alles zur Freude gestalten kann: — der herrscht."

Mit diesen Worten schließt der Roman, der auch in der Komposition — trotz einer gewissen Zerfahrenheit im Anfang — und in der Zeichnung des Milieus und der Nebenfiguren, von denen keine unnötig ist, sondern jede dazu dient, das Wesen der drei Hauptgestalten aufzuhellen, auf einer sehr beachtenswerten Höhe steht. *Arthur Luther.*

Dr. Rudolf Krauß, Klassisches Schauspielbuch. Ein Führer durch den deutschen Theaterspielplan der älteren Zeit. *Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung*, 1920. 390 Seiten. Geb. 6 Mark.

Das „Moderne Schauspielbuch" von Krauß hat einen großen Publikumserfolg errungen. Begreiflich, daß Verfasser und Verleger nun auch für die älteren, auf dem Spielplan noch erscheinenden Dramen ein ähnliches Vademecum darbieten, nach den gleichen Grundsätzen eingerichtet und vermutlich den Theaterbesuchern ebenso willkommen wie der Vorgänger. Die Benutzung eines solchen Hilfsmittels ist vielen zur Vorbereitung oder zum Nachgenuß dienlich und kann pädagogisch vorteilhaft wirken, zumal wenn ein mit dem Theater vertrauter, gewandter Schriftsteller wie Krauß, und kein Schulmeister, die Führung übernimmt. Die Kritik hätte an manchen Stellen der kurzen Einführung in die Geschichte des Dramas und später wohl ein Recht, sich zu äußern; aber sie darf es den sicher folgenden Auflagen überlassen, die Unebenheiten des ersten Wurfes zu glätten. G. W.

Junge Kunst. Monographien über Künstler der Gegenwart. *Leipzig, Klinkhardt & Biermann*, 1919. Jeder Band 16 Seiten, eine farbige Tafel und 32 Abbildungen. In Pappband 4 Mark.

Die neue, vielversprechende Sammlung führt in scharfen, aus liebevollem Eindringen gewonnenen Charakteristiken diejenigen Künstler dem Verständnis näher, die für das Wollen und Können der Gegenwart besonders bezeichnend erscheinen und zu denen doch die große Menge der Kunstfreunde nicht leicht das richtige Verhältnis gewinnt. Durch zahlreiche gute Bilder unterstützt wird so für die junge Malerei erfolgreich gewirkt. Erschienen sind bisher: Max Pechstein von Georg Biermann, Paula Becker-Modersohn und Bernhard Hoetger von C. E. Uphoff, Ludwig Meidner von Lothar Brieger, César Klein von Theodor Däubler, Franz Heckendorf von Joachim Kirchner, Rudolf Großmann von Wilhelm Hausenstein und Hugo Krayn von Karl Schwarz.

G. W.

Isolde Kurz, Traumland. *Stuttgart* und *Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt*, 1919. 131 Seiten. Preis geb. 5,50 M.

Wie so manchmal in den letzten Jahren kommt uns Isolde Kurz auch diesmal nicht mit künstlerischen Schöpfungen, aber auch nicht mit Wirklichkeitserinnerungen, vielmehr mit einer Traumchronik. Sie hat sich schon in jüngeren Jahren daran gewöhnt, bedeutsame Traumerlebnisse durch Niederschrift festzuhalten, und eine Auswahl daraus bietet sie uns jetzt dar, eingeleitet durch eine umfangreichere Studie über „Die Welt des Traumes", worin sie geistreich plaudernd ihre Gedanken über

Digitized by Google

dieses merkwürdige physiologisch-psychologische Zwischengebiet preisgibt.

Wie weit sie die ursprünglichen Aufzeichnungen für ihr kleines Werk umredigiert hat, entzieht sich der Beurteilung. Sicher aber mußten die duftigen Traumgebilde schon bei der Niederschrift von ihrem Charakter verlieren und aus der magischen in die literarische Sphäre versetzt werden. So ist diese Traumchronik schließlich doch eine poetische Kundgebung, und zwar gleich im doppelten Sinn. Einmal weil die Dichterin zum mindesten stilistisch bewußt daran mitgearbeitet hat, und dann weil eben Poeten anders, ungleich phantasievoller träumen als andere Sterbliche. Weshalb auch ihre Träume anmutiger zu lesen sind als die eines Weinreisenden oder eines Registrators.

Da sind zunächst die spielerischen und neckischen Träume, deren übermütigen Gaukeleien Isolde Kurz in der Ökonomie des menschlichen Seins die die Rolle der Leidentspannung zuweist. Mehr noch weiß sie von wahrsagenden, warnenden, rettenden Träumen zu berichten, und sie läßt jenes dunkle Gebiet unsres Seelenlebens, wo der Traum zum Gesicht wird, nicht unberührt. Spürt aber dann doch wieder den physiologischen Ursachen nach, die diese oder jene Vision verursacht haben. Sie erzählt ferner von den Übergangsträumen im halbwachen Zustand unmittelbar vor dem Einschlafen oder nach dem Aufwachen. Besonderes Interesse erregt, was sie von den ihr im Schlaf zuteil gewordenen Versen mitteilt. Sie erinnern etwa an die sinnlosen und doch einen geheimnisvollen Sinn andeutenden Verse des wahnsinnigen Hölderlin; Traum und Wahnsinn sind ja auch Zweige *eines* Baums mit der gemeinsamen Wurzel des ausgeschalteten Willens. Aus den älteren Zeiten rückt die Verfasserin zuletzt in die jüngste Gegenwart vor und fügt der eigenen Chronik auch eine Anzahl bemerkenswerter fremder Träume bei. Das Buch, das ja keine erschöpfende und systematische Darstellung sein will, enthält wertvolle Beiträge zur Traumforschung und liest sich sehr angenehm. Einen Extrareiz wird es noch manchem gewähren, Jagd auf Parallelen zwischen den Träumen der Dichterin und ihrer Novellistik zu machen.

R. Krauß.

Paul Leppin, Hüter der Freude. Roman. *Wien* und *Leipzig*, *Deutsch-Österreichischer Verlag*, 1918. — Daniel Jesus. Roman. *Wien* und *Leipzig*, *Ed. Strache*, 1919.

Die beiden kleinen Romane Leppins stammen aus jenem literarischen Zeitalter, in dem der physiologische Impressionismus (nach Lamprechts Terminologie) an der Tagesordnung war. Eine Reihe von erotischen Erlebnissen mit ekelhaften, dämonischen, wild begehrenden Weibern, die exhibitionistische Freude am Aufdecken des Verhüllten, und die Sucht, den Bürger zu ärgern, brodeln durcheinander in dem Gemisch, das heute schwerlich irgendeinen Genießer berauschen dürfte. Indessen hat sich darin das eigenartige Prager Aroma erhalten aus jenen Jahren, da das Ghetto noch stand und die alte Wunderstadt eine Schar deutsch-jüdischer Talente gebar. Insofern kann den gewiß nicht talentlosen Geisteskindern Leppins das Lebensrecht gegönnt werden, vor allem dem ersten, während der „Daniel Jesus" doch allzu wild in phantastische Sphären, die dem Verfasser nicht erreichbar sind, hinausstrebt. G. W.

Walter von Molo, Luise. Roman. *München*, *Albert Langen*. 312 Seiten. 5 M., geb. 8 M.

Mit dem Roman „Fridericus" hatte Walter von Molo seine zweite große historische Trilogie „Ein Volk wacht auf" begonnen; ihr zweiter Band ist „Luise". Dort hatte er, nach seinen eigenen Worten, „den gründenden Absolutismus" gestaltet, hier kam es ihm darauf an, „die Formung des Zusammenbruchs bei Jena und Auerstedt (durch das Epigonentum Besitzender statt Erwerbender)" zu geben. Im Mittelpunkt des Buches steht Luise, nicht mehr die in sentimentaler Schwärmerei verzeichnete Königin, sondern das Weib, das aus der lustigen mecklenburgischen Prinzessin langsam zur ernsten, Schicksal ahnenden Frau und zum guten Genius des allzu schwachen Friedrich Wilhelm aufwächst. Nicht alle Gestalten, die um diesen Mittelpunkt kreisen, sind im gleichen Grade plastisch. Bei mancher Figur, etwa bei Herrn von Massow, hätte ein genaueres Studium der historischen Persönlichkeit wohl dazu helfen können, sie echter, charakteristischer vor uns erstehen zu lassen. Auch spielt Molo sein Österreichertum bisweilen einen Streich: er läßt „einen Akt herabgelangen", er läßt den braven Preußen Köckritz „heuer" sagen, und daß der Roman mit einer Szene beginnt, in der Heinrich von Kleist „in Habt-Acht-Stellung" vor Luise steht, muß jedem Freund des preußischen Dichters wehe tun. Aber das sind Kleinigkeiten; die größte Schwäche des Buches liegt doch in dem, was seine Stärke ausmachen soll, im Vorherrschen des Dialogs. Dadurch wird zwar die Handlung sehr lebendig — wenn ich auch gestehen muß, daß mich dieses ewige Hin und Her auf die Dauer ermüdet und die Sehnsucht nach epischer Ruhe weckt; vor allem ergeben sich durch die Dialogtechnik mancherlei Unwahrscheinlichkeiten. Die Menschen sprechen zu viel und zu vieles, was sie allenfalls denken sollten; auch vergrößert sich so für den Autor die Gefahr, seinen Personen Worte in den Mund zu legen, die anno 1806 unmöglich waren. Blücher brüllt einmal: „Ich erschlag dich, quasselt dein Hochverrat noch ein Wort!" Ich glaube nicht, daß der alte Haudegen so mit Abstrakten um sich warf. Eine letzte Steigerung der Lebendigkeit des

Digitized by Google

Dialogs glaubte wohl Molo dadurch zu schaffen, daß er jedes betonte Wort im Druck sperren ließ. Dagegen wollen wir als Bücherfreunde entschieden Front machen; denn der Satzspiegel, der an sich schon durch die zahllosen Gänsefüßchen, Ausrufezeichen, Punkte unruhig genug bei Molo ist, wird dadurch für unser Auge völlig ungenießbar. Schließlich ist dieser Sperrdruck nur ein Zeichen für die sehr bedenkliche Veräußerlichung der Moloschen Kunst überhaupt, und bei aller Anerkennung der Leistung auch des vorliegenden Werkes muß gegenüber den Superlativen der Molo-Gemeinde die Warnung erhoben werden, der Dichter möge die Gefahren der Zertrümmerung epischer Form nicht mißachten! F. M.

Lauritz Nielsen, Dansk Bibliografi 1482—1550. Med særligt Hensyn til dansk Bogtrykkerkunsts Historie. XLVII u. 247 S. 8°. *København og Kristiania. Gyldendalske Boghandel. Nordisk Forlag* 1919.

Das vorliegende Werk zeigt die gewaltigen Fortschritte, die die bibliographische Wissenschaft in den letzten 50 Jahren gemacht hat. Als in der ersten Hälfte der siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts Chr. Brunn seine Forschungen über die älteste dänische Literatur nach Einführung der Buchdruckerkunst („Den danske Litteratur fra Bogtrykkerkunstens Indførelse i Danmark til 1550") veröffentlichte, behandelte er die Werke rein vom literarischen Standpunkte aus und nahm alles auf, was mit Dänemark in direktem oder indirektem Zusammenhang stand; das Typographische fand keine Berücksichtigung. Auf dieses hat nun Nielsen das Hauptgewicht gelegt und in der guten Wiedergabe der Druckproben, Initialen und Randverzierungen (S. 165 ff) einen lehrreichen Beitrag zur Geschichte der Buchdruckerkunst geliefert. Auch in literarischer Beziehung unterscheidet sich sein Werk in mancher Hinsicht von dem Brunnschen. Das Material ist in den verflossenen 50 Jahren nicht unwesentlich gewachsen, Einzeluntersuchungen haben manche Aufstellungen Brunns geändert, manches neue Ergebnis gebracht. In der Aufnahme des Materials hat sich Nielsen festere Grenzen gezogen und die Kritik mehr zu ihrem Rechte kommen lassen. So hat er nicht alles aufgenommen, was mit Dänemark in irgend einem Zusammenhang steht, sondern von den im Ausland gedruckten Büchern nur diejenigen, die in dänischer Sprache gedruckt sind, deren Verfasser oder Herausgeber Däne war und die auf Bestellung von Dänemark zum Gebrauch für dänische Schulen hergestellt sind. Ebenso hat er von nicht erhaltenen Büchern nur die aufgenommenen, deren Titel es über allen Zweifel setzt, daß dieser genau nach dem Buche selbst wiedergegeben ist. Hieraus erklärt sich, daß manches Buch, das Brunn verzeichnet, bei Nielsen sich nicht findet.

Deutsche sind es gewesen, die in Dänemark die Buchdruckerkunst eingeführt haben, Deutsche und Niederländer sind daher auch die ältesten Buchdrucker. Ihre Lebensgeschichte, ihre Tätigkeit als Buchdrucker, namentlich in Dänemark, bildet daher die Einleitung zur eigentlichen Bibliographie; die von ihnen gebrauchten Typen, Initialen und Verzierungen sind die angefügte Beigabe. In diesen Teilen hat das Werk Bedeutung auch für die Geschichte der deutschen Buchdruckerkunst. Hier begegnet Johann Snell aus Eimbeck, Dänemarks erster Buchdrucker, der auch in Stockholm den Buchdruck eingeführt, aber den größten Teil seines Lebens in Rostock und Lübeck verbracht hat; ferner Stephan Arndes aus Hamburg, ein Mainzer Schüler, der längere Zeit in Italien gearbeitet hatte, in Dänemark einen der typographisch schönsten Drucke (s. S. 169) herstellte und später über 30 Jahre in Lübeck tätig war, wo er u. a. die prachtvolle niederdeutsche Bibel druckte; Gotfred af Ghemen aus Holland, der erste ständige Buchdrucker in Kopenhagen, der seine Kunst namentlich in den Dienst der jüngst gegründeten Universität stellte und dem Dänemark sein erstes in dänischer Sprache gedrucktes Buch „Den danske Rimkrønike" und andre nationale Werke des ausgehenden Mittelalters verdankt.

Wie im 15. Jahrhundert stand auch in der ersten Hälfte des 16. der Buchdruck in Dänemark ganz unter dem Einflusse des Auslandes. Mit Ausnahme eines einzigen waren alle Buchdrucker Ausländer, namentlich Deutsche. So Matthäus Brandis, der aus Lübeck kam und sich namentlich in Ribe und Kopenhagen betätigte und der die Schwabacher Type in Dänemark einführte, die beiden nahe Verwandten Melchior und Balthasar Blumme, Peter Brandis, Hans Vingaard aus Stuttgart, dessen Presse erst in Viborg, dann in Kopenhagen im Dienste der Reformation wirkte und der zugleich als Buchhändler seine kleinen Schriften zum Verkauf brachte, Ludwig Dietz aus Speier, den Christian III. nach Kopenhagen zur Übernahme des Druckes der Reformationsbibel rief, weil die in Lübeck von ihm gedruckte niederdeutsche Bibel sein Gefallen gefunden hatte, der Schwede Oluf Ulricksøn, der Pfarrer in Söderköping gewesen war, ehe er sich hier der Buchdruckerkunst widmete, und unter dem Drucke von Gustav Wasa seine Presse nach dem dänischen Malmö verlegte, Johan Hoochstraten aus Antwerpen, dessen Presse in Malmö sich besonders Chr. Pedersen zur Veröffentlichung seiner theologischen und politischen Schriften bediente, Hans Barth, der vor seiner Niederlassung in Roeskilde in Magdeburg Bugenhagens und andrer Reformatoren Schriften gedruckt hatte und in Dänemark das erste Buch in isländischer Sprache, das Neue Testament, druckte. Um dieselbe Zeit (1534) brachte der Schwede Jón Matthiasson die Buchdruckerkunst auch nach Island und druckte hier zu Hólar das „Breviarium Holense", das einzige Buch,

Digitized by Google

das auf Island vor Einführung der Reformation, der sich später Jón anschloß, gedruckt worden ist.[1] Der einzige Däne, der in diesem Zeitraum dem Buchdruck sich widmete, war Poul Räff, der in Kopenhagen das Material von Matthäus Brandis erwarb, später seine Buchdruckerei nach Aarhus verlegte und die neue Kunst ganz in den Dienst der alten katholischen Kirche stellte.

Außer in Dänemark wurde aber auch ein großer Teil dänischer Bücher, und besonders wichtiger, im Auslande, namentlich in Deutschland gedruckt. Von den niederdeutschen Städten sind es Lübeck und Rostock, in denen die Buchdruckerkunst blühte, von den mitteldeutschen Städten vor allem Leipzig, wo Melchior Lotter und Valentin Schumann verschiedene dänische Werke druckten, außerdem Magdeburg, wo Peder Tidemand und Michael Lotter Aufträge aus Dänemark erhielten, Wittenberg, Zwickau, Nürnberg, die für die Paläotypographie von Bedeutung gewesen sind. Von den außerdeutschen Städten sind dänische Drucke erschienen in Paris, Antwerpen und Basel. Eine Verbindung mit diesen angeknüpft zu haben, war namentlich das Verdienst Chr. Pedersens.

Die Aufzählung der Drucke bis 1550, die eine gewissenhafte Beschreibung und Literaturangabe der einzelnen Bücher enthält, umfaßt 298 Nummern. Bei jeder sind, soweit es sich feststellen läßt, der Drucker verzeichnet und die Orte und Bibliotheken angegeben, auf denen sich Exemplare der betreffenden Werke befinden. Hierdurch wird das Buch ein ungemein wichtiges Hilfsmittel für Literar- und Kulturhistoriker, die sich mit dem Reformationszeitalter beschäftigen. Beigefügt sind fünf Faksimileblätter besonders typisch interessanter Drucke, darunter das von Erhard Altdorfer entworfene Titelblatt zur Bibelübersetzung Christians III. Am Schlusse sind die Drucke nach den Städten und den Buchdruckern noch einmal zusammengestellt, so daß das Ganze ein ganz hervorragendes Werk zur Geschichte des Buchdrucks genannt werden kann, wenn es sich auch auf ein relativ kleines Gebiet beschränkt. *E. Mogk.*

Gustav Kirstein, Das Leben Adolph Menzels. Mit vier farbigen Tafeln und achtzig Abbildungen. *Leipzig, E. A. Seemann*, 1919.

Ein entzückendes Buch, — und so wohltuend unkunsthistorisch! Man beginnt zu lesen, und es läßt einen nicht los bis zur letzten Seite und zum letzten Wort. Mit dem leidenschaftlichen Eifer des Sammlers sind Briefe und Äußerungen des Künstlers in Menge zusammengetragen, ein überreiches Material für die Kunstgeschichte, und aus ihnen baut sich zwanglos jene Selbstbiographie des Meisters auf, deren Torso von 1874 gleich eingangs mit vollem Recht beklagt wird.

Dazwischen eingestreut eine Fülle von Zeichnungen und Bildern, meist aus der ja viel interessanteren Frühzeit Menzels, und so geschickt verteilt, daß jede Illustration am rechten Platz steht und man nicht, wie das sonst meist der Fall, alle Augenblicke die Lektüre unterbrechen oder umgekehrt Seiten und Seiten blättern muß, um den dazugehörigen Text zu finden. Das scheint mir ein besonders rühmenswertes Verdienst des Autors.

Dabei handelt es sich hier keineswegs um eine Anekdotensammlung aus dem langen Leben des Altmeisters. — Nein, es wurde mit Bedacht nur *das* ausgewählt, was unter irgendeinem Gesichtspunkt bedeutungsvoll für sein Denken, Fühlen und Wollen ist. Der starke Akzent, der dabei auf die vierziger bis sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die Zeit der höchsten Kraft des Künstlers, gelegt wird, bietet reiche Gelegenheit, das heut, ach, so sagenhaft-verschollene alte Berlin wieder auferstehen zu lassen. Ich bin kein Menzel-Spezialist und weiß daher nicht, was neu, was schon früher einmal publiziert wurde. Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Das Ganze ist eben ein liebevoll geflochtener bunter Kranz zu Menzels Ehren, aus dem man keine Blüte missen möchte.

Kirstein trifft dabei in glücklichster Weise den behaglichen Plauderton, der vielfach auch in Menzels eigenen Briefen herrscht. Er will uns garnicht „wissenschaflich" kommen und redet, wenn auch ein Nachgeborener, die Sprache der Vaterstadt, wie sie wohl mit wenig Abweichungen schon im vormärzlichen Berlin Menzels gang und gäbe war, oft mit einem scherzhaften Beigeschmack, einer leichten Ironie, mitunter etwas schnoddrig oder zitierfreudig, aber eben im guten Sinne Berlinisch. Das hat — für mich wenigstens — etwas Anheimelndes und paßt so ausgezeichnet zu dem Lokalkolorit des Buches, daß man sich der so geschaffenen Harmonie innig freut.

Der Verfasser tadelt zwar scharf die kritische Überheblichkeit jener, die den *alten* Menzel hinter den *jungen* stellen. Das ist in den letzten zehn Jahren Brauch geworden durch Tschudis Entdeckung des jungen Menzels, den man vordem kaum kannte. Da Kirstein aber durch seine eigene Darstellung die Zeit bis 1870 wesentlich bevorzugt und in das hellste Licht stellt, ist sein Tadel nicht so ernst zu nehmen, und ich stecke ihn auch meinerseits mit heiterem Lächeln ein. Sind wir doch sonst in allen wesentlichen Punkten *einer* Meinung.

Sicher wird das anspruchslose Büchlein dem Meister der Tafelrunde und des Flötenkonzertes mehr Freunde erwerben als manch mit allem kunsthistorischen Pomp ausgestattetes, anmerkungs-

1 Nach den Annalen das Björn von Skarðsá (I, 131) muß er als Priester von Breiðabólstað noch mehrere katholische Bücher gedruckt haben („prenta 'i þar Handbók presta, Sunnudaga guðspjöll og fleira anna'.“ Bisk-Sög. II, 440). Darnach muß die Angabe Nielsens richtig gestellt werden.

Digitized by Google

reiches Werk. Gerade die Knappheit der Fassung dürfte diese Wirkung in die Ferne und in die Breite erhöhen. *Max Lehrs.*

Kleine Mitteilungen.

Bücherpreise. Alle Betrachtungen über die Preisbewegungen des Büchermarktes müssen das Verhältnis von Angebot und Nachfrage zugrunde legen. Zunächst im allgemeinen, praktisch. Das heißt kurz gesagt: hohe Preise senken sich nicht früher, als bis die Buchware zu ihnen keine oder keine genügende Abnahme mehr findet. Sodann für genauere Untersuchungen, soweit der Altbüchermarkt in Frage kommt, durch eine mehr theoretische Prüfung der Frage, inwieweit die Liebhaberpreise durch Liebhaberwerte bedingt werden. Künstliche Preissteigerungen, wie sie zum Beispiel augenblicklich in Deutschland für die sogenannten bibliophilen Luxuseditionen stattfinden, gelegentliche Preistreibereien bei Versteigerungen können für eine solche Prüfung nicht maßgebend sein. Und auch das statistische Material, daß die Jahrbücher der Bücherpreise liefern, zumal das nicht ausreichende deutsche Jahrbuch, läßt sich nur für einen größeren Zeitraum und unter Berücksichtigung aller preisbildenden Faktoren, die nicht immer deutlich genug in diesen Jahrbüchern erkennbar sind, verwerten. Leider sind gründlichere, umfassendere Untersuchungen für die Preisentwicklung des deutschen Altbüchermarktes nicht vorhanden. Auch das, was ich in meiner Fachkunde für Büchersammler über die Theorie des Liebhaberwertes zusammengestellt habe, bedarf noch erheblicher Ergänzungen und Verbesserungen. Für den englischen, den größten Altbüchermarkt, ist hier zu verweisen auf W. Roberts, Rare Books and their Prices. London: 1896 und auch H. B. Wheatley, Prices of Books, An inquirg into the chances in the price of books which have occurred in England at different periods. London: 1898. Vor allem auch auf die Exemplar-Registrierung, die bereits für einige der gefragtesten Liebhaberwerte, Caxtondrucke, Shakespeareausgaben usw. durchgeführt wurde. Preis und Seltenheit sind keineswegs ohne weiteres gleichbedeutend, was häufig angenommen wird. Eine Ausgabe muß zunächst gesucht sein, damit ihre Seltenheit auch auf den Preis einwirkt und diese Einwirkung wird um so stärker hervortreten, je größer bei nicht nur vorgeblicher Seltenheit einer Ausgabe die Anzahl der sie begehrenden Sammler, je zahlungskräftiger diese sind. Weiterhin wird der Ausgleich des äußeren und des inneren Wertes einer Ausgabe, für dessen Bestimmung die Gesichtspunkte der Sammelrichtungen maßgebend sind, die Preisbildung beeinflussen. Je vielseitiger eine Ausgabe begehrt wird, je mehr Vorzüge sie hat, desto häufiger wird sie gesucht werden. Das gilt unter dem hier besonders starken Einflusse der Sammlermoden besonders auch für die Bewertung des Einzelstückes. Betrachtungen über Altbücherpreise, die eine regelmäßige Preisentwicklung feststellen wollen, können die Sonderfälle nur zu den Ausnahmen rechnen und müssen das Durchschnittsexemplar zugrunde legen. (Schon deshalb sind die auch sonst nicht gerade großzügigen, dem Altbuchhandel eigentümlichen Preisvergleichungen der Antiquariats-Kataloge wie „da und dort so und so viel teurer angeboten", ohne rechten Sinn.)

Das herrschende Mißvergnügen über die hohen Bücherpreise dürfte aber noch einen andern Grund haben als den Ärger der Büchersammler über die Preissteigerungen. Beklagt wird eigentlich gar nicht der hohe Preis, sondern die Preiswillkür, besonders auch deshalb, weil die Bücherkäufer, ebenso wie beim Einkauf neuer Bücher, auch bei der Einschätzung von Liebhaberwerten an eine gewisse Preisregelmäßigkeit gewöhnt gewesen sind. Vergleiche eines größeren Katalogmaterials zeigen, daß gerade die führenden Händler zum Beispiel den Durchschnitt der Klassiker- und Romantikerausgaben nach dem Geldwerte verhältnismäßig vor zehn Jahren nicht sehr viel höher eingeschätzt haben als sie das jetzt tun, ja, daß sogar hier für die Romantiker schon mancherlei Preissenkungen sich vollziehen und weiter vollziehen werden. Daß inzwischen einzelne bibliographische Entdeckungen, auch infolge der gelegentlichen Mangels greifbarer Buchware und der Bevorzugung einiger Ausgaben, die jeder Sammler, der etwas auf sich hält, haben muß, in die Höhe gegangen sind, ändert an dem allgemeinen Bilde der Preisentwicklung deutscher Klassiker- und Romantikerausgaben nur wenig. Wenn aber irgendwie oder irgendwo ein maßloser Preis entsteht oder gemacht wird, dann gibt es jetzt sehr viel mehr beeilte Buchhändler, die sich die neue Notierung zu eigen machen und die nun ebenfalls diesen Preis verlangen. Ob sie dabei immer gut fahren werden, läßt sich wohl bezweifeln. Ein Blick in englische, französiche, italienische Kataloge des Jahres 1920 zeigt, daß keineswegs eine internationale Bücherpreissteigerung ins Ungemessene während des Weltkrieges stattgefunden hat und die allmählich zu erhoffenden wirtschaftlichen Ausgleiche dürften schließlich auch eine Beruhigung des Büchermarktes herbeiführen und die gegenwärtigen Preise berichtigen.

Wer nach wissenschaftlichen Grundsätzen sammelt, wird sich genauer über die Lage seines Sammelgebietes unterrichten wollen. Dabei wird er dann für eine ganze Anzahl der deutschen Klassiker- und Romantikerausgaben feststellen können, etwa aus dem Russel'schen Gesamt-Verlagsverzeichnisse, daß sie noch in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nicht beim Verleger

Digitized by Google

vergriffen waren. Daß solche Bücher ein Vierteljahrhundert später bereits große Seltenheiten geworden sind, kann man um so weniger annehmen, als gerade sie meist mit den Restauflagen nahezu vollständig in den Kreislauf des Altbüchermarktes gelangt sein werden. Je später aber eine Ausgabe, die längst vergriffen war, als Sammlergut eingeschätzt wird, desto seltener und teurer pflegt sie zu werden, weil ein großer Teil ihrer Auflage verloren gegangen sein wird. Tausend Abzüge einer sogleich beim Erscheinen vergriffenen Liebhaberausgabe sind ganz gewiß nicht selten, weil alle diese Abzüge von Bücherhändlern und Büchersammlern aufgenommen sind. Ein dem Börsenspiel verwandtes Spiel der Bücherspekulationen läßt sich für genaue Preisstatistiken überhaupt nicht verwenden, schon deshalb nicht, weil die künstlichen Werte doch nicht allzulange gehalten werden können. Bücherkurszettel, die sich von Tag zu Tag ändern, haben keine internationale Bedeutung und darauf kommt es schließlich auch bei den Notierungen der Bücherbörse an. Bei allen Beurteilungen der deutschen Gegenwartspreise kann der Vergleich mit den ausländischen Preisen nicht außer Betracht gelassen werden. Zunächst darauf hin, daß dort die Steigerungen für die gerade in Deutschland hoch gewerteten Ausgaben englischer, französischer usw. Literatur durchaus nicht so erheblich sind, als daß nicht nach einer Valutaverbesserung auch in Deutschland die „falschen Taxen" für manche Gruppen der ausländischen Literatur wieder fallen müßten. Sodann aber dieser wichtigere, daß jetzt gelegentlich in Deutschland für durchschnittliche Klassiker- und Romantiker-Ausgaben höhere Preise verlangt werden, als von den Engländern und Franzosen für die kostbarsten Stücke ihrer Literatur gleichen Ranges und gleicher Zeit bezahlt werden. Schließlich: wem wird mit solchen Preisübertreibungen ein Gefallen getan? Den Händlern, die sich gegenseitig in die Höhe steigern und teilweise widerwillig, da sie mit Recht eine Deroute befürchten (denn immer noch ist in der Bibliophiliegeschichte der Hausse die Baisse gefolgt, die Abkehr von den überschätzten Büchern) an der Schraube mit drehen? Den Sammlern, die als beati possidentes sich einerseits mit imaginären Werten beglückt sehen, andererseits aber, wenn sie gegen ihre Überzeugung nicht mitmachen wollen, ihre Sammlertätigkeit stocken lassen müssen? Den Verschwendern oder unermeßlich Wohlhabenden, denen es ganz gleichgültig ist, ob ein Buch gar nichts oder sehr viel kostet? Oder den Bücherwareschiebern? Selbst sie müßten überlegen, ob nicht der übermäßigen Aufblähung der Bücherpreise ihr plötzliches Zusammensinken folgen könnte. Und auch die Büchersammler werden schließlich auf den Gedanken kommen, Konsumvereine zu begründen oder ähnliche Einrichtungen zu schaffen, die den Bücherumlauf verbilligen. Eine Gefahr, die für die Antiquariate nicht zu unterschätzen ist, weil sie zwar nicht den Altbuchhandel mit Kostbarkeiten, wohl aber den mit der Durchschnittsware bedroht. Man muß freilich nicht glauben, mit theoretischen Erwägungen eine Bücherhausse aufhalten zu können. Ein Antiquar kann keinen billigen Katalog machen, wenn er nicht von seinen Konkurrenten ausgekauft werden will, so lange sie anhält. Aber man kann, wenn man ein bedachtsamer Büchersammler ist, selbst wenn man die höchsten Preise anlegen will, bei jedem Ankauf überlegen, inwieweit der geforderte Preis aus Gründen, die in dem Buche selbst liegen, noch gerechtfertigt ist. Erst wenn dergleichen Überlegungen von den Sammlern selbst zur Anwendung gebracht werden, wird die Preisregulierung eintreten, die zu beeinflussen selbst führende Antiquariate (die vorsichtigen Schätzpreise der Boernerschen Chodowieckiauktion bewiesen das unlängst wieder) nicht in der Lage sind. G. A. E. B.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Martin Breslauer in *Berlin W 8.* Nr. 32. Musterdrucke der Gegenwart, Bodoni, Handschriften und Miniaturen, Stammbücher, Autographen und Urkunden, Drucke des 15. bis 20. Jahrhunderts, Bücher über Bücher usw. 2716 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Nr. 90. Deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts. 1978 Nrn. — Der Bücherkasten Nr. 7. Nr. 4662—5673.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 475. Kunst. 585 Nrn.

Rudolf Hönisch in *Leipzig.* Nr. 11. Literatur- und Kulturgeschichte. 2212 Nrn.

H. Hugendubel in *München.* Nr. 108. Literatur, Kunst, Alte Drucke, Erstausgabe, Bibliophilie. 688 Nrn.

Friedrich Klüber in *Passau.* Nr. 20. Geschichte. 1256 Nrn.

Koebner in *Breslau.* Nr. 298. Vermischtes. 1918 Nrn.

Otto Küfner in *Berlin NW 6.* Nr. 24. Das schöne Buch. 745 Nrn.

F. Lehmann in *Frankfurt a. M.* 13. Verzeichnis von alten Städte-Ansichten. 1234 Nrn.

Markert & Petters in *Leipzig.* Nr. 54. Germanische Sprachen und Literaturen, Abt. I. 3997 Nrn.

Roßbergsche Buchhandlung in *Leipzig.* Nr. 16. Vermischtes. 969 Nrn.

J. A. Stargardt in *Berlin W 35.* Nr. 241. Briefe und Urkunden deutscher Denker und Dichter. 302 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Mitteilungen für Bücherfreunde, 3. Folge. Nr. 2. Vermischtes. 166 Nrn.

Digitized by Google

Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Elfter Jahrgang. 1919/20

Band II.

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Achtmann zu St. Ulrich, B. R. L. *495.*
Adler, Guido *444.*
Aeschylos *534.*
Afer, Domitius 294.
Ahlers-Hestermann, F. 188.
Amman, Jobst 198.
Andersen 260.
André de la Roque, Gilles 290.
Androky des 287.
Angenetter, August *340.*
Apicius, M. Gavus 264.
Archestratos von Gela 264.
Arens, Franz *462.*
Arneth, Alfred von *307.*
Arnold, Robert F. *338, 535.*
Arrhenius, Svank *453.*
Aschaffenburg, Gustav 292.
Augusti, Johann Christian Wilhelm 161.
Avenarius, Ferdinand *310.*
Avenstrup, Aage *413.*

B

Bab, Julius *351, 454,* 535.
Bacon von Verulam *217.*
Bahr, Hermann *352.*
Balauinus, Franciscus 268.
Baldensperger *530.*
Baldinger, Amalie 166 ff
Baltzer, Eduard 285.
Barbusse, Henri *385.*
Barlösius, Georg 149.
Baron, Julius 285.
Bartels, Adolf *544.*
Bartolus 266.
Bartsch, R. H. *343.*
Baudelaire, Charles *541.*
Bauer, Constantin *467.*
Bauer, Karl *473.*
Baumberger 158.
Bause, Johann Friedrich 224.
Bayros, Franz von *482.*
Bebel, August 291.
Becker 202.
Becker, Julius Maria *346.*
Becker. Rudolf Zacharias 205.
Beham, Hans Sebald 200.
Behl, C. F. W. *345.*
Behmer, Marcus 149.
Behrend, Fritz 242—248, *319.*
Behrens, Peter 149.
Bek-gran, Hermann 149.
Belin, J. *388.*
Bellermann, Ludwig *488.*
Belwe, Georg 152.
Benzmann, Hans *536.*
Beradt, Martin *536.*
Béranger, Léon *439.*
Berchoux, Josef 264.
Berend, Eduard 279—282.
Bergerat, Emile *439.*
Bergmann, Ernst *468.*
Bernhard, Lucian 152.
Berthold von Regensburg 288.
Bethge, Hans 188, *318, 353, 410, 483, 501, 508, 553.*
Bierbaum, Otto Julius *546.*
Biese, Alfred *363.*
Binet-Valmer *439.*
Birk, Alfred *443.*
Biro, Ludwig *353.*
Bisticci, Vespasiano da 183 bis 186.
Bleuler-Waser, Hedwig *448.*
Blocher, Eduard 292.
Blüher, Hans *455.*
Blumauer, Aloys 263.
Blumröder, Gustav 264.
Böck, Ludwig *337.*
Bogeng, G. A. E. *370.*
Böhme, Jakob *444.*
Böhmert, Viktor 290.
Bohnenblust, Gottfried *452.*
Boll, F. *503.*
Bonne, Georg 291.
Bonsels, Waldemar *390.*
Borcherdt, Hans Heinrich *537.*
Borde, Andrew 267.
Borderau, Josef 260.
Borinski, Karl *457.*
Boßhart, Jakob *354, 453.*
Botsky, Katarina *391.*
Bourchenu, Jean-Pierre Moret de 269.
Bourget, Paul *385.*
Brandenburg. Hans *538.*
Brandenburg-Polster, Dora 152.
Brandes, Edward *553.*
Brandt, Paul *292.*
Braun, Kaspar 171.
Braungart, Richard *538.*
Bredt, E. W. *564.*
Brentano, Clemens 236—241, *539.*
Brillat-Savarin, Anthelme 264.
Bröger, Karl *462.*
Brösel, Max 150.
Brunnemann 286.
Bruno von Cöln *270.*
Bryan, William Jennings 292.
Buchner, August *537.*
Buchwald, Georg 223—225, 275—279.
Buddha 287.
Budzinski, Robert *463.*
Bülow, Margarete von *539.*
Bunge, Gustav von 291—293.
Burckhardt, Jacob *293, 407.*
Burg, Paul *463.*
Burger, Fritz *354.*
Bürger *341.*
Bürger, Gottfried August *540.*
Burgerstein, Leo 291.
Burk, Gerhard 291.
Burkhardt, Paul *448.*
Busse *351.*

C

Callot, Jakob *472.*
Calvin, Johannes 267.
Capistrano, Johannes von 288.
Carbère Max *389.*
Carlebad, Albert 205.
Carnot, Maurus *449.*
Casanova *291.*
Cäsar 287.
Caselius, Johannes 268.
Cassirer, Ernst *464.*
Castelvetro, Lodovico 267.
Castle, Eduard *344, 446.*
Cestoni, Giacinto 270.
Cézanne *342, 354.*
Chamberlain, Houston Stewart *293, 294.*
Charasson, Henriette *439.*
Charles, Gilbert *390.*
Chéniers, André *439.*
Chiesa, Francesco *290.*
Chledowski, Casimir von *355.*
Chodowiecki *515.*
Cicero 287.
Cissarz, J. V. 150.
Clemen, Otto 162—163.
Clemens XIV. 269.
Clostermaier 178—182.
Comte, Auguste 290.
Cornaro, Lodovico 266.
Corrinth, Curt *355.*
Cranach d. Ä., Lukas 162.
Crusius, Otto *473.*
Csokors, Franz Theodor *445.*
Cuninghame 212.
Cunz, Martha *457.*
Curcellaus, Stephanus 286.
Curel, François de *440.*
Curtius, A. *503.*
Czernin, Ottokar *443.*
Czlossek, F. *315.*

D

Dähnhardt, Oskar *466.*
Daralcalde, Lopez Zappata Walther Graf zu 268.
Dasio, Maximilian 152.
Däubler, Theodor *540.*
Daumer, Georg Friedrich 285.
Dauthendey, Max *466.*
Decsey, Ernst *342.*
Deecke, Georg 292.
Deetjen, Werner 159—161.
Degas, Edgar *529.*
Dehmel, Paula *466.*
Dehmel, Richard *466.*
Delacroix, Eugen *541.*
Delrio, Martin 269.
Demosthenes 287.
Derschau, Hans Albrecht v. 205.
Deutsch, Otto Erich 190—192.
Deventer, Jacob van *435.*
Detmold, Johann Hermann *513.*
Diefenbach, Wilhelm 285.
Dimier, L. *530.*
Diogenes von Sinope 287.
Divéky *447.*
Dodwell, Harris 269.
Dommer, A. von 163.
Dopsch, A. *503.*
Doré, Gustav *467, 540.*
Dörfler, Anton *295.*
Dornblüth, Otto 265.
Dostojewski, F. M. *468, 542.*
Drachmann, Paul *499.*
Drachstedt, Augustus *495.*
Droste-Hülshoff, Annette von *292.*
Drudmair, Zeno *444.*
Drugulin, W. 187.
Duller 178—182.
Dürck-Kaulbach, Josefa *356.*
Dürer *318, 351, 542.*

E

Ebstein, Erich *360, 397.*
Eckmann, Otto 147.
Egger, Augustinus 290.
Ehmke, F. H. 153, 260.
Ehrenstein, Albert *345, 543.*
Eidlitz, Walther *347.*
Elkan, Benno *392.*
Enders Ludwig *539, 546.*
Engelhorn, Charlotte Christine *496.*
Engelmann, Gottfr. 271—274.
Englmann, Wilhelm *337.*
Enzinger, Moritz *338.*
Epikur 266, 287.
Erasmus von Rotterdam 287.
Ermatinger 175.
Ernst, Paul *356.*
Ertl, Emil *292.*
Eulenberg, Herbert *496.*
Exner Franz *443.*

Digitized by Google

F

Faesi, Robert *297, 452.*
Falus, Elk 153.
Fankhauser, Alfred *468.*
Parinacius, Prosper 268.
Farrèr, Claude *544.*
Federer, Heinrich *449.*
Fehler, Anna *360,* 397.
Felger, Friedrich *452.*
Ferretus, Ämilius 267.
Fichte *468.*
Fikentscher 187.
Fingesten, Michl *494.*
Finkelstein, B. *453.*
Fischart, Johannes *470.*
Fischel, Alfred *340.*
Fischer, Hans W. *470.*
Flaubert *389.*
Fletcher, Horace 269.
Flettner, Peter 197, 204.
Flötner, Peter 197, 198.
Foltz, Ph. 171.
Forel, Auguste 291.
Förster, Paul 286.
Fouqué 213.
Fraenkel, E. *503.*
Franck, Hans *298, 357.*
Franck, Sebastian 254—259, 289.
Frankfurter, Hofrat Dr. S. *442.*
Frankl-Hochwart, Bruno *342.*
Franklin, Benjamin 285.
Frapié, Leon *439.*
Freitag, Felix Wilfried *470.*
Freksa Friedrich *343.*
Frey, Adolf *299, 359.*
Freytagh-Loringhoven, Axel Frhr. von *359.*
Friedjung, Heinrich *339.*
Friederich, Matthäus 289.
Friedländer, Max J. *360.*
Friedrich der Große 218.
Friedrich, Hans *544.*
Froriep, August von 291.
Führich, Josef *341.*

G

Gaber, Felix *471.*
Gareis, Fritz *445.*
Gagern, Friedrich von *392.*
Gärtner, Eduard *445.*
Gaudentius 290.
Gaule, Justus 291.
Gelger, Ludwig *293.*
Geller von Kaisersberg, Johannes 288.
Gerard, Dorothea *343.*
Gerhardt, E. 172.
Geyling, Remigius *445.*
Giacomo, Salvatore di *289.*
Gilbert, Pierre *390.*
Gill, Eric 149.
Ginisty, Paul *438.*
Giusso, L. *290.*
Gjellerup, Karl *545.*
Glareanus, Henricus 267.
Glasenapp, C. Fr. *484.*
Glaß, Max *359.*
Glaßbrenner, Adolf 263.
Gleim *304.*
Gleim, Joh. Ludw. 290,
Glossy, Karl *340.*
Goedeke 210, *211.*
Goens, Ryklof Michael von 212.
Goethe, Johann Wolfgang 164 bis 165, 190—192, 293, *294, 412. 445, 545. 546.*
Goetze 196, 202, 207.
Gogol, Nikolaus *471.*
Goldschmitt, Bruno *534.*
Goll, Iwan *348.*
Goncourt, Edmond de *390.*
Gonser, Immanuel 292.
Gooß, Roderich *443.*
Gött, Emil 285.
Gottberg, Otto von *499.*
Gottschalk, Paul *300.*
Grabbe 178—182.
Graber, Hans *541.*
Gräff, Walter *271*—274.
Cräffer, Franz *348.*
Gramatté, Walter *471.*
Grautoff, Otto *390, 441, 534.*
Gregori, Ferdinand *547.*
Greif, Martin *292.*
Greyerz, Otto von *451.*
Grillparzer *342, 445.*
Grimschitz, Bruno *446.*
Großmann, Rudolf *398.*
Großmann, Stefan *302, 547.*
Gruber, Max von 291.
Gruner, Erich 152, 187, 188, 189.
Grüner, Vinzenz Raimund 190 bis 192.
Grünewald, Matthias *360, 471.*
Grünler, Karl Heinrich 225.
Gugitz, Gustav *342.*
Gutenberg *300.*
Guttzeit, Johannes 286.
Guy-Grand, Georges *387.*

H

Haas, Hermann 156.
Haaseck, Ant. 288.
Hadina, Emil *343, 548.*
Hafner, Philipp 250.
Hagemann, Carl *548.*
Hagen, Oskar *471.*
Hahn-Hahn, Ida Gräfin *549.*
Halesius, Johannes 268.
Halévy, Daniel *529.*
Haller, Albrecht von 290. *452,*
Hamann *351.*
Harberland, Arthur *341.*
Hardenberg, Friedrich von 193, 194.
Hartmann, Johann Ludwig 290.
Hartmann, K. A. 291.
Hartmann, Paul 152.
Hasemann *292.*
Hasenclever, Walter *302.*
Hastelberg, F. *304,*
Hauffen, Adolf 254—259.
Hebbel, Friedrich *351.*
Hefele, Hermann *549.*
Heine *445.*
Heine, Anselma *499.*
Heine, Th. Th. 150.
Heinemann, Karl *546.*
Heinrich von Würzburg *270.*
Heisenberg, August *351.*
Hellfeld, C. v. 265.
Helfferich, Karl *393,*
Helvetius 264.
Henkel, M. D. *436.*
Henselt, Adolf *472.*
Henzen, Wilhelm 291.
Herberger, Valerius 268.
Herbst, Joh. Fr. W. 287.
Hercod, Robert 292.
Herlicius, David 289.
Hermann, Christian Gottfried 224.
Hermann, Georg *360.*
Herneisen, Andreas 199.
Herrmann, Max *349.*
Hertel, Theodor *363.*
Herzog, Wilhelm *409.*
Hettner, H. 175.
Heusch, Cäsar 291.
Heyder, Lucie 151.
Hildebrand von Einsiedel, Friedrich 293.
Hilderich v. Varel, Edo 289.
Hindhede, M. 286.
Hirsch, Siegmund 193—194.
Hirschfeld, Georg *499.*
Hlawa, Stefan 260.
Hochdorf, Max *395, 452.*
Höcker, Paul Oskar *499.*
Hodler, Ferdinand *354, 479.*
Hoerschelmann, Rolf von *495.*
Hoffmann, E. T. A. *445, 472.*
Hofmannsthal *342, 444.*
Hogarth, William *552.*
Hohlbaum, Robert *343.*
Hohlwein, Ludwig 152.
Holitscher, A. 292.
Holland, Hyacinth 236.
Holz, Arno 188.
Holzhausen, Adolf 262.
Homer 263.
Honig, Ernst *360, 397.*
Horst, Eduard 158.
Hortensius 294.
Hötzendorf, Conrad von 291.
Höxter, John 158.
Huber, Walter *450.*
Huch, Ricarda *304, 473.*
Huet, Daniel 268.
Hülsen, Hans von *396.*
Hulsius, Heinrich 263.
Humboldt, Wilhelm von 293. *406.*
Hupazoll 268.
Huschke, Konrad *444.*
Hyacinthe-Loyson, Paul *387.*

J

Immisch, Otto *473.*
Istel, Edgar *361.*
Jacob, Heinrich Eduard *307.*
Jacobsen, Jens Peter *553.*
Jahn 293.
Jahn, Friedr. Ludw. 290.
Janssen, Magda *306, 357, 545.*
Jaskowski, Friedrich 286.
Jean Paul 279—282
Jean, René *389.*
Jensen, J. N. Jacobsen *433.*
Johst, Hans *474.*
Jolles, André *474.*
Julianus, Apostata 292.
Jutz, Maria 156.
Jullien, Jean *439.*
Junk, Rudolf *262.*

K

Kaibel, Franz *360, 397.*
Kaiser, Georg *398.*
Kammüller, Paul *555.*
Kanoldt *292.*
Kant, Immanuel 290, 292, *464.*
Kars, Georg *342.*
Kasimir, Luigi 260.
Kastan, J. *554.*
Kästner, Abraham Gotthelf 165 ff.
Kaulbach, Wilhelm von *356.*
Keller, Gottfried *171—177, 299. 395. 445, 449, 452, 475, 476, 555.*
Keller, Regula *448.*
Keller, Walter *555.*
Keyserling, Graf Hermann *399.*
Kielholz, A. *444.*
Kindermann, Heinz *444.*
Kipka, Karl 211.
Kirstein, Gustav 563.
Klaiber, Theodor *476.*
Klarwill, Victor *491.*
Kleist, Heinrich von *464.*
Klemm, Christian Gottlob 252.
Klenz, Heinrich 263—270, 285
Kleobulos 266.
Klette, Werner *409.*
Kleukens 261.
Klimt, Gustav *341.*
Klug, Joseph 162.
Knapp, Ludwig *345.*
Kneip, Jakob *308.*
Knies, Richard *404.*
Knudsen, Hans *352, 507, 510.*
Koch, Alexander *477.*
Koch, Heinrich Gottfried 251.
Koch, Max *315, 503.*
Koch, Rudolf 151.
Kochmann, Adolf Armin *344.*
Kocmata, Karl Franz *444.*
Koenig, Hertha *404.*
Koester, Reinhard *556.*
Koetschau, Karl *490.*
Kohfeldt, G. *516.*
Köhlitz, Christian Friedrich 223.
Kokoschka, Oskar *361.*
Kolb, Alois 149, 261, *466.*
Konfutse 270.
Konturner, Adam *444.*
Konzelmann, Max *451.*
Koppay *341.*
Korrodi, Eduard *452.*
Kosch, Wilhelm *453.*
Köster, Albert *363.*
Kraepelin, Emil 291.
Kraus, Herbert 228.
Kraus, Karl *343, 444.*
Krauß, R. *295, 309, 316, 477. 512, 558, 559.*
Krautinger, Ferd. *445.*
Kraze, Friede H. *405.*
Kreutz, Rudolf Jeremias *450.*
Krüger, Karl Wilhelm 293.
Kruse, Heinrich 290.
Küffer, Georg *453.*
Kühn, Joachim *317.*
Kurtz, Josef Felix von *252*
Kurz, Hermann *444.*
Kurz, Isolde *558.*
Küster, Gertrud *534.*

L

Lahmann, Heinrich 285.
Landgraf Moritz der Gelehrte von Hessen 289.
Lang, Paul 156.
Lange, Carl *345.*
Lange, Fritz *444, 477.*
Lanner, Joseph *444, 477.*
Lansius, Thomas 289.
Lasteyrie, Graf von *272.*
Lauremberg, Peter 265.
Leblanc *389.*
Le Bouthillier de Rancé, Jean 270.
Lecher, Otto *343.*
Lechter, Melchior 149.
Lefler, Heinrich *445.*
Legrain 292.
Lehrs 269, 293.
Leimbach, Robert 291.
Leitzmann, Albert *406, 488.*
Lemke, Ernst *536.*
Lenz, Jacob Michael Reinhold 293, *310.*
Leppin, Paul *559.*
Lessing 249, *304.*
Lhote, André *529.*
Lichtenheld 172.
Lichtenstein, Alfred *478.*
Lienhard, Friedrich *478.*
Lissauer, Ernst *349.*
Locke, John 290.
Loe, Didi *472.*
Loos, A. *341.*
Loosli, C. A. *479.*
Lorenz, Bernhard 152.
Lothar, Rudolf *341, 445.*
Lotter, Richard 156.
Loubier, Hans *302.*
Löw, Fritzi *476.*
Lubasch, Kurt *478.*
Lucullus 294.
Lütgendorff, M. A. v. vor S. 219, 259.
Luther, Arthur *359, 557, 562.*
Luther, Joh. 162.
Luther, Martin 267, 289, 292.
Lyser *361.*

M

Mach, Ernst *443.*
Maderno, Alfred *445.*
Magnus Hund der Ältere von Magdeburg 275—279.
Mani 288.
Marcellus, Palingenius Stellatus 263.
Maresius, Samuel 287.
Marggraff, Rudolf 174, 176.
Martersteig, Max *404.*
Martini 149.
Martius, Wilhelm *291.*
Marwitz, Roland *320.*
Matthaei *351.*
Mautner, Konrad *443.*
Mayer, Aug. L. *407.*
Mechau 225.
Mehlhorn *351.*
Meisner, Heinrich 242—248.
Meister des Hederleins 204.
Meißner & Buch 187, 188.
Melanchthon, Philipp 270.
Menghin, Oswald *343.*
Merckel, Georg 199.
Meyer, Betsy *448.*
Meyer, Conrad Ferdinand *451.*

Digitized by Google

Meyrink 315.
Michael, Friedrich 516.
Michaelis, Curt 217, 218.
Michelangelo 311, 409.
Mogk, E. 466, 564.
Mohammed 287.
Molden, Berthold 340.
Molmenti 292.
Molo, Walter von 466, 560.
Montaigne, Michel de 264.
Montanus, Benedictus Arias 270.
Monten 171.
More, Thomas 288.
Moreck, Curt 501.
Morgenstern, Christian 479.
Morgenstern, Margareta 479.
Möricke, Eduard 444. 445.
Morley, George 268.
Müchler, K. 210.
Müller, Hans 261.
Muller, Hans Alexander 513.
Müller-Freienfels, Richard 366.
Müller-Guttenbrunn 343.
Müller-Jabusch, Maximilian 226—235.
Münchhausen, Hieronymus von 494.
Murray, James 291.

N

Nadler, Josef 342.
Nathusius, Philipp 238.
Naude, Gabriel 287, 290.
Neuburger, Paul 312.
Neumann, Carl 368, 407.
Neureuther, Eugen vor S. 171 bis 177.
Newton, J. 285.
Nicolai, Friedrich 214.
Niebergall, Friedrich 292.
Nielsen, Lauritz 562.
Niese, Charlotte 480.
Nijhoff, Wouter 312.
Nikolaus, Paul 408.
Nikolaus von der Flüe 264.
Nissen, Momme 158.
Novalis 193, 194.
Nöldeke, Georg Friedrich 264.
Nora, A. de 480.
Nötzel, Karl 542.
Nüchtern, Hans 343.
Nußberger, Max 451.

O

Ochino, Bernardino 267.
Oettinger, Eduard M. 264.
Origines 266.
Ornstein, Margit 444.
Orthner, Rudolf 443.
Osthaus, Karl Ernst 312, 446.
Ostini, Fritz von 481.
Ostrop, Max 147—159.
Ovid 191, 564.
Ovidio, Francesco d' 289.

P

Pacher, Michael 341.
Paganini, Nicolo 361.
Pagenstecher, Alex Arnold 264.
Pais, Ettore 289.
Pajer, Robert 445.
Pantz, Anton von 443.
Pankok 310.
Pany, L. 445.
Panzini, Alfredo 290, 291.
Paquet, Alfons 408.
Paul, Jean 263, 279—282.
Pauli, Gustav 200.
Paust, Clara 313.
Pencz, Georg 197, 204.
Penzel, J. 215.
Pestalozzi 451.
Peterich, Eckart 481.
Petersen, J. 481.
Petrus de Apono 287.
Petsch, Robert 304, 310. 312. 407, 488.
Pezl, Joseph 171.
Pfänner 495.
Pfleiderer, Alfred 292.
Piranger, Albertine 215.
Pilz, Johann 482.
Pierrefeu, Jean de 388.
Pincianus 288.
Pindar 287.
Pirchan, Emil 158.
Pius X. 290.
Platen 396.
Plato 266.
Plautus 310.
Ploetz, Hermann 536.
Plumatius, Bernardus 267.
Pniower, Otto 453.
Polgar, Alfred 482.
Ponickau, Richard 292
Popert, Hermann M. 292.
Popp, Anny E. 342.
Poppenberg, Felix 483.
Popper-Lynkeus 444.
Pordes, Viktor E. 342.
Posthius, Johannes 289.
Pralteres, de 158.
Preetorius, Emil 154.
Pretsch, Paul 484.
Preyer, W. 485.
Prodhomme, J. G. 532.
Prunnbader, Magerhart 444.
Pseudo-Beham 196.
Pulver, Max 485.

R

Rapp, Gottlob Heinrich 271.
Rappaport, Ewald 292, 556.
Rauthe, Oskar 492.
Rehfisch, Hans J. 486.
Reich, Adolf 340.
Reich, Eduard 265, 286.
Reichardt, Louise 240.
Reimmann, Jakob Friedrich 269.
Reinhart, Lukas Friedrich 286.
Rembrandt 368.
Renner, Paul 153.
Renoir 529.
Ressel, Gustav Andreas 445.
Reusner, Nic. 217.
Reynière, Grimod de la 264.
Rheinhardt, E. A. 347.
Richter, Emil 174.
Riegers, Erwin 261.
Rilke, Rainer Maria 297.
Ritter, Franz 444.
Robert, Louis de 390.
Rochat, Louis Lucien 291.
Rodenberg, Julius 409.
Rodin, Auguste 529.
Roeschel, Johann 290.
Röhl, H. 468.
Rolffs, Ernst 292.
Rolland, Romain 409, 444.
Rollett, Hermann 486.
Rommel, Otto 342.
Rosegger, Peter 291, 343.
Rosmasler 225.
Rötscher, Heinrich Theodor 410.
Rottenberger, J. 265.
Röttinger, Heinrich 197, 204.
Rousseau, Jean-Jacques 269.
Rueprecht, Chr. 486.
Rumohr, Carl von 264.
Rysselberghe, B. 148.

S

Sachs, Hans 195—208.
Sanctorius 268.
Sattler, Josef 149.
Sauer, August 338.
Scaliger, Josephus Justus 268.
Schaeffer, Albrecht 487.
Schapire, Rosa 294, 313, 369, 355, 408, 541.
Schäufelein, Hans Leonhard 195.
Scheibes, Carl 262.
Scheichelbauer, Carl 264.
Schering, A. 472.
Schertlin, Leonhart 289.
Schiestl, Rudolf 313.
Schiller 353, 474, 488.
Schiller, Walter 342.
Schlaf, Johannes 188.
Schläger 286.
Schlosser, Anton 342.
Schmidt, Erich 161.
Schmitt-Dorotic, Carl 489.
Schnebel, Karl 152.
Schnitzer, Manuel 165—170.
Schnorr, Peter 158.
Schöffer 300.
Scholz, Wilhelm von 315, 490.
Schönherr, Karl 314.
Schönlank, Bruno 344.
Schönowsky-Schönwies, Max 340.
Schopenhauer, Arthur 314.
Schöttler, Horst 314.
Schröder 490.
Schubring, Paul 183—186.
Schuchardt 162.
Schüddekopf, Carl 546.
Schulz, Hans 413, 469.
Schumann, Wolfgang 310.
Schürch, Ernst 451.
Schurig, Arthur 549.
Schütz, Erich 445.
Schwabach, Erik-Ernst 283.
Schwarzenberg, Johann Frhr.zu 288.
Schwiefert, Fritz 299, 304, 314, 358, 363.
Schwimbeck, Fritz 315, 480.
Sealsfield, Charles 491.
Seckendorff, Veit Ludwig von 290.
Seebaß, Friedrich 178—182, 236—241.
Seeck, Otto 149.
Segantini 445.
Seibertz 171.
Seidl, Emanuel von 492.
Seilliore, Ernest 389.
Seld, Georg Sigismund 267.
Seyß, A. 174.
Shakespeare 315.
Shaw, Bernhard 286.
Sichem, Christoph van 205.
Sidelius, Ambrosius 268.
Sigrist, Karl 156.
Silberer, Herbst 493.
Simon, Erich M. 477.
Sinsheimer, Hermann 410.
Skowronnek, Richard 493.
Soffel, Carl 154.
Sokrates 266.
Souday, Paul 530.
Soyka, Otto 499.
Specht, Richard 444
Spiro, Mario 501.
Spitteler, Carl 448.
Spohr 286, 291.
Stadion 442.
Stammler, Wolfgang 488.
Stassen, Franz 484.
Stefan, Paul 342.
Steiger, Hans 493.
Stein, Anton Joseph 293.
Stein, Leonhard 316.
Steinbrucker, Charlotte 164 bis 165.
Steiner-Prag, Hugo 153, 342.
Steinmetz, Moritz 286.
Stern, Ernst S. 408.
Sternberg, Alexander von 317, 494.
Sternheim, Carl 494.
Sterrer, Karl 341.
Stettner, Th. 171, 177, 565.
Stiaßny, Robert 341.
Stifter, Adalbert 445.
Stille, Gustav 265.
Stix, Alfred 342.
Storm, Theodor 292, 363, 466, 495.
Strauß, Emil 317.
Strauß, Johann 444, 477.
Strauß, Richard 445.
Strauß und Torney, Hugo von 292.
Strecker, Carl 292.
Strowski, Fortunat 530.
Struve, Gustav von 285.
Stubenrauch, Hans 151.
Stuhlfauth, Georg 195—208, 318.
Suchier, Wolfram 495.
Symanski, J. D. 210.
Szültenbürger, Schorse 360, 397.

T

Taesler, Clemens 344.
Tailhade, Laurent 533.
Tanner 269.
Tardieu, Charles 388.
Taschner, Ignatius 154.
Taube, Otto Freiherr von 496.
Tausig, Paul 342, 486.
Tertullianus 286.
Thalhoff, Albert 496.
Thamm, Walter 156.
Theden, Joh. Christ. Ant. 290.
Theuer, Max 341.
Thies, Hans Arthur 497.
Thoma, Hans 466, 497, 498.
Thönert 225.
Tieck, Friedrich 209.
Tiemann, Walter 154, 187, 188.
Tietze, Hans 342.
Tietze-Conrat, E. 341, 446.
Timokreon von Rhodos 294.
Tips, Carlos 480.
Tiraquellus, Andreas 288.
Toletus, Franciscus 268.
Tolgsdorff, Erdmann 268.
Tolstoj, Leo 285.
Tomitanus, Bernhardinus 270.
Tommasi, Natale 444.
Touaillon, Christine 339.
Tragus, Hieronymus 267.
Trebellius, Hermann 163.
Trier, Georg 292.
Tulla, Artur 249—253.

U

Ulich, H. Robert 457, 558.
Ullmann, Regina 350.
Unger, Hellmuth 318.
Unruh, Fritz von 500.
Uttmann, Christoph 254.

V

Vaerst, Eugen Baron 264.
Varnhagen, Rahel 279—282.
Verlaine, Paul 501.
Venere, Bonaventura de 268.
Vershofen, Wilhelm 500.
Verville 501.
Viertels, Berthold 261.
Vietinghoff, Jeanne von 418.
Vincent, L. 390.
Vischer, Friedrich Theodor 502.
Vogeler, Heinrich 151.
Vogt, Friedrich 503.
Voiture, Vincent 290.
Voltaire 445.
Vorberg, G. 552.

W

Wächter, Eberhard 444.
Wackenroder 209.
Waetzoldt, Wilhelm 209.
Wagner 261, 342, 532.
Wagner, Karl 337.
Wagner, Siegfried 484.
Wahberg, Ferdinand von 343.
Wahrmund, Gottlieb 243.
Wallace, Alfred Russell 285.
Walser, Karl 319.
Walser, Robert 319.

Digitized by Google

Waltz, Henriette *437*.
Walzel, Oskar *351*, *368*, *410*, *504*.
Warstat *351*.
Waske, Erich *554*.
Watzlick, Hans *292*.
Weber, Carl Julius *263*.
Wedel *265*.
Weichselbaum, Anton *291*.
Weigand, Wilhelm *504*.
Weilen *338*, *506*.
Weiskern, Friedrich Wilhelm *252*.
Weiß, E. R. *155*.
Weitshaeuser, Emil *285*.
Welti, Albert *319*.
Werfel, Franz *507*.
Wesley, John *285*.
Wiegler, Paul *363*.
Wieynk, Heinrich *151*.
Wilhelm, Hans *343*.
Wilke, Karl Alexander *340*.
Wilson, Woodrow *292*.
Winckel, Richard *188*.
Winds, Adolf *508*.
Witkowski, Georg *187—189*, *260—262*, *275*, *284*, *285*, *342*.
Woermann, Karl *510*.
Wolf, Hugo *342*.
Wolfensberger, William *452*.
Wolff, Franz *511*.
Wukadinowic, Sp. *178*.
Wurster, Paul von *292*.
Wurzbach *442*.
Wustmann *351*.

Z

Zachariä *490*,
Zahn, Ernst *511*.
Zeidler *338*.
Zettl, Zephyrin *445*.
Zierold, Joh. Wilh. *269*.
Zifferer, Paul *343*.
Zitterhofer, Karl Josef *342*.
Zobeltitz, Fedor von *210—216*, *492*.
Zoff, Otto *477*.
Zweig, Stefan *444*, *513*.

Digitized by Google

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Elfter Jahrgang. 1919/20

Band II.

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Abenddämmerung *343*.
Accademia dei Lincei *289*.
Ahnfrau, Die *342*.
Alpen, Die *452*.
Altar, Isenheimer *360*.
Altar, St. Wolfganger *341*.
Alt-Berliner Humor um 1830 *453*.
Alte und das neue System, Das *470*.
Altösterreichische Erzähler *544*.
Amelangs Taschen-Bibliothek für Bücherliebhaber *292*.
Antike, Das Nachleben der *473*.
Aphorismen zur Lebensweisheit *314*.
Arcobaleno", „L' *289*.
Ästhetik *351*.
Attente *439*.
Aucassin und Nicolette 261.
Auch Einer *502*.
Auferstehung *355*.
Auktionswesen *492*.
Aus der Chronik derer von Riffelshausen *539*.
Aus dem alten Göttingen *360*, *397*.
Aus Natur und Geisteswelt *351*.
Aus der Neuen Welt *451*.
Aus Revolutionstagen *467*.
Auszüge aus dem Tagebuch einer trauernden Witwe 215.
Autographensammlung der Wiener Stadtbibliothek *337*.
Avalum-Drucke 260—262, *341*.

B

Baukunst *351*.
Beaumarchais und Sonnenfels *307*.
Beichte, Die *490*.
Bericht aus einem Tollhaus *543*.
Berlin wie es war *554*.
Berliner Akademie der Künste 164, 165.
Berliner Dichterbuch *344*.
Besuchskarten *225*.
Beschwerde Leonhard Thurneißers bei der Universität Rostock *516*.
Bibliografi, Dansk *562*.
Bibliographie holländischer Reisebeschreibungen *433*.
Bibliographie, Nederlandsche, van 1500 tot 1540 *312*.
Bibliographie des Wiener Schauspiels im 18. Jahrhundert 249—253.
Bibliographische Miszellen *217*.
Bibliophilen-Abend, Leipziger *513*.
Bibliothèque nationale *438*.
„Bildende Künste" *342*, *405*.
Bildersammlung *342*.
Blaue Blume, Die *444*.
Blocksberg *318*.
Blumen *404*.
Blutjunge Welt *344*.
Bogtrykkerkunst, Dansk *562*.
Böhmerlandflugschriften *340*.
Brennende Dornbusch, Der *361*.
Briefsammlung der Wiener Stadtbibliothek *337*.
Bronzen der Fürstl. Liechtensteinschen Kunstkammer *341*.
Brevier *472*.
Brüder Karamasoff, Die *542*.
Buch der Gegenwart, Das künstlerische 187—189, 260 bis 262, 284—285.
Buch oder Mappe? *370*.
Buch der Nächte 188.
Buch und Politik 226—235.
Buchdruckerkunst, Dänische *562*.
Bucheinbände *413*.
Bücher, Illustrierte *446*.
Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte, Allgemeine *338*, *535*.
Bücherpreise *388*, *565*.
Bücherzensur 259.
Buchhandel, Französischer *388*, *389*, *532*.
Buchillustration 283, *490*.
Buchkunst Gutenbergs und Schöffers, Die *300*.
Buddhistische Plastik in Japan *446*.

C

Calliope *291*.
Casanova-Literatur *291*, *292*.
Catalogus van Folklore in de koninklijke Bibliotheek *464*.
Christliche Kaufmann 242 bis 248.
Chronik von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn *494*.
Clarté *385*, *531*.
Clauß, Die kleine *313*.
Corpus Pacificationum *227*.
„Correspondant" *530*.

D

Daniel Jesus *559*.
Dansk Bibliografi *562*.
De Sapientia Veterum Liber 217.
Den alten Göttern zu *396*.
Den ermordeten Brüdern *345*.
Denkwürdigkeiten aus Altösterreich *342*.
„Deutsche Blatter aus Thüringen" *412*.
Deutsche Geschichten aus drei Welten *295*.
Deutschösterreichische Flugschriften *340*.
Des alten Kauz Meditationen über Besenstiele . . . 214.
Dichtung seit Goethes Tod, Die deutsche *504*.
Die von Brock *405*.
„Divan" *529*.
„Donauland" *342*, *445*.
Drama, Das *351*, *511*.
Dramatische Darstellung *410*.
drey todten, Die 195.
Drucke der Wahlverwandten 187—189.
Durch Schmerzen empor *354*.
Dürerbund *310*.

E

Ein klag Gottes vber seinen weinberg . . . 199.
Elli oder Sieben Treppen *487*.
Eine Nacht in den Abruzzen *449*.
Enfant", „L' *438*.
Entfesselte Mensch, Der *499*.
Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit *317*.
Ewigen Pfingsten, Die *349*.
Exlibris, Neue deutsche *538*.
Expressionistische Miniaturen des deutschen Mittelalters *407*.

F

Fanfulla della Domenica", „La *290*.
Faustine *549*.
Felsheims Jugend . . . 212.
Femme", „La *438*.
Ferdinand von Felsenthal und Alwina Lindenhain 213.
„Figaro" *388*.
Flieger im Hochgebirge *341*.
„Floréal" *439*.
Flötenbläser, Der *316*.
Flugblatter für Deutschösterreichs Recht *340*.
France de Bordeaux", „La *389*.
France nouvelle", „La *388*.
Frauen *501*.
Frauenroman des 18. Jahrhunderts, Der deutsche *339*.
Freie Knechte *298*.
Freimüthige für Deutschland" „Der 210.
Fresken in der Sixtinischen Kapelle *311*.
Fröhliche Jugend *313*.
Fröhliche Tote, Der *493*.
Fuochi di primavera *290*.
Fürchtemacher, Der *449*.

G

Gallus pugnans *342*.
Gang des Gottlosen, Der *556*.
„Gaulois" *437*.
Gebt mir meine Wildnis wieder *449*.
Gedicht, Das neueste *471*.
Geißel", „Die 211.
Geister- und Gespensterbuch *463*.
Gelehrten-Kuriositäten 263 bis 270, 285—294.

Digitized by Google

Gemeinschaftsbühne 475.
„Genaue Nachrichten" 250.
Gerichtstag, Der 507.
Gesangbuch 300.
Gedichte der Kunst aller Zeiten und Völker 510.
Gesellschaft der Bibliophilen 385, 386.
Gesetz der Form, Das 549.
Gingganz, Der 479.
Girton College in Cambridge 289.
Glockenblume 463.
Glückliche Eiland, Das 499.
Gnadenwahl, Die 497.
Gockel, Hinkel und Gackeleia 539.
Goethe-Kalender 546.
Goldene Schlüssel, Der 463.
Goldene Wind, Der 347.
Goldmacherei und Lotterie 320.
Golem, Der 315.
Graphik, Wiener 444.
Graphischen Bücher, Die 471.
Graphische Gesellschaft 202.
Große Phrase, Die 450.
Grundzüge der Stilentwicklung 312.
Grüne Gesicht, Das 315.

H

Hände der Thea Sigrüner, Die 499.
Handschriftensammlung der Wiener Stadtbibliothek 337.
Haus Molitor, Das 353.
Hauses Sonnenschein, Des 541.
Held im Schatten, Der 462.
Heilandskind, Das 318.
Heimkehr 486.
Herlishöfer, Die, und ihr Pfarrer 404.
„Het Boek" 312.
Historische Aufsätze 339.
Hochverrat 397.
Hof von Ferrara 355.
Hofbibliothek Wien 441.
Hoffnung der Frauen 361
Holzschnitte 195—208, 542.
„Humanité" 532.
Hüter der Freude 559.

I

Icones 217.
Illustrierte Bücher 446.
Im kommunistischen Rußland 408.
Im Winter des Lebens 498.
Impressionismus 529.
In Franzens Poetenstube 449.
„Indépendance belge" 439.
Inkunabelnkatalog 433.
Insel-Bücherei 306.
Isenheimer Altar 360.
Istorie e Favole 291,
Italia che scrive", „L' 290.
Italien des Rokoko 355.

J

Jahrbuch des Kunsthistorischen Instituts der Kommission für Denkmalpflege 1917 341.
Jesus und Mirjam 188.
„Journal des Débats" 388, 389, 437, 532.
Junge Gelehrte, Der 249.
Junge Gina, Der 347.
Junge Kunst 558.
Junge Schweiz, Die 452.

K

Kastan und die Dirnen 359.
Keller, Gottfried, und die Frauen 450.
Kentaurin, Die 318.
Kleine Zeit 482.
Kleinstadtgeschichten, Deutsche 477.
Kriegsliteratur 389.
Kultur der Renaissance in Italien, Die 293.
Kulturmenschen 544.
Kupferstich des 18. Jahrhunderts, Leipziger 219—225.
Künstlerische Buch der Gegenwart, Das 187—189, 260 bis 262, 284—285.
Kyprien 163.

L

Landvogt von Greifensee, Der 452.
Leben Adolf Menzels, Das 563.
Lebendige Gott, Der 308.
Lebenslauf der Planeten, Der 453.
Legende eines Lebens 513.
Legenden 452, 475, 476.
Leipziger Universität 275.
Letzte Bilder 296.
Letzte Gericht, Das 346.
Letzten Tage der Menschheit, Die 342.
Lichtspiel 342.
Liebe Nest, Das 466.
Lieder des Orients 353.
Literarischer Ratgeber des Dürerbundes 310.
Literaturgeschichte, Deutsche 503.
Lithographie 271—274.
Löffelstelze, Die 504.
Lotte Eßlingers Wille und Weg 511.
Luck 340.
Luise 560.

M

Madonna von Krumau 342.
Madonnen 480.
Mägera 250.
Maison du Livre 388.
Manfred 481.
Männer der Arbeit 499.
Mantel, Der 471.
Märchen 495, 546.
Märchen, Braune 494.
Märchen, Russische 496.
Marcus u. Webers Verlag, Bonn a. Rh. 552.
Marienleben 542.
Masken der Freiheit 359.
Mein Leben für die Bühne 296.
Menschen, Die 302.
Menschen des Barock 355.
Menschlichkeiten 483.
Miniaturen 482.
Miniaturen des deutschen Mittelalters, Expressionistische 407.
Miszellen, Bibliographie 217 bis 218.
„Moderne Welt" 342, 445.
Mörder 361.
Motor, Der 470.
Münchhausen 540.
Münchner Künstlerfest von 1840, Das 171—177.
Musée industriel in Mülhausen 272.
Museum für Volkskunde in Wien 341.
Mütter 499.

N

Nachtstücke, Polnische 392.
Narrenspiel des Lebens 314.
Narzissos 485.
Nationaltheater, Das deutsche 481.
Nederlandsche Bibliographie van 1500 tot 1540 312.
Neue Daimon", „Der 445.
„Neue Freie Presse" 190.
„Neue Münchener Zeitung" 236.
Neue Standpunkt, Der 540.
Neue Tag, Der 345.
Neugriechenland 351.
Nicht weiter, o Herr! 496.
Norby 390.
Novellen einer Frühvollendeten 539.
Novellen der italienischen Renaissance, Die schönsten 555.
„Nouvelle revue française" 387, 529.
„Nouvelliste de Bordeaux" 390.
„Nyland" 308.

O

O mein Heimatland 452.
Oesterreich, wie es ist 491.
Offenbarung des Johannes, Die 554.
Offenbarung St. Johannis, Die 542.
Olympische Frühling, Der 448.
Ornamentstichsammlung 444.
Orpheus und Eurydike 361.
Orplid-Bücher 284—285.
Österreichische Museum, Das 444.

P

Panslavismus bis zum Weltkrieg 340.
Parisurteil 162, 163.
Partei, Die 547.
Parti de l'intelligence 387.
Passion, Die große und kleine 542.
Patria 449.
Pentagramm der Liebe, Das 357.
Peripteraltempel, Griechisch-dorischer 341.
Perser, Die 534.
Persönlichkeit und Weltanschauung 366.
Peter der Tor und seine Liebe 468.
Peter Wildangers Sohn 410.
„Petit Parisien" 389, 437, 438.
Phoebus-Bücher 445.
Photographie, Die künstlerische 351.
Plastik in Japan, Buddhistische 446.
Plaudereien mit einer schönen Frau 314.
Poetische Zürich, Das 452.
Politik der Besiegten, Die 340.
Politische Schriften 226—235.
Polyphem 485.
Porträtsammlung 342.
Postkutsche, Die, oder Schwärmereyen menschlicher Leidenschaften 211.
Prinzessin Brambilla 472.
Psychologie des Schreibens 485.

R

Randbemerkungen 360.
Rara et Curiosa 210—216.
Reclams Universal-Bibliothek 313.
Reiseblätter aus Österreich 260.
Reisetagebuch eines Philosophen, Das 399.
Reizigers te Amsterdam 433.
Renaissance 457.
Renommisten 490.
Republikanisches Liederbuch 342, 486.
Revolutionslyrik, Deutsche 535.
Revue hebdomadaire", „La 389, 440.
„Revue de Paris" 389.
Richtlinien für ein Kunstamt 341.
Rolandsruf 474.
Romantik, Politische 489.
Rose rouge, La 390.
Roswitha 449.

S

Sagenforschung, Semitische 342.
Sands und die Kotzebues, Die 361.
Schäffers Dafnis ... Riesen-Bußthräne 188.
schatstal Christi, Der 200.
Schauspiel, Wiener, im 18. Jahrhundert 249—253.
Schauspielbuch, Klassisches 558.
Schauspielbuch, Modernes 309.
Schauspieler, Der 508, 547.
Schreiben 485.
Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 338.
Schriften zum Selbstbestimmungsrecht der Deutschen außerhalb des Reiches 340.
Schwänke aus aller Welt 466.
Schweizer 511.
Schweizer Deutsch 451.
Schweizerische Bibliothek 451.
Sehen und Erkennen 292.
Seit ich zuerst sie sah 545.
Sende-Schreiben ... 492.
Sette-Cento-Bibliothek 291.
Sermones 217.
Signete Der Gegenwart künstlerische 147—159.
Sinn der Heiligen Schrift, Der 304.
Sixtinische Kapelle 311.
Spiegel, Der 317.
Spiegel der Agrippina, Der 260.
Spiele der Völker 548.
Spieler, Der 468.
Sprachreinigung 213.
Sprichwörtersammlung 254 bis 259.
Stadtbibliothek, Wiener 337.
Stadt- und Landhaus 492.
Steindruckerei, Engelmannsche 271—274.
Sternhelle Weg, Der 540.
Stilentwicklung 312.
Straßburger Universität 436.
Strom aus der Tiefe 345.
Suchende Liebe 548.
Symbolisten 533.
Synästhesien 218.

T

Tank", „Le 439.
Tanz ums Drama, Der 511.
Tänzerinnen 408.
Tarcisius 449.
Tat und Schuld 481.
„Temps" 437, 530.
Theater 506, 538.
Theater, Wiener 338.
Tiefer als Liebe 347.
Titelbordüre mit dem Parisurteil 162—163.
Tod des Antichrist, Der 188.
Tragödien im Tann 470.
Traum, Der 391, 493.
Traumland 558.
Tristan und Isolde 261.
Troilus und Kressida 315.
Tyll Eulenspiegel 500.

U

Über das Erhabene 353.
Über moralischen Ehebruch 212.
Ullstein-Bücher 499.
Universitätsbibliothek in Amsterdam 433.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 545.
vntertrückt Fraw Warheyt, Die 196.
Unterwelt, Die 348.

Digitized by Google

V

Vaterland", „Das 178.
Veilchen, Das, die Rose, die Lilie, oder die drey Gräber 215.
Verbannung *349*.
Verfolgten, Die *536*.
Verlagszeichen der Gegenwart, Künstlerische 147—159.
Veröffentlichungen zu den Friedensverhandlungen, Die 226 bis 235.
Verzeichnis, Beschreibendes, der Briefe der Handschriftensammlung der Wiener Stadtbibliothek *337*.
Viali d'Oro *291*.
Viaggio d'un povero letterato *291*.
Vite di nomini illustri del secolo XV 184.
Volksbibliotheken *486*.
„Volksblatt für Stadt und Land" 237, 240, 241.
Volkskunst der Balkanländer *341*
Vom Altertum zur Gegenwart *503*.
Vom Kavalier und seiner Nichte *480*.
Von morgens bis mitternachts *398*.
Von Stufe zu Stufe *552*.
Vor der Entscheidung *500*.
Vorgeschichte des Weltkriegs, Die *393*.
Vorleser der Kaiserin, Der *302*.

W

Wahlverwandten-Drucke 187 bis 189.
Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu *351*.
wanckel glück mit seiner vngetrewen eygenschafft, Das 202, 207.
Warhafte geschichte pfalzgraf Friedrichs 204.
Weg zum Erfolge Der *501*.
Weiße Adler, Der *493*.
Weiße Villa, Die *499*.
Weltgericht *342*.
Weltliche Andachten *452*.
Weltwiedergeburtsidee in den neueren Zeiten, Die *457*.
Weimarer Landesbibliothek 159—161.
Weimars Vermächtnis *312*.
Weisheit des Guten, Die *412*.
Wertheriaden 211, 212,
Westmark *478*.
Wie ich es sehe *296*.
Wien 1810—1848 *340*.
Wiener Stadtbibliothek *337*.
Wiener Theater *338*.
Wilde Jäger *341*.
Wille zum Drama, Der *351*, *454*.
Wohnungskultur *477*.
Wunder in Holzschuhen, Das *449*.
Wunderbare Reisen ... *540*.
Wundmale, Die *392*.

Z

„Zeitschrift für den deutschen Adel" 213.
„Zeitschrift für Bücherfreunde" *541*.
Zurück zum Buch 283.
Zusammenbruch des deutschen Idealismus, Der *356*.
Zweifausterdrucke *463*.
Zwischen den Toren der Ewigkeit *344*.
Zwischenspiele *485*.
Zwölf Bücher, Die *444*.

Digitized by Google

Digitized by Google

20.5
ZE
Lib. Sch.

ZEITSCHRIFT

... LIBRARY

FÜR

AUG 1 0 1920

BÜCHERFREUNDE

HERAUSGEGEBEN

VON

GEORG WITKOWSKI

1919/20 HEFT 12

NEUE FOLGE 11. JAHRGANG

VERLAG E. A. SEEMANN. LEIPZIG.

Digitized by Google

Digitized by Google

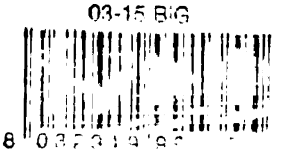
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

03-15 BIG



Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 049000232